WIDENER
HN YR84 R

P GERM 259.5 (JAN-MARZ 1896)

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

SUSAN GREENE DEXTER

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

III. Jahrgang · Nr. 66 · 4. Januar 1896

Englisches. (Menschenquälerei in Brauweiler. — Hammerstein in Sicht! — Friedmann und sein Liebchen.)
Berliner Unfallstationen. Von Dr. Max Maschke.
Die Monroe-Doktrin. Von Dr. E. Below.
Gegen die „Poeten"! Von R. Wulkow.
Die rumänische Frau. Von Carmen Sylva. Deutsch von E. Otten.
Journalisten-Akademien. Von Dr. Richard Wrede.
Vom neuen Schriftthum.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag

Berlin NW., Luisenstraße Nr. 36

Fernsprecher: III, 1621.

Preis für den Raum eines Feldes (4 Zeilen) nur 1 Mark netto.

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

Berlin, den 4. Januar 1896.

Geisteszolter des Militarismus. Studenten-Novelle von Hermann Witte. Preis 2,40 Mk. — Johanna Eberskirchen, **Die Prostitution des Mannes.** Auch eine Bergpredigt, — auch eine Frauenlektüre. Preis 60 Pf. Verlags-Magazin (J. Schabelitz) Zürich.

Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher u. Aerzte. 67. Versammlung zu Lübeck, 16.—20 Sept. 1895. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes und der Geschäftsführer von Albert Wangerin und Otto Taschenberg. — I. Teil. Die allgemeinen Sitzungen 1895. Leipzig. Verl. v. F. C. W. Vogel.

Richard Dehmel. Der Mitmensch. Drama Preis Mk. 3 —. Verlag von Hugo Storm in Berlin W. 30, Gleditschstr. 35.

Lustige Capperjaulen (Bellkartoffeln) von R. Bolm. Geb. 3 Mk. Festgeschenk, ähnlich Reuters Läuschen und Riemels, Verlag Wilhelm Möller, Berlin S, Prinzenstr. 95.

Kuno Fischer, Kritische Streifzuge wider die Unkritik Kleine Schriften, 4. Erste Reihe. Ueber die menschliche Freiheit. Ueber den Witz. Shakespeare und die Bacon-Mythen Kritische Streifzuge wider die Unkritik Mk. 3,20. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Alban Förster,

op. 90 Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied m. Pftebegl. f. mittl Stimme 80 Pf. op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pftebegl. à 1 Mk Verl. v Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Oswald Flemming, Vergißmeinnicht, Salon-Fantasie f. Pfte. op. 47 1 Mk. — La Manuela, Salon-Mazurka f. Pfte. op. 49 1 Mk. — Elfenträume, Salonstück f. Pfte. op. 51 Mk. 1,50. — **Walter Mortier,** Mairegen, Gavotte f. Pfte. op. 10 1 Mk. — Elfenreigen, Polka capriee f. Pfte. op. 11 1 Mk. Musik-Verlag Krause & Cie. in Hannover.

Modern. Drama in fünf Akten von Hans Efchelbach. Preis 1 Mk. Verlag von Paul Neubner in Köln.

Wolfgang Kirchbach. Gordan Pascha Ein Zeitdrama in fünf Aufzügen. Mk 1.50. — **F. Fontana,** Naduco, Dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen. Deutsch von Bertha von Suttner, mit einem Vorwort von Ludw. Fulda 1 Mk. — **Julius Erich Kloß,** Max Kretzer. Eine Studie zur neueren Literatur Mit einem Bilde M. Kretzers. 1 Mk. E. Piersons Verlag i. Dresden.

Die Verjudung der Aerzte und das dadurch verantagte Eindringen des Cynismus in die Medizin von Dr. Dufing. Ein Beitrag zur Frauenärztinnen Frage 1 Mk. Verlag der Buchdruckerei Jobs. Basch in Münstee i. W.

Lotusblüthen. Theosophische Monatsschrift. Ein monatlich erscheinendes Journal, enthaltend Originalartikel und ausgewählte Uebersetzungen aus der orientalischen Litteratur in Bezug auf die Grundlage der Religionen des Ostens und der Theosophie. Herausgegeben von Franz Hartmann. M. D. Jahrgang 1893, 1894, 1895, je 2 Bände 10 Mk. Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Das Komische. Eine Untersuchung von Dr. Karl Ueberhorst, ord. Professor der Philosophie an der Universität Innsbruck, Bd. I: Das Wirklich-Komische, ein Beitrag zur Psychologie u. Aesthetik und eine Darstellung des Ideals des Menschen. Brosch. 12 Mk, geb. Mk. 14,50. Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Henry Greville, Franziska. Autorisirte Uebersetzung von „Le Moulin Frappier" von B. Blanchard. Preis geb 2,50 Mk Verlag von Herm. Starke (C. Plasnick) in Großenhain.

Kinder-Tanz-Album. 34 leicht spielbar gesetzte und mit Fingersatz versehene Tänze und Märsche aus dem 30. Jahrgange des Dresdener Tanz-Albums. 2 Hefte für Pianoforte zu 2 Händen. Musik-Verlag von Bellmann & Thümer in Dresden-Potschappel.

Zu beziehen durch **Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin W. 30:**

Schneidt, Kellnerinnen-Elend. 1 Mk.
Schulz, Wober kommen die kleinen Kinder? 80 Pf.
Grobe Keile auf grobe Klötze. (Von Konrad Alberti) 1,— Mk.
Buhr, Der Sozialismus in der Armee. 50 Pf.
Dan. Sanders, Sein Leben und s. Werke. Nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage. Herausgeb. v. Fr. Düsel 2. Aufl. Mit Photogr. 1,60 Mk. — **Huth,** Buch berühmter Landwirthe. 2,25 Mk. — **Pohl,** Pastor, Dr, D. Verhältniß d. Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon. 1,— Mk — **Haberland,** Metamorphosen der Pflanzen. 50 Pf. — Wie unterscheidet sich die Methode der Mathematik von der der Philosophie? 80 Pf.

Neue Musikalien für Klavier. Verlag von Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen

G. Stapel,
op. 63, Friederike-Walzer. 60 Pf. Op. 68, Adolf-Friedrich-Marsch. 80 Pf. Op. 69, Elisabeth-Walzer. 1,20 Mk. Op. 70, Mein schön Berlin, Gesangwalzer. 50 Pf.

H. Berger,
op. 10, Polka-Mazurka. 60 Pf Op. 11, Gavotte. 60 Pf.

Gustav Falke. Landen und Stranden. Ein Hamburger Roman. 2 Bde., brosch. 6 Mk, geb. 8 Mk. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W. 30, Gleditschstr. 35.

Bei der Garde. Erlebnisse und Eindrücke aus den Kriegsjahren 1870 71 von D. Bernh. Ragge, Hofprediger in Potsdam. Mit 4 Karten. brosch. 2,50 Mk, geb 4 — Mk. — **Eine Osterreise nach Jerusalem** über Aegypten und Griechenland, von D. Bernh. Rogge. Geh. 2,50 Mk., geb. 4,— Mk. Verlag von Carl Meyer (G. Prior) in Hannover.

Die Bismarckiade für's deutsche Volk Humorist. Heldengedicht in 10 Gesangen v. R. Genee. Mit Zeichn. v. G. Brandt u. C. Sellmer. Geh. 3 Mk, brosch. 2 Mk. Verl. v. A. Hofmann & Comp., Berlin.

Gabriele Reuter, Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens. In zwei Teilen br. 4 Mk — **Juliane Dery,** Es fiel ein Reif. Drama in einem Akt. Brosch. 50 Pf. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 4. Januar 1896

III. Jahrgang | Nr. 66 | Jahrgang III

Inguinsland.

Ende gut, alles gut .... Das Jahr 1895 endete doch nicht ganz so trostlos, wie es nach allem, was vorher geschehen war, hätte ausgehen können. Eine reiche Fülle herzerhebender Aussichten eröffnete es uns noch in seinen letzten Tagen, und zwar handelte es sich dabei nicht um trügerische Vorspiegelungen erregter Phantasiekräfte, sondern um höchst reelle Aussichten, deren Erfüllung sicher zu erwarten steht.

Der Prozeß gegen den Redakteur eines sozialdemokratischen Blattes, der sich unlängst vor der Strafkammer in Köln abspielte, hatte allerhand bemerkenswerthe Einzelheiten zu Tage gefördert. Es war im Verlauf der achttägigen Verhandlung der Beweis dafür erbracht worden, daß in dem Arbeitshaus zu Brauweiler die Sträflinge nach einer eigenartigen Methode behandelt worden seien. Um ihnen Lust und Liebe zur Arbeit anzuerziehen, hatte man sie oft Tage und Wochen lang in die „Cachotte" gesperrt, d. h. in einen dunklen, feuchten und kalten Raum, wo sie Tag und Nacht auf den harten Steinfließen liegen mußten und zum absoluten Müßiggang verurtheilt waren. Und um ihnen klar zu machen, daß der Müßiggang, dem sie pflichtgemäß sich hingaben, ein überaus verwerfliches Laster ist, gab es knappe Kost nur, bestehend aus trockenem Brot und Wasser. Da aber trotzdem noch immer die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen war, daß der eine oder andere Häusling sich so leicht nicht überzeugen ließ, thaten die Aufseher und Aufseherinnen manchmal ein Uebriges, indem sie milden Sinnes in das unheimliche Verließ sich schlichen und als wirksames Erziehungsmittel den Eingesperrten den Bastanzug oder gar das Staats- und Paradestück des Hauses, die Mundbinde anlegten.

Das hatte dann zur heilsamen Folge, daß den also festlich Herausgeputzten der Athem etwas knapp ward, wodurch ein Gefühl hochgradiger Beängstigung hervorgerufen wurde, das sie zu innerer Einkehr und strengster Selbstprüfung veranlaßte, falls sie nicht zufällig dabei Krampf- und Tobsuchtsanfälle bekamen, oder, was ja auch vorgekommen ist, es vorzogen, aus purer Bosheit das Zeitliche zu segnen.

Indeß kleine Unvollkommenheiten haften allen menschlichen Einrichtungen an, insbesondere ist ein ganz einwandfreies Erziehungssystem bis jetzt noch von keinem der vielen Pädagogen erfunden worden, die seit Jahrhunderten und Jahrtausenden nach dieser Richtung hin sich abmühen. Man darf daher auch den sanftmüthigen, barmherzigen Männern und Frauen, die in Brauweiler unter der Oberleitung des Direktors Schellmann der Erziehung Verwahrloster ihre — manchmal durch die Wucht und den Schwung eines in Wasser getauchten Seiles oder eines Gummiriemens oder eines biegsamen Stockes verdoppelten und verdreifachten — Kräfte widmeten, im Ernste keinen Vorwurf daraus machen, daß in vielen Fällen ihr Erziehungssystem als gänzlich verfehlt sich erwies.

Solchen vernünftigen Erwägungen ist allerdings ein großer Theil unserer Presse nicht zugänglich. Ein Sturm der Entrüstung brauste durch den deutschen Zeitungswald, als die Einzelheiten der in Brauweiler angewandten Besserungsmethode durch die Beweisaufnahme in dem Prozeß Hoffrichter an den Tag kamen. Und diese papierene Entrüstung theilte sich dem Lesepublikum der Zeitungen mit, so daß es laut und vernehmlich über Menschenquälerei und schlimme Vergewaltigung Beschwerde erhob, ohne sich auch nur einmal die Frage vorzulegen, ob das Anlegen der Mundbinde und des kleidsamen Bastanzuges, sowie auch die Behandlung mittelst Stock, Seil, Gummiband und Fußfessel nicht am Ende wesentliche Bestandtheile eines Heilsystems könnten sein, das auf dem therapeutisch vielfach bewährten Prinzip der Abhärtung sich aufbaut.

Vernünftige Erwägungen dieser Art liegen eben nicht nahe genug, als daß der gewöhnliche Zeitungsschreiberpöbel sie mit Händen zu greifen vermöchte. Nur die „Kölnische Zeitung" macht eine rühmliche Ausnahme. Wohl vermochte auch sie sich nicht zu vollen Höhe ihrer Aufgabe emporzuschwingen, immerhin aber hielt sie es wenigstens für ihre Pflicht, die in Brauweiler übliche Praxis der Menschen- und Krankenbehandlung für ziemlich einwandfrei zu erklären. Daß die Insassen des Arbeitshauses in Brauweiler durch die Bank lieber im Zuchthaus säßen, als in diesem herrlichen Asyl, in dem die christliche Nächstenliebe zu so eindringlichen und drastischen Belehrungs- und Bekehrungsmitteln ihre Zuflucht nimmt; daß manchmal ein Häusling ein Verbrechen begeht, um ins Zuchthaus zu kommen, das Alles ist nach der Kölnischen keineswegs ein Beweis für die übermäßige Strenge

Digitized by Google

der Menschenbehandlung in Brauweiler, sondern es geht daraus lediglich hervor, daß die Behandlung der Verbrecher in den Zuchthäusern eine viel zu milde ist, daß dort die Herren Strolche ein üppiges Lotterleben führen, das den Neid der im Uebrigen ganz auskömmlich situirten und sehr menschenfreundlich behandelten Häuslinge naturgemäß in hohem Grade erregt ....

Aber das Organ der „Vertreter von Bildung und Besitz" stand diesmal leider so ziemlich allein da mit seinen verständigen Ansichten. Selbst erzkonservative Zeitungen waren der Meinung, daß in Brauweiler empörende Dinge vorgekommen, daß dort scheußliche Menschenquälereien an der Tagesordnung gewesen seien, die durch Nichts entschuldigt, geschweige denn gerechtfertigt werden könnten. Es war daher auch weiter gar nicht verwunderlich, daß die Verurtheilung des sozialdemokratischen Redakteurs, der die Zustände in Brauweiler aufgedeckt hatte, in weiten Kreisen der Bevölkerung ein großes Mißbehagen hervorrief, das zu allerhand falschen Auffassungen führen konnte.

Zum Glück ist man noch kurz vor Jahresschluß in den maßgebenden Kreisen zu der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des Brauweiler Heil- und Erziehungssystems gelangt, und da seiner Anwendung bisher noch einige Hindernisse im Wege standen, sollen dieselben einfach beseitigt werden. Wir haben nunmehr die angenehme Aussicht, daß, wenn Alles gut geht, im neuen Jahre die Insassen der Arbeitshäuser nicht mehr in aller Stille und Heimlichkeit dem oben geschilderten, außerordentlich bewährten Regime unterworfen werden, sondern daß der Direktor, welcher die Anlegung der wohlthätigen Mundbinde oder die Verabfolgung einer läuternden Tracht Prügel anordnet, sich dabei auf einen Paragraphen der Hausordnung wird berufen können, der eine solche Behandlungsweise als möglich und zulässig vorsieht. Die Häuslinge, welche in Zukunft geprügelt oder sonstwie mißhandelt werden, haben dann wenigstens das erhebende Bewußtsein, daß sie auf solche Prügel und auf solche Mißhandlung einen rechtlichen Anspruch haben, den im Rechtsstaat Preußen kein Mensch ihnen streitig machen kann.

Es giebt eben noch Richter in Preußen. Das wird der Freiherr von Hammerstein nun wohl auch erfahren müssen. Weit erhebender noch als die Aussicht auf die hier erwähnte Reform auf dem Gebiete des Rettungs- und Besserungswesens wirkte am Schluß des alten Jahres die Nachricht von der in Athen erfolgten Verhaftung des edlen Kreuzzeitungsritters. Um Neujahr herum wird er wohl wieder in Berlin eintreffen, dem er lange treulos den Rücken gewandt hatte, um an den Ufern des Kephissos, ein grübelnder Peripatetiker, ernste Betrachtungen anzustellen über die Verwerflichkeit des Schulzwanges, durch den sogar die Abkömmlinge edelster Geschlechter in den Wissenschaften wenigstens so weit gefördert werden, daß sie schließlich be-

fähigt sind, aus Schonung für den eigenen einen ihnen nicht gehörigen fremden Namen an das Kopfende eines länglichen Stückes Papier zu schreiben, was dann hinterher die nichtsnutzigste unter allen Disziplinen, die Rechtsgelehrsamkeit, als Wechselfälschung bezeichnet. Wäre Freiherr von Hammerstein, wie seine Vorfahren, „nach Ritterssitte des Lesens und Schreibens unkundig" gewesen, so wäre ihm und der konservativen Partei manches Unangenehme erspart geblieben und er säße vielleicht heute noch in Ehren auf der nun längst subhastirten väterlichen Scholle, anstatt daß er jetzt begründete Aussicht hat, demnächst eine seinen Talenten allerdings sehr entsprechende Rolle im Rahmen eines Gerichtsverfahrens zu spielen, nach dessen Beendigung sich höchstwahrscheinlich die Pforten des Zuchthauses weit vor ihm aufthun werden, damit er eine Ruhestatt endlich finde, wo er sicher ist vor seinen Gläubigern und wohin die Verwünschungen seiner Parteigenossen nicht zu dringen vermögen.

Vielleicht thut ein erleuchteter Gerichtshof noch ein Uebriges. Am Ende erkennt er dem Freiherrn gar die Adelsvorrechte ab und degradirt ihn zum einfachen Bürgerlichen. Das wäre für alle Diejenigen, die kein „von" vor ihrem Namen haben, doch entschieden eine große Ehre. Und es würde sogar ein rechnungsmäßig nachweisbarer Vortheil für das deutsche Bürgerthum daraus entstehen. Dieses hat nämlich unlängst einen herben Verlust erlitten dadurch, daß Fritz Friedmann, die „Zierde des Berliner Barreaus", der selbst so manchen Verlust am grünen Tisch vordem erlitt, ihm plötzlich abhanden kam. Für den Friedmann wäre der Hammerstein ein vollgültiger Ersatz — die klaffende Lücke, die des großen Vertheidigers unrühmliches Verschwinden in die Reihen des Bürgerthums riß, wäre dann wieder ausgefüllt. Hammerstein und Friedmann — man weiß nicht, wem man den Vorzug geben soll von den Beiden. Sie sind Uebermenschen, der eine wie der andere. Sie folgten der Eingebung ihrer Herrennatur, ließen von Raubthierinstinkten sich leiten und achteten das Mein und Dein als vorgeschrittene Geister, als frühe Vorläufer einer kommenden schöneren Zeit so gering, daß sie es ebenso leicht verwechselten wie der Berliner das Mir und Mich. Und Beide liebten sie die Weiber. Der Edle von Hammerstein hielt es mit Flora Gaß, der schönen Jüdin, die gegen entsprechende Baarzahlung ihre Neigung en gros et en détail auszuschroten pflegte, ganz wie die Verhältnisse es mit sich brachten; Fritz Friedmann aber verduftete mit der reizenden Tochter eines in langjährigem Dienste bewährten Zuchthäuslers, die angeblich ein sehr intelligentes Mädchen ist und eine ganz besondere Begabniß hat für das horizontale Gewerbe, in dem sie unter Fritz Friedmanns sachverständiger Anleitung es zu fast ebenso hoher Vollkommenheit brachte, wie die Else Sancke unter der Führung ihres heißgeliebten Zuhälters, des Dr. Steinthal.

Der Aehnlichkeiten zwischen Hammerstein und Friedmann giebt es noch mehrere. Das Bürgerthum könnte sich unter Umständen den Ersatz Friedmanns durch Hammerstein schon gefallen lassen. Die Zeitungen wenigstens, deren Mitarbeiter Fritz Friedmann gewesen, oder doch wenigstens die eine von ihnen und ihre Leserinnen mit der amtlich kontrollirten Sittlichkeit würden gewiß gegen solch' einen Tausch Nichts einzuwenden haben. Am Ende könnte Hammerstein gar für dieses vornehme Blatt im Zuchthaus einen Roman schreiben, den Roman seines Lebens zum Beispiel. Das wäre dann ein rechtes Sonntagsfutter für das Stammpublikum dieses Blattes; das wäre ein realistischer Roman, der einen Vergleich mit der Ballhaus-Anna des Dr. Leipziger, die seiner Zeit sogar Maximilian Hardens aufrichtige Anerkennung fand, leichtlich aushalten könnte. . . . .

Wir haben, wie aus alle dem hervorgeht, keinen Grund, die Köpfe hängen zu lassen. Das neue Jahr wird uns des Interessanten und Anregenden gar manches bringen — vielleicht auch die Festnahme Fritz Friedmanns, über dessen jähes Verschwinden seine Freunde jetzt in so herzbrechenden Klagen sich ergehen.

K. Sch.

Berliner Unfallstationen.

Nicht jeder ist gesund, der aufrechten Ganges noch und mit erhobenem Kopfe unter Menschen wandelt, und kein Kranker ward je dadurch geheilt, daß er zum Schutz gegen prüfende Blicke um den wunden Körper blendend stolze Gewänder hüllte, — selbst, wenn andere sie bezahlten. Nicht jeden mag die Lust anwandeln, scheinen zu wollen, was er nicht mehr ist oder nie gewesen; aber jeder Kranke, der auf seine Gesundheit Pläne stützt und auf dessen Gesundheit andere ihre Pläne stützen sollen, wird es müssen, und je siecher er gerade ist, desto mehr wird er sich bethätigen, desto gesunder erscheinen wollen, und desto lauter und kräftiger wird er in die Welt hinausposaunen: „Ich bin gesund. Seht nur, was ich alles doch kann!“ Wenn aber dieser Kranke, der noch vor kurzer Zeit protzig verkündet, daß er der ärztlichen Hilfe nicht benöthige, die nach mancher Ansicht ihm allein noch aufhelfen kann, und mit gekränkter Entrüstung derartige Zumuthungen zurückweist, plötzlich, offenkundig vor Jedermann, diese selbe ärztliche Hilfe aufzusuchen, sich anschickt, dann dürfte vielleicht auch der Blödeste stutzig anhalten und dem Argwohn geneigt sein, der kein Argwohn blos Anderen mehr ist, daß hier nicht Alles sich so verhält, wie es sich verhalten soll, daß in dem Organismus, dem scheinbar doch gesunden, Fehlerquellen verborgen sein müssen, die eine Aufrechterhaltung aus eigener Kraft nicht mehr zulassen.

Diese Geschichte medizinischer Praxis kam mir in den Sinn, als ich las, daß das Kuratorium der Berliner Unfallstationen eine städtische Subvention von 50000 Mark für sein Unternehmen beansprucht; ich dachte auch daran, daß ich noch zu Anfang des vorigen Jahres in einem Aufsatz *), der die Beziehungen dieses Unternehmens zu den Aerzten berührte, vor dem „Danaergeschenk der Unfallstationen“ die Behörden, wenn auch vergeblich, warnen durfte.

Denn dieses so gefällig aufgeputzte Unternehmen ist krank, krank in seiner Organisation bis in die entferntesten Ausläufer, krank schon an seiner Basis. Deshalb wäre es nicht uninteressant gewesen, die Belege und Thatsachen kennen zu lernen, auf Grund deren das Kuratorium einen derartigen Zuschuß verlangt, und eben deshalb wird man, so hoffe ich, es nicht ganz unpraktisch finden, wenn ich das Kuratorium dieser Mühe enthebe, und, gestützt auf eine intime Kenntniß der Vorgänge und ein ausreichendes mündliches und schriftliches Material, eigenmächtig versuche, die Bilanz des Unternehmens aufzustellen und das Fazit zu ziehen, im Interesse des Berliner Aerztestandes.

Das Unfallversicherungs-Gesetz, welches den Arbeiter für in seinem Beruf erlittene Unfälle materiell entschädigen will, ladet, anders wie das Krankenkassen-Gesetz, die gesammten Kosten des Verfahrens auf die Schultern der Arbeitgeber, indem es gleichartige und verwandte Betriebe zu Berufsgenossenschaften vereinigt und diesen Verbänden dann unter Oberaufsicht des Reichs-Versicherungsamtes die Selbstverwaltung zugesteht. Es liegt nun

*) „Die Kritik“ Nr 19.

naturgemäß im Interesse der Berufsgenossenschaften, möglichst wenig Rente zu zahlen, d. h. auch den unfallverletzten Arbeiter möglichst bald möglichst erwerbsfähig zu machen, was gleicher Weise aber auch der Wunsch und das Ziel des Arbeiters selbst sein muß. Nun mag es vielleicht geschehen sein und noch geschehen, daß dieser oder jener Arzt einen Unfall nicht zu behandeln versteht oder nicht mit genügender Peinlichkeit auf das zu erstrebende Ziel möglichst großer Erwerbsfähigkeit hinarbeitet; genug, der § 76c der Novelle zum Krankenversicherungs-Gesetz vom 10. April 1892 gab den Berufsgenossenschaften das Recht, den Verletzten von Anbeginn an in eigene Behandlung zu nehmen, in welchem Falle sie natürlich — abgesehen von dem Krankengelde der ersten 13 Wochen, das die Krankenkasse weiter zu zahlen hatte — die Kosten des Heilverfahrens übernehmen mußten. Von diesem Recht wurde verschiedentlich Gebrauch gemacht; hin und wieder ging man auch zur Errichtung eigener berufsgenossenschaftlicher Kliniken über, an deren Spitze erprobte und geschulte Chirurgen traten. In Berlin begann man im Herbst des Jahres 1893 sich für derartige Institutionen zu erwärmen, und, so wenig auch sichere Beweise für dadurch erreichte bessere Erfolge bisher sich beibringen ließen, unter Vortritt der Brauerei-Berufsgenossenschaft entschloß man sich zu einem ähnlichen Vorgehen. So entstanden — eine Fehlgeburt berufsgenossenschaftlicher Wahrscheinlichkeitsrechnung — die Berliner Unfallstationen. Aber konnten jene Kliniken, wie sie im Lande errichtet und unterhalten wurden auf Kosten und für Rechnung einer Berufsgenossenschaft, doch einigermaßen immerhin ihre Existenzberechtigung begründen, hier fallen selbst diese wenigen Gründe in Nichts zusammen, und das insbesondere fehlt hier, was für die Nothwendigkeit eigener Kliniken geltend gemacht wurde.

Es sind Privatunternehmungen einzelner Aerzte, mit allen Nachtheilen, die privaten für staatliche, amtliche oder öffentliche Zwecke bestimmten Instituten anhaften, und mit dem besonderen, gerade hier schwerwiegenden Nachtheil, daß die leitenden Chirurgen nicht nach dem Maße ihrer speziellen Befähigung, sondern nach der Größe ihres Geldbeutels auserkoren werden mußten, weil das Kuratorium der Unfallstationen keine oder völlig ungenügende Mittel besaß, um ein derart kostspieliges Unternehmen selbst zu leiten. Mag der Geschäftsführer oder, wie er sich geschmackvoll heißt, der Herr Kurator Max Schlesinger noch so oft verkünden, daß „geschulte und erprobte Chirurgen" an der Spitze stehen: es sind — trotz Herrn Schlesinger, der in seiner Eigenschaft als Agent einer Lebensversicherung dies vielleicht ja besser beurtheilen kann — Aerzte, die von 3 Monaten bis zu einigen Jahren sich speziell vielleicht mit Chirurgie beschäftigt haben, gegen die an sich nichts einzuwenden wäre, wenn sie nicht die Prätention erhöben oder doch erheben ließen, mehr zu wissen und besseres zu können als Andere; es sind in keinem Falle aber Aerzte von anerkannt wissenschaftlichem Ruf und über das Durchschnittsmaß ärztlicher Befähigung irgendwie hervorragend. Mußte doch Herr Schlesinger von einem der Herren, der eine Art stellvertretender Oberarzt bisher war, selbst zugeben, daß er „zur kleinsten chirurgischen Hilfeleistung unfähig, nicht einmal eine Narkose leiten könne". Der Herr, bis dahin hauptsächlich zu sogenannten Inspektionsreisen auf hohem Kutschbock verwandt, ist jetzt durch Kauf oder, falls das Wort Anstoß erregen sollte, durch Uebernahme seit einem Jahr unbezahlter Passiva (Instrumente, Verbandstoffe) mit der selbständigen Leitung einer Station —

belohnt worden. Und wenn nach Volkmann's Ausspruch, mit dem Herr Schlesinger so gern und freudig doch hausiren geht, der erste Verband das Schicksal der Wunde entscheidet, so ist es eine Naivität sonder Gleichen, zu behaupten, daß in den Unfallstationen dieses Schicksal wohl gewahrt sei. Denn nicht einmal die „dirigirenden" Aerzte sind es ja, die den Patienten versorgen, sondern den eigentlichen Wachdienst versehen Studenten und nicht viel erfahrene Aerzte allerjüngster Jahrgänge: in ihren geschulten und tüchtigen Händen ruht in Berlin fortan „das Schicksal der Wunde!"

So wird es auch dem Fernstehenden erklärlich erscheinen, daß die Fälle unfallstationärer Verarztung nicht gar so selten sein konnten, selbst wenn sie spärlicher sich zur Oeffentlichkeit durchgerungen hätten, als es thatsächlich der Fall ist. Man wird sich nicht mehr wundern, daß Herr Geheimrath von Bergmann zu jenen bekannten abfälligen Aeußerungen über die chirurgische Leistungsfähigkeit der Unfallstationen kommen mußte, die zur Zeit Aufsehen erregten. Man wird nun verstehen, warum in einer Unfallstation (V., Brüderstraße) ein Patient mit einer komplizirten Fingerfraktur nur mit einem nothdürftigen Verband und mit der Weisung versehen wurde, sich den ordentlichen Verband in der Wilhelmstraße (Station I.) anlegen zu lassen. Man wird es begreiflich finden, daß in dieser doch gleichsam „höheren Instanz"-Station ein Bruch des Schlüsselbeins als eine Zerrung oder Verrenkung des Schultergelenks diagnostizirt und demgemäß zu behandeln versucht wurde. Man wird — — — die Beispiele sind leicht zu häufen; wen die Sache interessirt, der mag bei den Leitern unserer großen Kliniken anfragen, und er wird Urtheile hören, die das hier Gesagte weit in Schatten stellen.

Bedingte somit der Privatcharakter des Unternehmens die graduelle Werthigkeit der chirurgischen Leistung — Verhandlungen z. B. mit dem verdienstvollen, jüngst jäh verstorbenen Assistenten Bergmann's, Kurt Schimmelbusch, zerschlugen sich, weil derselbe ein Risiko nicht übernehmen wollte —, so ergiebt sich aus dem kaufmännischen Geist der ganzen Anlage die weitere nothwendige Folgerung, daß die ärztlichen Besitzer — unter aller Wahrung gewiß des berufsgenossenschaftlichen Interesses — vor allem doch ihren eigenen geschäftlichen Vortheil in Betracht ziehen mußten, und das um so mehr, je weniger sich die Unfallstationen als die milchende Kuh erwiesen, für die strebende Eitelkeit sie hoffend gehalten. Der Titel „dirigender Arzt" mag noch so verlockend klingen, auf die Dauer wird er selbst dem kapitalkräftigsten Vater zu theuer. Und theuer wurden die Stationen ihren Besitzern: keine, mit höchstens 1—2 Ausnahmen, hat ohne ein mehr oder weniger erhebliches Defizit gearbeitet, trotzdem die Berufsgenossenschaften für ihre Kranken weit höhere Sätze (statt 2 Mk. sonst: 4 Mk. für tägliche Verpflegung, statt 75 Pfg. jetzt 2 Mk. für Massage ꝛc.) zahlten. Was Wunder, daß man sehen mußte, möglichst Gewinn aus seinem Geschäft zu erzielen! So konnte es geschehen, daß in manchen Patienten — wie ich aus vielfachen Aeußerungen entnehmen konnte — das Gefühl entstand, er würde länger in der Klinik gehalten, als gerade nöthig wäre, oder seine Verletzung sei so leichter Art, daß sie gut auch außerhalb der Klinik behandelt werden konnte. Wenn solches vorkam, so geschah es sicher unbewußt und im vollen Einklang mit dem medizinischen Gewissen des verordnenden Arztes, aber es geschah dann, weil es geschehen mußte, weil es ein nothwendiges Ingredienz jedes

privaten Klinikunternehmens ist. Wenn ich ein Geschäft betrete, mir ein Paar Handschuhe zu kaufen, pflegt es wohl zu passiren, daß der Verkäufer mich noch nach meinen weiteren Bedürfnissen fragt, wie es mit Unterhosen sei oder mit Manschetten, mit Kragen und Kravatten, und schon legt er mir weitere Sachen vor, und ich kaufe auf die Empfehlung hin noch eine Kravatte, obwohl ich sie nicht nothwendig gebrauche: ich halte das Thun des Kaufmannes nicht für verwerflich. Wenn der Kranke einen Arzt konsultirt, der zugleich eine Klinik für seine Patienten unterhält, und die Krankheit ist einigermaßen für klinische Behandlung geeignet, so wird der Arzt aus geschäftlichen Rücksichten, wenn er nämlich darauf angewiesen ist, aus seiner Klinik ein Geschäft zu machen, dem Kranken die Aufnahme in die Klinik anrathen und empfehlen, auch wenn sie nicht direkt nothwendig ist: ich halte das Thun des Arztes nicht für verwerflich. In dieser Weise erkläre ich mir, daß leichte Fingerverletzungen z. B. in die Unfallklinik gezwungen wurden, daß ein Patient mit einer Verletzung des Kleinfingers, auch nachdem dieselbe verheilt und nur noch mit Massage behandelt ward, noch mehrere Wochen in der Station (III.) bleiben mußte (erst auf wiederholtes Drängen wurde er entlassen und zu Hause vom Kassen-Masseur weiter massirt), obwohl die Station nicht einmal über einen Garten verfügte, der in den heißen Sommermonaten dem Patienten verstattete, sich im Freien zu bewegen — man müßte denn einen auf dem Grundstück belegenen Restaurantgarten, der Morgens 8—9 Uhr zur Verfügung steht, als vollgiltigen Ersatz betrachten.

Für die Berufsgenossenschaften ergiebt sich aus den angeführten Thatsachen die einfach sichere Folgerung: die Behandlung in den Unfallstationen ist theurer, muß theurer sein als sie bisher war, dafür ist sie aber auch um keinen Deut besser, in vielen Fällen geringwerthiger. Und wenn Herr Schlesinger bei der einen Sektion VI der Brauerei-Berufsgenossenschaft schon im März 1895 eine Ersparniß von 300 000 Mk. herausgerechnet haben will, so ist er die Beweise*) dafür noch immer schuldig und wird sie schuldig bleiben, weil eine durch Berliner Unfallstationen erzeugte Ersparniß ein Faustschlag wäre ins Gesicht der gesunden Vernunft und logischer Ueberlegung. Wie sehr aber der Herr Kurator es verstand, trotz allem selbst vorurtheilsfreie Männer seinem Unternehmen geneigt zu machen, beweist, daß der hochverdiente Präsident des Reichs-Versicherungsamtes Dr. Bödiker**) dieses eine Einrichtung nannte, die „als eine sehr entwickelte Frucht der obligatorischen Unfallversicherung erfreulich zu begrüßen sei." Gegen Irrthum aber ist selbst der Klügste nicht gefeit. — — —

Inzwischen wollten und wollten die Stationen nicht gedeihen, das Defizit nicht schwinden; die Besitzer wurden schwierig und mißmuthig, und es ergab sich die Nothwendigkeit, den Unfallgeschäften nue Absatzgebiete zu erwertheimern. Man machte sich daher, nachdem man durch geschickteste Reklame die Oeffentlichkeit aufgerüttelt und durch einflußreiche Verbindungen

*) Vergl. den Bericht über die ordentliche Sektionsversammlung der Brauerei-Berufsgenossenschaft am 28. 3. 95.

*) Bericht an den Mailänder internationalen Kongreß für Unfallversicherung von Dr. Bödiker, Präsident ꝛc.

die Unterstützung der Behörden sich gewonnen hatte, „dahin schlüssig*), die Unfallstationen mit ihrer raschen (?) und sicheren (?) Hülfeleistung in den Dienst der öffentlichen Interessen und über den Rahmen der berufsgenossenschaftlichen Kreise hinaus der gesammten Bevölkerung der Reichshauptstadt, und zwar nicht nur für Unfälle, sondern auch für plötzliche Erkrankungen zur Verfügung zu stellen", oder, in verständliches Deutsch umgesetzt, man „machte sich dahin schlüssig", die Kosten des Unternehmens auf die Aerzteschaft und die Krankenkassen abzuwälzen und zugleich den Heiligenschein humanitären Wirkens unentgeltlich uns eigene theuere Haupt zu winden.

In wuchtigen, sich fast überstürzenden Reklamen wurde dem verehrlichen Publikum hochtrabend vermeldet, daß in Berlin das Rettungswesen jetzt organisirt sei, wie es auch nur annähernd in keiner anderen Großstadt zu finden wäre. Der ruhige Bürger liest und glaubt es; es schmeichelt ihm, durch eine vorzügliche Feuerwehr gegen die Gefahren des Feuers und durch vorzügliche Unfallstationen gegen die Gefahren des Lebens besser wie anderwärts geschützt zu sein. Er liest, daß jetzt 10 Stationen über die Stadt verstreut seien, in denen Tag und Nacht chirurgisch besonders geschulte Aerzte sich vorfänden, daß diese Stationen durch direkte Drähte mit einander und mit der Zentralstelle verbunden seien, daß Nachts stets telephonische Verbindung zwischen Haupt- und Nebenstationen bestände zur event. Herbeischaffung von Transportmitteln, daß sogar für Massenunfälle bestens gesorgt sei, wie eine Probealarmirung bewiesen, daß endlich das Transportwesen durch eigene Wagen aufs schönste geregelt wäre.

So war's zu lesen. Leider ist von allen diesen schönen Dingen nur das Eine wahr, daß es 10 sogenannte Unfallstationen in Berlin giebt. Aber es ist nicht wahr, daß die wachhabenden Aerzte auch nur irgendwie chirurgisch geschult sind und daß von diesen chirurgisch geschulten Aerzten zu jeder Zeit Einer auf der Station zu finden wäre; häufig genug war thatsächlich der Arzt nicht anwesend und mußte erst aus mehr oder weniger weiter Ferne geholt werden: es haben Patienten eine halbe Stunde und länger auf den Arzt warten müssen; ja, jüngst erst ist es passirt, daß der Patient drei Stunden warten mußte (Station II., Schönhauser Allee), ehe der behandelnde Arzt erschien, um einen schlechten Verband anzulegen, der alsbald im Krankenhause Friedrichshain gewechselt werden mußte.

Es ist ferner nicht wahr, daß alle Nebenstationen mit der bez. Hauptstation und der Zentrale durch direkte Drähte verbunden seien; das ist nur zu einem kleinen Theil geschehen.

Es ist nicht wahr, daß Nachts stets telephonische Verbindung bestand, wie ich und andere uns durch eigene Prüfung überzeugten.

Es ist weiter nicht wahr, daß das Transportwesen irgendwie geregelt sei; von drei klobigen Reklamewagen abgesehen und einigen Tragen, für die die Träger fehlten, bestand das ganze große Werk darin, daß man den Fuhrwerksbesitzer Kopp verpflichtete, eine Anzahl seiner Wagen mit der Aufschrift „Krankenwagen für die Unfallstationen" zu versehen und zur Verfügung der Stationen zu halten. Während man früher aber bei diesem

*) Aus „Die Berliner Unfallstationen. Bericht über die Organisation des Rettungs- und Transportwesens der Reichshauptstadt" von Max Schlesinger.

oder einem anderen Transport-Institut durch direkte Bestellung schnell die Wagen erhielt, geht jetzt die Versorgung auf dem Umwege der bez. Station, welche erst den Wagen telephonisch requirirt und zur Stelle schaffen läßt, — immer vorausgesetzt, daß man sich mit Herrn Kopp über das Wo und Wie der Bezahlung einigen konnte.

Selbstbetrug aber — andere würden es vielleicht Schwindel nennen — ist es, die Alarmirung als Beweis für die Sicherheit und schnelle Bereitschaft der Stationen bei event. Massenunfällen anzurufen! Massenunfälle pflegen, nach meinen Informationen wenigstens, sich nicht Tage lang vorher auf Stunde und Minute anzukünden; die Alarmirung aber wurde einige Tage vorher auf die Stunde den „dirigirenden Aerzten" angesagt, mit dem höflichen Ersuchen, Arzt, Wärter und Transportmittel zur bestimmten Zeit für den bestimmten Ort in Bereitschaft zu halten. Daraufhin wurde erst dafür gesorgt, daß während der Abwesenheit der Alarmirten ein zweiter Arzt auf der Station blieb; dann erst wurden die Wagen in Ordnung gebracht, die elektrischen Apparate, die sonst nie funktionirten, neu gefüllt resp. neue Akkumulatoren erborgt, 2c. 2c.

Wie weit wir bei diesem System mit der „raschen und sicheren Hilfeleistung" gekommen sind, dafür zeugt ein Vorfall, der vor kurzem seinen Weg durch die Presse nahm, ohne irgendwie staunendes Bedenken zu erwecken: Ein Mann erschießt sich im Café Bauer. In unmittelbarer Nähe liegen die Königliche Klinik und die Charité, wo stets ärztliche Hilfe vorhanden. Statt dessen bringt man den Verwundeten in die entferntere Unfallstation I. und von dort dann in ein — Krankenhaus. Die Hilfeleistung war gewiß „rasch, sicher und — vollständig"!

Das Alles aber nennt sich dann eine „Einrichtung, wie sie ähnlich keine andere Stadt der Welt aufzuweisen hat"!!!

Das Neuartige lockt noch immer und erst durch Erfahrung wird der Kluge klug. Die Läden, in denen ärztliche Kunst aus Humanität für möglichst gute Baarzahlung schnittweise verzapft wird, begannen sich mehr zu füllen. Denn das Material rekrutirte sich jetzt aus 3 Abtheilungen: 1) den berufsgenossenschaftlichen Fällen, 2) den Mitgliedern der Krankenkassen, die von ihren Betriebsleitern in die Station gewiesen wurden und dort für eine Behandlung zu zahlen hatten, die bei ihren Kassenärzten nichts gekostet hätte, was theilweise ihr eignes Konto, zum Theil das der Kassen, zum größten Theil aber, da es zumeist vom Arzthonorar abgezogen wurde, die Aerzte selbst belastete; und 3) aus den Privatpatienten, die freiwillig oder unfreiwillig die Hülfe der Station aufsuchten und wiederum den Aerzten entzogen wurden. „Die Einnahmen der Station", so heißt es in einem Protokoll vom September 95, „aus den nicht berufsgenossenschaftlichen Fällen haben sich fast überall von Monat zu Monat, dem Wachsthum der Fälle entsprechend, vermehrt."

Grell leuchtet der Geschäftscharakter der Unternehmungen hervor: nicht nur die plötzlichen Unfälle und Erkrankungen wurden einmalig behandelt, sondern vielfach suchte man die ganze Behandlung an sich zu reißen, im direkten Gegensatz zu der Aufgabe, die Rettungsstationen haben sollen.

Und so nahm auch Herr Geheimrath von Bergmann in einer Unterredung, die er kürzlich dem Verfasser gewährte, keinen Anstand, die Unfallstationen als das zu charakterisiren, was sie sind: als einen „unlauteren

Wettbewerb". „Professor Esmarch", so ungefähr sagte Bergmann, „welcher vom Minister zu einem Gutachten aufgefordert wurde, äußerte sich in gleichem Sinne wie ich und war besonders sehr erstaunt, zu sehen, daß die Stationen mit Lazarethen verbunden seien und daß in ihnen gleich die vollständige Behandlung stattfinde."

Die Kosten dieses Unternehmens tragen die Aerzte. Und es ist, selbst für den widerlegten Fall, daß die Unfallstationen wirklich ein nützliches Werkzeug der Humanität wären, eine unerhörte Dreistigkeit der Unternehmer, wie sie vielleicht nur in des Deutschen Reiches Haupt- und Residenzstadt möglich ist, auf die Schultern einer an sich schon erwerbsschwachen Minorität von Mitbürgern die Kosten eines „humanitären Werkes zu laden, das der Allgemeinheit zu Nutzen gegründet — sein — soll!

Und nun noch einige Worte zur Geschäftsführung des Kuratoriums! Vorsitzender desselben ist Herr Brauerei-Direktor Knoblauch, der eigentliche Leiter aber Herr Max Schlesinger, welcher die Geschäfte „ehrenamtlich" verwaltet, und welchem das sonst gewiß staunenswerthe Geschick innewohnt, ein Unternehmen, das Hunderttausende von Mark erfordert, in's Leben zu rufen mit einem Betriebskapital, das nicht ausreichen dürfte, einen Grünkramhandel zu eröffnen. Das gelang dem Unternehmer dadurch, daß er einige ärztliche Kapitalisten ausfindig zu machen wußte, welche — für den Titel „dirigirender Arzt" und für das kontraktlich zugesicherte Recht, jederzeit entlassen werden zu können, wenn die nicht ärztlichen Mitglieder des Kuratoriums die Ueberzeugung gewannen, daß der Betreffende „für seine Stellung ungeeignet sei" die Möglichkeit sich sehnend erkauften, Stationen für eigene Rechnung und Gefahr errichten und unterhalten zu können. Und als die stille Hoffnung auf gute Geschäfte sich nicht erfüllte, da wurde ihnen (ich weiß nicht, ob allen diese Vergünstigung zu Theil ward) von Herrn Schlesinger die mündliche Zusicherung, sie für ev. Verluste aus dem Fonds schadlos zu halten, der „aus Zuwendungen von Freunden und Gönnern des Unternehmens gebildet wurde". Es war also doch ein Fonds da, werden Sie fragen, verehrte Leser, ein Betriebskapital für das Unternehmen? Allerdings, nur hat es mit diesem Fonds eine recht eigenthümliche Bewandniß. Bald gehört er dem Kuratorium, bald sind es Zuwendungen, die dem Vorsitzenden zur persönlichen Verfügung gemacht wurden; bald ist er vorhanden, bald ist er nicht vorhanden; bald sind es die „nngezählten Millionen der Großindustriellen", die hinter dem Unternehmen stehen — übrigens sehr gut gesagt, man braucht sich dabei nichts zu denken —, bald sind es nur einige Tausend Mark. In einem Protokoll der Kuratoriumssitzung vom 10. April 1894 ist zu lesen: „Herr Direktor Schlesinger theilte ferner mit, daß Herrn Direktor K. seitens einer Reihe hiesiger Brauereien freiwillige Spenden, die jetzt schon die Höhe von p. p. 6,000 M. erreicht hätten, zur Verfügung gestellt worden seien, um, falls dies nöthig, die Unfallstationen für die ihnen durch die Brauerei-Berufsgenossenschaft entstehenden Mehrausgaben zu Zwecken der ersten Hülfeleistung schadlos zu halten . . . ." Am 24. Sept. 1895 aber bemerkte der Vorsitzende mit dürren Worten, daß „er über das Jahr 1894 höchstens ein weißes Blatt vorlegen könne, da weder Einnahmen noch Ausgaben zu verzeichnen wären." (Vergl. Protokoll). Als dann auf mehrfaches Drängen endlich im September 1895 ein Rechenschaftsbericht vorgelegt wurde, war es ein „Nachweis der Einnahmen und Ausgaben des Kuratoriums der Berliner Unfallstationen für die Zeit vom 1. Januar 1895 bis 21. Septbr. 1895".

digitized by Google

In dieser Zeit sind seltsamer Weise nur im Januar Einnahmen zu verzeichnen.

Unter diesen Einnahmen „sollen" auch berufsgenossenschaftliche Gelder sich befinden. Wenn dies wahr ist, dann darf man wohl die Frage aufwerfen: Mit welchem Recht kommt, selbst wenn die bez. Generalversammlung die Spende genehmigte, eine Berufsgenossenschaft dazu, auch nur einen Pfennig ihrer Gelder zu Zwecken des Berliner Rettungswesen zu verausgaben? Denn seitdem das sog. Rettungwesen mit den zunächst rein berufsgenossenschaftlichen Zwecken der Stationen völlig verquickt ist und seitdem Niemand mehr behaupten kann, daß zehn Stationen für Heilzwecke von Berufsgenossenschaften irgendwie nothwendig sind (während sie andererseits für Zwecke des Rettungswesens nicht genügen), kann kein Vorstand einer Berufsgenossenschaft das Recht mehr haben — auf Grund des § 76c —, amtliche Gelder für derart fremde Zwecke herzugeben.

Und trotz allem betrugen die gesammten Einnahmen gerade nur 10 000 Mark und reichten, sowenig damit auch bezahlt wurde, nicht einmal aus. „Zur Deckung des noch verbleibenden Fehlbetrags", heißt es im Protokoll, „hat sich der Herr Vorsitzende persönlich verpflichtet".

Dies ist das enorme Kapital, mit dem man das Rettungsgeschäft einer Millionenstadt betreibt! Das sind die „ungezählten Millionen" der Großindustriellen! Kein Wunder also, daß man nach andern Wege suchen mußte, die Unkosten zu verdienen und das Ganze in Gang zu erhalten!

Die Bilanz ist aufgestellt, das Fazit ist klar: die Unfallstationen sind ein Geschäft wie andere mehr. Zweck des Geschäfts ist die Herstellung erwerbsfähiger Menschenwaare und der Vertrieb von Humanität. Die Kosten trägt zum größten Theil die Aerzteschaft. Nicht den Zwecken der Berufsgenossenschaften förderlich, ist das Unternehmen eine Gefahr für die Gesundheit der Berliner Bürger, nicht nur der Arbeiter, auf keinen Fall aber eine Organisation des Berliner Rettungswesens, wie sie sein darf und wie sie sein soll!

Noch aber gleitet kühn auf den wohlgeglätteten Wogen der öffentlichen Meinung das Handelsschiff der Unfallstationen. Bunte Wimpel ziehen sich lockend an den Masten empor. Von Bord schallt schmeichelnde Weise an die Ufer, in weichen Tönen fromme Herzen bezwingend und selbst ganz Kluge in glaubende Träume lullend. Und zu dem geschäftigen Meister, dem Lenker im wallenden Greisenbart steigt glückverheißend ein siegreich weiblicher Genius hernieder und führt ihn gen Ungarland, fremden Völker die neue That zu künden. Kaiser und Minister huldigen dem Entsandten, und ruhmgekrönt kehrt er zurück zum heimischen Heerde. Doch das Schiff, das leichtgezimmerte, ist scharfem Winde nicht gewachsen. Bald hier, bald dort fährt es auf Grund; schon ist es leck, und nur verstärkter Pumpkraft gelingt es, dasselbe wieder flott zu machen. Es ächzt und stöhnt in seinen Fugen, und der Heizvorrath ist erschöpft. — Von Bord aber tönt drum doppelt fröhliche Weise, und buntere Wimpel noch zieren die Masten. Jeder freut sich des herrlichen Bau's! Hinten aber — nur die Mißgunst kann's verkennen — weht stolz im Winde die Fahne des Schiffs, im weißen Felde das rothe Kreuz der Barmherzigkeit, die hehre Fahne der Humanität! — Schade, daß die Fahne falsch ist.

Berlin. Dr. Max Maschke.

Die Monroe-Doktrin.

„Amerika für die Amerikaner" ist ein Ausdruck jugendlicher Selbstüberschätzung der Bürger der neuen Welt, welche ihre Schranken finden wird, sobald sich in der neuen Welt die Verhältnisse soweit geordnet und geklärt haben werden, daß die übrigen Nationen mit den Amerikanern auf solider Grundlage zu rechnen anfangen werden.

So ungefähr denkt man in den weitesten Schichten der europäischen Politiker über die oft verblüffenden Aeußerungen der Monroe-Doktrin, die sich jetzt wieder in der Guyana- und Venezuela-Frage den Engländern gegenüber so bemerkbar zu machen beginnt, daß ein Konflikt zwischen beiden Nationen in Aussicht steht.

Aber es ist ein weitverbreiteter Irrthum, in diesem bei jedem dort sich geltend machenden europäischen Herrschergelüst kategorisch ausgerufenen „Quod non" eine bloße amerikanische Schrulle, eine auf bloße Aeußerlichkeiten hinauslaufende Selbstgefälligkeit einer jungen, kraftbewußten — sich vielleicht überschätzenden — neugebackenen Nation zu sehen.

Der Irrthum wird uns klar, wenn wir die geschichtliche Entwicklung der amerikanischen Verhältnisse genauer in's Auge fassen. Damit, daß die Puritaner Altenglands sich nach der neuen Welt vor Verfolgung, Glaubenszwang und Despotismus flüchteten, begann eine Völkerwanderungsströmung größeren Stiles vom Osten nach Westen und Südwesten. So sehr begründet diese Wanderung, in der wir selbst noch mitten inbegriffen sind, auch auf Naturgesetzen sein mag, die hier nicht näher zu erörtern sind*), so war doch der letzte Anstoß dazu der alte, starre Rechtsbegriff, der auf der erzwungenen Norm fußte und auf keine Weiterentwicklung der Völker und des Menschengeistes einging.

„Recht bedeutet" — wie Freiherr zu Weiche-Glan sagt: „die erzwingbare Norm für die gesellschaftlichen Handlungen der Menschen, eine Norm, die um der Aufrechterhaltung der sittlichen Ordnung willen gefordert wird."

Erzwingbar und erzwungen war und ist diese Norm des alten auf dem römischen gegründeten Rechts durch die Gewalt des Stärkeren dem Schwachen gegenüber. Dieses Recht ist im Grunde genommen nur die Feststellung des Bestehenden: „So ist es geworden, folglich muß es so recht sein. Anders ist unrecht und nicht denkbar." Es ist dem Rechtsgefühl des satten Raubthieres entsprechend. Es ist keine Rechtsorganisation, die lebens- und entwicklungsfähig, auf Zuwachs der Völker und des Menschen-

*) Siehe darüber meine Abhandlung: Artenbildung durch Zonenwechsel Verl. v. Jäger, Frankfurt a. M.

geistes berechnet, mit diesem Schritt hält, sondern es ist ein seelenloser und gefühlloser Mechanismus, der von Jahrhundert zu Jahrhundert wie ein Uhrwerk weiter angestoßen und aufgezogen werden muß.

An ein solches Anstoßen und Aufziehen mahnt uns aber jedesmal wie ein Glockenschlag des Jahrhunderts das Gebahren der neuen Welt, sobald die Herrschergelüste der alten mit ihr in Kollision zu kommen drohen.

Mit der Unabhängigkeitserklärung Washingtons, die heute noch an jedem 4. Juli dem Volke im weißen Hause verlesen wird, brach die neue Welt mit den Normen der alten.

Die rüstigen Kräfte, denen Europa zu enge war, retteten sich heraus aus der Alles umstrickenden Norm, aus der einer natürlichen Entwicklung feindlichen Gesetzgebung zu eigner, neuer, freier und selbstständiger Weiterentwicklung.

So arge Blüthen auch der Dollar-Kultus treiben mag, dies ist es, worauf jeder Amerikaner stolz ist bis zum letzten Athemzuge.

Wir dürfen darin den Amerikaner nicht unterschätzen. Hinter allem Materialismus ist es dieser ihm tief innewohnende Idealismus, der sich freilich als wüstes Knownothingthum geberdet, mit dem wir bei der Beurtheilung amerikanischer Verhältnisse zu rechnen haben.

Seit Geltendmachung der amerikanischen Unabhängigkeit schwebte den Amerikanern besonders denen der nordamerikanischen Union, eine den Entwicklungsgesetzen sich anpassende Norm vor. Es ist das sozusagen noch der letzte Anklang an das Vermächtniß Rousseaus und der französischen Revolution. Durch den Wortlaut der Unabhängigkeitserklärung, wie durch die ganze seither erfolgte politische Entwicklung zieht sich — bewußt oder unbewußt — das Streben nach solcher entwicklungsfähigen Norm, die alles Alte, was das Neue beschränken könnte, abstreifen will und muß, soll das Neue nicht vom Alten erstickt werden.

Für den Amerikaner galt und gilt die den Naturentwicklungsgesetzen entsprechende Norm als höheres, ungeschriebenes Gesetz, seit er mit der Norm der alten Welt gebrochen und die neue Norm, das Recht, das nicht nur für Aufrechterhaltung der sittlichen Ordnung da ist, sondern für natur- und gesundheitsgemäße Weiterentwicklung der Menschheit adoptirt hat.

Dem an das Bisherige von Jugend auf und von Geschlecht zu Geschlecht gewöhnten und erzogenen Bürgern der alten Welt lag das Neue, was ein Washington, ein Lafayette, ein Karl Schurz und ein Cleveland anstrebten und anstreben, so fern wie der Fricka die von Wotan angestrebte Götterdämmerung, die herbeigeführt werden muß durch die rettende That des sterblichen Helden, der ledig göttlichen Schutzes, sich löst vom Göttergesetz: so nur taugt er zu wirken die That, die, wie noth sie den Göttern, dem Gott doch zu wirken verwehrt ist." Trotz seines Materialismus und seiner rastlosen Dollerjagd hegt der Amerikanern — sich selbst oft unbewußt — tief im Innersten das Gefühl, daß die neue Welt dazu ausersehen ist, statt des Zwangsrechtes, dem man entronnen ist, das Entwicklungsrecht aufzubauen und Alles fern zu halten, was sich vom überlebten Alten hindernd darein mischen will. In diesem Sinne schicken die gebildeten Amerikaner auch ihre Kinder auf die Hochschule nach Europa, nicht nur, um europäischen Schliff sich zu erwerben, sondern, um das alte Abgelebte überblicken und dann Vergleiche anstellen zu können. Die Ueberzeugung wurzelt tief im

Innersten des amerikanischen Wesens, daß es sich bei allen Einmischungsfragen europäischer Machtgelüste noch heute wie zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung um Sein oder Nichtsein für sie und für die zur Freiheit und Selbstständigkeit aufstrebende Menschheitsseele handelt, deren Sache sie führen. Für sie handelt es sich heute bei der Guyana-Frage, wie 1865 bei der Mexiko-Frage, um den Bruch mit den Zwangsrechten der alten Welt — oder um Untergang der Menschheitsentwicklung im Zwange des Ueberlebten.

Die Amerikaner haben — ob bewußt oder unbewußt — das Prinzip verfolgt, sich zu lösen vom „Göttergesetz" der alten Welt und „ledig göttlichen Schutzes" selbst als Götter einer neuen Welt die erlösende That zu vollführen, die bisher vom Zwangsrecht niedergehalten und in ihrer Entwickelung gehindert war: den Aufbau einer natürlichen Weltordnung statt der metaphysischen, eines Rechtsorganismus statt eines Rechtsmechanismus.

Das ist der Sinn der Monroe-Doctrin, die oft, als naiver Ausdruck dieser instinktiven Strebungen den europäischen Herrschergelüsten ihr „America for the Americans" gebieterisch zurief.

Dies bedeutet das „Halt", welches sie Napoleon III. zurief, als er mexikanische Eroberungspolitik zu treiben sich anschickte.

Unbehelligt läßt sie europäische Besitzungen in Canada, Honduras, Cuba, aber, wo nach dem Muster europäischer Diplomatie die alten Bräuche sich in die neue Welt einschmuggeln wollen, die Bräuche des Länder- und Völker-Schachers, da ruft sie den Herrschergelüsten der atten Welt das energische Halt entgegen, welches Allen aus tiefstem Herzen kommt, weil es darin geschlummert seit den heiligen Tagen der Unabhängigkeitserklärung. — Wir begehen einen großen Fehler, wenn wir nicht an den Brustton der Ueberzeugung dieses Haltgebotes der Monroe-Doctrin glauben. Die Geschichte ist reich an Beweisen. Freilich, wer im Zwange erzogen ist, glaubt nur an den Zwang und bezweifelt die Nachhaltigkeit der freien That.

Doch nun hebt das Schlagwerk der Zeitenuhr zur Jahreswende des neuen Jahrhunderts zum Schlage aus und es ist darum Zeit, daß wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß jenseits des Wassers die Kulturarbeit ihren Fortschritt macht, ob auch waffenstarrender Friede bei uns vorläufig jeden Fortschritt der Entwicklungsgesetzgebung der Menschheit zur Unmöglichkeit macht.

Wir sind gewohnt, kopfschüttelnd und ungläubig dem, was drüben vorgeht, zuzusehen wie Fricka, zu der Wotan sagt:

Nichts lernst Du,
Wollt ich Dich lehren,
Was nie Du erkennen kannst,
Eh nicht ertagte die That.
Stets Gewohntes
Nur magst Du versteh'n:
Doch, was noch nie sich traf,
Danach trachtet mein Sinn! —

Berlin. E. Below.

Gegen die „Poeten".

Paul Heyſe fragt in der Einleitung zu ſeiner Novelle: „Der Dichter und ſein Kind", woher es wohl komme, daß von Allen, die irgend eine der ſieben freien Künſte nicht als Lebensberuf, ſondern nur zu ihrem Vergnügen betreiben, gerade die poetiſchen Dilettanten den unwiderſtehlichen Drang fühlen, mit völlig unzulänglichen Verſuchen an die Oeffentlichkeit zu treten, ohne die geringſte Furcht, ſich lächerlich zu machen, oder von der geſtrengen Kritik heimgeſchickt zu werden. Einen naheliegenden Grund deutet Heyſe freilich an. Er liegt darin, daß die poetiſche Kunſt ſich eines Materials, eines Mittels der Darſtellung bedient, das Jeder leicht handhaben zu können glaubt, während die Schweſterkünſte alle Unberufenen durch die Nothwendigkeit abſchrecken, das, was man an ihnen Handwerk zu nennen pflegt, zu nächſt ſich in fleißiger Uebung anzueignen. Denn ein Jeder weiß, wieviel Studium die Erlernung eines Inſtruments koſtet und wieviel Eifer und Uebung es erfordert, um Auge und Hand zur Nachbildung der Natur auch nur einigermaßen geſchickt zu machen. Dagegen ſcheint es nicht der geringſten Mühe zu bedürfen, ſeinen Gedanken oder Empfindungen in „gereimten" Worten Ausdruck zu verleihen.

Da es Paul Heyſe, dem Gegenſtand ſeiner Novelle entſprechend, nur darum zu thun war, denen die Freude an ihrem ſtillen poetiſchen Schaffen nicht zu verderben, die in der Illuſion, auch zu den Dichtern zu zählen in trüben Lebensſchickſalen einen Troſt und Halt finden, ſo lag es ihm fern, die aufgeworfene Frage weiter zu verfolgen und ſich mit denen zu beſchäftigen, die ſich gefliſſentlich mit „poetiſchen" Gaben an die Oeffentlichkeit drängen, ohne daß ihnen „des Geſanges Gabe, der Lieder ſüßer Mund" von den Unſterblichen verliehen wurde. Während aber die Zahl jener verſchämten Armen im Geiſte, die in ihrem ſtillen Kämmerlein ihres Herzens Luſt und Leid, ihr Schauen und Empfinden in das Gewand des Reimes fügen, nur weil ihnen dieſe Arbeit Freude und Bedürfniß iſt, — während dieſe Zahl eine recht kleine iſt und meiſtens aus harmloſen guten Menſchen beſteht, denen das poetiſche Schaffen an ſich einen Genuß ge-

währt und die auf Dank und Anerkennung nicht rechnen: so ist die Zahl jener eitelen Versmacher, die sich ohne jeden inneren Beruf zur Dichtkunst, ja, ohne die nothwendigste formale Bildung mit ihren Reimen in die Oeffentlichkeit drängen, in stetem Zunehmen begriffen. Wer mannigfache Zeitungslektüre und — Witzblätter liebt, wird dieser Behauptung beistimmen müssen. Fürsten, Staatsmänner, Geisteshelden, gute Freunde und Freundinnen werden bei passenden und unpassenden Gelegenheiten angedichtet; Gedenktage, Ereignisse von größerer, geringerer oder gar kleinerer Bedeutung werden von diesen „dichtenden" kleinen Geistern herangezogen, damit sie an ihnen ihr poetisches Müthchen kühlen können; nichts, weder die lächerliche Farce, noch das leidvolle Ereigniß ist vor ihrer dichterischen Verarbeitung sicher.

Es wäre eine allzu kühne Illusion, wenn man von einer entwickelteren Geschmacksbildung der Zukunft eine allmählige Beseitigung dieses groben poetischen Unfugs erhoffen wollte, aber wir meinen doch, daß er sich durch vernünftige Behandlung einschränken läßt, daß man jenen betriebsamen poetischen Pfuschern ihr verderbliches Handwerk erschweren kann. Ja, wir nennen es geradezu *verderblich*, weil die große Masse alltäglich veröffentlichter, jammervoller Reimereien verwirrend und verdummend auf die Menge wirkt und ihr die irrige Meinung vermittelt, als sei alles das, was in den Zeitungsspalten auf Versfüßen dahinwandelt, etwas der Poesie Aehnliches oder wohl gar selbst Poesie. So lange es Menschen und die von ihnen untrennbare *Eitelkeit* giebt, so lange wird auch bei ihnen die Neigung bestehen, einmal im Gewande der Dichtkunst vor den lieben Mitmenschen glänzen zu wollen, sei es auch noch so schäbig und fleckig; aber diese Neigung kann eingeengt und verleidet werden, sodaß sie ein gut Theil von ihrer Schädlichkeit und Aufdringlichkeit verliert.

Ehe wir einige hierzu nöthige Mittel und Wege angeben, wird eine kurze Verständigung über das Dilettantenthum in der Poesie am Platze sein, damit wir nicht den Schein erwecken, als wollten wir gegen Alle zu Felde ziehen, die „die holdselige Kunst des Gesanges" zu ihrem Vergnügen (per il loro diletto) pflegen, ohne von Berufs wegen auf sie angewiesen zu sein. Das ist keineswegs unsere Absicht; es ist uns nur darum zu thun, dem gänzlich unfähigen ungebildeten Versmacher sein Handwerk zu erschweren, nicht etwa, dem feinsinnigen, geschmackvollen Menschen seine dichterischen Liebhabereien zu verleiden.

Es kann hier nicht eindringlich genug an Schillers eunstes und tiefes Distichon erinnert werden:

„Wenn Dir ein Vers gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du ein Dichter zu sein?“

Der dichterische Genius, der frei aus sich heraus dem vor ihm auftauchenden Gebild Halt und Form giebt und das innerlich Geschaute als Bild vor uns aufrichtet, wird hier in Gegensatz gebracht zu demjenigen, der seine Sprache mit Geschmack und Geschick so beherrscht, daß er etwas der echten Dichtung Aehnliches hervorzubringen, seinen Ideen und Empfindungen eine gefällige Form zu geben im Stande ist. Bei ihm ist „der urtheilende Geschmack“, bei dem echten Dichter der Schwung der Phantasie die charakteristische Hauptsache. Da nun die Zahl der wahrhaft gottbegnadeten Dichter eine recht kleine ist, so bilden jene sprach- und versgewandten, durch Belesenheit und Geschmack geschulten Dilettanten in sehr vielen Fällen einen vortrefflichen Ersatz für den echten Dichter, und ihre Arbeit ist eine löbliche und anzuerkennende. Eine gewaltige Zahl von geschmackvollen und vortrefflichen Gedichten, Liedern und Gesängen werden von nichtberufsmäßigen Dichtern verfaßt, und jede größere öffentliche Festlichkeit, sie mag ernsten oder heiteren Charakters sein, zeitigt neue ansprechende Talente. Unser Schiller will also mit seinen Versen keineswegs die Dilettanten aus dem Hain der Musen vertreiben, sondern er führt es ihnen durch seine Frage nur vors Gewissen, daß ein Unterschied besteht, zwischen dem inspirirten Sänger von Gottes Gnaden, der uns durch die Fülle der Gesichte und die herzbezwingende Macht seines Wortes rührt und ergreift, und dem gewandten gebildeten Sprachkenner, der auch in Versen geschmackvoll und anregend zu uns zu reden weiß und uns einen recht willkommenen Ersatz bietet für die Perlen echter und wahrer Dichtung. Es wäre ein großer Fortschritt in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen, wenn bei geeigneten Anlässen nur wirklich gebildete und geübte Kräfte ihr poetisches Licht leuchten ließen und den rohen ungeschulten Reimschmieden durch ablehnende Kälte die Lust zu ferneren „poetischen“ Leistungen benommen würde, statt daß man sie durch kritiklosen Beifall ermuthigt und auf dem dichterischen Irrwege weiter treibt. Und damit wären wir an einen entscheidenden Punkt angelangt. Ich behaupte, daß eine große Zahl der niederen Winkelpoeten dadurch großgezogen wird, daß ihnen von der gleichgültigen kritiklosen Menge unverdienter Beifall gezollt wurde, der sie ermuthigte, verwöhnte und sie schließlich bis zu dem vollen Bewußtsein ihrer „dichterischen“ Bedeutung erhob, das durch ein darüber gehängtes Mäntelchen von affektirter Bescheidenheit nur um so unangenehmer zu wirken pflegt. Bei irgend einer Festlichkeit tritt zu vorge-

rückter Stunde ein Jüngling auf und trägt ein ganz unbedeutendes oder unsinniges Gedicht vor; es enthält irgend eine auf das Fest oder auf die Festtheilnehmer bezügliche „komische" Anspielung — das ist unerläßliche Bedingung — und „brausender Beifall lohnt dem Redner". Der Erfolg ermuthigt; das nächste Auftreten zeigt schon mehr Selbstgefühl und Sicherheit, und so geht das Verderben seinen Gang, bis der neugebackene Dichter zum ersten Male in einem Lokalblatt als „sehr schätzenswerthe „Kraft", als „eigenartiges, frisches Talent" 2c. bezeichnet wird. Bei nächster Gelegenheit wird dieses Talent auch unfehlbar seinen Pegasus für eine offizielle Gelegenheit besteigen, und die Blätter werden dann sein Gedicht unter dem Strich als willkommene Feuilletongabe bringen. Nun ist der Name des Dichters beglaubigt und behält seine Geltung, bis er von einem ähnlichen Talente aus seiner Position verdrängt wird und von der Bildfläche verschwindet. Hätte das Publikum etwas mehr Kritik geübt und den gänzlich nichtssagenden Reimereien gegenüber mit seinem Beifall gekargt, so wäre der Mann von der Poesie abgesprungen und bei seinem eigentlichen ehrlichen Gewerbe geblieben. Aber es ist einfach unglaublich, was sich das große Publikum an Reimereien bieten läßt, ohne ungeduldig zu werden und ohne ehrlich und offen auf den Unsinn der ihm gebotenen Verse hinzuweisen! Und dieser Mangel an offener ehrlicher Kritik besteht nicht etwa nur in den unteren ungebildeten Schichten der Gesellschaft, sondern auch in den sogenannten höheren, gebildeten Kreisen. Der folgende verbürgte Fall ist charakteristisch. Die Damen einer süddeutschen Residenz planen für das neuvermählte Fürstenpaar ein Geschenk und kommen überein, einen kunstvoll gearbeiteten Schrein zu stiften und die betreffende Zeichnung nebst praktischer Widmung den hohen Herrschaften zu überreichen. Es geschieht wie geplant. Die Deputation der Damen wird empfangen, die Zeichnungen werden vorgelegt, das Geleitgedicht vorgetragen. Es enthielt wörtlich folgend Schlußstrophen:

„Edle Kunst und reich' Geräth
Fülle seine Räume,
Von des Wissens Geist durchweht
Und des Dichters Träume.
Ja, ein Zauber ruh' im Schrein,
Der das Leid verscheuchet,
Kunst und Liebe im Verein,
Jedes Weh entweichet."

Die Verfaſſerin dieſer wahrhaft klaſſiſchen Zeilen war eine der empfangenen Damen aus den beſſeren Geſellſchaftskreiſen. Die liebenswürdige Fürſtin nahm Alles huldvoll entgegen, fragte auch nicht nach dem Sinn der eben zitirten Verſe. Was hätte die unglückliche „Dichterin“ wohl angefangen, wenn dieſer Fall eingetreten wäre? Es iſt nicht auszudenken! Hätten die Komité-Damen, wie es ihre Pflicht war, das Gedicht wegen des darin enthaltenen Unſinns einfach abgelehnt und die Abfaſſung der Widmung einer ſprachkundigen Perſönlichkeit übertragen, ſo wäre die Verfaſſerin jener Zeilen von dem Irrwahne gründlich kurirt worden, daß jeder Menſch lesbare Verſe machen kann, und zweitens hätten die Witzblätter keine Gelegenheit gehabt, ſich mit den amüſanten Verſen zu beſchäftigen, wie es der Fall geweſen iſt. Solche Fälle erlebt man häufig; die Berufenen werden nicht herangezogen, gänzlich Unfähige drängen ſich vor und bringen ihre müßigen und unſinnigen Reimereien auf den Markt, weil man nicht den Muth hat, Kritik an ihren Leiſtungen zu üben und dadurch ihre Eitelkeit einzuſchränken. Denn daß es dieſen Leuten *Freude* machen ſollte, ſich dichteriſch zu verſuchen, davon kann ich mich nicht überzeugen, Eitelkeit iſt die einzige Triebfeder.

Ich reſumire: Das Publikum ſoll in entſchiedener, wenn auch ſchonender Form ſolche erbärmlichen Poetaſtereien ablehnen und dadurch in dem betreffenden „Dichter“ den Irrwahn von ſeinem Talent möglichſt raſch zu beſeitigen ſtreben. Die kleinen geſellſchaftlichen Rückſichtnahmen dürfen nicht den allgemein gültigen Satz umſtoßen, daß elende Afterpoeſie kein Genußmittel, ſondern eine Art von Krankheitserreger iſt. Sie verdirbt nicht nur den Geſchmack und die natürliche Empfindung, ſondern ſie trübt Gedanken und Urtheil.

Dazu muß noch ein Zweites kommen: Die Redaktionen aller Blätter, auch der kleineren und kleinſten, müſſen *kritiſcher* werden und dieſen Dichterlingen den Zugang zu ihren Spalten mehr zu erſchweren ſuchen. Eine große Zahl von Blättern, zumal die Unterhaltungs- und Familienblätter ſind dringend auf poetiſche Beiträge angewieſen, und auch die gewöhnliche Zeitung darf ſich ſchon der Leſerinnen wegen der dichteriſchen Beiſteuer nicht entziehen. Der Bedarf iſt alſo ein recht großer, und da naturgemäß Dichter erſten Ranges für ſolche Leiſtungen nicht zu haben ſind, ſo müſſen die Redaktionen mit ſchweigendem Verzicht auf wirklich Gutes auch Minderwerthiges bringen. Das wird ſich trotz aller guten Tendenz und ſorgſamer Kritik niemals ändern laſſen, wie denn auch jetzt ſchon die

größeren Blätter, ganz besonders die guten Familienzeitschriften, völlig Unzulängliches und Unbedeutendes ablehnen und eifrig nach dem Guten ausschauen. Trotz alledem läuft gar oft auch recht Geringes und Minderwerthiges mit unter, und der Wunsch nach schärferer Sichtung hat immer noch seine Berechtigung.

Wenn Otto Erich Hartleben in seinem „Goethe-Brevier" nur eine kleinere Zahl der Gedichte des Meisters zusammenstellt, die mit ihrem lockeren und lustigen Humor dem kecken und studentischen Sinne des Herausgebers am Meisten zusagten, und wenn er gar in der Vorrede erklärt, daß mindestens die Hälfte der Goethischen Gedichte für unser heutiges Empfinden ungenießbar seien, „weil er als Lyriker weidlich das blödeste Zeug verbrochen habe", so dürfen unsere Redakteure erst recht keine allzu große Nachsicht üben. —

Wir haben mit unserer Mahnung aber sehr viel weniger die größeren Blätter im Auge, als die sogenannten Zeitungen und Blättchen der Provinz, in denen oft die ödeste Krämerpoesie ganz ungenirt ihre Orgien feiert. Wir geben zu, daß in einer kleinen Stadt die Vertreter der Presse in zu naher Beziehung zum Publikum stehen, als daß sie ohne jede Rücksicht die ihnen eingesandten schlechten Verse in allen Fällen ablehnen könnten; aber wenn sie allzu tolles und sinnloses Zeug höflich aber entschieden abweisen oder einfach im Papierkorbe verschwinden lassen, so wird das bessere Publikum sich gewiß auf ihre Seite stellen, weil sie ihm damit einen Dienst erweisen. Nimmt der Redakteur einmal Gelegenheit, sich über diesen Punkt in seinem Blatte kurz auszulassen, ohne durch Hohn zu verletzen, so darf er der Zustimmung aller einigermaßen Verständigen sicher sein. Sein Augenmerk muß darauf gerichtet sein, daß Alles, was allzu unbedeutend, unsinnig und unverständlich ist oder was offenen oder versteckten Reklamezwecken dienen soll, nur auf dem Wege der bezahlten Annonce Eingang in sein Blatt findet.

Je mehr Achtung man vor dem Heiligthum wahrer Kunst hegt und je theurer unserm Herzen die Schätze unserer Poesie sind, desto ernster muß man Alles einzuschränken oder zu beseitigen suchen, was durch Unbildung, Eitelkeit und falschen Ehrgeiz das Wesen wirklicher Kunst zu entwürdigen geeignet ist. Es ist Zeit, daß der Kampf gegen die allzu schlechten Poeten und müßigen Versemacher mit Ernst aufgenommen wird.

Wiesbaden. Richard Wulckow.

Die rumäniſche Frau.*)

Von Carmen Sylva. Deutſch von E. Otten.

Dieſes unergründliche Weſen, Weib genannt! — ſagte mir eines Tages ein Mann, deſſen Ehe muſtergültig war und der nur tugendhafte, ſchöne und artige Kinder hatte.

Was würde dieſer Mann wohl über die rumäniſche Frau ſagen? Mir erſcheint ſie als die intereſſanteſte Frau Europas.

Sehr intereſſant iſt dabei der Umſtand, daß ſie aus einer recht ſonderbaren Raſſenmiſchung hervorgegangen iſt.

Die Dacier, die Römer, die Gothen, die Kelten, die Slaven und die Griechen haben, entweder ſich ablöſend oder gleichzeitig dieſe Gegenden bevölkert, ihnen jedes Mal einen gewiſſen charakteriſtiſchen Stempel aufdrückend. So kommt es, daß man die römiſche Matrone mit den Adleraugen und den ſtrengen Zügen neben der ſlaviſchen Frau mit ihrer geſchmeidigen Grazie und ihrer unantaſtbaren Treue findet, und dann wieder die griechiſche Frau, keuſch und rein, die tatariſche, ſtark und rachſüchtig, die keltiſche, poetiſch und abergläubiſch, und zwiſchen all denen die Geächteten Indiens, die auch in Europa die Geächteten blieben, die zerlumpte, bettelnde Zigeunerin, ſchön wie eine Statue oder abſchreckend wie eine Hexe, aber immer maleriſch.

Die Schönheit der Rumänin hat ſich lange Zeit eines ganz beſonderen Rufes erfreut; aber von ihrer Energie, von ihrem Muth und von ihrer Aufopferungsfähigkeit wußte man nichts, denn die Geſchichte dieſes Landes iſt in Europa faſt gar nicht bekannt. Und gerade aus der Geſchichte können wir die rumäniſche Frau am beſten kennen lernen. Entnehmen wir nun den Chroniken einige Notizen über die regierenden Frauen: die Prinzeſſin Calinichia, Gattin des Radu Negru Baſſarab (1372) und Mutter des Mircea, giebt ſich frommen Werken hin. Sie beſchenkt die Kirchen und baut Klöſter, Spitäler und Schulen.

Ihre Schwiegertochter Boiana, Mirceas Frau, wird noch heute in vielen Volksliedern beſungen: ſie ſetzte mit einem ganzen Heere über die Donau, um ihren Gatten, der in Bruſſa von dem Sultan Bajazet gefangen gehalten wurde, zu befreien. Sie half tapfer mit bei der Erbauung der an den maleriſchſten Punkten der Walachei gelegenen Klöſter Cozia, Cotmeana und Tismana.

---

*) Wir entnehmen mit freundlicher Erlaubniß der Redaktion dieſe hochintereſſante Schilderung der rumäniſchen Frau, welche die Königin von Rumänien eigens für die Revue des Revues geſchrieben hat, einem der letzten Hefte dieſer vorzüglichen Zeitſchrift.

Die Prinzessin Clara, von bulgarischer Herkunft und römisch-katholischen Glaubens, war die Gemahlin des Alexander Bassarab (1320—1365). Mit bewunderungswürdiger Energie arbeitete sie an der Vereinigung der Kirchen des Morgen- und Abendlandes, vermachte dem päpstlichen Schatz große Gaben und wurde in einer vom Papst Urban V. erlassenen Bulle lobend erwähnt. Sie verheirathete ihre älteste Tochter an Strasimir, König von Bulgarien, und ihre zweite Tochter Anca an den Könia Simeon; und niemals hat sie aufgehört, ihnen die Nothwendigkeit einer Vereinigung dieser so unglücklich getrennten Kirchen klar zu machen.

Ein Jahrhundert später sehen wir den Fürsten Vead Voda und dessen Gemahlin den Thron verlassen, um sich ganz der Religion zu widmen und Klöster zu erbauen. Zu Ende dieses Jahrhunderts wiederholt sich dieselbe Sache, und es wird das berühmte, am Olto gelegene Kloster Bistritza durch den Prinzen Barbu Bassarab gegründet; die Fürstin nimmt den Namen Salomia an. Seine sämmtlichen Schätze hat das Kloster dieser frommen Fürstin zu verdanken.

Die Mutter Stefans des Großen ist, so zu sagen, zur sagenhaften Figur geworden; kein Kind, das ihre Geschichte nicht kennt.

Stefan der Große (1436—1504) lieferte mehr als 50 Schlachten und baute mehr als 50 Kirchen. Er war ein fanatischer Anhänger des Christenthums und leitete wegen verschiedener Verträge gegen die Türken die Unterhandlungen mit Venedig und dem Papste ein.

Marie, seine würdige Mutter, wurde allgemein die Olteanea genannt, weil sie von der jenseits des Olto lebenden Familie Colojanu abstammte und weil die Olteanerin, mehr wie alle anderen rumänischen Frauen, wegen ihrer hervorragenden Energie gerühmt wird. Man erzählt sich von ihr, daß sie 24 Backenzähne hatte. — Marie hatte zwei Brüder, welche die gelehrtesten Männer ihrer Zeit und namentlich in der Religion außerordentlich bewundert waren.

Nachdem ihr Gatte ermordet, blieb ihr die schwierige Aufgabe, ihre vier Söhne und ihre beiden Töchter allein zu erziehen. Stefan war ihr Lieblingssohn, der unbesiegbare Held, der in allen Schlachten verwundet wurde und doch immer neuen Muth und neue Kraft schöpfte. Eines Tages jedoch trieben ihn die Türken fürchterlich in die Enge und verfolgten ihn bis zu den Mauern von Neamtz, im Norden der Moldau.

Diesmal erklärte er sich für besiegt, klopfte an das Thor seines Schlosses und bat, man möge ihm seine Wunden verbinden. Hinter diesem Thor aber erhob sich, laut und streng, die Stimme seiner Mutter: „Wer klopft? Welcher Fremde begehrt hier Einlaß? Mein Sohn kommt nicht geschlagen zu mir zurück: er stirbt, indem er sich vertheidigt.“ Da stößt Stefan, tief beschämt, ins Horn, versammelt seine zerstreuten Truppen nochmals und liefert die berühmte Schlacht bei Resboieni (1476). Man hat sehen können, wie solche Mütter während des letzten Krieges, 1877, ihre fahnenflüchtigen Söhne zur Armee jenseits der Donau zurückschickten und sie vor die Mündung der Kanonen von Plevna jagten.

Stefans Tochter Elena führte ein außerordentlich bewegtes Leben; sie brachte ein warmes Herz nach Rußland mit, eine heiße Liebe zu ihrem neuen Vaterlande und eine engelgleiche Güte und Milde, welche sie auch bei den härtesten Schicksalsschlägen stets bewahrte. In Moskau wurde sie dem

Thronfolger Ivan, dem Sohne Ivans III., angetraut; aber trotz der aufrichtigen, herzlichen Zuneigung, welche der Zar, ihr Schwiegervater, ihr sowohl als auch ihrem Gatten und ihrem Sohne Dimitri entgegenbrachte, war sie der Gegenstand grausamster Verfolgungen von Seiten Sofias, der zweiten Frau des Zaren, Nichte des letzten Kaisers von Byzanz, Constantin Palaeologus.

Der Gedanke, daß der Thron ihrem Sohne Basilius möglicher Weise entgehen würde, versetzte diese in eine maßlose Wuth und sie that ihr Möglichstes, um Ivan enterben zu lassen; als sie aber sah, daß alle ihre Versuche vergeblich sein würden, ließ sie ihn durch einen italienischen Arzt, Maestro Leone, vergiften. Obgleich man den Urheber des Verbrechens kannte, wagte man es doch nicht, ihn anzuzeigen, und so wurden die Intriguen der Kaiserin Sofia immer mächtiger, immer einflußreicher und immer gefährlicher, trotz ihrer Geringschätzung für die Russen und ihrer ausgesprochenen Vorliebe für die Griechen, von denen sie fortwährend und fast ausschließlich umgeben war, während die tugendhafte Elena inmitten ihres Volkes lebte und Fühlung mit ihm zu gewinnen versuchte.

Jedoch nach der Entdeckung eines Komplotts der Sofia, demzufolge der junge Dimitri getödtet, der Zar abgesetzt und ihr Sohn zum Kaiser proklamirt werden sollte, wurde Sofia ins Gefängniß geworfen, der Anführer der Verschwörer enthauptet und Dimitri gekrönt und zum Thronfolger Moskoviens ernannt. Aber kaum war ein Jahr verflossen, da hatte Sofia ihren ganzen Einfluß auch schon wiedergewonnen und vom Zaren die Erlaubniß erwirkt, Dimitris Anhänger tödten und ihren Sohn Basilius zum Großherzog von Novgorod und Pascov ernennen zu lassen. Ohne irgend welchen stichhaltigen Grund ließ der Zar im April des Jahres 1502 seine Schwiegertochter und seinen Enkel gefangen nehmen und seinen Sohn Basilius zum Thronfolger ernennen. Man nannte die unglückliche Elena eine Ketzerin und sie starb im Jahre 1504 im Alter von vierzig Jahren, inmitten der grausamsten Verfolgungen ihrer sämmtlichen Freunde, von denen Viele den Feuertod erlitten. Bei seinem Tode erst wurde der Zar anderen Sinnes, und, während er im Todeskampfe lag, ließ er Dimitri rufen, bat ihn um Verzeihung und hinterließ ihm seine Krone.

Gleich nach seinem Tode aber ließ Basilius Dimitri in einen fürchterlichen Kerker werfen, wo er, nach vier grauenvollen Leidensjahren, im Alter von fünfundzwanzig Jahren verstarb.

Sehr interessant ist der Lebenslauf der sanften Prinzessin Despina Militza, Tochter des Brancovitch, Despoten von Serbien; sie heirathete den alten Prinzen der Walachei, Neagoe Bassarab.

Sie war, ebenso wie ihr Gatte, von ganz hervorragender Frömmigkeit; an sämmtlichen geheiligten Orten machten sie die kostbarsten Geschenke; in ihrer Heimath, in Transsylvanien, in der Moldau, auf dem Athos, in Konstantinopel, am Berge Sinai und in Jerusalem.

Neagoe hatte den Bau der berühmten Kirche von Curtea de Argisch begonnen, von der die Legende erzählt daß der Architekt, Meister Manole, seine Frau lebendigen Leibes mit eingemauert habe: diese Kirche ist unter der Regierung König Karls durch Herrn Lecomte du Nouy in ihrer ganzen Pracht und Schönheit wieder errichtet worden.

Das Gebäude versprach ganz ausnahmsweise schön zu werden, als

plötzlich Geldnoth eintrat; da opferte die Prinzessin Militza, um das durch die vielen Kriege ohnehin schon erschöpfte Land vor neuen Steuern zu bewahren, ihre sämmtlichen Kleinodien, indem sie sagte: „Ich will nicht, daß die Steine unserer Kirche von den Thränen unserer Frauen benetzt werden."

Sie setzte das Werk ihres Gatten nach dessen Tode unter Beihülfe ihrer Tochter Roxandra und ihres Schwiegersohnes, des Prinzen Radu de la Afumatzi, fort.

Während ihrer Wittwenzeit mußte sie es zu ihrem größten Schmerze erleben, daß ihr Sohn Theodosu entthront und ermordet wurde; sie war gezwungen, sich nach Transsylvanien zurückzuziehen und sich theils in Hermannstadt, theils in Kronstadt aufzuhalten. Eine ihrer Töchter heirathete Stefanitza, den Enkelsohn Stefans des Großen, den Fürsten der Moldau.

In einem sehr schönen von ihr gegründeten Kloster befindet sich das rührende Bild der Madonna, den todten Jesus auf dem Schooße haltend, und darunter Despina, ihren Sohn Theodosu in den Armen, mit der folgenden Inschrift:

„Empfange, oh Gott, deinen Diener Theodosu in deinem himmlischen Reiche."

In Curtea de Artisch, in Crusedol in Serbien, in Diciani und im Museum zu Wien werden vielfach noch heute von der Hand dieser frommen Prinzessin gestickte Meßgewänder gezeigt.

Doanna Elena, Gemahlin des Petru Raresch, Fürsten der Moldau, war die Tochter des zur Familie des berühmten Lazarus von Serbien gehörenden Herakliden, der im Jahre 1389 die Türken bei Mierlei geschlagen hatte.

Sie war eine hochgebildete Frau und schrieb in mehreren Sprachen. Als ihr Gatte durch den Sultan Soliman seines Thrones beraubt und gezwungen worden war, sich in Cicen einzuschließen, floh die Prinzessin über die Berge, um zu ihrem Manne und zu ihren Kindern zu gelangen; diese Flucht ist zur Sage und ihr an den Sultan gerichteter Brief historisch geworden. Dieser Brief war so ergreifend, daß er den Sultan bewog, Petru Raresch seinen Thron wiederzugeben.

Ihre Tochter Roxandra heirathete Alexandre Lapuschneanu den Grausamen, welcher ihr 40 Bojarenköpfe darbot. Trotz der guten Nerven der guten alten Zeit fiel die junge Prinzessin bei diesem Anblick in Ohnmacht.

Ihre Schwester, Doanna Kiajua, wurde die Gemahlin des Mircea und die berühmte Prinzessin der Walachei, welche, die Axt in der Hand, ihren unmündigen Sohn gegen die Angriffe der aufrührerischen Bojaren vertheidigte.

Eigentlich sollte Roxandra einen gewissen Joldea heirathen, der dazu auserkoren war, Fürst zu werden. Aber Alexander Lapuschneanu rief das polnische Heer um Hülfe an, stach dem Joldea die Augen aus und entriß ihm seinen Thron und seine Braut.

Seine Grausamkeit war unbeschreiblich und kannte keine Grenzen; trotzdem oder vielleicht gerade deshalb regierte er etliche Jahre, bis er endlich vergiftet wurde. Man hat es niemals beweisen können, daß seine Frau die Hand dabei im Spiele gehabt hat; jedenfalls beschenkte sie die Klöster mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer, eine Handlungsweise, die natürlich nicht immer auf ein ganz reines Gewissen schließen läßt, die aber oft

den unverstandenen Frauen des Mittelalters ein Trost ward. Sie regierte zwei Jahre an Stelle ihres unmündigen Sohnes und hat es meisterhaft verstanden, sich während dieser kurzen Regierungszeit sehr beliebt zu machen.

Von allen diesen bewegten Existenzen rumänischer Frauen auf dem Throne und in der Umgebung des Thrones war gewiß die der Prinzessin Kiajna, Gemahlin des Mircea Ciobanul (1540—1590) die geplagteste, was einestheils durch ihre eigene sehr heftige Natur und ihren maßlosen Ehrgeiz, größtentheils aber durch die Verhältnisse bedingt wurde, gegen welche sie anzukämpfen hatte. Ihr Gatte, der Fürst Mircea, wurde die „Pest der Bojaren" und die „Peitsche des Volkes" genannt.

Er regierte drei Mal und tödtete mehr als zweitausend Bojaren.

Die in den Chroniken angeführten Zahlen sind niemals irgend welcher Kontrolle unterworfen gewesen, und können daher wohl viel eher beredt als genau genannt werden.

Im Jahre 1560 verwittwet, setzte Doamna Kiajna ihren Sohn Peter den Hinkenden auf den Thron; aber die verjagten Bojaren kamen zurück und vertrieben sie bis weit über die Donau hinaus. Allein sie verlor den Muth nicht, rief die Türken zu Hülfe, stellte sich, bis zu den Zähnen bewaffnet, an die Spitze ihren Truppen, schlug die Bojaren zwei Mal und gab ihrem Sohne den Thron zurück.

Nachdem sich dieser in der Walachei durch Einführung erhöhter Steuern und durch zahllose Grausamkeiten unmöglich gemacht hatte, machte sie ihren ganzen Einfluß bei der Hohen Pforte geltend, damit ihm der moldauische Thron gegeben und er in der Walachei durch seinen Bruder Alexander vertreten wurde.

Vier Mal wurde Peter der Hinkende gestürzt, aber immer wieder siegte die Prinzessin Kiajna für ihren Sohn und gab ihm den Thron zurück, auf den sie dann später ihren Halbbruder Jancu Jassion setzte, ihrem Enkelsohne Michnea gab sie den walachischen Thron. Die Chronik enthüllt mitleidlos manchen energischen, aber auch manchen grausamen Zug im Charakter der Doamna Kiajna; leider aber ist der Raum hier zu beschränkt, um auf die näheren Einzelheiten dieses so merkwürdigen und interessanten Lebens eingehen zu können. Eines Tages, während eines glänzenden Gastmahles, legte sie den blutenden Kopf eines Gesandten auf einen Teller. Ein ander Mal versammelte sie zu einem solchen Feste eine große Anzahl Bojaren, Priester und zwei Bischöfe, und ließ sie dann umbringen, nachdem sie ihnen bei der Heiligen Jungfrau und bei allen Heiligen geschworen hatte, daß ihnen nichts Schlimmes widerfahren würde.

Ihr Muth war unbezwingbar, ihre Energie grenzenlos, und wenn sie grausam war, so muß man diese Eigenschaft zum Theil ihrer Zeit und ihrer Umgebung zuschreiben.

Rührend in ihrer wahrhaft edlen Größe erscheint uns die würdige Gattin des bei dem rumänischen Volke mit Recht so beliebten Helden, Michel des Tapferen. Sie hieß Stanca, stammte von der Familie Critzelesco und war, in allen Lebenslagen, der beste Freund und Berather dieses großen Fürsten.

Im Anfange seiner Laufbahn, solange seine Kämpfe um die Krone gegen Sinaan Pascha dauerten, sah sich Michel genöthigt, seine Frau und

seine Tochter in Sicherheit zu bringen: er schickte sie an den Hof von Sigismund Bathory, Fürst von Transsylvanien.

Von dort aus schickte er sie mit seiner Mutter nach Hermannstadt, und erst im Dezember 1595 konnte Doamna Stanca in der Hauptstadt ihren Einzug halten, wo sie sich dann sofort eingehend und energisch der Unglücklichen, der Hungernden und der Obdachlosen annahm. Man hatte den Sohn und die Tochter eines vornehmen Türken, Michai Oglu, gefangen genommen und bot sie dem Fürsten Michel zum Geschenk an. Die Prinzessin Stanca aber schickte die Beiden zu ihrem Vater zurück, nachdem sie sie mit der größtmöglichen Rücksicht und Höflichkeit behandelt hatte.

Eine Verschwörung des Khan der Tartaren trübte die Tage der Fürstin, aber immer bewahrte sie sich ihre Ruhe und ihre Klugheit, und dadurch war es ihr möglich, viele Gefahren vorherzusehen. Im Augenblicke als ihr Gemahl, trunken durch seine Siege, glücklich über den Friedensantrag des Sultans, in Transsylvanien einrücken wollte, um es zu erobern, versuchte sie es, ihn zurückzuhalten, indem sie ihn auf die Nothwendigkeit einer Ruhepause für sämmtliche Völker und auf die Dankbarkeit, welche man den „Bathory" für ihre Gastfreundschaft in schlechten Tagen schulde, hinwies. Als sie dann aber sah, daß alles Bitten vergebens, beschloß sie, ihre Kinder Nicolas und Florian mitzunehmen und dem Fürsten bis in das feindliche Lager das Geleite zu geben.

Bei der Schlacht zu Selimberg, gegen den Kardinal Bathory, stand sie in den ersten Reihen, unter den drei goldenen Kreuzen, welche dem Heere vorangetragen wurden.

Bei dem siegreichen Einzuge der Rumänier in Belgrad war sie die Einzige, deren Stirn gedankenschwer war und deren Augen traurig blickten; man hätte meinen können, sie sei von schmerzlichen Ahnungen gequält und fast schien es, als ob alle diese Ehrungen nicht den geringsten Eindruck auf sie machten.

Als die Mörder Andrea Bathory's Michel dem Tapfern den Kopf des Unglücklichen brachten, brach Doamna Stanca in Thränen aus und hatte auf die Frage ihres Gatten, warum sie weine, nur die eine Antwort: „Was ihm heute widerfahren ist, kann dir und den Kindern morgen widerfahren."

Sie ließ den Körper des Kardinals aufsuchen und mit großem Pompe beisetzen.

Durch ihren Sanftmuth versuchte sie die Heftigkeit ihres Gatten ein wenig zu mildern, während sie ihre früheren walachischen Unterthanen sowie diejenigen des eroberten Transsylvanien mit Wohlthaten überhäufte.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Mirisleu floh Michel über die Berge und kehrte mit seiner Frau und seinen Kindern nach Rumänien zurück.

Als er dann aber von dem drohenden Marsche Sigismunds und Moses Sekely's hörte, beschloß Michel Frieden mit Basta zu schließen, unter der Bedingung, daß er alle seine Angehörigen als Geiseln in Transsylvanien zurücklasse.

Die unglückliche Fürstin aber wurde von Stefan Csaky in den Kerker geworfen und in der rohesten Weise mißhandelt; sie wurde von

Fagaraſch nach Hermannſtadt und von Hermannſtadt nach Fagaraſch transportirt, ohne daß ihre Gefangenſchaft dadurch weniger ſchrecklich oder weniger unerträglich geworden wäre.

Die Nachricht von der Ermordung ihres Gatten traf ſie wie ein Donnerſchlag, und es iſt noch heute unerklärlich, wie ſie ſelbſt den Mordbuben hat entfliehen können. Im Jahre 1602 gab man ihr endlich ihre Freiheit wieder, und während ſich ihr Sohn nach Wien begab, um dort die Krone ſeines Vaters zu erlangen, zog ſie ſich in das Kloſter Cozia zurück, wo ſie die noch lebende Mutter Michels des Tapfern, welche inzwiſchen Nonne geworden war, antraf. Wie ſchmerzlich dieſe Begegnung der beiden unglücklichen Frauen geweſen ſein muß, wird ſich ein Jeder leicht vorſtellen können. Im darauffolgendem Jahre verheirathete ſie ihre Tochter in Griechenland, und im Jahre 1604 wurde ſie von der Peſt ergriffen, die zu jener Zeit in Rumänien wüthete; das war der tragiſche Beſchluß eines Lebens voller Angſt und Sorgen. Kurz vor ihrem Tode noch machte ſie dem Biſchof von Rimnic ein koſtbares Geſchenk.

Noch heute findet man ihr Bild auf einer der Mauern des Kloſters Caluiu; ein ſanftes, melancholiſches ſehr intelligentes Geſicht, die ſchöne Geſtalt in ihrem Fürſtinnenſtaate, die Krone auf dem Kopf, im rothen goldgeſtickten Kleide und mit dem Hermelinmantel um. Mit lebhafteſtem Bedauern nimmt man Abſchied von dieſer edlen Frau, nachdem man über ſie nur einige wenige Aufſchlüſſe hat geben können, eine dürftige Skizze nur von dieſer ſchönen und doch ſo ſchmerzlichen Exiſtenz, ſowie von den verheerenden Stürmen, welche ſie mit ſich fortgetragen und verſchlungen haben, ohne ſie je zu verändern.

Eine ſehr originelle Erſcheinung iſt die Gattin Jeremias Movilas, des Fürſten der Moldau (1595—1620), allein ſie wird erſt von der Periode ihres Wittwenthums an (1607) intereſſant. Der berühmte Hiſtoriker Miron Coſtin erzählt uns wie ſie ihren Schwager Simeon Movila vergiften ließ, wie ſie ihre drei polniſchen Schwiegerſöhne zu Hilfe rief und es ihr dann endlich gelang, ihren Sohn auf den Thron zu ſetzen. Aber kurze Zeit darauf ſchon ſetzten die Türken ihn ab, um Stefan Tomſcha zu ſeinem Stellvertreter zu ernennen.

Eliſabeth zog ſich nach Polen zurück und begann ein Heer zu ſammeln. Ihr Sohn wurde von den Tartaren ergriffen und im Duriſtre ertränkt, ihre Schwiegerſöhne gefangen genommen. Einer derſelben erkaufte ſich ſeine Freiheit, der Andere wurde Muſelmann.

Darauf entſchloß ſich Eliſabeth, allein, an der Spitze ihres Heeres, in das Land zurückzukehren, um den Thron für den einzigen Sohn, der noch blieb, Bogdan, zurückzuerobern.

Sie ſchlug Stefan Tomſcha bei Tatareni (1615) und bemächtigte ſich des moldauiſchen Thrones. Aber Strindir Paſcha und der Prinz Radu Michnea von der Walachei vereinigten ſich und marſchirten gegen ſie. Strindir Paſcha ließ ihr ſagen, er bringe ihr im Namen des Sultans die Fahne und die Macht; der Prinz Radu aber, welcher ſah, daß ſie in dieſe Falle gehen würde, erachtete es als ſeine Chriſtenpflicht, ſie davor zu warnen. Sie aber konnte an die Aufrichtigkeit eines Feindes nicht glauben, und ſo geſchah es, daß man ſie ſowohl als ihren Sohn gefangen nahm und in einem kleinen

Karren hinwegtransportirte. Mehreren Bojaren, welchen sie unterwegs begegnete, soll sie weinend zugerufen haben:

„Bojaren! Bojaren! das Heidenthum macht mir Schande!" Und weiter erzählt man von ihr, daß sie bei diesen Worten einen ihrer schönen Zöpfe Einem unter ihnen zugerufen haben soll. Noch heute zeigt man denselben in Sueeava.

Sie wurde dann gezwungen die Frau eines türkischen „Aga" (Befehlshabers) zu werden, und der Historiker beendigt seinen Bericht, indem er den Frauen den wohlgemeinten Rath ertheilt, dem Spinnrade treu zu bleiben und sich nicht in die Angelegenheiten der Männer zu mischen.

Fast will es uns wie eine Ruhe, eine Erholung erscheinen, wenn wir aus diesem Sturm, der sich „die Geschichte Rumäniens" nennt, die Gestalt der würdigen Gattin des berühmten Fürsten Matheï Bassarab, Elena (1633—1654) auftauchen sehen, welche es wohl verdient, die Seele der Wiedergeburt der Kirche genannt zu werden. In ihrem Hause fand der Erzbischof der Moldau, Varlaam, einen kalvinistischen Katechismus, gegen welchen er eine Erwiderung richten ließ. Diese beiden weisen und hochgebildeten Menschen arbeiteten so neben einander, um die rumänische Sprache in der Kirche, in den Schulen und bei Hofe einzubürgern; und von jener Zeit an wurde die Messe in rumänischer Sprache gelesen, nicht mehr, wie bisher üblich, in griechischer.

Auf ihre eigenen Kosten ließ die Prinzessin Helene die fremdsprachlichen Kirchenbücher ins Rumänische übersetzen und dann drucken; sie leitete die Regierungsgeschäfte während der wenigen Monate, die Matheï in Konstantinopel zubrachte, um sich dort die Investitur geben zu lassen. Sie muß die Blumen wohl sehr geliebt haben; Beweis dafür ist ein an sie gerichteter noch heute existirender Brief der Frau eines Kronstädter Richters, welcher Blumensamen enthielt.

Domnitza Balascha (die Prinzessin Blanche) sah an einem Tage, in Konstantinopel, wie ihr Vater, Constantine Brancovano, nach monatelangen Qualen in den Kerkern, ebenso wie ihre vier Brüder und ihr Gatte, Vaeareseo, ein Nachkomme des Prinzen Rudolf des Schwarzen (Radu Negro) und Vorfahre von vier Dichtern, enthauptet wurden.

Zum letzten Male machte man ihnen den Vorschlag, Muselmänner zu werden; sie aber zogen, dem Christenthum treu, sämmtlich den Tod vor. Nun verzichtete die Prinzessin auf Reichthum und auf Macht. Was sie besaß, gab sie der Kirche und außerdem gründete sie das wunderschöne Hospital Doamna Balascha.

Die Einkünfte der rumänischen Hospitäler zählen nach Millionen, Reiche sowie Arme finden dort kostenlos Aufnahme und Pflege.

Der Prinz der Moldau, Basile Lupa, hatte drei Töchter von hervorragender Schönheit. Die Aelteste derselben verheirathete er an Jean Radzivil, den lithauischen Pfalzgrafen; die Zweite schickte er in den Harem, um den durch die polnische Allianz heraufbeschworenen Zorn der Türken ein wenig zu beschwichtigen. Nun blieb noch die Dritte, die schönste und gebildetste von Allen, Roxandra. Um ihre Hand bewarb sich Timusch, der Hetman der Kosaken, der sie in Jassy gesehen, als er sich in seiner Eigenschaft als Gesandter dort aufgehalten hatte.

Der Prinz schlug den Bewerber aus, indem er sagte, es sei ihm nicht möglich, einem Wilden seine Tochter zur Frau zu geben. Der Historiker Miron Costin sagt von Timusch: „An ihm war nur das Gesicht menschlich; sonst war er wie ein wildes Thier."

Der Vater des Timusch, der Hetman Bogdan Hmelnitzky, verheerte die Moldau mit 16 000 Kosaken und 20 000 Tataren, schlug Vasile Lupa, und zwang ihn, Timusch seine Tochter zur Frau zu geben. Kaum aber waren die Heere verschwunden, als sich der Fürst auch schon weigerte, sein Wort einzulösen; er fand Mittel und Wege, die Polen und die Kosaken gegen einander aufzuhetzen und sich bekämpfen zu lassen.

Der Hetman schlug die Polen und ließ Vasile sagen, daß er ihn mit 100 000 Kosaken (in der Chronik angegebene Zahl) überfallen würde.

Im Juni des Jahres 1652 rückte Timusch in die Moldau ein und erzwang die Vollziehung dieser „sehr schlecht assortirten Ehe", wie sich Miron Costin ausdrückt. „Auf der einen Seite achtzehn Jahre einer bedeutenden und ehrenvollen Regierung; auf der anderen — ein Emporkömmling."

Ein unweit Jassy's gelegenes Kloster führt noch heute den Namen „Frumoasa la Bella," weil die schöne Prinzessin Roxandra dort, nach ihrer Hochzeit einige Tage verlebte, ehe sie ihrem Gatten nach Ochrin folgte.

Vasile Lupa hegte die Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, mit Hülfe seines Schwiegersohnes Matheï Bassarab abzusetzen und den moldauischen mit dem walachischen Throne zu vereinigen; aber an den Ufern der Dimbovitza wurde er geschlagen und verlor so seine beiden Kronen. Timusch eilte ihm zu Hülfe, trug den Sieg davon und schloß sich in Suczava ein.

Während dieser Zeit schwebte er in großer Lebensgefahr, und zwar als ihm Vischurretzky, Roxandras Anbeter, eine Bombe entgegenschleuderte. Diese Rache sollte ihm aber keineswegs von Nutzen sein, denn die schöne Roxandra verheirathete sich nicht zum zweiten Male. Sie wohnte in der Stadt Rascor, welche ihr ihr Schwiegervater geschenkt hatte, und kehrte erst im Jahre 1670 in ihr Vaterland zurück, um in Tileni den Verlauf eines Prozesses abzuwarten.

Im Jahre 1688 suchte sie zu Neamtz, in dem Kloster ihres Vaters, Schutz vor den Polen und Kosaken, welche unter der Führung Jean Sobietzkys in die Moldau eindrangen. Aber sie wurde von einem Bojaren, Namens Crupenski, verrathen. Dieser führte die Kosaken in die Festung von Neamtz und dort, auf der Schwelle des Thores, enthaupteten sie die schöne Prinzessin Roxandra. Man besitzt noch heute mehrere Autogramme von ihrer Hand; die meisten derselben sind in grichischer Sprache.

Maria Pirtoianea, ein Mädchen aus dem Volke, war, bei allen seinen Kämpfen gegen die Türken, stets die treue Begleiterin ihres Vaters gewesen; eines Tages aber wurde sie gefangen genommen und nach Konstantinopel geführt, da der Sultan sie zu sehen wünschte.

„Ist es wahr," sagte er zu ihr, „daß Du selbst, mit eigener Hand, einen Türken getödtet hast?"

„Nicht einen Türken, sondern zehn! und ich bedauere nur, daß ich nicht hundert getödtet habe; wäre das genug, um den Tod eines Vaters zu rächen?" so lautete ihre Antwort, welche der Sultan so ausgezeichnet fand, daß er Maria die Freiheit wiedergab.

Die Großmutter eines unserer Generaladjutanten hatte in den Straßen Bukarests der Enthauptung ihres Mannes beigewohnt. Sie nahm ihre 11 Kinder, ging nach Konstantinopel und kniete auf dem Wege nieder, den der Sultan passiren mußte. Da fiel sein Blick auf die zwölf in tiefe Trauer gekleideten Gestalten, und er ließ die Frau zu sich rufen und fragte sie, was er für sie thun könne.

„Ich will den Kopf des Pascha, welcher meinen Mann hat tödten lassen."

Und der Sultan gab ihn ihr.

Ein Grundeigenthümer forderte einst eine ungerechte Grenzscheidung, die seinen Besitz vergrößert und die Bauern benachtheiligt hätte.

Er hatte den Bürgermeister und mehrere Unterpräfekten auf seiner Seite, spannte vier Ochsen vor einen Pflug und begann so die Grenzlinie zu ziehen. Die Bauern hatten sich alle in dem benachbarten Walde vereinigt und sahen nun, die Fäuste ballend, diesem Schauspiele zu. Plötzlich trat eine Frau, ihr Kind auf dem Arme, aus der Gruppe heraus, stürzte den Ochsen entgegen, warf ihr Kind vor sie hin und rief aus:

„Eher sollen sie das Kind zertreten, als dieses Verbrechen begehen!"

Die Beziehungen zwischen der Frau des Grundbesitzers und den Bauersfrauen sind oft reizende; diese besuchen ihre Herrin wann es ihnen beliebt, umarmen sie wie eine Schwester, und bitten sie um eine rothe Blume aus ihrem Garten, um eine Nelke für das Haar, um eine Pfingstrose, mit der sie sich zur Hora, dem Sonntagstanze, statt mit der Schminke die Backen und das Kinn reiben.

Zum Dienen werden sie sich niemals herablassen, weil sie das als eine Erniedrigung ansehen; darum überlassen sie es lieber den Ungarinnen und den Böhminnen. — Eine Frau kommt zur Frau des Grundeigenthümers, und bittet sie um Holz, damit sie für ihren Mann einen Sarg machen könne und bringt dafür 60 Centimes mit: es soll nämlich den Anschein haben, als bezahle sie das Holz.

Leider ist der Raum zu beschränkt, als daß ich Alles erzählen könnte, was ich während des Krieges gesehen habe.

Ein armer Junge, den ich Monate lang in meiner Baracke gepflegt hatte, starb in den Armen seiner Mutter in dem Augenblicke, da ich den Saal verließ; sie fing laut zu weinen und zu schluchzen an. Da legte sich ihr eine Hand sanft auf die Schulter und eine Stimme sprach: „Bitte weinen Sie nicht, wir möchten der Königin den Tod Ihres Sohnes noch ein paar Stunden verheimlichen."

Und da war sie sofort still.

Ich habe gesehen, wie Frauen ihre Männer in den Laufgräben von Perona, unter den Kanonenkugeln suchten, um ihnen ein paar Früchte bringen zu können; und andere wanderten von einem Spitale zum anderen, wenn sie erfahren hatten, daß ihr Mann verwundet, und wachten dann Tag und Nacht an seinem Lager, ohne sich auch nur eine Stunde Ruhe zu gönnen.

Nicht ohne lebhaftes Bedauern verzichte ich darauf, die zahlreichen und reizenden Nebenumstände, welche man in der Geschichte findet und die ich theils auch mit eigenen Augen gesehen, in allen ihren Einzelheiten in der Revue des Revues wiederzuerzählen. Ich habe die rumänische Frau,

wie sie durch sämmtliche Zeitalter hindurch existirt hat, nur flüchtig skizziren und leider nur einen ganz kleinen Theil dieser so wenig bekannten und doch so interessanten Geschichte, in welcher die Frau eine so bedeutende Rolle gespielt hat, beschreiben können.

Ein dickes Buch könnte man füllen allein schon mit der Beschreibung der Sitten und Gebräuche der Bäuerin, dieses treuen und geduldigen Geschöpfes, das, immer mit demselben Fleiße und mit derselben Ausdauer, im Sommer auf dem Felde, im Winter im Hause arbeitet. Sie spinnt, sie webt, sie näht und sie stickt jene herrlich schönen Kleider, die in ihrer duftigen Weiße und in ihren harmonischen Farben unter der strahlenden Gluth der Sonne wunderbar schimmern und glänzen. Sie lächelt nur selten, und ihre Schönheit welkt rasch dahin bei der übergroßen Kinderzahl und der allzu harten Arbeit. Ihr Ernst hat etwas Imposantes, aber zugleich etwas Rührendes, wenn er nicht einer gewissen Härte den Platz einräumt, was bei den reichen Bäuerinnen nicht selten der Fall ist; sie drücken die Armen schwer und erbarmungslos und haben kein Mitleid mit ihrem Elend. Andererseits helfen sie sich auch gegenseitig wieder auf wahrhaft rührende Art und Weise; wenn zum Beispiel in einer Familie gar zu viele Kinder sind, so theilen sich die kinderlosen Frauen des Dorfes darein, und sie nennen diese adoptirten Kinder dann: die Kinder der Seele.

Daß dieses Land, trotz der zahlreichen Verheerungen, doch noch existirt, das hat es zweifellos größtentheils seinen Frauen zu verdanken: sie sind die Hüterinnen seiner Sprache, seiner Religion, seiner Ueberlieferungen gewesen. Eine Unmenge von Legenden und alten Balladen, welcher unser lieber und unvergeßlicher Dichter Alexandri gesammelt hat, erzählen uns von mancher muthigen und aufopfernden Handlung der rumänischen Frau.

Täuschen Sie sich nicht in ihr, wenn Sie sie wie eine Polin tanzen sehen und wie eine Pariserin plaudern hören! Die fremde Kultur hat sie nicht verändert; sie ist noch heute dieselbe ehrgeizige und liebende Gattin, dieselbe leidenschaftliche Mutter wie in den alten Zeiten. Und dann besitzt sie noch eine gewiß nicht wenig bemerkenswerthe und nutzbringende Eigenschaft: sie ist eine vorzügliche Krankenpflegerin. Man müßte sie sehen, wenn sie ihre Bauern pflegt — ein Arzt könnte es nicht besser — während sie gleichzeitig wie ein Geschäftsmann ihr Eigenthum verwaltet.

Die rumänische Frau zählt die Opfer nicht, welche sie bringt, weil sie sie natürlich findet; sie hat während des Krieges von 1877 ausländische Aerzte durch ihr Verhalten in das höchste Erstaunen versetzt. Sie legt sich jede nur denkbare Entbehrung auf, um ihren Kindern eine angemessene Erziehung zu Theil werden lassen zu können. Sie ist naiv und doch schlau, sorglos und doch nachdenkend, der beste Freund ihres Mannes, aber auch sein fürchterlichster Feind, wenn sie einmal aufgebracht wider ihn ist.

Ihre Sprache ist reich und farbenprächtig wie alle Sprachen des Orients. Ihr Großmuth läßt sie niemals rechnen: die Rumänin ist die Sklavin ihres Herzens. Der große Schleier, der sie mit seinen strengen Falten erbarmungslos umhüllt, verleiht ihren Zügen sowohl als auch ihren Bewegungen eine antike Größe, und die Mutterschaft legt ihr ein unsichtbares Diadem auf die Stirne.

„Mein Mütterchen! Mein liebes kleines Mütterchen!" „Maiculiţa

mea!" So lautete der Ruf der Verwundeten während der langen, der endlos langen Leidenstage und -Nächte; und stets fanden sie Eine an ihrem Lager, an die sie ihre Klagen richten konnten.

Keine war zurückgeblieben. Die Familienmütter verließen die Eleganz und den Komfort ihres reizenden „home", um sich in einem kleinen Winkel zu installiren, neben dem Saale, in welchem die Verwundeten stöhnten; und dort hielten schöne Weltdamen die armen Türken in den Armen, welche am schwarzen Typhus, der schrecklichsten aller ansteckenden Krankheiten starben.

Da gab es keine Schwäche, kein Zurück, kein Zögern. — Und man trotzt sogar der Ansteckungsgefahr, wenn es gilt, das diphteritis- oder scharlachkranke Kind einer vor Angst und Erregung fast wahnsinnig gewordenen Freundin zu pflegen.

Schon die ganz kleine, kaum zweijährige Rumänin mit ihren großen melancholischen Augen, mit der Fülle schwarzen, glänzenden Haares und der klaren reinen Sprache ist erstaunlich in ihrer Frühreife. Mit fünf Jahren ist sie die kleine Mutter ihrer Geschwister, mit acht Jahren schon fast ein junges Mädchen. Sie verheirathet sich nicht mehr mit zwölf Jahren, weil das neue Gesetz es verbietet; aber sie sucht dafür im Studium Entschädigung. Sie macht das Baccalaureat, oft auch das Doktor-Examen; dem „Zuviel", das unter diesen strengen und doch so reizenden Augenbrauen gährt, muß irgend ein Ausweg geschaffen werden.

Vor vierzig Jahren war man höchst erstaunt, wenn man beim Eintritt in einen Salon darin nicht nur vollkommene Schönheiten antraf. Damals war das Leben aber auch so einfach, und heute ist es so schwierig! Schon die kleinen zehnjährigen Mädchen nehmen jetzt Antheil an den Sorgen ihrer Eltern und wissen nur allzu gut, daß in diesem Leben nicht Alles rosenfarbig ist.

Möglich, daß Aufopferungen und Entbehrungen die geistige Entwicklung vortheilhaft beeinflussen, der körperlichen aber sind sie ganz gewiß sehr nachtheilig; der Körper wächst unter solchen Umständen nicht mehr wie eine sorglose schöne Blume. Und nun habe ich der weltlichen Vergnügungen noch nicht einmal Erwähnung gethan, die man früher nicht kannte, die aber nun bei uns ebenso luxuriös und ebenso schwindelerregend geworden sind wie in den übrigen Ländern.

Es ist aber nicht möglich, dem Einhalt zu thun, namentlich in einem Lande, welches übermenschliche Anstrengungen gemacht hat, um in kürzester Zeit mit den anderen auf gleichem Niveau stehen zu können. Naturgemäß verfällt man dort in viele Fehler, streift man unzählige Abgründe, verliert man sich in tausend unvorhergesehene Gefahren.

Das große Rad hat auch Euch ergriffen und mit fortgerissen, Ihr vielgeliebten rumänischen Frauen, die ich mit meinen Augen, mit meiner Seele so gründlich studirt habe und auf die ich für die Zukunft meine ganze Hoffnung setze.

Ihr, die Ihr Euer Land vor so vielen Verheerungen gerettet habt, Ihr werdet ihm auch noch Helden des Schwertes und des Gedankens, edle

und stolze Mütter geben, die all den Saft und all das Mark dieses reichen und fruchtbaren Bodens in sich tragen, der sie ernährt hat.

Rumänische Mütter! Ihr, die Ihr so bitterlich weintet, als der verheerende Engel über unser Land dahinzog, ganze Familien hinwegmähte, Euch Alles nahm, das Euch theuer war, Ihr, die Ihr so tapfer gekämpft habt, um aus Euren Söhnen Männer zu machen, die Ihr nicht zurückweicht, wenn es gilt, vorwärts zu schreiten, rumänische Mütter, die Zukunft liegt in Eurer Hand!

Von Euch muß dieses Land wiedergeboren werden, dieses Land, dessen Zukunftsbestimmungen man nicht kennt, das aber sicher seine Rolle zu spielen haben wird in dem Konzert der europäischen Zivilisation.

Rumänische Mütter! Hüterinnen der theuersten Schätze! Euch gehört dieses Morgen, für welches so viele Jahrhunderte gekämpft und gelitten haben.

Journaliſten-Akademien.

Mitten im Getriebe und Kampfe des öffentlichen Lebens, dazu berufen, die Ideen vergangener und gegenwärtiger Zeiten zu prüfen und zu beurtheilen, zu bekämpfen oder zu vertheidigen, ſtehen die Journaliſten da, ſelbſt allen Angriffen ausgeſetzt.

Sie erfreuen ſich nicht immer eines guten Rufes, und nach einem räudigen Schafe wird nicht ſelten der ganze Stand be- und verurtheilt.

Wie die ſittlichen, ſo hat man auch die geiſtigen Fähigkeiten, und zwar wiederum gleich verallgemeinernd, aller Journaliſten angegriffen und herabzuwürdigen geſucht.

Scharfe Worte ſind einſt von höchſter Stelle, wohl mehr von begreiflicher Erbitterung, als von der Kenntniß der Verhältniſſe eingegeben, gegen die Journaliſten gebraucht worden.

Aus „verkommenen Gymnaſiaſten“ und „Hungerkandidaten“ ſollte ſich der Stand zum großen Theile zuſammenſetzen.

Nun, jene Beurtheilung iſt ſeiner Zeit als nicht berechtigt von der Preſſe zurückgewieſen worden. Aber man wurde doch einmal wieder auf die Gefahr aufmerkſam gemacht, welche dem Journaliſtenſtande durch das Eindringen ungenügend vorbereiteter und geſellſchaftlich tiefſtehender Elemente erwächſt.

Es iſt zweifellos richtig, daß unter den ſogenannten Journaliſten ſich eine Reihe von Individuen befinden, die nicht den Anforderungen, welche man an einen Predigtamtskandidaten, Referendar, Privatdozenten u. A. ſtellt, genügen würden.

So richtig dieſes iſt, ſo ſelbſtverſtändlich iſt es auch.

Es giebt eine Reihe von journaliſtiſchen Arbeiten, die auch verrichtet werden müſſen, die aber ſo mechaniſch-ſchablonenhaft ſind, daß zu ihrer Verrichtung keine beſonders begabten Menſchen gehören.

Was allerdings von jedem Journaliſten verlangt werden kann und muß, iſt eine beſtimmte Fachbildung.

Man hat es in den Zeiten blühenden Gewerbefleißes, die zugleich wiſſenſchaftlich einigermaßen belebt waren, niemals ganz unterlaſſen, die Gewerbetreibenden, außer durch Geſchäftstradition und Routine auch durch eigentliche Lehre vorzubereiten.

So haben wir heute in Deutſchland eine Reihe der verſchiedenſten Fachſchulen, die entweder auf ein beſtimmtes Gewerbe zugeſchnitten ſind oder als Polytechniken einen Komplex von Gewerbezweigen umfaſſen.

Auch die land- und forſtwirthſchaftlichen Hochſchulen, die theils als Glieder oder Anhängſel von Univerſitäten und techniſchen Hochſchulen oder ſelbſtſtändig beſtehen, ſind dahin zu rechnen. Bühnenſchulen und Konſervatorien ſind wie Pilze aus der Erde geſchoſſen.

Wenn nun auch keineswegs geleugnet werden ſoll, daß es gute und große Schauſpieler, Sänger ꝛc. ohne dieſe Schulen geben kann, ſo beweiſt das doch nicht, daß das Gros nicht einer ſolchen bedarf, um ſich dort die techniſchen Berufskenntniſſe ꝛc. anzueignen.

Nur der journaliſtiſche Beruf ſchien keine Fach-Vorbildung zu erfordern. Ja, eine ſolche ſchien ſogar im gewiſſen Sinne als ſchädlich, indem ſie die freie Bethätigung des Individuums hätte beſchränken können.

Und freie Jünger eines freien Berufes wollten doch die Journaliſten ſein!

Wie um die akademiſche Lehr- und Lernfreiheit, ſo iſt es auch um die Freiheit des journaliſtiſchen Berufes eine herrliche Sache, und verdorren möge die Hand, die dieſe Freiheiten anzutaſten wag'!

Aber jede Freiheit will recht verſtanden ſein und kann nur dann zum Segen gereichen, wenn ſie freiwillig weiſe beſchränkt wird.

Nie und nimmer wird man die journaliſtiſche Befähigung vom Beſtehen eines ſtaatlichen Examens abhängig machen dürfen, dieſer Gedanke wäre ſo reaktionär und würde ſo degenerirend wirken, wie der ultrademokratiſche Vorſchlag Nordaus, nach dem die Redakteure durch Volksabſtimmung gewählt werden ſollen.

Anders aber iſt es, wenn die journaliſtiſchen Vereine aus eigener Initiative in der ihnen gut erſcheinenden Weiſe die Vorbildung zu geſtalten ſuchen.

Von dieſem Gedanken ausgehend, hat der Verfaſſer im Sommer 1893 einen Plan ausgearbeitet, der ihm als Grundlage für die Vorleſungen einer Journaliſtenakademie der geeignetſte ſchien.

Auf den Kongreſſen der Association internationale de la presse im

vorigen und in diesem Jahre ist man der Frage ohne wesentliche Förderung näher getreten.

So will ich es denn wagen, meinen Plan kurz zu entwickeln: kein bis ins kleinste ausgearbeiteter Kommissionsentwurf mit langen Begründungen solls sein, sondern mehr Gedanken und Anregungen zum Entwerfen der Grundzüge für eine derartige freie Hochschule.

* * *

Zu zwei Fragen hat man Stellung zu nehmen und sie zu beantworten:

1. was soll durch eine Journalistenakademie erreicht werden?
2. wie soll es erreicht werden?

Bei der großen Bedeutung, welche der journalistische Beruf für unser ganzes öffentliche Leben hat, halte ich dafür, daß die Journalisten eigentlich aus den Gebildetsten und Edelsten der Nation genommen werden müßten.

Das wird indeß wohl ein frommer Wunsch bleiben.

Ebenso der, daß jeder Journalist das Abiturientenexamen gemacht und dann ein 3—4jähriges Studium absolviert haben sollte.

Dieses Studium hätte sich zu erstrecken auf allgemeine Geschichte, Kultur-, Kunst-, Litteratur-Geschichte, Philosophie, die Gebiete des öffentlichen Rechts, Volkswirthschaft, Finanzwissenschaft, Statistik, Hygiene ꝛc.

Nun, diese extensive und intensive Bildung werden sich nur wenige Auserwählte aneignen können, und für ebendiese Auserwählten ist eine Journalistenakademie nicht nöthig, soll sie auch nicht gegründet werden.

Was erstrebt werden soll und muß, ist eine allgemeine journalistische Bildung, die denjenigen, der sie genossen hat, befähigt, einerseits auf ihrer Grundlage weiter zu bauen, andererseits den Anforderungen eines Redakteurpostens voll genügen zu können.

Also eine allgemeine journalistische Bildung; was ist darunter zu verstehen?

Es sind eine Reihe von Fächern, denen ich einige Worte widmen muß. Als erstes Kolleg möchte ich nennen: Geschichte, Theorie und Technik des Buchdrucks. Dieses Kolleg rechtfertigt sich aus dem Gesichtspunkte, daß Jeder auch das rein Technische seines Berufes verstehen, sowie eine gewisse Kenntniß des historischen Werdeganges besitzen sollte.

An der Heidelberger Universität las im Sommer 1895 Professor Koch, angeregt, durch den daselbst stattfindenden Schriftsteller- und

Journaliſten-Tag ein einſtündiges Publikum über Geſchichte der Preſſe mit Demonſtrationen.

Das würde ſich ungefähr mit meinem obigen Kolleg decken.

Die Eintheilung der Schriftarten, Berechnung der Seiten, Korrekturzeichen, Zuſammenſtellung einer Zeitungs- oder Zeitſchriftennummer, alles das muß auch theoretiſch gelehrt, um praktiſch mit Verſtändniß ausgeübt zu werden.

Zur Bewältigung des Stoffes dürfte eine Stunde wöchentlich genügen.

Alle übrigen Fächer laſſen ſich in zwei große Gruppen theilen: die welche öffentrechtliche Gebiete betreffen, alſo überm Strich behandelt werden und die, welche litterariſcher, künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher Natur ſind, alſo im Feuilleton ihre Stelle finden.

Von den öffentrechtlichen Fächern nenne ich zunächſt: Staatslehre.

In geſchichtlicher Betrachtung ſoll eine Darſtellung der verſchiedenen Staats- und Regierungsformen gegeben werden. Der zweite Haupttheil würde eine dogmatiſche Darſtellung des heutigen Staats- und Verfaſſungsrechtes ſein.

Ich nehme an, daß ein zweiſtündiges Semeſterkolleg dazu ausreichen wird.

Dann würden die beiden Theile der Nationalökonomie, der theoretiſche und praktiſche folgen. Bei dieſen Vorleſungen ſoll nicht auf Details und einzelne oft ſpitzfindige Streitfragen eingegangen werden, ſondern es ſoll eine Grundlegung in großen Zügen gegeben werden.

Wie ſie in Wirklichkeit ausfällt, welche Paragraphen-Eintheilung gemacht wird, das wird von der Individualität des Dozenten abhängen. Die Erledigung jedes Theiles, der bei Univerſitätsvorleſungen auf vier bis fünf Stunden berechnet iſt, iſt bei weiſer Beſchränkung in der Hälfte der Zeit möglich. Es gilt ja nicht, Staatsmänner oder Gelehrte heranzubilden, ſondern die für den Journaliſten nöthigen und wiſſenswerthen Materien in objektiver, klarer Weiſe darzuſtellen.

Ebenſo liegt es bei der Finanzwiſſenſchaft; hier ſind die Grundzüge der Lehre von den Staatsausgaben und Einnahmen ſowie des Gemeindefinanzweſens kurz darzuſtellen.

Gerade in unſeren Tagen, wo die ſoziale Frage, jener große Komplex wirthſchaftlicher Wechſelwirkungen im Mittelpunkte des Intereſſes ſteht, da muß man von einem Journaliſten verlangen, daß er die Dinge, über welche er ſchreiben ſoll, auch genügend beherrſcht.

Ein wichtiger Theil iſt noch das Strafrecht und der Strafprozeß, weit mehr als das Privatrecht und der Zivilprozeß.

Täglich und ſtündlich kommen Kriminalfälle vor, über die der Journaliſt ſich äußern ſoll. Das geſchieht nun häufig mit einer durch keine Sachkenntniß getrübten Unbefangenheit.

Wie's im japaniſchen oder ſuaheliſchen Strafrecht ausſieht, oder wieviel Strafrechtstheorien es giebt und wie ſie ſich von einander unterſcheiden, das wird dem Redakteur ziemlich gleichgültig ſein, aber eine wiſſenſchaftliche Behandlung des Strafrechts des täglichen Lebens, ſo möchte ich es nennen, iſt für ihn von großem Werthe.

Mit dieſem Kolleg, das ich mir zweiſtündig denke, könnte noch eine kurze Darſtellung des Preßrechts verbunden werden.

Einem Einwurf, der von einer gewiſſen Seite leicht gemacht werden kann, daß die angeſetzte Stundenanzahl viel zu knapp bemeſſen ſei, möchte ich gleich begegnen: die Ferienkurſe, welche 1894 von dem Evangeliſch-Sozialen Kongreſſe, ſowie die, welche 1895 vom Verein für Sozialpolitik veranſtaltet wurden, drängten die Materien in noch viel engere zeitliche Grenzen, und es waren doch unſere erſten Kapazitäten auf dem Gebiete der Nationalökonomie u. ſ. w., die das für möglich und gut hielten und demgemäß dozirten.

Zur Ergänzung dieſer Vorleſungen dienen praktiſche Uebungen, die von den betreffenden Dozenten für ihre Fächer abzuhalten ſind. Schließlich nützt das größte und tiefgründigſte Wiſſen nichts, wenn man es nicht praktiſch zu verwerthen verſteht. Das kann aber nur durch Uebung und Uebungen erreicht werden. Ich müßte hier eine Beſchreibung der vorzüglichen ſtaats- und volkswirthſchaftlichen Seminare an unſeren Univerſitäten geben, und würde damit den Rahmen dieſer Studie weit überſchreiten; ich kann nur ſagen: dort iſt das Muſter für derartige Einrichtungen. Und ich hoffe, viele der Mitglieder der Journaliſtenakademie werden auch die Univerſitätsſeminare beſuchen wollen und können.

Unter den Disziplinen, die in das Gebiet des Feuilletons fallen, nenne ich an erſter Stelle ein Kolleg: Weſen und Formen der Poeſie. Es iſt ſowohl eine hiſtoriſch-genetiſche Darſtellung von Lyrik, Epik, Dramatik u. ſ. w. zu geben, als auch in eine Würdigung der aeſthetiſchen Grundregeln einzutreten. In gleicher Weiſe würde von dem Weſen und den Formen der bildenden Künſte ſowie der Muſik zu handeln ſein.

Geſchichtliche Betrachtungsweiſe und dogmatiſche Darſtellung müßten Hand in Hand miteinander gehen.

Auch hier ſind praktiſche Uebungen, die in Bücherrezenſionen, Theaterreferaten, Kunſt- und Muſikberichten zu beſtehen haben, einzurichten.

Für jedes dieſer Kollegien dürften zwei Stunden genügen.

Die Anzahl der wöchentlichen Stunden würde ſich ſomit auf 30 bis 36 belaufen. Ein mahnendes Wort ſei mir noch hinſichtlich der Tendenz, die in die einzelnen Materien getragen werden kann, geſtattet. Sowie irgend ein „—iſt" oder „—aner" gefärbte Partei- oder Kliquenkollegien hält, iſt's mit dem Frieden und Beſtehen der Akademie vorbei; alſo es muß die größte Objektivität und Wiſſenſchaftlichkeit beobachtet werden.

Daß es eine beſondere hochkonſervative, nationalliberale u. ſ. w. Volkswirthſchaftslehre giebt, d. h., daß die einzelnen Redakteure eine ſolche zurecht machen, iſt ja bekannt. Die Anſichten der betreffenden wirthſchaftlichen Intereſſengruppen müſſen mit Sätzen aus nationalökonomiſchen Büchern geſtützt werden. Man ſchwört ſich auf einen Schriftſteller und deſſen Anſichten ein und ſchlachtet ſie aus. Als Gewürz werden noch einige Tagesſchlagwörter hinzugethan.

Das mag für das wirthſchaftliche Leben in unſerem Kapitalſtaate immer noch nöthig ſein, ſchön iſt's nicht, wenn aber die journaliſtiſchen Lohnſklaven auch auf dem Gebiet der Kunſt und Litteratur mit den Parteizirkel meſſen müſſen, dann hat das eine Verwirrung und Verwilderung des äſthetiſchen Geſchmackes zur Folge, die den Ekel jedes anſtändigen Kunſtfreundes hervorrufen muß.

Darum nochmals: vollſte Objektivität und reinſte Wiſſenſchaftlichkeit.

Die zweite Frage: wie ſoll ein derartiges Ziel erreicht werden, läßt ſich dahin beantworten: nur durch eine freie Hochſchule mit fakultativem Examen.

Im Prinzip iſt Jeder, ſelbſtverſtändlich auch Damen, zum Beſuch der Vorleſungen zuzulaſſen. Die Berechtigung iſt nicht etwa von irgend welchen zu erfüllenden Bedingungen und Vorausſetzungen abhängig zu machen. Wer ſich zum Eintritt meldet, giebt ſich ſelbſt die Berechtigung. Daß einige nicht geeignete und nicht fähige Elemente eindringen werden, iſt eine nicht unbegründete Annahme, daß die Gefahr aber ſo groß iſt, möchte ich bezweifeln.

Es ſoll auch Niemand direkt gezwungen werden, über das, was er gelernt und nicht gelernt hat, ſich in einem Examen zu erklären. Das Examen braucht nur der abzulegen, der es will. Darin liegt allerdings ein indirekter Zwang;

denn es unterliegt gar keinem Zweifel, daß schon nach sehr kurzer Zeit die Verleger u. s. w. sich erkundigen werden, ob ein Bewerber das Examen gemacht hat, oder nicht.

Und so wird die Journalistenakademie durch die Anforderungen der Praxis und so werden die Aufgaben der Praxis durch die Akademie gefördert werden.

In welchem Maaße und ob mit dauerndem Erfolge dies gelingen wird, das wird davon abhängen, welche Männer einst die Idee realisiren werden.

Hier sind nur die Grundzüge angedeutet, ist nur ein nacktes Gerüst aufgeführt worden; die Wände richtig auszufüllen und das Haus wohnlich zu gestalten übersteigt die Kräfte des Einzelnen.

Mögen meine Anregungen auf fruchtbaren Boden fallen.

Berlin. Richard Wrede.

Vom neuen Schriftthum.

I.

Weihnachten liegt hinter uns, und von Rechts wegen sollte man von einem braven Deutschen nun nicht mehr verlangen, daß er sich irgenwie für litterarische Neuerscheinungen besonders interessire. Er hat ja soeben erst dem nationalem Schriftthum reichlichen Jahrestribut entrichtet, indem er der erwachsenen Tochter den üblichen Band Ebers und dem Backfischchen das gewohnte, von Anny Wothe oder Thekla v. Gumpert fein säuberlich zubereitete Lesefutter unter den Weihnachtsbaum legte, zu den Aepfeln und Nüssen, dicht neben das neue Kleid, das natürlich wieder einmal reizend, wenn nicht gar himmlisch ist — viel reizender sogar und weit himmlischer noch, als der Band Ebers oder die Portion aus der Suppenküche der guten Mutter Gumpert oder der braven Tante Wothe.

Und dennoch —: manchmal begegnet man noch einem Mann von unverfälscht germanischer Abkunft, der auch über Weihnachten hinaus einiges

Intereſſe bekundet für die Dinge, die auf litterariſchem Gebiete ſich abſpielen. Solche Leute, die nicht immer in der Lage ſind, über die Neuheiten des Büchermarktes ſich annähernd zu unterrichten, geſchweige denn, alles zu leſen, was rückſichtsloſe Dichter und Denker auf dem Wege des Druckes der Menſchheit mittheilen möchten — ſolche Leute ſind manchmal ſehr ſchlecht daran. Ihr Leib- und Magenblatt, daß an jedem Morgen, den der liebe Gott werden läßt, ihnen ein beſtimmtes Quantum Verbrechen und Unglücksfälle, ſowie einige Skandälchen, Zötlein u. dgl. zu liefern hat, kann natürlich der Litteratur, ſoweit ihre Erzeugniſſe ſich nicht ſonder Zwang einer dieſer Rubriken einverleiben laſſen, keine weitgehende Aufmerkſamkeit widmen, und ſo kommt es denn, daß das Bild von dem Wachſen und Gedeihen deutſchen Schriftthums, das der Leſer aus ſolchen Blättern empfängt, in der Regel ein ſehr unvollkommenes iſt.

Gewiß werden manchmal in der Tagespreſſe — unter'm Strich etwa, oder ganz hinten im Text, gleich nach den geſchäftlichen Mittheilungen, für die anſtändigeren Redaktionen die Verantwortung von ſich ablehnen, weil der Verleger ſie ſich mit einer Mark pro Zeile honoriren läßt . . . gewiß werden ab und zu auch Bücher in den Zeitungen beſprochen; die Prinzipien aber, nach denen unter den vielen Neuerſcheinungen die Auswahl der zu beſprechenden Werke vorgenommen wird, ſind nicht immer ganz einwandfrei. Ich will hier keineswegs in eine Darlegung dieſer Grundſätze eintreten, ſondern beſchränke mich auf die Feſtſtellung der Thatſache, daß das, was am meiſten und am eingehendſten in den Zeitungen beſprochen wird, nicht immer die eigenartigſten und werthvollſten Erzeugniſſe unſeres Schriftthums ſind. Auch gegen das Wie der von der Tagespreſſe geübten Buchkritik läßt ſich unendlich Vieles einwenden. Hier liegt gar Manches ebenſo ſehr im Argen wie bei der Theaterkritik.

Unter ſolchen Umſtänden gehört es doch wohl zu den vornehmſten Aufgaben der Zeitſchriftenpreſſe, hier ergänzend und, wenn es noth thut, berichtigend einzugreifen. Das Leſepublikum einer beſſeren Zeitſchrift bekundet ſchon durch ſein Abonnement, daß ihm das gewöhnliche Journal-Leſefutter längſt nicht mehr genügt, daß es höhere geiſtige Intereſſen hat und auch in Bezug auf künſtleriſche Formgebung geläuterten Anſchauungen huldigt. Die Stellung eines derartigen Publikums zu den Fragen der Litteratur und Kunſt iſt naturgemäß eine andere, als die des Voſſiſchen Zeitungs-Philiſters oder des Tageblatt-Abonnenten.

Der Leſer einer Zeitſchrift für das gebildete Publikum, kann wohl

verlangen, daß im redaktionellen Rahmen der letztern auch die Interessen des neuen Schriftthums ihre Berücksichtigung finden. Seine Zeitschrift soll ihm Führerin sein auf allen Gebieten öffentlichen Lebens und geistigen Schaffens. Sie soll ihn auf das Werthvolle aufmerksam machen und auch des Minderwerthigen in geeigneter Weise Erwähnung thun, damit er daran seine Zeit nicht verliere.

Die „Kritik" wird von nun ab diesem vollberechtigten Wunsche ihrer Leser weit mehr als bisher und vor allen Dingen mit einer gewissen Regelmäßigkeit Rechnung tragen; sie wird dabei durchaus unparteiisch zu Werke gehen und stets bemüht sein, gerecht und sachlich zu urtheilen. Ihr Herausgeber und seine Mitarbeiter können fehlen und irren, sie können sich selbst wohl täuschen, niemals aber werden sie die Leser zu täuschen versuchen. Ihr Urtheil wird stets der Ausdruck ehrlicher Ueberzeugung sein — mehr zu geben, ist der Kritiker nicht verpflichtet. K. Sch.

Einen erfreulichen Erfolg hat die „Kritik" zu verzeichnen gehabt. Der Artikel: „Ein nützlicher Verein" in Heft 64 hat eine Anzahl von gebildeten Kunst- und Litteraturfreunden, die ähnlichen Anschauungen huldigen und schon seit geraumer Zeit einen Verein zu gründen beabsichtigten, durch den die Interessen der Kunst eine zweckentsprechende und energische Vertretung finden sollten, veranlaßt, die hierzu erforderlichen Vorarbeiten energisch in Angriff zu nehmen In nächster Zeit wird der „Verein für Förderung der Kunst" mit seinem Programm an die Oeffentlichkeit treten, worauf wir schon jetzt alle Kunstfreunde aufmerksam machen. D. Red.

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin.

G. Heuer & Kirmse, Berlin W. 30, Graphische Kunstanstalt und Kunstverlag.

Hervorragende Kunst-Novität.

Der edelste Zimmerschmuck, das vornehmste Geschenk sind und bleiben gute Reproductionen nach Meistern ersten Ranges. Als derartige Novität empfehlen wir Prof. G. Biermann's neuestes Bild ***Königin Luise mit Prinz Wilhelm*** in vollendetstem Photogravure-Verfahren (Kupferätzung), gedruckt auf China-Papier im Format von 69:96 cm Blattgrösse (Imperial-Format), Preis 15 Mark.

Prof. Biermann stellte die unvergessliche Idealgestalt der deutschen Geschichte in bezaubernder, natürlicher Anmuth und königlicher Würde und im vollen Liebreiz der jugendlichen Mutter dar und benützte für seine Studien nur authentische ältere Gemälde und Bildwerke, während die jüngst vielverbreiteten minderwerthigen Luisen-Bilder sich meist darauf beschränkten, irgend ein modernes Modell in unnatürlicher theatralischer Stellung wiederzugeben, dessen Gesichtszüge mit den der historischen Königin Luise nur wenig zu thun haben. Ein sinnigerer und durchgeistigter, künstlerisch werthvollerer Zimmerschmuck für das vornehme deutsche Haus ist nicht denkbar. Die Beigesellung des späteren Hohenzollernkaisers im zarten Knabenalter verleiht, gleichwie die bereits betonte historische Treue, dieser Composition vor allen anderen Luisen-Bildern besonderen Werth.

Bei dieser Gelegenheit bringen wir Prof. **Fr. von Lenbach's allerbestes**

Porträt des Fürsten Bismarck

in Erinnerung, das im Format von 60:80 cm Blattgrösse den Alt-Reichskanzler in Civil darstellt und ebenfalls in vollendetster Weise in Kupferätzung hergestellt wurde. Drucke auf China-Papier 12 Mark. Beide Bilder sind durch jede Kunst- und Buchhandlung zu beziehen oder in Ermangelung passender Adresse direct durch obigen Verlag. Letzterer versendet auf Verlangen illustr. Prospekt gratis und franko.

Soeben erschienen und durch das Musikalien-Versandgeschäft Albert Auer in Stuttgart, Schlossstraße 94 zu beziehen:

Optimus-Selbstbinder in 8 verschiedenen Formaten passend für Briefe 2c 1,80 Mk., Fachzeitungen 2c. 1,90 Mk., Illeg. Blätter 2c 2,10 Mk., Gartenlaube 2c 2,40 Mk., Mode u. Haus 2c. 2,40 Mk., Noten sehr praktisch 2,50 Mk., Modenwelt 2,70 Mk., Bazar 2c 2,90 Mk., Illustrirte Zeitung 2c. 3,10 Mk. Jedem Optimus werd. u ein Falzmesser und 24 Patentnadeln mitgegeben. Dieser Selbstbinder ist allen Interessenten bestens zu empfehlen.

Apfelwein

unübertroffener Güte, goldklar, haltbar,

14 mal preisgekrönt

versendet in Gebinden von 35 Liter aufwärts à 30 Pf. per Liter exclusive Gebinde ab hier gegen Kassa oder Nachnahme.

Export-Apfelwein-Fabrik

Ferd. Poetko, Guben 32.

Inh. d. Kgl. Pr. Staatsmed. „Für besten Apfelwein."

O wie herrlich, o wie schön

sind die Winterabende im trauten Familienkreise, wenn Musik sie verschönt. **Jeder ist im Stande, ohne die geringste Vorbildung in der Musik** Zither nach Noten zu spielen. Die von der Firma **Richard Rox in Duisburg** als Specialität vertriebene Akkord-Zither „Isabella", ein großartiges und dabei billiges Instrument, ist von Jedem sofort spielbar, das Repertoir der Musikstücke ist äußerst reichhaltig. Man verlange von genannter Firma Beifügung des über 100 Seiten starken illustr. Prachtkataloges über tausende von Musik-Instrumenten aller Art.

Bücherzettel 3 Pfennig

An die Buchhandlung

_____

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Neue litterarische Blätter.

Begründet von **Franziskus Hähnel.** Herausgegeben von **Willy Rath.**

Redaktion: Berlin NW. 6. **Telephon** III, 1621.

Litterarische Monatsschrift für jeden Gebildeten.

ORGAN

verschiedener litterarischer Gesellschaften, unter anderen

der **„Allgemeinen litterarischen Gesellschaft“,**

der **„Litterarischen Gesellschaft Psychodrama“,**

der **„Berliner „Neuen litterarischen Gesellschaft“.**

Bezugspreis: durch den Buchhandel und die Post bezogen **jährlich nur 4 Mark** für 12 Monatshefte gross 8° in **vornehmster Ausstattung.**

Einzelnummer 50 Pf.

Anzeigen, die in allen **litteraturfreundlichen Kreisen** nachweislich die **weiteste Verbreitung** finden, werden mit **30 Pf.** die gespaltene Petitzeile berechnet, die ganze Seite mit **36 Mk.,** die halbe Seite mit **20 Mk.;** bei Wiederholungen **10 - 33⅓** Prozent **Rabatt.**

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Verantwortliche Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Freunde dieses Blattes, die zu abonniren wünschen, werden gebeten, den untenstehenden Bücherzettel abzuschneiden und an eine Buchhandlung einzusenden, falls eine Buchhandlung nicht erreichbar, direkt an den Verlag von Hugo Storm, Berlin W., Gleditschstraße 35.

66

Der Unterzeichnete abonnirt hiermit auf

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

(Postzeitungsliste Nr. 3945)

für das laufende Vierteljahr zum Preis von 5 Mark. Betrag wird eingesandt — ist quartalsweise nachzunehmen.

wünscht Zusendung der bisher erschienenen Bände I, II, III, IV, V. Preis 5 Mark, gebunden 7 Mark.

„ „ „ Einbanddecke zu Band I, II, III, IV, V. Preis à Mk. 1.50.

„ „ „ von Heft einzeln.

(Nichtgewünschtes gefl. zu durchstreichen.)

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

III. Jahrgang | Nr. 67 | 11. Januar 1896

Freibeuter Jameson.
Naturwissenschaftliche Weltanschauung. Von Karl Bleibtreu.
„Schärfere Köpfe" im Spiritismus. Von L. Freiherr von Erhardt
Die moderne Schädelstätte. Von W. v. Th.
Börsen-Rückblick. Von Spectator.
Selim und Solim. Von Karl Mischke.
Hieb und Stich. Von Mephisto.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag

Berlin NW. 6, Luisenstraße Nr. 36

Fernsprecher: III, 1621.

Digitized by Google

Preis für den Raum eines Feldes (4 Zeilen) nur 1 Mark netto.

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Berlin, den 11. Januar 1896.

Die Geistesfolter des Milktarismus. Studenten-Novelle von Hermann Witte. Preis 2,40 Mk. — Johanna Elderskirchen, **Die Prostitution des Mannes.** Auch eine Bergpredigt, — auch eine Frauenlektüre. Preis 60 Pf. Verlags-Magazin (J. Schabelitz) Zürich.

Richard Dehmel. Der Mitmensch. Drama Preis Mk. 3 —. Verlag von Hugo Storm in Berlin W. 30, Gleditschstr 35.

Lustige Capperjanlen (Bilkartoffeln) von R. Balm. Geb. 3 Mk. Festgeschenk, ähnlich Reuters Läuschen und Riemels, Verlag Wilhelm Möller, Berlin S, Prinzenstr. 95.

Kuno Fischer, Kritische Streifzüge wider die Unkritik Kleine Schriften, 4. erste Reihe. Ueber die menschliche Freiheit. Ueber den Witz. Shakespeare und die Bacon-Mythen. Kritische Streifzüge wider die Unkritik. Mk. 3,20. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Alban Förster,

op. 90 Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied m. Pftedegl f. mittl Stimme 80 Pf. op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pftedegl. à 1 Mk Verl. v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Durch alle Buch- u Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Wolfgang Kirchbach. Gordon Pascha Ein Zeitdrama in fünf Aufzügen Mk 1.50. — **F. Fontana,** Nabuco, Dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen Deutsch von Bertha von Suttner, mit einem Vorwort von Ludw. Fulda 1 Mk. — **Julius Erich Kloß,** Max Kretzer. Eine Studie zur neueren Literatur Mit einem Bilde M. Kretzers. 1 Mk. C Piersons Verlag i. Dresden.

Die Verjudung der Aerzte und das dadurch veranlaßte Eindringen des Cynismus in die Medizin von Dr. Dusing. Ein Beitrag zur Frauenarztinnen-Frage. 1 Mk. Verlag der Buchdruckerei Johs. Basch in Münster i. W.

R. Eckart, Deutsche Burgen u. Schlösser im Schmuck der Dichtung. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben Preis 3 Mk., geb. 4 Mk. Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

H. von Seelen, Die deutsche Oper als Aschenbrodel! Offener Brief an den Grafen v. Hochberg. Preis 40 Pf. Verlag von Karl Kohler in Charlottenburg.

A. Philippi, Der Student und die sociale Frage. Preis 50 Pf. — Kosmopolitische Spaziergänge des Corpsburschen K. v. Terzenheim. Preis 2 Mk. Akademischer Verlag in München.

R. Falb's Neue Wetter-Prognosen und Kalender der kritischen Tage f. 1896. Januar—Juni. Preis 1 Mk. Hugo Steinitz Verlag in Berlin.

Max Blum, Wat de Wind vertellt Läuschen in Mecklenburgsch Platt Mk. 2.50, geb. 3.25. — De Prügelreis'. 2. veränderte Aufl., brosch. Mk. 2.50, geb. 3.25. Verlag von Otto Leiu in Leipzig.

Das Komische. Eine Untersuchung von Dr. Karl Lederbogen, ord. Professor der Philosophie an der Universität Innsbruck, Bd. I: Das Wirklich Komische, ein Beitrag zur Psychologie u. Aesthetik und eine Darstellung des Ideals des Menschen. Brosch. 12 Mk, geb. Mk. 14,50 Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Henry Greville, Franziska. Autorisirte Uebersetzung von „Le Moulin Frappier" aus d. Blanchard. Preis geh 2,50 Mk Verlag von Herm Starke (E. Plasnick) in Großenhain.

Zu beziehen durch **Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin W. 30:**

Schneidt, Kellnerinnen-Elend 1 Mk.
Schulz, Woher kommen die kleinen Kinder? 80 Pf.
Grobe Keile auf grobe Klötze. (Von Konrad Alderm) 1,— Mk.
Buhr, Der Sozialismus in der Armee. 50 Pf
Dan. Sanders, Sein Leben und i. Werke Nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage. Herausgeb. v. Fr. Düsel 2. Aufl. Mit Photogr 1,60 Mk — **Huth,** Buch berühmter Landwirthe. 2,25 Mk. — **Pohl,** Pastor, Dr, D. Verhältniß d Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon 1,— Mk. — **Haberland,** Metamorphosen der Pflanzen. 50 Pf. — Wie unterscheidet sich die Methode der Mathematik von der der Philosophie? 80 Pf.

Neue Musikalien für Klavier. Verlag von Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen

G. Stapel,
op. 63, Friederike-Walzer. 60 Pf. Op. 68, Adolf-Friedrich-Marsch. 80 Pf. Op. 69, Elisabeth-Walzer. 1,20 Mk Op. 70, Mein schön Berlin, Gesangwalzer. 50 Pf.

H. Berger,
op. 10, Polka-Mazurka. 60 Pf Op. 11, Gavotte. 60 Pf.

Gustav Falke. Landen und Stranden Ein Hamburger Roman, 2 Bde., brosch. 6 Mk, geb 8 Mk. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W. 30, Gleditschstr. 35.

Bei der Garde. Feldbriefe und Eindrücke aus den Kriegsjahren 1870/71 von D. Bernh. Rogge, Hofprediger in Potsdam. Mit 4 Karten. brosch. 2,50 Mk, geb. 4 — Mk. — **Eine Ostertreise nach Jerusalem** über Aegypten und Griechenland, von D. Bernh. Rogge. Geh 2.50 Mk., geb. 4,— Mk. Verlag von Carl Meyer (G. Prior) in Hannover.

Gabriele Reuter, Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens. In zwei Teilen br. 4 Mk. — **Juliane Dery,** Es fiel ein Reif. Drama in einem Akt. Brosch. 50 Pf. S. Fischer, Verlag, Berlin.

J. Gertler, Humoristische Vorträge. Der Klatschrosen und Pechnelken verbess. u. vermehrte Auflage. Preis Mk. 1.60. Verlag v. J. Fritsche in Reichenberg.

O. v. Giese, Cultur und Colonisation der deutschen Oedländereien im militärischen und bürgerlichen Interesse. Preis 50 Pf. Verlag v Otto Muller in Aachen.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 11. Januar 1896

III. Jahrgang | Nr. 67 | Jahrgang III

Freibeuter Jameson.

Vor einigen Wochen, zu Beginn der Wirren in Transvaal, suchte ein alter Bur, der um das Schicksal seines Vaterlandes ernsten Befürchtungen sich hingab, den Präsidenten Krüger auf und sprach zu ihm, er habe in seinem durch harte Arbeit gestählten Körper zwar schon eine ganze Menge Kugeln sitzen, wenn aber Noth an den Mann gehe und das Land wiederum seiner bedürfe, so werde sich wohl noch Platz für weitere Geschosse schaffen lassen. Onkel Krüger nahm diese schlichte Erklärung auf als das, was sie war, als den Ausdruck opferbereiter Vaterlandsliebe und gab dem Alten die beruhigende Versicherung mit auf den Weg, er habe zwar von Aufstandsdrohungen gehört, könne aber einstweilen noch nicht recht glauben, daß es den Engländern Ernst damit sei. Was im Ernstfalle geschehen würde, könne er nicht sagen, wenn man aber eine Schildkröte zu tödten wünsche, so müsse man warten, bis sie den Kopf aus der Schale hervorstrecke ....

Dieses Wort kennzeichnet den Mann und schildert genau in einem Hauptzug ihres Wesens die Rasse, der er angehört. Der niederdeutsche Volksstamm, dessen Blut rein und unverfälscht in den Adern der Buren fließt, ist nichts weniger als gesprächig veranlagt. Wort-

karg und gemeſſen iſt das Weſen der Holländer, ſie prahlen nicht und drohen nicht, wenn aber die Stunde des Handelns gekommen iſt, dann greifen ſie feſt zu mit ihren derben, klotzigen Händen, und ſobald die Schildkröte den Kopf aus der Schale ſtreckt, packen ſie ihn wie mit einen Schraubſtock und laſſen ſobald nicht locker.

Das hat Dr. Jameſon, der abenteuerluſtige Freibeuter, ſoeben am eigenen Leibe erfahren, und ſeine ränkeſüchtigen Landsleute, die Briten, welche ſo gerne die ganze Welt als ihr Beutetheil betrachten möchten, haben ſeither etwas mehr Reſpekt vor Ohm Krüger und ſeinen Leuten als vordem, da ſie mit ihnen ohne viele Mühe glaubten fertig zu werden.

Ein echt engliſcher Streich war es wieder einmal, zu deſſen Ausführung man den Dr. Jameſon, den Direktor von Betſchuanaland, gedungen hatte. Schade nur, daß der freche Beutezug bei Krügersdorp ein ſo ſchmähliches Ende nahm! Wie freuten ſich die raffgierigen, gewiſſenloſen Spekulanten in London, die verſchlagenen Hintermänner der Chartered Company, welche in aller Stille und Heimlichkeit die Vorbereitungen getroffen hatten zu dem frechen, ruchloſen Unternehmen — wie rieben die Erzſchelme von dem Bankhaus Wernher, Beit u. Co., im trauten Verein mit Bernatho Brothers u. Cecil Rhodes, dem Premierminiſter der Kapkolonie, der zugleich im Direktorium der Chartered Company ſitzt und ſeit Jahren ſchon aller gegen die unabhängige Burenrepublik geſponnenen Ränke Haupturheber iſt, — — wie rieben ſie vergnügt ſich die ſchmutzigen Hände, als endlich, nachdem ſie vorher den Markt mit Goldminenaktien überſchwemmt hatten, die Nachricht eintraf, daß in Transvaal die Dinge zur Kriſis gediehen ſeien, und daß Dr. Jameſon ſich im Vormarſch auf Johannesburg befinde.

Strahlenden Geſichtern konnte man da an der Londoner Börſe begegnen, und aus heiteren Reden ſetzte die Unterhaltung derjenigen ſich zuſammen, die an dem Unternehmen direkt oder indirekt betheiligt waren oder im Trüben dabei zu fiſchen gedachten. Und die engliſche Preſſe — ſie war zum größten Theil das getreue Spiegelbild der Hochfinanz, ſie war wieder einmal der untrügliche Interpret ihrer geheimen Hoffnungen und Wünſche. Wohl thaten anſtandshalber einige

liberale Blätter anfangs noch ſo, als ob ſie doch nicht alle Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit des engliſchen Vorgehens unterdrücken könnten, dennoch meinten aber auch ſie, daß ſo wie ſo in Transvaal eine Umgeſtaltung der Verhältniſſe dringend geboten erſcheine, und daß auf die Dauer ein Zuſtand der Dinge nicht geduldet werden dürfe, der es mit ſich bringe, daß die Buren Herren im eigenen Hauſe ſeien und die „Uitlanders" ihner Nichts darein zu reden hätten. Unter dieſen „Uitlanders" verſtehen die Engländer nur ſich ſelbſt; ſie möchten allerdings den Deutſchen und den Franzoſen weiß machen, daß ihre Intereſſen ſolidariſch ſeien mit den engliſchen, aber Niemand glaubt ihnen das, weil man eben weiß, daß die übermüthigen Briten ſich zwar gerne die Hülfe der anderen würden gefallen laſſen, daß ſie hinterher aber ſicher nur in die eigene Taſche wirthſchaften und, wenn ſie erſt die Herrſchaft in Transvaal an ſich geriſſen, wenn ſie das wunderbar geſegnete Land erſt der Kapkolonie einverleibt hätten, in übermüthigſter Weiſe die Lage ausnützen und ihre Helfershelfer um den Beuteantheil betrügen würden.

Ehe es zum Losſchlagen kam, bevor in Transvaal die Dinge ſoweit gediehen waren, daß man von Worten zu Thaten überzugehen ſich anſchickte, hatten die engliſchen Friedensſtörer auch unter den übrigen Ausländern immerhin einigen Anhang. Ihre Agitation wandte ſich zunächſt an das unterſte, nichtsnutzigſte Geſindel, das durch die Goldminen angelockt, in großer Anzahl dort vorhanden und das allenthalben ſtets dabei iſt, wenn es umſonſt zu eſſen und zu trinken giebt, und das manchmal auch abenteuernden Sinnes zu Handſtreichen geneigt iſt, von denen es ſich materiellen Vortheil verſprechen darf.

Aber auch unter den anſtändigeren eingewanderten Elementen mag es Leute gegeben haben, die es als einen großen Uebelſtand empfanden, daß die politiſchen Rechte faſt ausnahmslos in den Händen der Buren ſich befanden und daß dieſe ſo wenig ſich geneigt zeigten, zu Gunſten der Eingewanderten auf einen Theil ihrer Privilegien zu verzichten und einen Zuſtand wenigſtens annähernder ſtaatsbürgerlicher Rechtsgleichheit herbeizuführen. Ja, ſogar unter den Buren ſelbſt gab es Männer, welche dieſe Anſichten bis zu einem gewiſſen Punkte

theilten. Auch unter ihnen fehlte es nicht an fortschrittlichen Politikern, die da meinten, allzu zähes Festhalten an den alten Zuständen und Bräuchen könne schließlich der Republik gefährlicher werden, als mit weisem Vorbedacht eingeführte zeitgemäße Neuerungen, und die aus diesem Grunde sich der „Uitlanders" bis in die Verhandlungen des „Volksraads" hinein energisch annahmen.

Andererseits war es aber auch eine nicht zu verkennende Thatsache, daß einige dieser einheimischen Politiker im direkten Solde der Kapkolonie oder der Chartered Company standen, daß sie nicht aus ehrlicher politischer Ueberzeugung heraus, sondern lediglich um der ihnen gezahlten, mehr oder minder hohen Bestechungssumme willen der Regierung des Präsidenten Krüger, die vielleicht etwas zu sehr an alten, nicht mehr zeitgemäßen Formen festhielt, Opposition machten. Diese Erkenntniß, der sie sich auf die Dauer nicht verschließen konnten, legte den anständigeren eingewanderten Elementen eine gewisse Zurückhaltung auf, und die Thatsache ferner, daß just der unterste eingewanderte Pöbel, der den Auswurf aller europäischen Länder darstellt, am lautesten und gebieterischsten nach Reformen verlangte, obwohl doch ihm wahrlich ideale Beweggründe sein Verhalten nicht eingaben — diese Thatsache vollends ließ es ihnen nicht rathsam erscheinen, sich mit den Hintermännern einer mehr als verdächtigen Bewegung allzu tief einzulassen.

Die Erfordernisse des politischen Kampfes mögen es wohl vorübergehend mit sich gebracht haben, daß der Abstand zwischen den Engländern und den ehrenhafteren Angehörigen der anderen Nationen, die im Bewußtsein ihres Werthes und treuer Pflichterfüllung nach Gleichberechtigung verlangten, nicht allzu schroff markirt wurde. Die Führer der englischen Intrigue ließen sich dadurch, eitel und verblendet, wie sie waren, leicht täuschen und glaubten daher einen großen Anhang hinter sich zu haben. Ihr Uebermuth kannte bald keine Grenzen mehr, und als sie die Dinge endlich soweit gediehen wähnten, daß der Erfolg nicht mehr ausbleiben konnte, gaben sie dem Dr. Jameson das Zeichen, und dieser biedere Flibustier rannte dann sporenstreichs in sein Verderben. Die „Bundesgenossen", auf die man ge-

zählt hatte, blieben aus, und als Dr. Jameſon und ſeine Räuberbande bei Krügersdorp den Schießprügeln der ergrimmten Buren gegenüber ſtanden, wurden ihnen ihr Uebermuth und ihre freche Anmaßung gründlich heimgezahlt.

Natürlich hatte die engliſche Regierung, ſolange die hier geſchilderten Ereigniſſe ſich vorbereiteten, ſtets ſo gethan, als ob ſie von alledem Nichts gewahr werde. Und als endlich die Kriſis hereinbrach, als Dr. Jameſon, der doch der direkte Untergebene des Premierminiſters der Kapkolonie war und in Folge deſſen auch den Befehlen des engliſchen Kolonialamtes unterſtand, ſeinen Einbruch in die Burenrepublik bereits vollzogen hatte, that man in London zunächſt ſo, als ob verbürgte Nachrichten hierüber noch gar nicht vorlägen. Später erſt, als man glaubte annehmen zu dürfen, es ſei bereits zu einer Entſcheidungsſchlacht gekommen, die natürlich nur zu Gunſten der engliſchen Freibeuter ausgefallen ſein konnte, beſonders nachdem Jameſon ohne Schwertſtreich bis in die Nähe von Johannesburg vorgerückt war, entſchloß man ſich endlich dazu, das Vorgehen der kühnen Flibuſtier amtlich zu mißbilligen und ein Telegramm abzuſenden, das dem Führer der Bande die Rückkehr auf ſeinen Poſten in Betſchuanaland zur Pflicht machte. Gleichzeitig aber gab man, um für alle Fälle eine Hinterthür offen zu laſſen, der Befürchtung Ausdruck, daß der Rückzugsbefehl den Dr. Jameſon nicht mehr erreichen werde, da die Telegraphendrähte — natürlich von ihm ſelbſt — zerſtört worden ſeien. Auch ſonſt brachte man bei dieſem Anlaß noch allerhand hinterliſtiges Geſchwafel vor, wodurch man für den zu erwartenden Fall, daß es dem Dr. Jameſon gelungen wäre, ſich in Transvaal zum Herrn der Situation zu machen, ſich den Weg offen halten wollte für eine fernere nützliche Einmiſchung in die innern Verhältniſſe des Landes. Man fühlte ſich vorübergehend ſehr wohl in ſeiner Haut.

Eins allerdings war bei alle dem der britiſchen Regierung ſehr unangenehm und ſehr peinlich —: die Haltung, die Deutſchland in dieſer Frage plötzlich einnahm. Daß man in einer kolonialpolitiſchen Frage mit Deutſchland eines Tages würde rechnen müſſen, das hätten ſich die Engländer früher nicht träumen laſſen. Sogar bis in die

jüngſte Zeit hinein glaubten ſie in Deutſchland, deſſen Eignung zur Antheilnahme an der Löſung kolonialpolitiſcher Fragen inzwiſchen längſt dargethan war, einen gefügigen Vaſallenſtaat erblicken zu dürfen, den ſie ſich von Fall zu Fall leicht würden willfährig machen können. Die anſcheinende Vorliebe des deutſchen Kaiſers für engliſches Weſen, für engliſchen Sport und für ſeine engliſche Großmutter ließ die Staatsmänner von St. James hoffen, der Monarch werde in Folge dieſer ſeiner Neigungen fortan in allen wichtigen Fragen überſeeiſcher Politik England beſcheiden die Führung überlaſſen und ihre Anſicht zu der ſeinigen machen. Nachdem es ihnen einmal ſogar gelungen war, werthvolles afrikaniſches Kolonialgebiet der Regierung des Kaiſers im Austauſch gegen das unfruchtbare, dem Untergang geweihte Felſeneiland in der Nordſee abzuliſten, mochten ſie wohl glauben, daß ihrer Raffinirtheit es auch fernerhin glücken werde, der deutſchen Kolonialpolitik wünſchenswerthe Wege vorzuſchreiben. Allerdings waren in den letzten paar Jahren doch auch wieder Dinge geſchehen, die dieſen kindlichen Glauben hätten erſchüttern müſſen. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß die deutſche Reichsregierung auch in Fragen überſeeiſcher Politik zielbewußter zu werden begann, und daß ſie offenbar wenig Luſt mehr hatte, auch fürderhin für Andere die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. Der eine Mißgriff in der japaniſch-chineſiſchen Frage, der noch dazu durch das Beſtreben, eine gedeihliche Annäherung an Frankreich und Rußland zu Stande zu bringen, mehr als zur Hälfte ſeine ganz natürliche Erklärung findet, hätte die ſonſt ſo ſcharfſinnigen engliſchen Politiker über dieſe Thatſache nicht hinwegtäuſchen dürfen. Sie haben ſich aber diesmal als ſchlechte Beurtheiler der Menſchen und der Zuſtände erwieſen, und ihre Ueberraſchung mag daher groß geweſen ſein, als ſie mit einem Male inne wurden, daß in der ſüdafrikaniſchen Frage Deutſchland ihnen ernſte Schwierigkeiten bereiten zu wollen ſchien. Auch ihre Entrüſtung hierüber war begreiflicher Weiſe ſehr groß — um ſo größer, als ſie ſich ſelbſt von Schuld nicht freiſprechen konnten.

Ob es wünſchenswerth iſt oder nicht, daß in Deutſchland dem Kaiſer in allen Fragen innerer und äußerer Politik ein ſchwer in die

Wagschale fallender Einfluß zusteht, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Ich selbst meine, es könne nichts schaden, wenn zum Mindesten die Einflußsphäre der Krone wesentlich eingeengt würde, weil keine Gewähr dafür gegeben ist, daß der jeweilige Monarch immer ein verständiger und von gutem Willen beseelter Mann ist. Dadurch wird aber an der Thatsache, daß der Kaiser über jenen Einfluß gebietet, nicht das Mindeste geändert, und eine alle Chancen und alle Faktoren ruhig gegen einander abwägende, überlegene Politik muß mit dieser Thatsache rechnen. Ist dies der Fall, so hat sie aber auch die Pflicht, die Eigenart des Mannes, von dem so Vieles und so Großes unter Umständen abhängt, genau zu erforschen und allen Wandelungen in seinem Wesen aufmerksam zu folgen, damit sie nicht eines Tages durch Geschehnisse überrascht wird, die schließlich ganz natürlich sind, wenngleich die Herren Politiker von Fach ihnen gegenüber gänzlich rathlos sich zeigen.

Das Glückwunsch-Telegramm, welches Kaiser Wilhelm nach der schmählichen Niederlage des Dr. Jameson an den Präsidenten Krüger richtete, läßt durch seine ursprünglich-herzliche Fassung erkennen, daß es dem innersten Fühlen und Denken des Monarchen Ausdruck verlieh, und daß, wenn es nebenbei auch eine große politische Wirkung ausübte, diese doch kaum beabsichtigt war. Temperamentvoll wie stets, hat Wilhelm II. wieder einmal sein innerstes Wesen in wenigen Worten vor der Welt enthüllt. Sein Glückwunsch an Ohm Paul läßt deutlich die Freude und die Genugthuung über die selbstbewußte, tüchtige Haltung des Burenvolkes durchblicken, das auch in kritischen Tagen, sich nicht um seine Fassung bringen ließ und einem frevlen Angreifer gegenüber sich auf sein gutes Recht und seine treffsichere Schießkunst verließ. Dabei war Kaiser Wilhelm sich wohl bewußt, daß in London sein herzliches Telegramm peinliche Empfindungen wecken würde; wenn er trotzdem seiner alten Vorliebe für England und englisches Wesen mit einem Male entsagte, so beweist dies, daß die Ereignisse der letzten Zeit ihn gelehrt haben, kritischen Blickes dieses vielgerühmte englische Wesen zu prüfen, und daß er auf dessen unterstem Grunde jenen häßlichen Bodensatz von Selbstsucht, Ueberhebung und niederer Raffgier endlich gewahrte, der den Kern des englischen Nationalcharakters ausmacht. Bislang konnte man noch annehmen, daß diesen wenig empfehlenswerthen Eigenschaften eine gewisse biderbe Tapferkeit gegenüberstehe, daß ihnen eine mit Gefahren spielende Tollkühnheit die Wage halte — indeß diese Vorstellung, die ein Ueberbleibsel war aus früherer Zeit, hat sich endlich gründlich abgewirthschaftet. Es haben sich in den letztverflossenen Monaten England zahlreiche Gelegenheiten dargeboten, sich bis auf die Knochen zu blamiren, und in jedem einzeln dieser Fälle hat es von solcher Möglichkeit einen ziemlich ausgiebigen Gebrauch gemacht. Seine Staats-

männer haben sich in der türkischen Angelegenheit durch eine Unfähigkeit, der nur ihre Anmaßung gleichkam, eine schwere Schlappe geholt, sie haben in dem Venezuela-Streit mit den Vereinigten Staaten sich eine energische Zurückweisung ihrer Annektionsgelüste ruhig müssen gefallen lassen und haben seiner Zeit auch in Ostasien durch eine schwankende, charakterlose Politik sich schlimme Blößen gegeben. Kurz: die Thaten der englischen Politik und Diplomatie haben fortwährend mit ihren großsprecherischen Worten in schreiendem Widerspruch gestanden, und da in demselben Maaße, wie die Regierung es an Energie fehlen ließ, die brutale, skrupellose Raubgier, welche diese Nation auszeichnet, sich immer deutlicher offenbarte, war es nur natürlich, daß man gerade in Deutschland anfing, sich mit Ekel abzuwenden von den „Vettern jenseits des Kanals". Diese Vetterschaft ist uns von jeher verhängnißvoll gewesen. Wir haben, aus einer falschen Sentimentalität heraus, auf England gar häufig in einer Weise Rücksicht genommen, die unseren Interessen schnurstracks zuwiderlief. Den angelsächsischen Stammesgenossen haben wir Manches nachgesehen, was Andere uns nicht hätten bieten dürfen — damit ist es jetzt zum Glück ganz aus und vorbei.

Die Stellungnahme des Kaisers in der Transvaalfrage entspricht ganz der Kollektivempfindung des deutschen Volkes. Kaiser Wilhelm hat sich, ganz ebenso wie wir alle, freigemacht von den suggestiven Einfluß Altenglands, unter dem er und wir so lange gestanden. Und er hatte dabei größere innere Widerstände zu überwinden als wir — die Bande des Blutes lassen sich nicht so leicht abstreifen. Aber gerade daraus geht deutlich hervor, daß heutzutage auch der Monarch nicht mehr künstlich abgesondert werden kann von dem Volke, daß, allen Schranken und Hemmnissen zum Trotz, der Strom der Entwickelung auch zu den Stufen des Thrones sich majestätisch hinwälzt, und daß schließlich selbst der Träger der Krone, wenigstens in den wichtigeren Lebensfragen der Nation, ganz denselben Einflüssen unterliegt, wie die meisten seiner Volksgenossen.

Die Ereignisse in Transvaal, wo es uns nicht nur leicht ward, für die Buren gegen unsere englischen „Vettern" Partei zu ergreifen, weil diese im Unrecht sich befanden, sondern auch deßhalb, weil auch die Buren der germanischen Rasse angehören und wir mit unserem Stammesgefühl nicht in Konflikt geriethen, indem wir auf ihre Seite uns stellten — diese Ereignisse fielen just in eine Epoche, da in Bezug auf unsere Stellung zu England ein merklicher Umschlag sich seit geraumer Zeit schon vorbereitet hatte. Ohne dies wäre der Ausdruck nationaler Sympathien nicht von so unmittelbarer Wirkung gewesen, und ohne das würde auch der deutsche Kaiser nicht in so impulsiver Weise den Buren seine Antheilnahme ausgesprochen haben.

Das Alles ist natürlich den hochmüthigen Briten entgangen. Wie

Deutschland fühlt und denkt, das war ihnen von jeher allzu gleichgültig, als daß sie solcher immerhin deutlich genug sich vollziehenden Wandelung irgendwelche Beachtung hätten schenken sollen. Und nun stehen sie vor der vollendeten Thatsache, daß Deutschlands auswärtige Politik sich von ihren Einflüssen gänzlich frei gemacht hat und daß seine Staatsmänner und sein Kaiser ernstlich entschlossen sind, Englands Wege zu kreuzen. Die deutsche Intervention in London, welche stattfand, bevor noch der berüchtigte Jameson bei Krügersdorp seine Keile besehen hatte, brachte ihnen die unfaßbare Thatsache endlich zum Bewußtsein, und das Telegramm des Kaisers hat den durch diese Intervention eingeleiteten Bruch mit einer alten Tradition so offensichtlich gemacht, daß an ein Verkleistern desselben nicht mehr zu denken ist.

Die europäische Konstellation ist mit einem Schlage gründlich verändert worden. England steht jetzt allein, und während es seinem Stolz, zähneknirschend vor Wuth, die Demüthigung auferlegen mußte, den Präsidenten des Burenfreistaates telegraphisch um Gnade für die gefangenen Freibeuter anzuflehen, von denen viele den ersten Familien Englands angehören, vollzog sich, gerade in Folge dieser Ereignisse, die längst schon vorbereitete Annäherung Deutschlands an Rußland und Frankreich, durch die ein neuer Dreibund angebahnt wurde, dessen Thätigkeit hauptsächlich auf überseeischem Gebiete liegen und sich in erster Linie gegen britische Anmaßung, Tücke und Hinterlist richten wird. Die Weltherrschaftspläne der Engländer werden etwas eingedämmt werden, man wird in Zukunft dafür zu sorgen wissen, daß die Bäume ihrer Abenteuersucht weder in Afrika noch in Asien in den Himmel wachsen. Daß es dahin gekommen ist, daß die Gefahr eines europäischen Krieges zwischen den alten Dreibundmächten und Frankreich-Rußland in weite Ferne gerückt ist worden, das haben wir nicht zum geringsten Theile dem Dr. Jameson und seinen Hintermännern zu verdanken, die allzu offen und unverschämt offenbarten, welches die Haupttriebkräfte der britischen Volksseele sind und wessen man sich von einer Nation zu versehen hat, die von den alten Puniern nicht nur den Krämergeist, sondern auch die Perfidie geerbt zu haben scheint.

Selbst die vornehmeren Organe der englischen Presse zeigen jetzt, wie sehr sie heuchelten, als sie Anfangs noch so thaten, als ob sie den Beutezug des Dr. Jameson nach Transvaal für nicht ganz unbedenklich hielten. Jameson war völkerrechtlich nichts weiter als ein ganz gewöhnlicher Räuber, der an der Spitze einer bewaffneten Bande in ein friedliches Land einbrach. Der deutsche Kaiser hat dem Oberhaupt dieses uns befreundeten Landes telegraphisch seine Befriedigung darüber ausgesprochen, daß es ihm gelungen war, den hinterlistigen Ueberfall abzuwehren. Was hierbei die Engländer und ihre Presse verletzen könnte, wenn sie sich im Grunde ihres Herzens nicht solidarisch fühlten mit Jameson und seinen Raubgesellen, ist nicht recht ersichtlich. Die

guten Leute lassen sich unkluger Weise allzu tief in die Karten hineinblicken. Und so wird selbst Denen, die bisher noch einige Sympathien für England hegten, durch das nunmehrige, ebenso unwürdige wie unkluge, Verhalten der englischen Presse endlich klar werden, daß England unserer Achtung unwerth ist und daß es uns weit mehr nützt, wenn es unser Feind, als wenn es unser Freund ist. Es gehört zu den verhängnißvollen Freunden, die stets nur an sich denken, die immer nur fordern, niemals geben und vor deren Gaben man sich zu fürchten hätte, wenn sie jemals dieser Gepflogenheit würden untreu werden . . .

Was nun Präsident Krüger mit Dr. Jameson und denjenigen seiner Spießgesellen, die in seine Hände gefallen sind, anfangen wird, darüber herrscht noch keineswegs volle Klarheit. Die bis jetzt hierüber vorliegenden Nachrichten widersprechen einander. Wenn aber die Richter in Transvaal zu der Ueberzeugung gelangen sollten, daß Dr. Jameson und die anderen Abenteurer die Kugel oder den Galgen verdient haben, so würde sich dagegen kaum etwas sagen lassen. Jedenfalls würde dann England nicht mehr die Macht besitzen, die frechen Glücksritter vor den stets treffenden Kugeln der Buren oder vor der hänfernen Kravatte zu bewahren. Der heimtückische Ueberfall des kleinen Freistaates, an dem ganz andere Leute noch betheiligt waren als die, welche nach außen hin die Führung dieser Angelegenheit übernahmen, hat das englische Kabinet um allen Kredit gebracht.

In Transvaal selbst werden sich nach diesem ersten mißglückten Versuch gewaltsamen Eingreifens die Verhältnisse hoffentlich in Frieden weiter entwickeln. Weise Reformen scheinen dort dringend noth zu thun, und, wie verlautet, soll der Präsident ja auch nicht abgeneigt sein, billige Wünsche der „Uitlanders" zu berücksichtigen, soweit solche nicht ein Aufgeben der Selbstständigkeit des Landes bedeuten. Nachdem die englische Eroberungslust an dem mannhaften Widerstand der wetterharten Buren so kläglich gescheitert; nachdem es bis jetzt den Hetzern vom Schlage eines Cecil Rhodes und seiner Mitverschworenen nicht einmal gelungen ist, ihre zahlreichen Landsleute unter den Uitlanders in Johannesburg zu gemeinsamem Vorgehen mit dem thatkühnen Dr. Jameson zu bewegen, werden sie wohl in Zukunft ihre Gelüste etwas mehr zu beherrschen suchen. Und die Buren selbst werden wieder fester unter sich zusammenhalten; sie werden keine Lust verspüren, die Geschäfte der Kap-Kolonie und der South African Society zu besorgen, in deren Vorstand neben dem würdigen Cecil Rhodes auch der Herzog von Fife sitzt, des Prinzen von Wales erlauchter Schwiegersohn, dem die Königin trotz alles Vorgefallenen noch immer nicht befohlen hat, sein so außerordentlich lukratives Amt niederzulegen.

K. Sch.

Naturwiſſenſchaftliche Weltanſchauung.

Unzweifelhaft erwarben ſich jene Forſcher ein Verdienſt, die zuerſt das Nervenſyſtem als Sitz alles „geiſtigen" Lebens nachwieſen.

Eigentlich giebt es ja nichts, als graue Gehirnmaſſen mit Nervenfäden daran, worunter bedeutungsloſe Fleiſchmaſſen pendeln. Aber dieſe den Materialismus ſtützen ſollende Entdeckung, wonach die „Seele" keine in ſich ſelbſt beruhende Subſtanz, ſondern nur eine „Fähigkeit" vorſtellt, erſchüttert andererſeits in ihren weiteren Konſequenzen die ſo wichtige Grundhypotheſe vom abſolut unfreien Willen.

Wie ſteht es mit der Verneinung des freien Willens, der nur durch von außen kommende Einflüſſe beſtimmt ſein ſoll? Durch innere oder äußere Bewegung, aus Empfinden („juger n'est proprement que sentir": Holbach) und Erinnern („Gedächtniß ein umgeformter ſinnlicher Eindruck": Condillac) ſoll eine Handlung entſtehen. Damit aber auch nur die Vorausberechnung einer Handlung in Folge eines erhaltenen Eindrucks entſtehen kann, ſcheint ein Zwiſchenakt nöthig, nämlich zwiſchen dem Eindruck und ſeiner Willensfolge ein bewußter Selbſtanſtoß dazu. Denn das gleiche Empfinden und die gleiche Leidenſchaft, d. h. der gleiche Eindruck der Sinnenwelt, wirkt auf verſchiedene Gehirne ganz verſchieden, treibt den Einen zur That, den Andern zu thatloſem Verzicht: Beides alſo ein verſchiedener Akt des gleichen menſchlichen Willens?

Einen ſolchen Prozeß kann man unmöglich als mechaniſch bezeichnen.

Die „ſittliche" Zurechnungsfähigkeit des „Willens" beruht eben auf der allgemeinen Weſensart und dieſe auf der urſprünglichen Gehirn-Anlage, welche aber durch das Milieu ſich ummodelt.

Einerſeits ſcheint demnach der Willensakt ein freiwilliger, nur durch ſich ſelbſt bedingter, da, wie geſagt, aus gleichem Eindruck Verſchiedenes bei verſchiedenen Gehirnen folgt. Andererſeits ſtellt er nur eine fortwährend weiteraddirte Summe aller vorausgegangenen Lebenseinflüſſe dar; Wille und Weſen ſind eins.

Moleſchott dekretirt im „Kreislauf des Lebens": Wille ſei Ausdruck eines durch äußere Einwirkungen bedingten Zuſtandes des Gehirns. Mag ſein! Aber dieſer temporäre „Zuſtand" — alſo die Minute, wo ein Entſchluß gefaßt wird — iſt nur eine jeweilige Ausſchwingung und Bethätigung eines ſtets vorhandenen „Zuſtandes", nämlich der allgemeinen Weſens-

*) Im Krieg will Jeder zuerſt weglaufen: der Eindruck wirkt gleich. Aber wie Blücher ſagte: „Jeder hat den Hundsfott im Leibe, aber nur ein Hundsfott läßt ihn herauskommen."

art des Individuums, wie sie durch Millionen Einflüsse sich gebildet hat. Wir sehen also wohl das Ergebniß, aber nicht die letzte Ursache, warum und wie sich im Menschenkind zuerst ein „Wille" gestaltet. Da man daher jeden einzelnen Willensakt bis zu seiner Urquelle, zum Erwachen des „Willens" im Kinde, zurückleiten müßte, so wäre es ebenso müßig als unmöglich, die Unfreiheit oder Freiheit des Willens zu untersuchen.

Tracy's „Elements de l'Ideologie" lehrten zuerst, daß Denken und Wollen nur Nervenempfindungen vorstellen, und Cabanis meinte wörtlich: Die Gehirnerven verdauten, wie die Magennerven Nahrungsmittel, „die vereinzelt unzusammenhängenden Eindrücke"; das Gehirn arbeite, bis es die Eindrücke „als Gedanken aussondere". Daher sei auch das Geistesleben so verschieden nach der verschiedenen Anlage der Gehirnnerven. Sehr wohl. Dann muß doch auch der „Wille" ein verschiedener sein, und zwar je stärker die Hirnnerven, desto „freier": Wenn das Hirn erst die Eindrücke verarbeiten muß und diese Verarbeitung sich nach dem Grad der Arbeit richtet, so liegt eine bewußte Anstrengung ja logisch zu Grunde. Denn wäre sie unbewußt und mechanisch, so müßte doch ein annähernd ähnlicher Grad von „Verarbeitung" durch die in ihren Grundfunktionen gleichen Gehirnnerven erzeugt werden beim Genie wie beim Flachkopf.

So weist gerade die Hirnthätigkeit gebieterisch auf eine, wenn auch beschränkte und bedingte, Willensfreiheit. Denn „unfreies" Denken sowohl als die vom Denken ausgelösten Willensbestrebungen müßten sonst mühelos entstehen, sich aus den empfangenen Eindrücken sofort spielend ergeben. Dies trifft keineswegs zu, sondern das Denken und Wollen als Urtheilen und Handeln verursacht eine schwere Bemeisterung der natürlichen Trägheit, eine so starke Unlust, daß sie in ihren Extremen zu Verzweiflung und Wahnsinn führt, sobald das Wollen und Denken die momentane Kraft übersteigt und jedes Lustgefühl verbannt. Nun behauptet aber der Sensualismus mit Recht, daß der Mensch nur nach Lust strebe. Wenn er also das Unlustgefühl des Denkens und Wollens auf sich nimmt, folgt er höchstens einem dunkeln Pflichtgefühl gegen sich selbst, welches die Hypothese der schottischen Denker von einer sittlichen Grundlage des Menschen beweisen würde. Jedenfalls aber bedarf er eines in gewissem Sinne „freien" Willens dazu. Denn daß ein unfreier Wille die Unlust erstrebe, d. h. etwas Unlusterregendes wolle, widerstreitet ja gerade dem unfreien Instinkt, dem Lusttrieb. Das wäre ein Widerspruch gegen die Natur, an den zu glauben ebenso viel Leichtfertigkeit erfordert, wie man frommer Beschränktheit für unlogische Offenbarungsmythen bedarf. Denn sobald irgendwelche Freiheit möglich, können wir keinen unbeseelten mechanischen Atomismus annehmen.

Alles Genie ist deduktiv. Des Feldherrn Vorstellungskraft giebt die anleitenden Gesichtspunkte, welche sein Heer induktiv ausführt. Ideen sind so viel wichtiger als Thatsachen, daß stets Ideen erst vorangehen müssen, ehe man Thatsachen beobachtet.

Watt erfand die Dampfmaschine nicht aus Experimenten heraus, sondern aus Spekulation über Blacks Gesetz von der latenten Wärme, angewandt auf Verbindung von Luft und Wasser. Alle gründenden Ideen, welche die moderne Menschheit befreiten, hat deduktiv die Generation vor der französischen Revolution erzeugt. Die induktive Beweisnachtretung

des 19. Jahrhunderts hat uns ideell keinen Schritt weiter gebracht. Gewisse deduktive Ideen sind nicht der menschlichen „Seele", wie man früher gesagt hätte, wohl aber der menschlichen Logik immanent. Die Unendlichkeit steht als beweisbarer Faktor in der höheren Mathematik und eine unendliche Gottheitskraft entspricht der Logik. Die Kräfte der Materie stellen sich uns allerdings nicht vereint, sondern als Einzelteile dar. Allein die physiologische Pathologie hat anatomisch festgestellt, daß alle Funktionen — Sprechvermögen, Erinnern, die vielfältigen Leidenschaften — jede ihr besonderes Organ im Gehirne haben; wird eine davon zerstört, so arbeiten die anderen Teilfunktionen immer noch für sich fort, nur ihr Zusammenhang ist verwirrt und damit das Räderwerk gehemmt. Also muß noch ein Zentrum der Cerebralfunktionen bestehen, dessen eigentlichen Sitz wir vielleicht noch finden werden — eine Frage von höchster Wichtigkeit. Denn dies Gehirnzentrum ist unstreitig der Motor des Willens zum Leben, die sogenannte Lebenskraft. So waltet ähnlich in der Allmaterie eine Zentralkraft, welche wir Weltwille nennen können und welcher all jene unfehlbare Weisheit und Güte innewohnt, welche das menschliche Gehirn ahnt, ohne selbst sein Ideal verwirklichen zu können: die Gerechtigkeit Gottes in der unendlichen Wandelungsfolge der Dinge ist ein Supplement der menschlichen Logik. — Ebenso bestätigt die physikalische Lehre von der „Erhaltung der Kraft", wie sie Herbert Spencer zuerst in die Philosophie einführte, logisch die Unsterblichkeit der Einzelmonade, wenn auch natürlich eine unpersönliche. Neueste Forschungen haben die Unsterblichkeit der Spaltpilze, einzelliger Lebewesen, festgestellt. So hat denn Giordano Brunos intuitiver Seherblick wiederum ins Innerste der Dinge geschaut, wenn er den Tod nur ein Ausscheiden zusammengesetzter Teile nennt. Die Einzelzelle ist unsterblich. Logischer Weise müssen wir annehmen, daß die Entwickelung der Arten in einer andauernd vermehrten Anhäufung von Zellen besteht, so daß das denkbar höchste Lebewesen das denkbar größte Konglomerat sich chemisch anziehender Zellen darstellen würde.

Die Begriffe „Gott" und „Unsterblichkeit" sind, wie wir sagten, der menschlichen Logik immanent und Leibniz' „zureichender Grund", wie Hume's „erste Ursache" (Kausalnexus) bauen nur wissenschaftlich aus, was die Primitivvölker als obersten Ordner und, weiterfolgernd, als Schöpfer verehrten. Allein, dies Alles erst, sobald sie überhaupt denken lernten: denn die kindische Annahme, diese „ethischen" Begriffe seien dem affenähnlichen Urmenschen (beileibe nicht: Uraffen, wie man Darwin und Häckel mißverstand) eingeboren, hat die Ethnologie widerlegt. Man fand noch neuerdings kleine Hordenstämme genau auf dem Kulturniveau der Steinzeit, durch das alle Rassen hindurchgingen, ohne eine Spur von metaphysischen Begriffen, höchstens mit einer naiven, gedankenlosen Vorstellung von einer beseelten Materie: Plumpst der Stein ins Wasser, so redet er. Auch das superkluge Geschwätz des Pseudo-Aufklärichts, Religion sei Folge der Angst,*) belächelt man heute. Der Naturmensch fürchtet sich viel weniger, als der nervöse Kulturmensch, an konstantem Angstgefühl und Verfolgungswahn

*) Auch Buckle fußt darauf, dessen historische Kraft Kraftschlüsse ich übrigens an einer Stelle meines Faust-Romans „Größenwahn" (Buch 13) andeutend widerlegte.

leidend. Der Gottesbegriff entwickelt sich im Gegentheil ununterbrochen mit fortschreitender Erkenntniß.*) „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde", so beginnen alle Schöpfungsmythen, aber der Christusjünger wagt schon das gewaltige Blitz-Wort: „Im Anfang war der Logos." Dies tröstet den logischen Denker. Denn wären unsere ethischen Hoffnungsprinzipien „eingeboren", so möchte ein unbeirrter Skeptiker sie gerade deßhalb verwerfen als trügerische Phantasmen des wirklich „eingeborenen" thierischen Egoismus. Allein, heut erkennen wir, daß erst mit fortschreitender Denkfähigkeit sich die ethischen Postulate einstellen, um sich mit der Kultur unablässig fortzuentwickeln, zu reinigen, zu erweitern. So darf denn die menschliche Logik als möglich annehmen, daß wir dereinst zu noch klarerer Wahrheit uns durchringen werden. „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Materialismus — ja, was heißt denn Materie? Auch nur ein Begriff. Schon d'Alembert versuchte, die alte polyhistorische Gelehrsamkeit zu strengen Einheitsbegriffen zu verbinden, worauf Schelling und Hegel weiterbauten. Aber die „Phänomenologie" der Materie-Welt hat ja andererseits der Fichteanismus überhaupt als eine bloße Vorstellungswelt weggeleugnet, nicht ohne Logik. Mit Begriffen wie „Materie" zu operiren, scheint auch nur ein Humbug, denn gerade dieser Begriff entspricht der menschlichen Logik an sich nur oberflächlich.

Wo aber steckt jene intellektuelle Kraft, welcher wir alle Entwickelung unserer Art verdanken und welche uns im 20. Jahrhundert ein neues Zeitalter der reformirten Religion bescheeren wird? Sollte Locke's Annahme von einer abgesonderten Reflexionskraft doch die richtige sein? Und ist diese vielleicht jener vielgesuchte Zentral-Motor des Gehirns? Dann bestände also dennoch ein Dualismus von „Leib" und „Seele" in anderem Sinne: Freiheit des Willens als Vernunft ringt dämonisch bis auf den Tod mit Unfreiheit des thierischen Instinkts.

Intuitive Ahnung dieses Doppel-Willens vibrirt überall in Shakespeares Tragödien, besonders im „Macbeth", wo die klarste Reflexion sowohl die ethische als die praktische Verwerflichkeit des Verbrechens vorausberechnet und dennoch gegen solche Willensfreiheit der unfreie Instinkt dämonischer Leidenschaft sich durchsetzt, um später wiederum dem willensfreien Reflexionsgewissen zu erliegen, welches der philosophische Materialismus absolut nicht zu erklären vermag und diese unbekannte Größe daher frischweg leugnet. Aber sie ist und jede wirkliche Erkenntniß stützt nur einen gewissen, frohen Idealismus, der sich von der allweisen Woge der Weltseele fatalistisch treiben läßt.

Doch einen idealistischen Grundzug trägt ja auch der Materialismus, um mit tröstlichem Mitleid von seiner intoleranten Altklugheit zu scheiden. Die Anbetung der großen Materie, wie sie zuerst der feinsinnige Büffon in seinen „Epochen der Natur" begründete (nach Zerstörung aller Geschöpfe würden die Moleküle doch immer neue Körper hervorbringen!), führt zum Emporschwingen über die jeweilige kleinere Materie, das werth-

*) Die Perser beteten die Sonne als Erhalterin der Erde an. Wir wissen aber heut nicht, ob dies ein geläuterter (symbolischer) oder korrumpirter Zarathustra-Kultus war: pantheistischer Deismus oder Fetischismus.

lose Sinnenleben der zufällig vorhandenen Organismen der Menschengattung. Die kühnen Trugschlüsse, auf welche man sich so viel einbildet, bleiben in steten Kreislauf gebannt, beißen sich in den Schwanz, fangen sich in der eigenen Schlinge. Die eingeborene organische Lebenskraft einer gebundenen, aber treibenden Weltseele hatte noch der halb idealistische Materialismus jener Denker angenommen, welche sich bescheiden konnten mit den Gebrechen der menschlichen Logik. So zuerst Diderots Atomenlehre. Jetzt aber wurde frischweg alles Außermechanische weggeleugnet. Wie kühn sich das machte! Die deterministischen Bewegungen der Menschenmaschine seien nur ein organisches Spiel, also alle seelischen Vorgänge nur physische Instinkte. Aber mit unbegreiflichem Optimismus und seltsamstem Widerspruch wuchs eine Auffassung der Glückseligkeit hieraus hervor, welche zu strengstem Idealismus entflammt. Die Encyclopädisten und all ihre gelehrteren Nachfolger bis zum heutigen Tage behaupten nämlich, daß der Egoismus, den sie als alleiniges Prinzip des Lebens annehmen, den Menschen zur Tugend führe. Das Streben nach Glückseligkeit mache tugendhaft, da nur die Tugend wahres Glück verleihe. Und warum sucht der Mensch sein Glück umgekehrt im Schlechten? Nur darum, weil die Schlechtigkeit einträglich sei, werde man schlecht. Nur das verkommene Staatsleben und die verrottete Gesellschaft trage die Schuld an allem Unglück und Laster. Ganz wie heute die Sozialdemokratie deklamirt! Warten wir also den bessernden Einfluß der ersehnten „Revolution" ab!

Nur höhere Erkenntniß, welche zur Verachtung materieller Güter führt, vermag die Kulturgesellschaft zu fördern. Die mißverstandenen Irrlehren des Materialismus aber verbreiten einen falschen Optimismus über die Selbstbestimmungsfähigkeit der menschlichen Selbstsucht, eine Ideologie, die nicht zur Befreiung führt, sondern zur Knechtung des Menschengeistes unter seine unfreien Instinkte. Die wahre „naturwissenschaftliche" Weltanschauung der Zukunft wird zu einem geläuterten reiferen Idealismus sich abklären, der ganz andere Schlüsse aus der Natur herausliest, als der brutale Materie-Kult sie zu begreifen vermochte.

Die Phrasenherrschaft des bevormundenden Pietätsschwindels verdunstete zwar vor dem geschärften Sehvermögen des Materialismus. Aber auch der letztere ahnt seine Ueberwindung durch den Spiritualismus und Okkultismus der immer mächtiger anschwellenden Mystikströmung. Wohl suchen Mill und Darwin bereits im Thiere die sogenannte Sittlichkeit des Gewissens. Wären also alle ethischen Postulate nur Nützlichkeitsanpassung mechanischer Dressur? Dem widerspricht das Gesetz der Apperzeption (Herbart), wonach jeder Eindruck sofort vom Gesammtintellekt erfaßt und gleichzeitig verarbeitet wird: wenn ein Eindruck also ethische Forderungen im Gemüthe hervorruft, kann dies nicht einseitig geschehen, sondern nur in Folge der ethischen Gesammtanlage der Intellekt-Einheit. Freilich nahmen die schottischen Metaphysiker des vorigen Jahrhunderts eine solche ethische Gemüthsrichtung des Menschen an; eine solche aber bis zum Thierverstand zurückzuverfolgen möchte kaum angehen. Ist die „Sittlichkeit" nur auf Zweckmäßigkeit beruhend, also auch dem Thiere erreichbar, so bleibt es ein Räthsel, warum man fast durchgängig im sogenannten Unsittlichen d. h. in Befriedigung seiner individuellen Triebe das Zweckmäßige und Lustgefühl sucht!

Die mechaniſche Weltanſchauung giebt keinerlei Aufſchluß über das unbekannte X in Leben und Welt. Das Leben iſt ein großes Sterben und ſtellt eine Kompromißlüge dar. Der Tod aber „verändert die Anſchauung“ (Kant) und führt in Regionen hinüber, welche heut nur geahnt werden von Genialen und Irren, wo die menſchliche Logik nicht mehr unfehlbar gilt. Zweimal Zwei iſt nicht immer Vier, und das unbekannte X bedeutet das Inkommenſurable, während unſere Wahrheiten nur eine weſenloſe Null bedeuten. Der Tod, die letzte Wahrheit, das iſt die erſte Wahrheit dieſes Lebens.

In Taines Geſchichte der engliſchen Literatur (Band II, überſetzt von Gerth, p. 30) heißt es am Schluß einer Betrachtung der Hobbes'ſchen Philoſophie, dieſer mächtigſten Grundlage des modernen Materialismus: „Da auf ſolche Weiſe der Menſch ſich ſelbſt und die Natur nur von einer verächtlichen Seite ſchaute und einen niedrigen Begriff von ſich und der Welt erhielt, ſo konnte er ſich leicht dem Drucke einer nothwendigen Autorität beugen und ſchließlich dem Joche unterwerfen . . . Der Menſch verdiente damals eine ſolche Behandlung, weil er eine ſolche Philoſophie erzeugte.“ Das iſt ſehr wahr. Sage mir, was Du glaubſt, und ich ſage Dir, was Du biſt! Wem Urtheile nur eine Art Addition zweier Ausdrücke, Gedanken nur Gehirnzuſtände, Empfindungen nur Körperbewegung, Subſtanz nur Materie, Wiſſenſchaft nur Erkenntniß ſinnlicher Dinge, der Menſch nur ein Körper mit Bewegungsfreiheit iſt — mit einem Wort, wer ans trügeriſche Zeugniß der Sinne glaubt, wird nur zu bald durch ſein eigenes Weſen dieſe entartete Afterweisheit bekräftigen wollen!

An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.

Karl Bleibtreu.

„Schärfere Köpfe" im Spiritismus.

Es ist immer ein geschickter und darum lobenswerther militärisch-taktischer Koup, wenn man den Gegner angreift, bevor er seinen Aufmarsch vollendet hat. So gilt es im Kriege mit den eisernen Waffen. Ob es ebenso zu beurtheilen ist im Kampfe des Geistes und der Feder, im geistigen Kampfe um Recht, Wahrheit, Ehre und Anstand, kurz gesagt, um Sittlichkeit?! — Nun, jedenfalls bietet es momentan auch hier Vortheile — wenn auch eigenartiger, nicht einem Jeden zusagender Natur —; denn der Gegner wird zunächst einmal abgeurtheilt, nicht etwa nur wegen dessen, was er bereits gesagt und was dem Kritiker — in diesem Falle Herrn Hanns von Gumppenberg, dem Propheten des „dritten Testaments"*) — Gelegenheit bietet, die „schärferen Köpfe" im Spiritismus zum Wohle der Menschen — in diesem Falle aller „Irregeführten" und „Oberflächlichen" — zur Geltung zu bringen, sondern auch dessentwegen, was — er noch nicht gesagt hat. Man supponirt kurzerhand mit gewissenhaftester — sagen wir schonend — Ungenirtheit für das an einer bestimmten Stelle (hier in der „Kritik") noch nicht Ausgesprochene Unkenntniß resp. Unwissenheit, wie für das bereits Gesagte Voreiligkeit und Oberflächlichkeit und eröffnet, um nicht gar zu „voreilig" aus der Rolle der alten antispiritistischen Taktik zum Mißfallen der Vertreter der offiziellen Wissenschaft, des größten Theils der Presse und der öffentlichen Meinung zu fallen, mit diesen heroischen Waffen den Kampf.

In der That, es hat Herrn von Gumppenberg**) wenig Skrupel bereitet, in meinem Aufsatze „Die rettende Weltanschauung"***) in Nr. 58 der Kritik zu übersehen, resp. es in seiner Entgegnung zu verschweigen, daß ich die Belege für den spiritistischen Unsterblichkeitsbeweis in nachfolgenden Aufsätzen in Aussicht stellte. Er hat es ferner für sittlich und wissenschaftlich korrekt erachtet, nicht zu berücksichtigen, daß ich ihn bereits vor zwei Jahren in meinem in den angegriffenen Aufsätzen wiederholt angeführten Buche†) gegeben, und daß ich deßhalb, gestützt auf meine damaligen und seither nach jeder Richtung erweiterten und in der Praxis verzehnfachten Erfahrungen, die von ihm vorgeführten Argumente gegen den von mir aus

*) „Das dritte Testament. Eine Offenbarung Gottes". Seiner Zeit mitgetheilt von Hanns von Gumppenberg. München. 1891. Verlag von M. Poeßl.

**) „Kritik" Nr. 62 „Mediale Mittheilungen".

***) Ich bitte, das Druckfehlerverzeichniß Nr. 60 der Kritik, letzte Seite, zu beachten.

†) „Spiritismus und Ehrenwort als Zeugen der Unsterblichkeit; ein Aufruf zum Kampfe für Wahrheit und sittliche Menschheitsentwickelung." M. Spohr. Leipzig.

ſittlichen Motiven an der Hand feſtfundirter logiſcher Schlüſſe und Erfahrungsthatſachen mit Entſchiedenheit vertretenen Unſterblichkeitsglauben bereits mit ſchlagenden, für geſundes und ſittliches Urtheil nicht zu überſehenden Beweisführungen widerlegte. Nicht minder gewiſſenhaft ignorirt Herr von Gumppenberg, daß ich in Nr. 58 der „Kritik" Seite 2131 ausdrücklich auf die Bücher Brofferio's und Akſakow's und in Nr. 51 auch auf noch andere werthvolle Werke hervorragender Schriftſteller als Belege für die Berechtigung meines Standpunktes hingewieſen habe. Hätte mein Gegner, trotzdem er bereits „tiefer in die Kenntniß der entſcheidenden Probleme eingedrungen", es dennoch für der Mühe werth gehalten, ſeinen Wiſſensvorrath zunächſt einmal durch ein gründliches Studium, ſpeziell des klaſſiſchen Brofferioſchen Werkes, zu erweitern, welches Letztere alle von ihm vorgebrachten, aber jeder gründlichen und Alles umfaſſenden Beweisführung ermangelnden Argumente und weit mehr als dieſe beſpricht und zu Gunſten der Unſterblichkeit ſchlagend widerlegt, ſo dürfte er wohl um ſeiner ſelbſt willen den gegen mich unternommenen Kreuzzug unterlaſſen haben.

Jedenfalls wird jeder nüchtern und ſittlich vorurtheilsfrei Urtheilende anerkennen, daß ich ein wohlbegründetes Recht hatte, mich zunächſt und auch noch ferner auf jene beſtehenden Zeugniſſe zu berufen und zu ſtützen, nachdem ich es aus wohlüberlegten und ſpäter zu erklärenden Gründen für angemeſſen gehalten habe, einer näheren Beſprechung der ſpiritiſtiſchen reſp. mediumiſtiſchen Kraft und Intelligenz zunächſt ethiſche, religiöſe und ſoziale Beſprechungen vorhergehen zu laſſen. — Ich hatte dabei allerdings vorausgeſetzt, daß der nach poſitiver Wahrheitserkenntniß ernſtlich verlangende Leſer nicht zögern werde, zunächſt einmal jene empfohlenen Bücher — obenan Brofferio's ausgezeichnetes, die von Herrn von Gumppenberg ins Treffen geführte Theorie des Unbewußten in ausgiebigſter Weiſe wiſſenſchaftlich erörterndes Werk — zu leſen, reſp. mit ſittlichem Ernſte zu ſtudiren, um daraus die Erkenntniß zu ſchöpfen, daß meine Stellungnahme zur Unſterblichkeitsfrage des realen Bodens im Sinne der Gumppenbergſchen Entſcheidung nicht entbehrt, und daß in der That dem wirklich „denkenden Leſer" keine Urſache gegeben war, „das gewaltſame Ueberſpringen einer ganzen Anzahl andrer logiſcher Möglichkeiten" zu beklagen und ſich durch meine in ſo „voreiliger" Weiſe der Ehre, der Sittlichkeit und Wahrheit auf ſpiritiſtiſcher Baſis dienenden Aufſätze „unfehlbar gegen den Spiritismus einnehmen" zu laſſen. — Sollte dies aber dennoch der Fall geweſen ſein, ſollten meine Worte wirklich in unverantwortlicher Weiſe ſittliches Erkennen und Wollen und ein neues, wärmeres, von ſittlichem Verſtande geſtütztes Erfaſſen eines idealen Unſterblichkeits- und Sittlichkeitsgedankens ſowie einer entſprechenden Weltanſchauung im Widerſpruch mit den Anſchauungen des Herrn von Gumppenberg und dogmatiſcher Wiſſenſchaftlichkeit angeregt haben — wenn auch nur unter den „oberflächlichen Köpfen" — ſo iſt, grâce à Dieu, den Irregeführten nunmehr in der Perſon des Letzteren — „der ernſt zu nehmende ſpiritiſtiſche Forſcher" erſtanden, unter deſſen Führung ohne Schwierigkeit Alle, die durch ſolche „übereilte Evangelien einer goldenen Zeit in trauriger Weiſe irregeführt" wurden, den Weg zum wahren Licht — d. i. zu modernem Indifferentismus, zu aufgeklärter Rückſichtsloſigkeit jeder Art, im geſellſchaftlichen Leben, in Preſſe, Wiſſenſchaft ꝛc., zu materialiſtiſcher Verrohung u. dergl. m. — wiederfinden werden.

Wenn, resp. ob überhaupt einmal dieser wiederkehrenden, bezw. noch einmal geretteten Aera des Widerspruchs gegen wahrhaft sittliche Erhebung und ungesäumte feste Fundirung derselben unter der Führung der „schärferen Köpfe" ein Ende zu machen sei, darüber wird, wie bisher, so auch ferner die offizielle dogmatische Wissenschaft, nachdem sie die orthodoxe, dogmatisch starre Kirche in großem Umfange in der geistigen Führung abgelöst, nunmehr weiter entscheiden, oder auch die die Hoffnung auf weiteres Vorschreiten in der Erkenntniß nach eignen Andeutungen nicht vollkommen ausschließende zukünftige Entscheidung des Herrn von Gumppenberg.

Bis aber nicht nur offiziell wissenschaftliche aufgeklärte, moderne Voreingenommenheit und daraus hervorgehende wissenschaftliche Maulwurfsarbeit zu demjenigen Lichte hindurchgedrungen sein wird, das „oberflächliche Köpfe" aus den Reihen der Wissenschaft und andere Denker mit gesundem Menschenverstande bereits gefunden haben und fest und logisch zu begründen vermochten, bis ferner auch Herr von Gumppenberg sich zu diesem Lichte, das ihm bereits 1891 aus höherer Sphäre herabgeleuchtet, wieder hindurchgearbeitet und das entscheidende, für Millionen von Menschen, erlösende Wort gesprochen haben wird, bis dahin sind selbstverständlich alle jene von mir angeführten, die Unsterblichkeit vertretenden Werke nach dem Beispiele der offiziellen Wissenschaft und des Herrn von Gumppenberg ꝛc. zu ignoriren, damit nicht etwa „die verschwommenen Phantasien ohnehin Gläubiger einige neue Anhaltepunkte erhalten" durch die Anschauungen „voreiliger Anhänger einer neuen Bewegung". —

Herr von Gumppenberg eröffnet sein Feuer zunächst gegen meine Avantgarde im Kampf für Ehre, Recht und Wahrheit, gegen den Einsatz meines Ehrenwortes für die Realität sogenannter spiritistischer Phänomene mit der Behauptung, daß derselbe „besser für eine wichtigere und würdigere Sache aufgespart geblieben wäre". Nun, ich gebe zu, daß es für die Empfindung der hier in Frage stehenden „schärferen Köpfe", „echten Forscher" ꝛc. an falscher Stelle stehen mag, gewiß aber nicht für Köpfe mit wahrhaft sittlich entwickeltem Verstande und Empfinden. Für Letztere wird das Ehrenwort nirgends eine edlere Verwendung finden, als da, wo es sich darum handelt, Ehre, Recht, Wahrheit und Menschenwohl durch dasselbe zu vertreten, gleichviel, ob es sich um eigne oder um sittlich berechtigte Interessen Anderer, um die Ehre und das Wohlergehen eines Menschen oder Vieler handelt. — Daß die Realität der mediumistischen Phänomene längst durch „Tausende und aber Tausende von ebenso einwandsfreien Ehrenworten festgestellt ist", wovon mir jedoch gedruckt, trotz einer ziemlich ausgedehnten Kenntniß der Litteratur, nur neun an fünf Stellen*) berichtete Fälle neben drei Eidesleistungen und einer Eidofferte bekannt, resp. von mir notirt sind, beweist leider nicht, daß „Niemand mehr behaupten wird, daß die sogenannten spiritistischen Phänomene überhaupt nichts als müßige Fabeln und Erfindung seien, auch die plumpe Deutung dieser

*) Ps. Stud. 78, Seite 199. — Crookes: „Der Spiritismus und die Wissenschaft", Seite XIII. — „Bericht der dialektischen Gesellschaft", Theil 1, Seite 116. — Ebendaselbst, Theil 3, Seite 38. — Brofferio: „Für den Spiritismus", Seite 307.

Phänomene auf wissentlichen Betrug seitens des Mediums bereits ausgeschlossen ist." — Wo, frage ich, sind die Belege für eine solch verblüffende, von Jedem ohne Schwierigkeit als illusorisch zu erkennende Behauptung?

Soll man sie etwa in den jeder Rücksicht baren Angriffen einer Anzahl Tagesblätter*) vom März 1895 erkennen, die gegen eine Dame aus der guten Berliner Gesellschaft gerichtet waren, welche sich Zeitungsreportern und Männern der Wissenschaft und der Polizei unter einer Maske uneigennützig zur Verfügung stellte, oder in den neuerlichen, in englischen und auch in deutschen Blättern abgedruckten Angriffen auf das von bedeutendsten Gelehrten längst als betrugsfrei erkannte italienische Medium, Eusapia Palladino, worüber der Leser in der „Uebersinnlichen Welt"**), Heft 1, 1896 nachlesen wolle, oder aber in den von Prof. Büchner gegen mein genanntes Buch gerichteten Artikel im Universum 1893 Nr. 21 und der Unmöglichkeit, für eine Ewiderung oder auch nur Berichtigung in demselben und in anderen deutschen Blättern eine Aufnahme zu finden, bis mir schließlich die „Kritik" in sittlicher Unparteilichkeit ihre Spalten öffnete?

Wenn jener Artikel trotzdem bisher nicht zum Abdruck gelangte, so lag es daran, daß er ursprünglich auf Leser berechnet war, die das Büchnersche Pamphlet kannten. was nicht ohne Weiteres von den Lesern der „Kritik" vorauszusetzen war, und weil ich es schließlich um der Sache selbst willen vorzog, den Angriff zunächst gleichzeitig gegen die ganze feindliche Linie zu eröffnen, gegen alle Jene, die bis zur Stunde unwiderrufen ein frivoles Spiel, sei es durch Todtschweigen, sei es durch Ignoriren, Entstellen oder Unterschlagen der Wahrheit mit der Ehre achtbarster, verstandesklarster Menschen treiben, die es nicht für der Mühe werth erachten, schwer gekränkten Männern wie Zöllner, Crookes, Wallace, Du Prel, Aksakow ꝛc. endlich im Namen der Wissenschaft offen und freimüthig eine Ehrenerklärung zu geben und ihnen Abbitte zu leisten, dem edlen Beispiel eines Lombroso***) und Oschorowitz†) folgend. —

Das sind Bekenntnisse von Männern, die trotz aller früheren Gegnerschaft das Herz auf dem rechten Fleck haben, deren Ausdrucksweise wahrhaft sittliche Selbstüberwindung, Muth, Offenheit und Noblesse offenbart. Traurig sticht dagegen die Anerkennung der mediumistischen Phänomene durch Dr. v. Schrenk-Notzing††) in München ab, der sich nach langem Widerstande zu einer solchen nur aufraffen konnte unter Beimischung verletzendster Aeußerungen, theils auf Grund augenscheinlich ungenügenden Studiums, theils auf Grund gewissenhafter Außerachtlassung der im Allgemeinen wohl

*) Es sind mir davon bekannt: Berliner Fremdenblatt vom 19., Berliner Kleine Journal vom 17., die Hamburger Nachrichten vom 29. und — wenn auch in gemäßigterer Form — die Berliner Börsen-Zeitung vom 17. März. — Ein Artikel, der jene Angriffe und das Verhalten der Beobachter am Maßstabe wahrhaft sittlicher Begriffe, sowie meine eignen Erfahrungen bei demselben Medium bespricht, konnte bisher keine Aufnahme in diesem Blatte finden.

**) Berlin. Eberswalderstraße 16. 50 Pfennig.

***) Psych. Studien 92, Seite 58.

†) Ebendaselbst 93, Seite 424.

††) Ebendaselbst 95, Seite 86.

auch ihm nicht unbekannten Thatsache, daß man die Bedeutung einer Sache, einer geistigen Bewegung, einer Entdeckung ꝛc. nicht nach dem Gros ihrer Anhänger, sondern stets nach den an der Spitze Stehenden, nach den wahren geistigen Führern und Urhebern und deren Werken, schriftlichen oder mündlichen Zeugnissen beurtheilt. — Diese, in der That weder dem Autor, noch der Wissenschaft, noch dem deutschen Namen zur Ehre gereichende Erklärung ist indessen bisher die einzige, in welcher in neuerer Zeit an offizieller Stelle wenigstens die Thatsachen anerkannt sind, während die ganze übrige Wissenschaft schweigt und es damit mindestens einer vorurtheilsvollen und um ihre Einnahmen ängstlichen Presse, sowie dem „aufgeklärten" Publikum aller Stände erleichtert, im Fahrwasser überhebender, rücksichtsloser und verleumderischer Verurtheilung zu verharren.

Diesen Zuständen gegenüber, die nicht nur heute noch jeden Vertreter der mediumistischen Phänomene und jedes Medium in weitesten Kreisen fortgesetzt der Gefahr aussetzen, für einen Narren bezw. für einen Betrüger gehalten zu werden, und wovon schamloseste und verlogenste Artikel in Düsseldorfer Zeitungen aus den letzten Wochen von Neuem wieder schmachvollstes Zeugniß ablegen, sondern die auch fortgesetzt die Ehre, den unbescholtenen Namen eines Zöllner ꝛc. am Pranger stehen lassen, trotz aller neueren Zeugnisse hervorragendster italienischer und Gelehrter anderer Länder, da erfüllt das Ehrenwort für echt sittliches Empfinden schlechterdings heute noch eine Pflicht, wie sie heiliger, „würdiger und wichtiger" nicht gedacht werden kann.

Ich habe mich des Näheren über meine Anschauungen von Ehre in meiner genannten Broschüre Seite 43—58 ausgesprochen und empfehle jene Darlegungen insbesondere der Beachtung aller auf dem Boden des Herrn von Gumppenberg stehenden Gegner.

Wie nun dieser Letztere bezüglich Anwendung des Ehrenworts und der allgemeinen Anerkennung der Thatsächlichkeit mediumistischer Phänomene unwiderlegbar schwerem Irrthum verfallen ist, so auch in seiner Beurtheilung meines Artikels „Die rettende Weltanschauung", deren Kern, nämlich Förderung wahrhaft sittlicher Menschheitsentwickelung und Feststellung des Werthes derselben, sowie ihrer Fundamente, ihm, dem schärferen Kopfe, vollkommen entgangen ist. Er „überspringt" es als „denkender Leser" gewissenhaft, daß das von mir als Ziel alles menschlichen Strebens hingestellte Glück — die Gumppenbergsche „goldene Zeit" — nur durch Sittlichkeit, d. h. durch mühevolle, kraftvolle Selbstüberwindung jeder Art, Selbsterziehung und Erziehung Aller und durch sittliche Fundirung und Reformirung sämmtlicher Lebensverhältnisse, also nur durch gewissenhafteste, gediegenste Arbeit und Pflichterfüllung zu erlangen ist, und daß somit eine solche Weltanschauung ihrem inneren Werthe nach nichts Anderes enthält, als was die christliche Lehre — in wahrhaft sittlichem Sinne aufgefaßt — seit Jahrtausenden lehrt. — Mit welchem Rechte, frage ich, wird einer solchen Lehre, die in Allem ausdrücklich die Kritik des sittlichen Verstandes fordert, der Vorwurf gemacht, daß sie „verschwommene Phantasien" fördere, und durch „übereilte Evangelien einer goldenen Zeit in trauriger Weise irreführe"?!

Ich überlasse es dem sittlichen und wahrhaft „ernst zu nehmenden" Verstande, die Entscheidung zu fällen, ob eine solche Lehre an sich und ebenso ihre Fundirung auf eine durch positive Thatsachenbeweise gestützte Unsterb-

lichkeitslehre als schädlich und irreführend zu bezeichnen ist, oder ob nicht vielmehr die Gumppenbergsche Kritik auch nach dieser Seite eine bewunderungswürdige Willkür und Ueberhebung verräth.

In der That, es wäre ein edleres Vorgehen gewesen, der Erweckung sittlicher Erkenntniß und sittlichen Strebens — durch welches zahllosses Elend und zum Theil niederträchtige Unterdrückung und Ausbeutung materiell und geistig Schwächerer aller Kreise behoben, resp. ohne aufreibende und Gefahren aller Art in sich bergende Kämpfe einer Besserung entgegengeführt werden könnte — auch dann seine Zustimmung zu gewähren, wenn die Basis noch nicht als vollkommen gesichert erschien.

Indeß, im vorliegenden Falle fehlt auch diese Sicherheit nicht, vielmehr fehlen nur auf Seiten meines Kritikers augenscheinlich alle Vorbedingungen, um dieselbe zu erkennen und entsprechend zu würdigen. — Derselbe stützt zunächst einmal seinen Angriff gegen meine Behauptung der Beweisbarkeit der Unsterblichkeit aus spiritistischen Vorkommnissen durch eine Maßregel, die in der That von Neuem den schärferen Köpfen alle Ehre macht. —

Von einer äußerst großen Anzahl vielseitigster, in verschiedensten Abstufungen und Gattungen vorkommenden Phänomenen streicht er für die Untersuchung des „echten" und „ernst zu nehmenden spiritistischen Forschers" Alles bis auf „buchstabirende Bewegungen eins von dem Medium berührten Tisches" und „unwillkürliche Schriftzüge des Mediums" d. i. bis auf „Tischklopfen" und „mediales Schreiben".

In der That, Herr von Gumppenberg schüttelt mit überraschender Gewandtheit immer neue verblüffende Momente aus seinem spiritistischen Forscherärmel. — Was nicht mit Leichtigkeit zu gewinnen ist, braucht zunächst nicht untersucht zu werden! So lautet das Dekret, das spielend alle störenden Hindernisse überwindet.

Die Begründung steht der obigen Entscheidung an innerem Werthe nicht nach. Sie hat folgenden Wortlaut: „Alle anderen spiritistischen Manifestationen erfolgen verhältnißmäßig so selten und haben allem Anscheine nach so komplizirte Voraussetzungen, daß sie trotz ihrer sinnenfälligeren Staunenswürdigkeit sich als Hauptobjekte der spiritistischen Forschung nicht qualifiziren, im Gegentheil, das Ueberraschende der physikalischen Geisterstückchen müßte weit eher von dem Kernpunkt der spiritistischen Frage ablenken, als ihrer Lösung näher führen. Je weniger physikalische Mätzchen einem „spiritistischen" Phänomene anhaften, desto besser eignet es sich für die spiritistische Forschung."

In der relativen Seltenheit und Kompliziertheit eines Theiles der Vorkommnisse erkennt Herr von Gumppenberg also die Ueberflüssigkeit einer Heranziehung des bei Weitem größten und hervorragendsten Theiles der Phänomene — von denen ihm anscheinend nur die physikalischen Mätzchen (wohl aus der Schule des Professor Büchner)*) bekannt sind — und begnügt sich mit zwei der allerprimitivsten Vorkommnisse.

Nun, für den „echten Forscher" mag das genügen, wiewohl auch das noch zweifelhaft erscheinen könnte, nachdem Herr von Gumppenberg am Schlusse seines Artikels es doch auch wieder als die erste Aufgabe der spi-

*) Universum 93, Nr. 21.

ritiſtiſchen Forſchung erkennt, „ein möglichſt reiches Material von Fällen zu ſammeln und zu ſichten, in welchem mit ſtarker Wahrſcheinlichkeit nicht das Innere lebender Menſchen, ſondern Geiſter Abgeſchiedener oder Geiſter einer fremden Weſensgattung die Autoren der Mittheilung ſind." — Hieran ſchließt ſich folgende Motivirung: „Sind mehrere (!) Fälle dieſer Art mit plauſibler und eingehender Wahrſcheinlichkeitsbegründung konſtatirt, was bisher noch keineswegs geſchehen iſt, ſo wird der forſchende Spiritismus ſo weit ſein, behaupten zu können: die perſönliche Fortdauer des Menſchen nach dem Tode iſt wahrſcheinlich."

Mag nun dieſe Behauptung der Mangelhaftigkeit der bisher beſtehenden Beweiſe auf „menſchlicher Voreiligkeit" in Urtheilen oder auf zu großer Gewiſſenhaftigkeit im Ueberſehen und Ignoriren beruhen, jedenfalls exiſtirt für wahrhaft gewiſſenhafte Forſcherſinne bereits ein überwältigend reiches und zum Theil auch für die von Herrn von Gumppenberg noch geforderte — weil ungekannte oder unverſtandene — Beweisführung der Unſterblichkeit in echt wiſſenſchaftlichem Geiſte verarbeitetes Material und zwar in den von mir in Nr. 39 der „Kritik" und in meinem Buche „Spiritismus und Ehrenwort" angeführten Büchern und Schriften,*) zu welchen noch hinzuzufügen ſind die bisher erſchienenen 22 Bände „Pſychiſche Studien", 10 Jahrgänge der „Sphinx" und 13 Jahrgänge der „Spiritualiſtiſchen Blätter".

Nicht minder zu überſehen iſt die beträchtliche engliſche und amerikaniſche, ſowie auch die franzöſiſche Litteratur. — Wer allerdings das Beſtehende nicht gründlich und wichtigſte Werke augenſcheinlich garnicht kennt, der wird allerdings fortgeſetzt nach Neuem verlangen und nach Belegen rufen, die längſt gegeben ſind und nur einer wirklich wiſſenſchaftlichen Widerlegung von berufener, d. h. von wahrhaft wiſſender Seite harren, jedoch bis jetzt vergeblich!

Wie aber der einzige nennenswerthe deutſche Verſuch nach dieſer Richtung, den Eduard von Hartmann**) zu unternehmen ſich nicht ſcheute, wiewohl auch ihm eingeſtandenermaßen jede perſönliche Erfahrung fehlte, zu beurtheilen iſt, ſowohl ſeinem intellektuellen wie ſittlichen Werthe nach, darüber wolle der Leſer ſich an der Hand der kurzen, aber niederſchmetternden Erwiderung des Herrn Dr. du Prel***) orientiren. Gleichzeitig bietet dieſer Aufſatz bereits „mehrere (!) Fälle" von der Qualität, wie Herr von Gumppenberg ſie für die Beweisführung der Unſterblichkeit ſucht.

Hier angekommen, würden nur noch diejenigen Ausführungen zu beſprechen ſein, die zwar das Unbewußte im Menſchengeiſte zum Urheber

---

*) Insbeſondere gehören hierher: Brofferio: „Für den Spiritismus". Akſakow: „Animismus und Spiritismus". Du Prel: „Das Räthſel des Menſchen". Reklam. 20 Pf. — v. Erhardt: „Spiritismus und Ehrenwort". — v. Lehſten: „Ich ſterbe und lebe doch". — Wallace: „Die wiſſenſchaftliche Anſicht des Uebernatürlichen". — Edmonds: „Der Amerikaniſche Spiritualismus". — Hare: „Experimentelle Unterſuchungen".

**) „Die Geiſterhypotheſe des Spiritismus und ſeine Phantome", 1891, und „Der Spiritismus", 1885, von E. v. Hartmann. Leipzig, W. Friedrich

***) Pſych. Studien, 91, S. 257 „Hartmann contra Akſakow."

aller Phänomene machen sollen, die aber dennoch in seltsamem, sich wiederholendem Widerspruche Herrn von Gumppenberg im Schlußsatze seines Artikels zu folgender Verkündigung veranlaßten: „Wer nun in der Beobachtung des Mediumismus reichere Erfahrungen gesammelt und sie als kühler Kritiker beurtheilen gelernt hat, der kommt unfehlbar (sic!) zu der Annahme, daß es sich in den medialen Mittheilungen nicht immer um gleichartige Autoren, sondern bald um diese, bald um jene von den erwähnten sieben Möglichkeiten handelt." — Unter diesen letzteren aber befindet sich — man höre und staune — auch die so eifrig bekämpfte Geistertheorie, ja, sogar die Elementargeistertheorie! — Und um zu diesem Schlusse zu gelangen, mußte Herr von Gumppenberg so viel Pulver verschießen und einen so erstaunlichen Ueberfluß an Geistesschärfe entwickeln?! — Oder sollten doch jene Ausführungen, die das Entstehen mediumistischer Phänomene aus dem unbewußten Geistesleben herleiten sollen, einen solchen Aufwand rechtfertigen? — Nun, wer eine Theorie vertritt, hat, wenn er auf dem Boden wahrhaft gewissenhafter, also ebenso sittlicher, wie echt wissenschaftlicher Forschung stehen will, nicht nur alle jene Möglichkeiten und Hypothesen zu erwägen, die seine Auffassung rechtfertigen, sondern er hat mit absolut gleicher Gewissenhaftigkeit auch alles Entgegenstehende heranzuziehen und zu prüfen. — Hat das Herr von Gumppenberg gethan? — Nein, mit nichten!

Wir haben gehört, daß er nur einen ganz minimalen Theil mediumistischer Vorkommnisse für seine Erörterungen heranzieht, ohne für dies Verfahren irgend welche durchschlagende und überführende Begründung zu geben. Damit aber bricht er von vorn herein den Stab über sich selbst. Der Spiritismus aber hat gegen ein Verfahren zu protestiren, das auf allen anderen Wissensgebieten als unerhört gelten würde!

Aber auch das Vorgebrachte entbehrt aller Gründlichkeit. Es werden Hypothesen aufgestellt, deren Richtigkeit durch Analogien bewiesen werden soll, ohne daß erkannt wird, daß Aehnlichkeiten sehr weit von Gleichheit und Uebereinstimmung entfernt sein, daß sie vielmehr Uebergänge darstellen können und daß des Ferneren die Natur thatsächlich für unsere Kenntniß, resp. Sinne, Sprünge aufweist — wie z. B. vom entwickeltsten Thier zum Menschen.

Es wird somit durch Analogien möglicherweise nichts von dem bewiesen, was bewiesen werden soll, wohl aber event. der wissenschaftlich aussehenden prätentiösen und oberflächlichen Phrase gehuldigt, wenn nicht das zu Beweisende haarscharf daneben gestellt und so die Uebereinstimmung in jedem einzelnen Falle unwiderlegbar nachgewiesen wird. Dies geschieht aber bei Herrn von Gumppenberg nicht! — Das Folgende wird dies, wenn auch nur in wenigen Zügen, so doch durchschlagend belegen und gleichzeitig den Beweis liefern, daß die aus dem Spiritismus, wie überhaupt aus dem Occultismus zu gewinnenden Unsterblichkeitsbeweise für den Sehenwollenden, für den wirklich gründlichen Forscher — im Sinne eines Brofferio, Aksakow, Du Prel, Hellenbach ꝛc. — nicht in der Luft schweben, sondern thatsächlich festen, für eine offene Vertretung derselben hinreichend festen Boden haben; so daß wahrlich kein Grund vorliegt, mit der Vertretung einer Lehre zu zögern, die — nur bestätigt, was nicht nur die christliche, sondern, wenn auch in verschiedener Gestalt, alle Religionen der Erde bisher gelehrt und zwar, trotz aller religiösen Verirrungen und Greuel,

die immer nur auf mangelnder sittlicher Entwickelung der Religionen und auf Unwissenheit zurückzuführen sind, nicht zum Nachtheil der Menschheit.

Folgende Beispiele werden an dieser Stelle genügen, um erkennen zu lassen, daß die von Herrn von Gumppenberg ins Treffen geführte Theorie des Unbewußten für die Erklärung spiritistischer Phänome absolut unzureichend ist, daß diese letzteren vielmehr einen Rest enthalten, der thatsächlich nur durch Annahme der Geistertheorie eine vernünftige, eine logisch unanfechtbare und somit wirklich natürliche Erklärung erhält.

Herr von Gumppenberg hebt hervor, daß sich in ein und derselben Person verschiedenartigste Neigungen und Charaktereigenschaften vereinigt zeigen, daß sich beim Genie, bei Somnambulen und im Traume ꝛc. außergewöhnliche Fähigkeiten offenbaren können, ohne daß darum auf fremden Einfluß geschlossen werden müßte, vielmehr verrathe jenes nur eine Mehrheit individueller Kräfte oder Theil-Iche am Menschen, wovon immer eines zeitweise oder dauernd die bewußte Führung der Gesammtpersönlichkeit inne habe.

Es soll damit gesagt werden, daß solche Erfahrungen dazu berechtigen, anzunehmen, daß auch die beim Buchstabiren durch Klopflaute und beim automatischen Schreiben zu Tage tretende, anscheinend selbstständige Intelligenz auf die vorübergehende Thätigkeit eines physiologischen oder psychologischen Theil-Ichs mit Recht zurückgeführt werden können. — Um dies zu widerlegen, ist zunächst auf das speziell beim automatischen Schreiben*), aber auch beim Klopfen**) charakteristische Nebeneinander der sich häufig sogar schroff zwiespaltig gegenüberstehenden Intelligenz des Mediums und der ungekannten Persönlichkeit hinzuweisen. Nirgends findet dieses Nebeneinander bei den von Herrn von Gumppenberg angeführten Beispielen in solch ausgesprochener Weise und Selbstständigkeet statt, vielmehr wird das Alternirende im Auftreten der Intelligenz in seinen Beispielen von ihm selbst betont. Die Erscheinungen von Doppelgängern***) lassen sich nicht in Vergleich ziehen, weil sie ihren Ursprung im Menschen selbst nicht verleugnen, vielmehr, sei es aktiv oder passiv, deutlich zur Schau tragen, während bei jenen Vorkommnissen der irdisch-menschliche Ursprung ausdrücklich in Abrede gestellt wird.

Auch fehlt beim Doppelgänger das gleiche lebhaft und dauernd intelligente Wirken beider Persönlichkeiten in den entscheidenden Momenten, ferner der bei spiritistischen Vorkommnissen häufige offenkundige Konflikt zwischen denselben, wenn wir von Fällen absehen, in denen der Doppelgänger sich gegen das Wollen der eigenen bewußten Persönlichkeit zeigt. Doch kann das nicht durchgreifend ins Gewicht fallen, wie ernste Vergleichungen ergeben.

Ich gehe nun dazu über, zwei der gewichtigsten Momente für die Geistertheorie vorzuführen, die des Raumes halber allein noch hier besprochen werden können, die aber dem Sehenwollenden genügen werden, um

---

*) Brofferio „Für den Spiritismus", Seite 158—168.

**) „Spiritismus und Ehrenwort", Seite 168.

***) Du Prel: „Die monistische Seelenlehre". Leipzig, Günther. — Brofferio „Für den Spiritismus", Seite 279. — Aksakow „Animismus und Spiritismus", Theil 2, Seite 595—640.

sein Urtheil auf den rechten Weg zu lenken. Ich kleide sie in Form der Frage und zwar erstens: Mit welchem Rechte ertheilt Herr vom Gumppenberg der Quelle der von ihm aufgeführten Geistesfähigkeiten ohne Weiteres alles Uebrige im Spiritismus sich offenbarende Können und Wissen zu, so die Fähigkeit, aus Nervenäther fremde, nie gekannte Gestalten zu bilden und sie in einer für sie absolut charakteristischen Weise reden und sich bewegen zu lassen, oder feste Gegenstände durch andere feste dringen zu lassen*) (Durchdringung, Apporte), Abdrücke von materialisirten Händen und Füßen auf Rußpapier offen oder in geschlossenen Räumen, z. B. zwischen geschlossenen Schiefertafeln, auch Abdrücke in Mehl und Lehm, sowie Abgüsse von Händen in geschmolzenem Paraffin zu erhalten; desgleichen freie Schrift offen, zwischen geschlossenen Tafeln, oder in geschlossenem Buche zu erzeugen; weiter: glühende Kohlen ihrer versengenden Kraft zu berauben, durch unsichtbare Kraft ein Instrument zu spielen, eine elektrische Lampe anzuzünden, schwere Möbel und Menschen frei in die Luft zu erheben, Töne in der Luft und in Gegenständen aller Art zu erzeugen, einen Gegenstand bis zur Unverrückbarkeit schwer zu machen, oder sein Gewicht scheinbar zu verringern ꝛc.?

Nehmen wir an, der unbewußte Wille, d. h. der dem Tagesbewußtsein unbewußte Wille unseres tieferliegenden Ichs vermöge Nervenäther in Schwingungen zu versetzen und mit Hülfe dieses über die Grenzsphäre des eigenen Körpers hinaus zu wirken, ja, sogar Formen durch Verdichtung des Nervenäthers zu bilden, würde damit schon der Beweis geliefert sein, daß das Unbewußte im Menschen nunmehr auch Phänomene zu erzeugen vermag, die eine ganz außergewöhnliche Kenntniß von physikalischen und chemischen Gesetzen zur Voraussetzung haben müßten, eine Kenntniß, die sich bisher weder im wachen Bewußtsein irgend eines Menschen, noch im tiefen künstlichen Somnambulismus entdecken läßt, in welchem letzteren menschliche Fähigkeiten erfahrungsgemäß hohe und höchste Steigerung erfahren können?

Wie will man z. B. eine Schöpferkraft motiviren, die aus Nervenäther und Wille eine nie gekannte Persönlichkeit gestaltet und ihr Leben und zwar mit Hervorrufung verschiedenster für ihre Persönlichkeit charakteristischer Eigenthümlichkeiten einflößt? — Nun, der Theoretiker des Unbewußten weiß sich zu helfen. Die Vorstellung von der Form entnimmt das Unbewußte des Mediums aus dem Unbewußten (bestenfalls dem Bewußtsein) eines Anwesenden oder Abwesenden, und wenn dies nicht aufrecht zu erhalten ist, z. B. wenn der sich Zeigende schon über ein Menschenalter todt ist und die Entstehung seines Bildes nicht wohl auf noch Lebende zurückgeführt werden kann, so empfindet man die sogenannte Kollektivintelligenz, die Brofferio mit dem treffenden Namen eines Mädchens für Alles und an anderer Stelle, trotz seiner sonstigen großen Höflichkeit, als eine Unverschämtheit bezeichnet. — Entweder diese Kollektivintelligenz, die im Aether herumschwirren und sich durch sympathische Anziehung, sei es vorübergehend, sei

*) Die Beispiele zu all diesen Phänomenen findet der Leser in den in meinen Artikeln angeführten Büchern, auch sollen sie bei späterer und gründlicherer Besprechung näher bezeichnet werden. An dieser Stelle würde es zu weit führen, da die Quellen zahlreich sind.

es dauernd mit dem Unbewußten von Menschen verbinden würde, oder auch das Unbewußte eines Menschen selbst hätte in solchem Falle nicht nur das Bild eines Verstorbenen so scharf auf das Unbewußte des Mediums zu übertragen, daß dieses fähig wäre, eine künstlerisch vollendet plastische Reproduktion davon zu liefern; sie hätten ferner nicht nur charakteristische Eigenschaften des Verstorbenen unbewußt, resp. unbewußt bewußt dem Unbewußten des Mediums einzuprägen, und dieses hätte es reflektorisch oder wieder unbewußt bewußt auf die gebildete Form zu übertragen, sondern diese Form müßte vor Allem auch belebt werden. Wie aber soll diese Fähigkeit sinnvoll begründet werden? Soll etwa die Kollektivintelligenz auch zu einem solchen Können befähigt sein? Oder will man sie dennoch im Unbewußten des Mediums suchen unter Berufung auf die Doppelgängerei? Kann man die erstere Theorie ohne Anstand zu den Narrheiten rechnen so lange keine sehr triftigen Begründungen vorliegen — und solche existiren nicht — so ist auf die Letztere zu erwidern, daß beim Doppelgänger, soweit keine telepathischen Halluzinationen dabei im Spiele sind, das Austreten des Astralkörpers vorausgesetzt werden muß. Dies erklärt aber weder die alsdann nothwendig Umwandlung der eigenen Form in eine andere, event. nie gekannte, und es löst nicht die Frage über Ursprung der Kenntniß charakteristischer Merkmale in Sprache und Benehmen von Personen, die sowohl dem Medium, wie allen Anwesenden fremd sind. Die Theorie des Hellsehens und Gedankenlesens bei nicht Anwesenden, von der Sitzung nichts ahnenden und an die sich manifestirenden Verstorbenen nicht denkenden Persönlichkeiten, wird ebenfalls schließlich wüste Faselei, die nur dem oberflächlichsten Denken imponiren kann. — In der That, das sind von einer gewissen Grenze an Theorien für Leichtgläubige, Wundergläubige und gänzlich Kritiklose. — Herr von Gumppenberg mag hiervon auch eine dunkle Ahnung gehabt haben, und er zog es deßhalb vor, von vornherein alle jene Erscheinungen als „vom Kernpunkt der spiritistischen Frage ablenkend" und nicht geeignet „für die spiritistische Forschung" auszuschalten. Indessen damit sprach er auch das Urtheil über sich selbst.

Ich weise nun noch, nachdem weitere und nähere Ausführungen und die Erörterung zahlreicher anderer und in den genannten Werken besprochener durchschlagender Argumente für die Unsterblichkeit, resp. für die Berechtigung der Geistertheorie — neben der animistischen — an dieser Stelle nicht möglich ist, ich mich auch für berechtigt halte, an meinem ursprünglichen Programm: diese Frage in einer späteren Arbeit gründlich zu besprechen, festzuhalten; ich sage, ich weise nun noch auf das schwerwiegendste aller Beweismittel hin und kleide dieses in folgende Frage: Kann man die Summe von Intelligenz, das Zielbewußte, Ueberlegte, den überall und vielfach außerordentlich scharf hervortretenden Eigenwillen und ebenso ein Wissen und Können, das zum Theil die menschlichen, speziell die physikalischen und chemischen Kenntnisse erwiesenermaßen weit überragt, mit irgend welcher triftigen Begründung sinnvoll auf eine Persönlichkeit ohne klares Bewußtsein, ohne Erkenntniß ihres Handelns zurückführen? Die Antwort muß unwiderlegbar „nein" lauten, sobald man die Phänomene nach der Methode prüft, wie es in den angeführten Büchern durch Brofferio, Aksakow und in zum Theil anderm Sinne — durch Hervorhebung charakteristischer Momente — auch

durch mich geschehen ist.*) Ist dem aber so, wie will man es dann motiviren, daß diese Persönlichkeit, die unserem eignen Geiste angehören soll und die zu studiren uns vor Allem der künstliche, spontane, resp. Autosomnambulismus und die Suggestion neben Traum, Fieberdelirien und Irrsinn gestatten, in den hier in Frage stehenden Situationen vollkommen logische, aller krankhaften Symptome entbehrende Geistesklarheit zu zeigen, nur sich selbst nicht zu erkennen vermag, sondern in dieser Beziehung auf dem ganzen Erdenrund stets und immer dem gleichen Irrthum unterliegt, sich für einen Verstorbenen zu halten, während nichts Anderes, als unsere eigene Persönlichkeit handelt und spricht? Oder will man ausnahmslose Lüge — mit andren Worten: krasseste, mit göttlicher Sittlichkeit absolut in Widerspruch stehende, Dämonentheorie als Erklärung gelten lassen und damit zurücktreten in das Fahrwasser gefährlichster orthodoxer Lehren, indem man im Widerspruch mit dem sittlichen Verstande alles Reine und Edle übersieht, das neben allem Werthlosen und Frivolen bei sittlich ernster und kritisch nüchterner Handhabung der Sitzungen von Seiten der unbekannten Intelligenzen zum Ausdruck kommt?

Warum übersieht Herr von Gumppenberg und mit ihm die gesammte Gegnerschaft diese schwerwiegendste aller Fragen, die sich bei Prüfung aller Kommunikationen (durch Klopfbewegungen, Klopflaute, automatisches und freies Schreiben, Trauerreden und Sprechen von Materialisationen), also speziell auch bei den von ihm ausdrücklichst zur Prüfung herangezogenen Phänomenen mächtig und in nicht zu übersehender Weise hervordrängt? Hat ihn abermals unbestimmte Ahnung erfaßt, oder müssen wir es immer wieder auf den schärferen Kopf, auf tiefere Kenntniß, reichere Erfahrung und größere Besonnenheit ꝛc. zurückführen? — Wie dem auch sei, ich glaube, wenn auch in größter Kürze, so doch überzeugend gezeigt zu haben, daß spiritistische Unsterblichkeitsbeweise kein leerer Wahn sind und des positiven Bodens nicht ermangeln, und daß eine Wissenschaft, die sich von der Untersuchung dieses phänomenalen Gebietes abhalten läßt, weil dasselbe durch zahlreiche Vertreter mit der Unsterblichkeitsfrage überhaupt in Verbindung gebracht wird, nur den Beweis liefert, daß wahrhaft sittliche Erkenntniß und ebensolches Wollen heute noch selbst unter den geistig Führenden ein tief beklagenswerthes Defizit aufweist. Mit welchem sittlichen Rechte schrecken bestehende Theorien geistig Mündige von der Untersuchung eines Wissensgebietes ab? — Doch die Gründe liegen tiefer. Nicht Theorien schrecken ab, die Wahrheit vorurtheilsfrei zu suchen, zu erkennen und zu verbieten — hier so wenig wie auf politischem, sozialem und religiösem Gebiete —, sondern — der sittliche Wille, die wahrhaft sittliche Gesinnung und Kraft, sie fehlt hier, wie dort!! —

Herr von Gumppenberg beschließt nun seinen Artikel mit hohen prophetischen Worten. Er sagt: „So lange Erfahrung und Logik unsere einzigen Kenntnißwerkzeuge sind, so lange wird jeder Gegner mit unleugbarer Berechtigung sagen dürfen: „Wahrscheinlichkeit hat oft geirrt — beweist mirs erst!" — Damit wir aber allen quälenden Zweifeln entrissen werden, ob nach diesem je ein Beweis zu erbringen sein wird, so wird uns offenbart, daß, wenn eine absolute Gewißheit über die Geisterfrage erlangt

*) Spiritismus und Ehrenwort, Seite 138—190.

werden soll, dies „überhaupt nur von einer ganz neuen transzendentalen Forschungsmethode zu erhoffen" ist.

Nachdem damit Dr. du Prels, Prof. Brofferios und Staatsrath Aksakows, Prof Crookes', Richter Cox u. a. geistreiche Werke als absolut unzureichend für das Studium der Transzendentalpsychologie und Transzendentalphysik erklärt sind, dürfte ein Recht und eine Nothwendigkeit vorliegen, Herrn von Gumppenbergs im Jahre 1891 verfaßtes „Drittes Testament" für die „ernste" Forschung wenigstens nicht unberücksichtigt zu lassen. Ich führe aus demselben nur zwei Stellen unter vielen nicht minder beachtenswerthen an:

Seite 5 steht geschrieben: „Endlich, unmittelbar vor meinen letzten abschließenden Fragen (die vermittelst Klopflauten von einem „Geiste" Namens Geben beantwortet wurden), als die Weltordnung schon in überwältigender Logik und Großartigkeit vor mir lag, sagte mir Geben auf meine Frage, ob ich all das nicht meinen Mitmenschen mittheilen dürfe und solle: daß ich dazu bestimmt sei, unsere Erdenmenschheit auf eine neue Stufe der Erkenntniß emporzuführen. Gott selbst berufe mich dazu, wie er Moses, Christus und Buddha berufen habe. Und als ich meine physischen und moralischen Muskeln reckte, im Gefühl, eine solche Aufgabe ertragen und durchführen zu können, und fragte, ob ich meine Veröffentlichung das dritte Testament Gottes nennen dürfe, bestätigte mir Geben, es sei der rechte Name."

Seite 13 ist ferner zu lesen: „Ein Geist der zweiten Stufe ist mit einem (gewandlosen) Körper aus feinerer Substanz als unsere atmosphärische Luft umhüllt. Dieser Körper hat Arme und Füße und ist sehr langgestreckt: Für den Menschengeist ist er bei einer Höhe, welche annähernd dem „Viertheil der Höhe eines hohen Berges der Erde gleichkommt, etwas schmaler als der Körper eines Erdenmenschen und trägt ein Haupt, welches ebenso geformt, aber etwas kleiner ist, als das eines solchen. Die Gesichtszüge ähneln den Zügen eines Erdenmenschen; Nase, Augen, Mund und Ohren sind vorhanden — dabei aber keine Haare, keine Zähne, keine Zunge" u. s. f. In Anmerkung ist dann noch gesagt: „Jedenfalls handelt es sich um eine Höhe von mehreren Tausend Fuß." —

Ich frage, nachdem ich nicht ohne Ueberwindung diese Sätze niedergeschrieben, ob solche „Offenbarungen" auf das Unbewußte zurückzuführen sind, oder ob Herr von Gumppenberg es nicht an der Hand seiner heutigen „reicheren Erfahrung" entschieden in Abrede stellen wird, daß dieselben aus seinem eigenen tieferen Inneren oder dem der achtbaren Dame entsprungen seien, mit welcher die Sitzungen abgehalten wurden, in denen seine messianische Berufung stattfand?

Sollte Herr von Gumppenberg nicht selbst in einer solchen, ebenso beklagenswerthen, wie schamlosen und nicht allein stehenden, sondern häufig sich wiederholenden Düpirung*) seitens der ungekannten Intelligenz einen weiteren schwerwiegenden Beweis erkennen, daß wir es im Spiritismus, wie überhaupt im Occultismus, auch mit selbstständigen, aber — wie von ihm

*) Ein geradezu furchtbares und darum nicht zu übersehendes — für den Familientisch nicht geeignetes — Beispiel ist: „John Dee, ein Spiritist des 16. Jahrhunderts" von R. Kiesewetter. M. Spohr, Leipzig.

selbst zugestanden wird — den verschiedensten Charakteren angehörenden Intelligenzen zu thun haben, und daß eine Aufklärung über deren Wesen an der Hand sittlicher Verstandeskritik ebenso dringend zu wünschen ist, wie eine große allgemeine Erhebung für wahrhaft sittliche Menschheitsentwickelung.

Will Herr von Gumppenberg des Ferneren aber übersehen, daß, wenn wir alle spiritistischen Kommunikationen auf unser eigenes Ich zurückführen müssen, unsere eigene Persönlichkeit in ihrem Grundwesen ein wahrhaft grauenvolles Bild absolutester moralischer und intellektueller Unzuverlässigkeit, neben allem gesteigerten Können, entrollen würde, und daß wir es demgegenüber wahrlich nicht als einen Schaden, sondern nur als einen Nutzen von unberechenbarster Tragweite zu beurtheilen hätten, wenn mindestens ein Theil sogenannter spiritistischer Vorkommnisse auf selbstständige Intelligenzen außer uns, also auf die von ihnen selbst ausnahmslos, wenn auch vielfach mit einem Pseudonym bekleidete Quelle zurückgeführt werden könnte. In der That, der spiritistische Unsterblichkeitsbeweis, dessen bestehende Belege Herr von Gumppenberg so gewissenhaft übersehen hat, wird sowohl um des allgemeinen sittlichen Fortschritts willen — wie ich in Nr. 58 der „Kritik" dargelegt — wie auch um unserer Selbstachtung willen spiritistischen Kommunikationen und Gefahren gegenüber — wie ich sie in Nr. 51 der „Kritik" geschildert — dringendste Nothwendigkeit.

Nicht minder aber gilt dies im Interesse der Ehre und des Ansehens zahlloser achtbarster und verstandesklarster Menschen von der längst noch nicht allgemein und in sittlichem Sinne erfolgten Anerkennung der Realität sogenannter spiritistischer Phänomene!

Düsseldorf. L. Frhr. von Erhardt,
Rittmeister a. D.

Die moderne Schädelstätte.

Sehr geehrter Herr Schneidt!

Von Zeit zu Zeit, im Anschluß an einen in Monte Carlo geschehenen Selbstmord eines allzu kühnen Spielers, stellt die Presse der verschiedensten Parteien moralische Betrachtungen über die Spielwuth im Allgemeinen und die beim Rouge et Noir und Trente et Quarante im Besonderen an. Diese Betrachtungen gipfeln natürlich, dem lieben scheinheiligen oder wirklich solide langweiligen Lesepublikum des Blattes zu Liebe, in einem dreifach donnerdem Anathem der Mittelmeeridylle.

In Herrn Wachenhusens Artikel „Monaco und Frankreich" in Nr. 65 der „Kritik" kommt der Verfasser gleichfalls zu dem Schlusse: Aufhebung der Spielbank, und zwar — das Mittel ist neu — durch Annektion Monacos seitens Frankreichs. Gestatten Sie mir nun, sehr geehrter Herr, in Kürze einige Gründe gegen eine Aufhebung der Spielbank von Monte Carlo, in welcher Form es auch sei, anzuführen.

Herr Wachenhusen spricht von einem Vertrage, gemäß welchem Monaco gegen eine Zahlung von 4 Millionen — Francs wohl — an Frankreich fallen soll. Indeß sei das „Ob überhaupt", sowie ein etwaiges „Wann" unbekannt. Mit einem solchen Vertrage, von dem man nicht weiß, ob er existirt, meine ich, kann man garnichts beweisen, der ist vollkommen bedeutungslos. Des Weiteren erscheint mir auch „der kürzeste Weg, nämlich eine Annektion durch Frankreich" vollkommen ungerecht. Objektiv steht Frankreich das Recht nicht zu, und ein Sturm der Entrüstung würde sich ob solchen Unterfangens erheben.

Nun meint Herr Wachenhusen allerdings, „im Namen der Sittlichkeit sollten die europäischen Parlamente die Sache endlich in die Hand nehmen und Frankreich zur Einverleibung dieser Enklave zum Zweck der Erdrückung des öffentlichen Hazardspiels auffordern."

Sehr schön. Aber zunächst glaube ich nicht, daß die Parlamente Zeit

und Luſt haben werden, ſich mit der Frage zu beſchäftigen, es giebt auch thatſächlich viel wichtigere Aufgaben für unſere Volksvertretung als Giftblicke und Pfeile nach dem Eden Monaco zu ſenden. Staatsrechtlich liegt die Sache doch aber auch ſo, daß die Parlamente der einzelnen Staaten Europas garnicht rechtlich kompetent ſind; man könnte nur auf dem Wege eines kleinen europäiſchen Kongreſſes etwas erreichen. Ich würde dann nur wünſchen, Monte Carlo würde als Tagungsort gewählt. Beides, ſowohl das Verbot des Hazardſpiels in Monte Carlo, als die Annektion des Ländchens würde ein völkerrechtlicher Frevel ſein, begangen unter dem Deckmantel: „Im Namen der Sittlichkeit!“

Sind denn nun aber, frage ich weiter, die Diplomaten der europäiſchen Staaten berechtigt, „im Namen der Sittlichkeit“ derartige Forderungen zu ſtellen? Ich wage das zu beſtreiten.

Nach meinen Anſchauungen von Sittlichkeit kann und darf nur Der Forderungen in ihrem Namen ſtellen, der ſelbſt ſittlich handelt. Das thun die europäiſchen Staaten aber nicht. Ich will von all' der ſittlichen Verlogenheit, die ſich überall im ſtaatlichen, geſellſchaftlichen, geſchlechtlichen ꝛc. Leben breit macht, ſchweigen, nur bei dem ſtattlich konzeſſionirten und geförderten Spieltrieb möchte ich kurz verweilen.

Staatslotterie oder -Lotto ſind die beiden Hauptformen, in denen das geheiligte Lotterieregal der Staaten ſich zeigt.

Von größeren Staaten, in denen die eine oder andere Form geduldet und gepflegt wird, nenne ich nur Preußen, Sachſen, Braunſchweig, Mecklenburg, Hamburg, Italien, Oeſterreich-Ungarn und die Türkei. England (1826), Belgien (1830), Heſſen-Darmſtadt (1832), Frankreich (1836), Bayern (1861) haben die Staatslotterien abgeſchafft. Erwähnen will ich noch, daß im preußiſchen Abgeordnetenhauſe 1867 der Lauenſteinſche Antrag, dahingehend: es ſei unanſtändig, wenn ein Staat, der das gewerbmäßige Hazardſpiel beſtrafe, ſelber zu Hazardſpielen auffordere, angenommen wurde. Auch ſonſt hat man vielfach die Abſchaffung der ſtaatlichen Lotterien verlangt: konſervative und liberale, orthodoxe und freigeiſtig geſinnte Männer waren in der Forderung einig; indeß die Lotterien beſtehen ruhig weiter. Und ſolange ſie beſtehen, haben die betreffenden Staaten kein Recht, im „Namen der Sittlichkeit“ die Aufhebung der Spielbank von Monte Carlo zu fordern.

Die Frage, ſollen die Spielſäle von Monte Carlo geſchloſſen werden, iſt aber mit Geſetzesparagraphen überhaupt nicht zu entſcheiden

Die Frage ist vielmehr zu stellen: ist es möglich und zweckmäßig, die Spielsäle in Monte-Carlo zu schließen, ohne daß in weit höherem Maaße, als schon jetzt, das heimliche Spiel allerorten wird getrieben werden? Herr Wachenhusen sagt selbst: „Gegen die verderblichste aller Leidenschaften helfen weder Moral noch Gesetze.“ Sehr richtig. Gejeut wird überall; in Berlin kennt jeder die fraglichen Kaffés; in München sehen die Schutzleute bei Meine Tante Deine Tante zu und trinken ihre Maaß dabei; ich kenne Städte, wo Polizeiassessoren und -Lieutenants Bankhalter waren, so in einer mitteldeutschen Residenz; in Kreisstädten sind meist im vornehmsten Hotel Zimmer für die Gutsbesitzer und Lieutenants d. R. zum Spielchen reservirt. Das sind ja Alles ganz bekannte Thatsachen — nur die betreffende Polizei kennt sie meistens nicht.

Eine Reihe Schweizer Bade- und Vergnügungsorte haben ihre petits-chevaux, ebenfalls ein Hazardspiel, ganz öffentlich im Kasino oder bei Volks-lustbarkeiten im Betriebe; ich nenne nur: Luzern, Interlaken, Genf, Lausanne u. a. m.

In den belgischen Bädern wird im ausgedehntesten Maaße gejeut; man sieht also, es ist nicht nur Monte Carlo der schwarze Punkt im schneeweißen Europalande.

Die praktische Folge der Aufhebung Monte Carlos als Spielbank würde nur die Zersplitterung und Vertheilung der dortigen Spielergesellschaft über ganz Europa sein. Statt einer kontrollirbaren Zentrale eine Reihe von freien Filialen.

Und wer spielt denn schließlich in Monte Carlo? Für wen soll ganz Europa die Nachtwächterfunktion übernehmen? Es sind doch wirthschaftlich Starke, die die Spielbank aufsuchen; soll unsere Humanitätsduselei sich auch auf diese erstrecken?

Solche Menschen müssen doch wissen, was sie wollen und dürfen, und wenn sie es nicht wissen, ist es sicher nicht Aufgabe des Staates, oder gar ganz Europas, sie noch zu erziehen.

Den Charakter zu festigen, daß man Spiel nur als Spiel, als harmlosen Zeitvertreib im Ernst des Lebens betreibt, das muß früher geschehen sein, bevor Jemand Monte Carlo-majorenn wird.

Es ist eine schöne stehende Redensart, die mir entgegengehalten werden kann, „Gelegenheit macht Diebe“; aber ist die Gelegenheit für uns Deutsche z. B. nicht doch recht weit entfernt?

Als ſtärkſten Einwurf wird man mir aber die 25—50 jährlichen Selbſtmorde vorhalten. Da muß ich nun offen geſtehen, ſelbſt auf die Gefahr hin, eines hochgradigen Cynismus beſchuldigt zu werden, daß mich das weder zu rühren noch zu überzeugen vermag.

Wir ſind ja ein ſehr rührſeliges Geſchlecht und laſſen uns leicht durch ſentimentale Phraſen blenden.

Bei ruhiger Betrachtung müſſen wir über dieſe Selbſtmörder aber doch anders urtheilen: ſie waren zu ſchwach im Kampfe ums Daſein, und deßhalb mußten ſie fallen. Wären es tüchtige Kämpfer geweſen, gewappnet mit Charakterfeſtigkeit und Lebensmuth, ſo wären ſie nicht gefallen. Schwächlinge ſchützen wollen, iſt verlorene Liebesmüh'!

Gewiß mag über die Hinterbliebenen materielle Sorge und pſychiſcher Kummer durch einen derartigen Selbſtmord hereinbrechen, iſt das aber nicht bei einem jeden ſolchen Unglück der Fall?

Und haben die Wolff, Loewy und Genoſſen nicht viel weitere Kreiſe in arge Mitleidenſchaft gezogen als die Paar Memmen von Monte Carlo? Und werden nicht dieſe Fälle immer und immer wiederkehren?

Soll man deßhalb Börſe und Depotweſen verbieten?

Auf den Tod jener Selbſtmörder möchte ich jetzt einen Blick werfen. Freilich iſt eine Pſychologie des Sterbens noch nicht geſchrieben, aber ich glaube, man wird mir zugeſtehen, daß es ſchrecklichere, ſchauerlichere, qualvollere Todesarten giebt, als die durch einen Revolverſchuß in Monte Carlo.

Neapel ſehen und ſterben, ſagt ein Wort der Verherrlichung der landſchaftlichen Reize Italiens. Monte Carlo ſehen und den ganzen Humbug und das Treiben der Spieler verlachen, ſcheint mir ſchöner. Wer aber hineingezogen wird in den Strudel, wer den lockenden Klängen des Goldes nicht widerſtehen kann und ſchließlich ſeine Luſt gebüßt hat, dem ſtehen zwei Wege offen: nicht zu verzagen, ſondern ſich neu empor zu arbeiten, oder ſtolz und ungebrochen das Fazit zu ziehen: ſich ſelbſt das Defizit an moraliſcher Stärke und gleißendem Golde durch eine Kugel zu quittiren.

Es iſt ſchon eine Reihe von Jahren her, daß ich in Monte-Carlo weilte; das Spiel hat mich nie gelockt! Jene Zeit, da ich Liebes Luſt und Leid, Weibes Treue und Falſchheit noch nicht kannte, war vielleicht die ſchönſte meines Lebens.

Ein Paradies. Natur und Kunst haben zusammengewirkt, um das zu schaffen, und darin diese Menschen: eine Komödie des Molière erschien mir das Ganze.

Diese Romantik soll zerstört werden? Die Natur und Kunst soll ja zwar bestehen bleiben, aber die bösen Menschen . . . Ah, wenn Engel auf der Erde wandeln würden, dann würde es noch langweiliger und schablonenhafter werden. Militärische Uniformen und Engelgewänder, lange weiße Kleider und grüne Wedel. Gott behalte die Engel im Himmel!

Allerdings die Zeiten sind ernst, man schreibt den Privatdozenten vor, mit welcher Seife sie sich waschen sollen, so ähnlich war es ja wohl, nun da begreife ich auch solche Wünsche gegen das gebenedeite, gottlose Monaco, die moderne Schädelstätte.

Die Aufhebung oder Annektion aber würde ein Akt ungerechter, unberechtigter, unnützer, unpoetischer, roher Gewalt sein.

W. v. Th.

Börsen-Rückblick.

„Das war nicht mehr der Lärm der großen Hauptfrage, die erregte Hast, das laute Getöse einer überall siegreich vordringenden Meerfluth. Man rannte nicht mehr, man schlich und flüsterte wie im Hause eines Kranken. Viele schwiegen ganz. Bleich und mit verzerrten Zügen suchten sie mit ihren weitstarrenden Augen die anderen Gesichter verzweiflungsvoll auszuforschen." Besser als mit diesen Worten aus dem Zola'schen „Geld" kann man die Signatur der Berliner Börse in den letzten zwei Monaten nicht charakterisiren.

Es hatte so lustig und vergnügt angefangen, das Jahr 1895, besonders in Wien setzte man die mit Wintersanfang begonnene Hausse munter fort und amüsirte sich auf den Maskenbällen köstlich. Berlin spielte zunächst den Zuschauer, es glaubte das treibende Moment, den niedrigen Zinsfuß, bereits im Jahre 1894 genügend eskomptirt, man machte den Tanz an der Donau nicht mit. Auch die österreichische Verstaatlichungsaffäre zog nicht recht, wenn sie auch den einen oder andern von „den Denkern am Strand der Spree" mit fortriß. Erst die Fusion der Diskontogesellschaft mit der Norddeutschen Bank gab das Zeichen, sie war ein Wink mit dem Zaunpfahl, daß die haute banque auf einen großen Beutezug rechne. Jetzt ertönte auch in Berlin der Schlachtruf: „Aufwärts, vorwärts!" Zunächst Bankenhausse. Stimulirt durch die glänzenden Resultate, welche die Banken in den ersten Monaten erzielten. Die Ausfälle des Zinsenkontos wurden mehr als gedeckt durch die erhöhten Einnahmen auf Provisionskonto. Das Kommissionsgeschäft ging flott, der Verkehr mit Handel und Industrie gestaltete sich täglich reger. Dazu kamen sehr einträgliche größere Finanzoperationen: Konversionen, Emissionen und — last not least — Goldminentransaktionen. Letztere gaben das Kompelle zu einer besonderen Steigerung der Aktien der Deutschen Bank, welcher auch auf diesem Gebiete der Ruhm der Initiative unter den deutschen Banken gebührt. Ihr Kurs rückte dem ihrer Konkurrentin, der Diskontogesellschaft, bedenklich nahe, die Spannung betrug zur Zeit des Höhepunktes 10%. Nicht unwesentlich trugen dazu bei die Interessen der Deutschen Bank in Nordamerika und die schon damals in Aussicht genommene und jetzt — wohl hauptsächlich zur Verbesserung der Liquidität und mit Rücksicht auf das bald zu erwartende Depotgesetz — auch durchgeführte Erhöhung des Kapitals auf 100 Millionen.

Auf die Bankenhausse folgte eine größere Montanhausse. Die günstigere Lage der Industrie, hervorgerufen durch die Wiedereröffnung des russischen und amerikanischen Marktes, die noch günstigere Fernsicht, die der Friedensschluß zwischen Japan und China eröffnete, welcher übertriebene Hoffnungen auf einen baldigen großen Absatz im Reiche des Fo erweckte,

waren das Schlagwort. Bis Mitte des Jahres wehte ein günstiger Wind, Alles klappte vortrefflich, da zuckte aus heiterem Himmel ein Blitz hernieder, der in das festgefügte Haussegebäude einschlagen mußte: Die Ausschließung Deutschlands von der chinesischen Anleihe. Das wirkte stark ernüchternd. Böse Nachrichten aus Serbien, die Versteifung des Geldmarktes in Folge des Semestralwechsels trugen dazu bei, die Aufwärtsbewegung zu dämmen. In ziemlich apathischer Stimmung ging die Börse in die Sommerferien, aber mit erneutem Muth und um so intensiver begann man nach Schluß derselben, Mitte August, die Herbstkampagne. In übertriebener Weise wurde jeder gute Monatsausweis eines Bergwerks oder einer Eisenbahn, jedes neu bekannt gewordene Geschäft einer Bank zu einer Heraufsetzung der Kurse benutzt. Das Vorhandensein einer Ueberspekulation bewiesen bereits Ende September die hohen Prolongationssätze. Aber ihre warnende Stimme wurde nicht beachtet, jeder wollte seine Engagements in den Oktober retten und neue eingehen, weil er ein weiteres Steigen der Kurse in Folge des Zuflusses der Kupons erwartete. Die Kurse zogen auch weiter an, an einigen Tagen sogar sprunghaft wie in der letzten Zeit des Jahres 1889. Aber es war kein gut genährtes Feuer, sondern nur ein Strohfeuer, das rasch verglimmen mußte. Nicht die Kapitalisten kauften, sondern die schwachen Hände, das Privatpublikum betheiligte sich ungewöhnlich stark und trieb durch seine Bestand-Käufe die Kurse in die Höhe, um später durch seine Verkäufe à tout prix den Rückgang zu verschärfen.

Veranlaßt wurde der Rückschlag, der vom Goldminenmarkt ausging, durch ein weiteres Anziehen des Zinsfußes in Folge der gesteigerten Bedürfnisse der Industrie, besonders aber der Effektenbörsen. Die eintretende politische Gährung führte zu einer weiteren Versteifung des Geldmarktes. Damit wurde die mit Sicherheit zum Winter erwartete Konversion der Preußischeu Konsols und der Deutschen Reichsanleihe in weite Ferne gerückt. Damit schwand der Hauptimpuls der Aufwärtsbewegung. Die Baisse vollzog sich in drei Abschnitten: zunächst ein ziemlich bedeutender Rückgang in Folge der Depesche des Petersburger Regierungsboten, sodann am 9. November, am „schwarzen Sonnabend", vollständiger Krach, in Folge übereilter neuer Hausse eine erneute Deroute am 21. Dezember. Letztere war wohl am interessantesten, sie zeigte die Börse im Dienste der Politik. Die Engländer beherzigten das Wort, daß man zum Kriege erstens Geld, zweitens Geld und drittens wieder Geld gebrauche, und verkauften ihre Amerikaner um die ohnehin schon beträchtlichen Goldverschiffungen Amerikas nach Europa noch zu verstärken. Ueberhaupt vollzog sich unter dem Druck der politischen Verhältnisse eine Nationalisirung der internationalen Werthe: die Amerikaner schwammen über den Ozean in ihr Heimathland, Italiener wurden von Paris aus abgestoßen und fanden zunächst in Berlin, sodann in Italien Aufnahme, Goldminenaktien suchten den Boden von London wieder auf, türkische Werthe fanden in Berlin ein Unterkommen. Sehr wacker hielt sich während der ganzen Baisseperiode die Deutsche Reichsanleihe. Sie wurde stark gekauft in Umtausch gegen Dividendenpapiere und exotische Werthe.

Die Weiterentwickelung der so stark erschütterten Börsen hängt einzig und allein von der Politik ab; wenn der politische Himmel sich klärt, wird

eine bedeutende Erniedrigung des ſtark erhöhten Zinsniveaus nicht zu bezweifeln ſein, auch der deutſchen Induſtrie, die mit guten Ordres in das neue Jahr geht, iſt ein günſtiges Prognoſtikon zu ſtellen, ſofern nicht in Amerika die Schutzzöllner wieder ans Ruder gelangen. Als beruhigendes Moment kann man die Fixirung wohl deuten, wenn auch dieſe Maßnahme, wie alle des ſchlauen Finanzminiſters, mit der nöthigen Vorſicht zu beurtheilen iſt. Quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes!

Spectator.

Selim und Solim.

Von Karl Miſchke.

(Nachdruck verboten.)

Der weiſe Selim und der weiſe Solim gingen ſehr oft des Abends zuſammen in die Schenke zur goldenen Giraffe, und ſie tranken allda nicht den ſchwarzen Trank Arabiens, von dem nur die Weiber begeiſtert werden, ſondern ſie labten ſich an dem feurigen Saft der geſegneten Traube, den der kluge Wirth aus dem Lande der Hellenen bezog. Denn wenn auch der Prophet für die Thoren, die die Geſetze befolgen, ein Verbot gegen das Weintrinken gemacht hat, ſo iſt es doch dem Weiſen, der für jede Handlung einen triftigen Grund hat, geſtattet, mit Rückſicht auf höhere Zwecke eine Ausnahme zu machen.

So ſaßen ſie denn und ſchauten einander in die weiſen leuchtenden Augen, in der Rechten hielten ſie das Kelchglas, mit der Linken ſtrichen ſie über ihre Bärte, und Worte der Weisheit floſſen von ihren Lippen. Wenn das Volk ſie ſo gehört hätte, ſo wäre der Ruf ihrer Weisheit bis in die entfernten Lande gedrungen. Aber ſie wußten es, daß ſie weiſe Männer waren, und das war ihnen genug. „Wenn wir dadurch weiſer würden, daß das Volk unſere Weisheit prieſe," ſagte der weiſe Solim, „ſo würden wir auch dadurch weniger weiſe, wenn das Volk ein Wort von uns nicht verſtände und daher tadelte."

„Recht haſt Du," ſprach dann der weiſe Selim, „wer weiſe iſt, der iſt weiſe, und wer weiſer ſein will, als er iſt, der iſt ein Thor und wird als Thor erkannt."

Alſo ſaßen die beiden Weiſen, der weiſe Selim und der weiſe Solim, einſam beiſammen und genoſſen ihre Weisheit, und ſie ließen als Dritten nur den weiſen Salim noch zu, wenn dieſer in der Stadt war. Aber der war oftmals auf Reiſen.

* * *

Alſo ſprach eines Abends der weiſe Selim zu dem weiſen Solim: „Wie weiſe iſt es doch von dem Propheten geweſen, daß er dem Volke verboten hat, Wein zu trinken! Der Weiſe, der den Grund der Dinge ſieht, weiß auch, daß der Wein ihn geſchickter macht zum Eindringen in die tiefen Räthſel der Weltweisheit, und darum trinkt er. Wenn aber alles Volk beginnen wollte, Wein zu trinken, ſo würden ſie alle weiſe werden, und es wäre für den Weiſen keine Möglichkeit, weiſe zu ſein. Denn der Weiſe exiſtirt nur dadurch, daß es Thoren giebt, und der Thor exiſtirt nur dadurch, daß es Weiſe giebt. Wären Alle weiſe, ſo wäre kein Unterſchied."

„So iſt es," ſprach darauf der weiſe Solim, „und ſo iſt es auch bei den Weibern. Dadurch, daß es häßliche giebt, kann man unterſcheiden, welche hübſch ſind. Wären alle gleich, ſo könnte kein Weiſer die Hübſchen herausfinden."

So ſprach der weiſe Solim, und der weiſe Selim gab ihm recht.

* * *

„Der Weiſe kann nicht ſündigen," ſprach der weiſe Selim, „denn er thut nur, was ſeine Weisheit ihm als richtig zu thun geſtattet."

„Der Weiſe darf ſündigen," ſprach der weiſe Solim. „Es iſt ihm erlaubt, Alles zu thun, was ſeine Weisheit ihm geſtattet; er darf auch das thun, was dem Thoren ſeiner Thorheit wegen zu thun verboten iſt."

„Dem Thoren iſt es verboten, über die Geſetze nachzudenken," ſprach der weiſe Selim. „Er würde ſie nicht verſtehen und in ſeinem Unverſtande ſich irgend etwas ausdenken, um ſie nicht zu befolgen. Der Weiſe aber, der über die Geſetze nachdenkt und eins thöricht findet, das er dann nicht mehr befolgt, der findet auch: es iſt beſſer, daß das Volk der Thoren die Geſetze befolge und ein thörichtes darunter, als daß es ein gutes Geſetz nicht befolge, weil es für thöricht gehalten wird."

„Je folgſamer die Thoren ſind, um ſo mehr kann der Weiſe in Ruhe darüber nachdenken, was er thue und was er laſſe," fügte der weiſe Solim hinzu.

* * *

„Der Wein erleuchtet des Weiſen Herz," ſprach der weiſe Solim, als ſie ſpät in der Nacht die Schenke zur goldenen Giraffe verließen.

„Der Weiſe achtet des Geldes nicht, und es iſt gleichgültig, wer von zwei Weiſen die Zeche bezahlt. Alſo zahle Du, weiſer Selim, heute die ganze Zeche!"

„Recht haſt Du, weiſer Solim," erwiderte der weiſe Selim und zahlte die ganze Zeche.

Am nächſten Abend ſagte der weiſe Solim wieder: „Es iſt gleichgültig, wer von zwei Weiſen die Zeche zahlt. Alſo zahle Du, weiſer Selim, heute die ganze Zeche!"

„Recht haſt Du, weiſer Solim," erwiderte der weiſe Selim. „Es iſt gleichgültig, wer von zwei Weiſen die Zeche zahlt. Alſo zahle Du, weiſer Solim, heute die ganze Zeche!"

„Weise Worte entströmen Deinem Munde, o Bruder!“ rief der weise Solim. Darauf ließ er die ganze Zeche anschreiben.

Und sie tranken noch eine Flasche, und Worte der Weisheit entströmten ihren Lippen.

* * *

Eines Abends trafen sich die beiden Weisen auf der Straße.

„Heil Dir, weiser Solim!“ sprach der weise Selim. „Möge Dein Bart Dir bis auf die Kniee reichen! „Gehst Du zur goldenen Giraffe?“

„Heil Dir, weiser Selim!“ sprach der weise Solim. „Mögen Deine Kinder Dir an Weisheit gleichkommen! Ja, ich gehe zur goldenen Giraffe.“

„Wir werden dort den weisen Salim treffen, er ist heut von seiner Reise zurückgekommen und wird uns Vieles zu berichten haben,“ meinte der weise Selim.

„Du irrst.“ entgegnete der weise Solim, „unser Freund, der weise Salim, den Allah schützen möge auf seiner Reise, kommt erst morgen!“

„Wetten wir!“

„Um was?“

„Um die ganze heutige Zeche.“

„Gut!“

„Die Wette ist also die: ich behaupte, daß wir beide den weisen Salim heute Abend in der goldenen Giraffe treffen, und Du hältst dagegen,“ wiederholte der weise Selim.

„Dann hast Du verloren, weiser Selim!“ sprach der weise Solim. „Ich gehe nicht mit zur goldenen Giraffe, also können wir beide den weisen Salim dort nicht treffen.“

„So?“ fragte der weise Selim.

„Jawohl,“ entgegnete der weise Solim, „denn Du kannst ihn dann höchstens allein in der goldenen Giraffe treffen. Du hast also verloren.“

„Ja, wenn Du so meinst,“ sprach der weise Selim, „dann habe ich freilich verloren und muß die ganze Zeche zahlen. Gehen wir also, um diese Zeche zu machen!“

Und sie machten sich auf und gingen zur goldenen Giraffe, wo sie den weisen Salim vergnügt vor seinem Kruge sitzend vorfanden.

„Heil Euch, Ihr weisen Männer des Landes!“ rief der weise Salim den beiden Ankömmlingen entgegen. „Setzet Euch zu mir und trinkt und seid meine Gäste, denn die Heimath wiederzusehen, ist ein Glück, das nicht Jedem zu Theil wird.“

„Heil Dir, weiser Salim!“ rief der weise Solim. „Möge Deiner Weisheit Sonne uns stetig erleuchten und erwärmen! Aber die Zeche zahlt heute der weise Selim, denn er hat eben eine Wette verloren.“

„Heil Dir, weiser Salim!“ rief auch der weise Selim. „Mögen die Löwen der Wüste vor dem Strahl Deiner Augen zerschmelzen wie Butter! Aber mit nichten, weiser Solim, zahle ich die Zeche, denn Du hast verloren!“

„O wie kurz ist der Schlauch der Gedanken selbst bei einem weisen Manne!“ sagte der weise Solim. „Hast Du vergessen, daß Du eben erst selbst einsahest, Du hättest verloren und müßtest die Zeche bezahlen?“

„Haſt Du vergeſſen, weiſer Solim," rief der weiſe Selim, „um was die Wette ging? Ich wettete, daß wir den weiſen Salim hier in der goldenen Giraffe treffen würden, und Du hielteſt dagegen. Nun, wir haben den weiſen Salim hier getroffen, alſo haſt Du verloren!"

„Das ſcheint mir klar!" ſprach der weiſe Salim.

„Du weißt nicht, weiſer Salim," entgegnete der weiſe Solim, „was vorher geſchah. Als wir dieſe Wette abgeſchloſſen hatten, erklärte ich, daß ich nicht mit zur goldenen Giraffe gehe, und daß alſo nicht wir beide, ſondern höchſtens er allein, der weiſe Selim, Dich, den weiſen Salim, hier treffen würde. Alſo hat er verloren!"

„Er iſt aber doch mitgekommen, und hatte auch ſchon vorher erklärt, daß er hierher gehen wollte," bemerkte der weiſe Selim.

„Die vorherige Erklärung hatte mit der Wette nichts zu thun, ich konnte die Abſicht ändern," warf der weiſe Solim ein. „Als wir die Wette abgeſchloſſen hatten, bin ich erſt eine Sekunde lang nicht mitgegangen, und dadurch haſt Du verloren, wie Du ſelbſt zugabſt, und dann bin ich mitgegangen, um mit Dir die Zeche zu machen, um die wir gewettet und die Du verloren hatteſt."

„Das ſcheint mir klar!" ſprach der weiſe Salim.

„O nein," rief der weiſe Selim. „Er, der weiſe Solim, hat es mit der Abſicht, nicht mitzugehen zur goldenen Giraffe, nicht ernſt gemeint; er hat dieſe Liſt nur gebraucht, um die Wette zu gewinnen. Und ich habe die Erklärung, die ich darauf abgab, daß ich verloren habe, auch nicht ernſt gemeint; ich habe dieſe Liſt gebraucht, um ihn doch hierher zu nöthigen. Und nun haben wir Dich, weiſer Salim, zu unſerer großen Freude hier getroffen, ich habe recht behalten, und er hat verloren."

„Das ſcheint mir klar," ſprach der weiſe Salim.

„Iſt es nicht erlaubt, eine Liſt zu gebrauchen, um eine Wette zu gewinnen?" ſprach der weiſe Solim.

„Iſt es nicht erlaubt, eine Liſt zu überliſten, um eine Wette zu gewinnen?" ſprach der weiſe Selim.

„Das ſcheint mir klar," ſagte der weiſe Salim.

„Mir ſcheint," ſprach der weiſe Solim wieder, „daß unſerem Freunde, dem weiſen Salim, Alles klar erſcheint. Möge er alſo der Kadi ſein, der den Streit mit weiſem Rathe ſchlichte!"

„Gut, ſei er der Kadi!" ſtimmte der weiſe Selim ein.

„Wenn Ihr alſo mich fragt," ſprach der weiſe Salim, nachdem er den Fall überdacht und tiefſinnig in ſein Glas geſchaut hatte, „und wenn ihr darin einig ſeid, daß Ihr mein Urtheil als unumſtößlich anerkennen wollt, ſo will ich alſo verkünden: Ihr habt beide recht! Du, weiſer Solim, haſt recht, daß Du zunächſt nicht mitgegangen biſt und Dein Freund eingewilligt hat, die Zeche zu bezahlen. Alſo bezahlt der weiſe Selim die Zeche. Du aber, weiſer Selim, haſt recht, denn Ihr habt mich beide zuſammen hier getroffen. Alſo bezahlt der weiſe Solim die Zeche. Da wir aber an einem Abend nicht zwei Zechen machen können, ſo wollen wir die eine heute, die andere aber morgen machen. Das wird das Beſte ſein. Ihr hattet freilich nur um die heutige Zeche gewettet; da wir aber eben heute eigentlich zwei Zechen machen müſſen, ſo müſſen wir uns wie vor

einer höheren Gewalt beugen und den morgigen Tag zu Hülfe nehmen. Wenn Ihr aber meinen guten Rath haben wollt, so bedenket in Zukunft, daß es dumm ist, wenn zwei Weise einander um ihr Geld bringen wollen, und wäre es auch nur der Betrag einer Zeche. Es ist recht und billig, daß der Thor für den Weisen zahle, und daß der Weise an dem Thoren verdiene. Die Weisen aber müssen zusammenhalten, damit der Ruf ihrer Weisheit nicht geschmälert werde."

„So wärst Du heute selbst Deinem Grundsatze untreu!" versetzte der weise Solim. „Denn Du verurtheilst uns beide zu Leistungen, Dich selbst aber nicht, und der Weise soll doch nicht den Weisen ums Geld bringen wollen."

„Mit Fug und Recht!" entschied der weise Salim. „Denn Ihr habt nicht gehandelt wie Weise, sondern wie Thoren. Wäret Ihr weise gewesen, so hättet Ihr auf meine Aufforderung, meine Gäste zu sein, stille geschwiegen. Ihr hättet das Sichere genommen, statt Euch um das Unsichere zu streiten. Thoren waret Ihr, als Ihr das Gegentheil thatet; Thoren waret Ihr schon, als Ihr mit einander eine Wette machtet. Doch das bleibt unter uns, weiser Selim und weiser Solim!"

Hieb und Stich.

„Dies Blatt gehört der Hausfrau!“ Unter dieſem etwas ſehr geſuchten, an ein Buch der Bettina von Arnim erinnernden Titel erſcheint in Berlin ſeit neun Jahren eine Frauenzeitung, die eine der beſten dieſer Gattung iſt. Dieſe Thatſache berechtigt aber die Redaktion in keiner Weiſe, ihrem Publikum „zum zehnten Jahrgang“ gleich an der Spitze des Blattes eins jener ſpottſchlechten Gelegenheitsgedichte auf die Bruſt zu ſetzen, gegen die in dem vorigen Hefte der „Kritik“ unſer geſchätzter Mitarbeiter Richard Wulckow mit Recht ſich ausgeſprochen hat. Zur Charakteriſtik des in der allerſchönſten kaufmänniſchen Geſchäfts- und Zirkular-Proſa abgefaßten Poems möge folgender Koſthappen dienen:

Ein neuer Jahrgang! Gott zum Gruße, Leſer!
Wir rufen es Euch zu nach altem Brauch!
Und neues Streben eint ſich altem Ziele:
Dies Blatt gehört der Hausfrau ferner auch!
Nicht eng begrenzt, wie einſt in alten Tagen,
Iſt einer Hausfrau Arbeitsfeld von heut;
Nein, was in unſrer Zeit man von ihr fordert,
Und was ſie braucht, das iſt: Vielſeitigkeit!

In dieſem wunderbar reizvollen Ton geht es ſo weiter, durch noch fünf ganze Strophen hindurch. Das Gedicht erinnert lebhaft an den lyriſchen Baumfrevel, deſſen Herr John Schwerin, der Herausgeber eines halben Dutzend Modeblätter, periodiſch in „Mode und Haus“ ſich ſchuldig zu machen pflegt. Wenn die Leſerinnen von „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ noch öfter in ſo rückſichtsloſer Weiſe poetiſch angeulkt werden, liegt die Gefahr nahe, daß ſie dem Herausgeber herzlich wenig Dank wiſſen werden für die tröſtliche Verſicherung, daß „dies Blatt gehört der Hausfrau ferner auch!“

* * *

In der neueſten Nummer der „Zukunft“ läßt Herr Maximilian Harden ſich ziemlich geringſchätzig über Fritz Friedmann vernehmen. Er verſchweigt ganz und gar, daß zwiſchen ihm und dem verdufteten „Rechts“-Anwalt eigentlich ganz angenehme Beziehungen beſtanden haben, daß Herr Friedmann beiſpielsweiſe ſein juriſtiſcher Beiſtand war — alſo doch wohl ſeines vollen Vertrauens und ſeiner ganzen Werthſchätzung ſich zu erfreuen hatte, und zwar zu einer Zeit, da man über des Mannes ſittlichen Unwerth nicht mehr gut im Zweifel ſein konnte. Denn daß Herr Harden Fritz Friedmann nur deßhalb zum Anwalt ſollte genommen haben, weil dieſen,

wie er selbst feststellt, die faulsten Jungen von der Börse so offensichtlich bevorzugten, läßt sich bei der bekannten katonischen Sittenstrenge des Herausgebers der „Zukunft" nicht gut annehmen.

* * *

Ueber den Industrie-Baron von Stumm und seine angeblichen Beziehungen zum Kaiser werden der „Frankf. Ztg." allerhand hochinteressante Mittheilungen gemacht. Danach soll der königstreue Mann, der in seiner freien Zeit sich gerne auf's Scharfmachen des Monarchen verlegen möchte, das Zustandekommen einer ihm unbequemen, weil an seiner Besitzung Schloß Halberg vorüberführenden, Straßendampfbahn-Verbindung zwischen St. Johann a. Saar und Brebach dadurch hintertrieben haben, daß er drohte. wenn die Regierung ihre Genehmigung zu diesem Projekte ertheile, werde er bei dem Kaiser vorstellig werden. Die Kaiserin werde demnächst das Protektorat seines Krankenhauses übernehmen, das sei eine günstige Gelegenheit, die Sache zur Sprache zu bringen. — Sollte Herr von Stumm wirklich zu so bedenklichen Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen, um seinen egoistischen Willen durchzusetzen? Dann wäre ja wirklich der Kaiser sehr zu bedauern, der in ihm offenbar einen seiner treuesten Paladine erblickt.

* * *

Als die ersten Nachrichten über Hammersteins Verhaftung nach Berlin kamen, hieß es in den Zeitungsmeldungen, der deutsche Gesandte in Athen habe, da wegen des Fehlens eines Auslieferungsvertrages zwischen Griechenland und Deutschland die Auslieferung Hammersteins nicht gefordert werden konnte, der griechischen Regierung erklärt, der angebliche Dr. Herbert sei Anarchist und trachte ihm, dem Gesandten, nach dem Leben. Die „liberale" Presse, die stets geneigt ist, freudig jede Rechtsbeugung zu billigen, die ihr selbst zum Vortheil gereicht, fand damals kein Wort des Bedauerns, geschweige denn des Tadels für das angebliche unehrenhafte Verhalten des Gesandten. Erst nachträglich heißt es nun, daß die Dinge sich ganz anders abgespielt hätten. Die griechische Regierung habe Hammerstein „aus eigenem Antrieb" ausgewiesen, weil er sich in Deutschland vielfacher Vergehen gegen das Eigenthum schuldig gemacht habe. Das muß Jeden baß befremden, der da weiß, daß die Regierung in Athen unter Umständen — wenn es sich z. B. um die Nichtbezahlung von Staatsschulden und um einen direkten Betrug an den Staatsgläubigern handelt — es mit der „Heiligkeit des Eigenthums" garnicht so genau nimmt. Sie hätte vielleicht gut daran gethan, den als staatsgefährlich ausgewiesenen Edlen von Hammerstein im Lande zu belassen — er wäre ein vorzüglicher griechischer Finanzminister geworden.

* * *

Landgerichtsdirektor Brausewetter ist geisteskrank geworden und mußte in ein Asyl gebracht werden. — Es liegt die Frage sehr nahe, ob sich nicht früher schon Spuren eines solchen Leidens bei ihm gezeigt haben, und ob es nicht im Interesse des — Patienten gelegen hätte, ihn bei Zeiten

an geeigneter Stelle in Pflege zu geben. Hoffentlich erholt ſich der Aermſte wieder und läßt ſich dann penſioniren. Es wird ihm das Gnadenbrod von Niemand mißgönnt werden.

* * *

In Köln iſt der Redakteur Hofrichter von der ſozialdemokratiſchen „Rheiniſchen Zeitung", der wegen Beleidigung des Direktors Schellmann in Brauweiler zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt wurde, beim Verlaſſen des Gerichtsgebäudes von der tauſendköpfigen Menge enthuſiaſtiſch begrüßt worden. — Wie wäre es da mit einem Monſtre-Prozeß wegen Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen oder doch zum Mindeſten wegen groben Unfugs, Herr Staatsanwalt von Köln am Rhein? Sie haben jetzt eine prächtige Gelegenheit, zu zeigen, daß es auch im Bereich des luſtigen Prinzen Karneval ernſt ſtrebende und ſchneidige Juriſten giebt.

* * *

Stöcker wird von der „Nordd. Allg. Ztg." mit Gracchus Babeuf, dem großen Egalitaire verglichen. Das hat Babeuf wahrlich nicht verdient mögen ſeine Theorien im Einzelnen auch noch ſo anfechtbar geweſen ſein.

* * *

Die Frage, ob auch ein Zuchthäusler den Kaiſer noch beleidigen kann, iſt von einem ſächſiſchen Gerichtshof bejaht worden. Ein vielfach beſtrafter ehemaliger Zigarrenmacher hatte im Zuchthaus zu Waldheim Aeußerungen gethan, durch die er ſich einer Majeſtätsbeleidigung ſchuldig gemacht haben ſollte. Von irgend einem patriotiſch geſinnten Zuchthäusler wird er dann wohl denunzirt worden ſein, was zur Folge hatte, daß ein Steckbrief hinter ihm erlaſſen wurde. Die Strafkammer zu Chemnitz verurtheilte ihn zu neun Monaten Gefängniß. — Ob wohl dem Kaiſer alle Einzelheiten eines ſolchen Falles bekannt werden?

* * *

Das werthvolle Mobiliar des durchgegangenen Rechtsanwaltes Fritz Friedmann hat bei der Auktion durch den Gerichtsvollzieher nur geringe Preiſe erzielt. Die Hauptverehrer des „Dahingegangenen", die ſich gewiß gerne ein Andenken an ihn geſichert hätten, ſeine ehemaligen Klienten, die Ritter von Wechſelportefeuille, Kurszettel, Roulette und Brechſtange waren leider durch dringende Verpflichtungen, die ſie zur Zeit in unterſchiedlichen Gefängniſſen und Zuchthäuſern dem Staate gegenüber erfüllen, am Mitbieten verhindert.

* * *

Das „Kleine Journal", deſſen hochgeſchätzter Mitarbeiter Fritz Friedmann bis in die jüngſte Zeit hinein geweſen iſt, hatte beim Jahreswechſel das Bedürfniß, dem Publikum zu zeigen, daß dann und wann auch noch

ein anständiger Mann und bedeutender Schriftsteller sich dazu herbeiläßt, ihm einen Artikel zu liefern. Es veröffentlichte in einer Extraausgabe einen Beitrag von Ernst von Wildenbruch und ließ durch seinen Hausdichter, dessen Pegasus aber den Spat zu haben scheint, in schwungvollen Dithyramben auf dieses in der That recht bemerkenswerthe Ereigniß ganz besonders hinweisen. Ernst von Wildenbruch hat sicher keine Ahnung davon, daß er, wenn er bei dem Blatte des Dr. Leipziger zu Gaste ist, an derselben Tafel mit Meister Cronheim sitzt, der unter für ihn außerordentlich „eyrenvollen" Umständen aus dem „Vorwärts" entfernt und in Folge dessen so stolz wurde, daß er schleunigst seinen Austritt aus dem Verein „Berliner Presse erklärte . . .

* * *

Wie verlautet, ist die Herstellung der beiden ersten für die Siegesallee bestimmten Standbilder den Bildhauern Walther Schott und Unger übertragen worden. Nun wirds also endlich Ernst werden mit der „Puppenallee", über die der schnodderige Berliner Witz sich schon so häufig lustig gemacht hat.

* * *

Eine gar rührsame Geschichte, welche beweist, wie gutherzig die kaiserlichen Prinzen sind, macht gegenwärtig die Runde durch die Presse. Vor den Weihnachtsfeiertagen schrieb, ohne Wissen seiner Eltern, der neun Jahre alte Sohn eines Glatzer Droschenkutschers einen Brief an die kaiserlichen Prinzen und bat um ein kleines Weihnachtsgeschenk. Kurz vor dem Feste kam zum Erstaunen der Frau des Droschkenkutschers der Packetpostbote und brachte eine große Kiste mit dem Stempel Berlin. Als die Frau nach vielem Zögern die Kiste, die, wie sie glaubte, an eine falsche Adresse gesandt sei, annahm und öffnete, fand sie obenauf liegend einen mit goldenem Adler geschmückten Brief vom Gouverneur der kaiserlichen Prinzen und Spielsachen, darunter ein vollständiges Seeschiff, Reisen, Ball, Kugelspielzeug, Bilderbuch, eine Spielpistole ꝛc. Nach langem Zögern und voller Angst gestand dann der Junge ein, den Brief geschrieben zu haben. Der Kutscher will die Sachen als Andenken seinen Kindern aufheben. — Dieser Entschluß gereicht dem wackern Manne bei allen Patrioten gewiß zu hoher Ehre. — Schade nur, daß dadurch der findige kleine Bengel um seine Spielsachen kommt und die Absicht der kaiserlichen Prinzen nicht in Erfüllung geht.

* * *

Allerhand herzerhebende Dinge weiß die bürgerliche Presse wieder einmal über das gute Einvernehmen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern zu berichten. Im Café Bauer, wo in früheren Jahren der Chef die Herablassung so weit trieb, daß er seine Bediensteten um viele Tausende anpumpte, die sie nie wieder sehen werden, soll in der Neujahrsnacht eine Art von Familienfeier stattgefunden haben, welche einem der Chefs Gelegenheit bot, allerhand Auferbauliches zum Besten zu geben über das schaffensfrohe, freundschaftliche Zusammenwirken aller Faktoren, das angeblich im Café Bauer „eine alte und schöne Tradition" ist. — Auch von einer Bankfirma wurde

gemeldet, daß sie aus Anlaß eines Geschäftsjubiläums ihren Angestellten Geschenke in Höhe eines Jahresgehaltes gemacht habe. Nur die Kassenboten bekamen durch die Bank weniger — ihre erprobte Ehrlichkeit scheint ihnen als erschwerender Umstand angerechnet worden zu sein.

* * *

In Wien wurde vor einigen Wochen ein verdächtiger Mensch angehalten, der in die Hofburg einzudringen versuchte. Bei der sofort vorgenommenen Leibesvisitation fand man bei ihm eine — Kegelkugel, mit der er als blutrünstiger Attentäter offenbar den König hatte schieben wollen.

* * *

Das Kommando des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regimentes bringt zur öffentlichen Kenntniß, daß es mit Vorliebe die Söhne ehemaliger Angehörigen des Regiments als Zweijährig-Freiwillige in seine Reihen aufnehme, daß es aber auch andere junge Leute nicht verschmähe, die Lust und Liebe zum Soldatenstande haben und den Vorsatz hegen, etwas Tüchtiges im Soldatenrock zu leisten. — Das wohllöbliche Kommando scheint an die Vererbung der militärischen Tugenden zu glauben. Wie nun aber, wenn die ehemaligen Angehörigen des Regiments in späteren Jahren zur rothen Rotte gestoßen sind und ihren Söhnen ganz andere Eigenschaften vererbt haben, die sie für die besonderen Zwecke des von Herrn Bronsart von Schellendorff so schellenlaut verkündeten Bürgerkrieges, z. B. für das Schießen auf Vater und Mutter, ganz untauglich machen?

* * *

In Bulgarien ist die Lage wieder einmal eine sehr verwickelte. Fürst Ferdinand, der gekrönte Hasenfuß, der dem Knaben Boris, obwohl er thatsächlich von ihm herstammen soll, dennoch am Tage seiner Geburt den Orden der Tapferkeit verlieh, soll im Begriffe stehen, „ins Ausland zu reisen", geradeso als ob er ein flüchtiger Bankkassirer wäre. Diesmal soll er den Duc d'Aumale besuchen wollen. Der wird dann wohl endlich die Bilanz aus dem verfehlten bulgarischen Unternehmen ziehen und dabei feststellen, daß es den Orleans ungezählte Millionen gekostet hat, die nie wieder einzubringen sind. Schwamm drüber!

* * *

In München haben in der Sylvernacht einige Unteroffiziere unter der schneidigen Führung eines gewissen Zech, nicht übel Lust gezeigt, das Publikum des Pschorrbräus durch ein Piquet Soldaten, die sie von der Hauptwache herbeigeholt hatten, mit dem Kleinkalibrigen attakiren zu lassen. Daß die Soldaten trotzdem nicht geschossen haben, erklärt sich nur aus dem Umstande, daß ihnen von hinten Leute in die Arme fielen und sie am Schießen verhinderten. Es steht fest, daß die Soldaten auf das Kommando die Gewehre bereits erhoben hatten. — Die Neujahrszeche sollte dem tapferen Zech theuer zu stehen kommen.

* * *

Die „Germania" ist sehr ungehalten über einen Siglschen „Witz" der im „Bayerischen Vaterland" steht. Meister Sigl erinnert an einem Ausspruch Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1848, „eine Rotte von Bösewichtern" sei Schuld an der Revolution, und bemerkt dazu: „Das war am 18. März 1848. Nicht gar lange später passirte dem König etwas Menschliches: Seine Majestät geruhten — geisteskrank zu werden. Manche behaupten, er sei dies schon am 18. März gewesen, sicher aber ist, daß es erst später offiziell anerkannt wurde." — Die „Germania" erblickt in dieser allerdings mehr derben als höfisch geleckten Aeußerung des bayerischen Freischärlers eine Rohheit, deren sie selbst gänzlich unfähig wäre.

* * *

Im „Vorwärts" erstreckt sich die sozialdemokratische Unzufriedenheit mit den Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft nun auch schon auf das neue Spezialitätenprogramm des Apollo-Theaters. Ein Mitarbeiter des sozialdemokratischen Hauptblattes, zu dessen beruflichen Obliegenheiten es zu gehören scheint, das soziale Elend im Spezialitätentheater zu studiren, tadelt die Dürftigkeit des gegenwärtigen Programms der Apollo-Bühne. Insbesondere die „deutsche Kostüm-Soubrette" Frl. Daré hat in hohem Grade das Mißfallen des Genossen aus der Beuthstraße erregt. Mit hämischer Schadenfreude bemerkt er, die Dame sei in ihren Kouplets langweilig gewesen, auch sei es ihr verdacht worden, daß sie nur zwei Kleider anzuziehen hätte. — Nun, vielleicht ist es eine anständige Dame, die von ihrer Gage lebt und sich nicht dazu entschließen kann, einen Rath zu befolgen, den Herr Rosenthal, Singers Geschäftstheilhaber, seiner Zeit den für die Firma arbeitenden Mäntelnäherinnen gab, wenn sie sich über zu niedrige Arbeitslöhne beschwerten. Erfreulich ist es bei alledem, daß wenigstens das spanische Tanz-Trio Beau-Malage und das schwedische Damen-Quartett dem Kunstenthusiasten vom „Vorwärts" gefallen haben. — Was wohl die Arbeiter, die mit ihren Sparpfennigen den „Vorwärts" erhalten, dazu sagen mögen, wenn ihnen in ihrem Leibblatte solche ächt „bourgeoise" Gemeinheiten geboten werden?

* * *

Die von Dr. A. Bettelheim herausgegebenen und von A. Rotmann & Co. in Berlin verlegten „Biographischen Blättern" veröffentlichen ein Preisausschreiben, durch das ein Preis von 500 Mark ausgesetzt wird, für ein 15—20 Druckbogen der Sammlung „Geisteshelden (Führende Geister)" umfassendes Manuskript, das in Form von autobiographischen Aufzeichnungen, Denkwürdigkeiten oder Erinnerungen deutsche Zustände der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts behandelt. „Unter übrigens gleichen Umständen erhält ein derartiges, der Regierungszeit von Kaiser Wilhelm I. gewidmetes oder entstammendes Werk den Vorzug." — Das in Aussicht gestellte verlockende Honorar von 25—30 Mark pro Druckbogen für solch' eine „preisgekrönte" Arbeit ist in der That — bettelheimhaft.

Mephisto.

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin.

Neu! Vielfach patentirt! Wiederverkäufern 27 % Rabatt.

Glatteis-Drahtsohle

schafft sicheren und leichten Gang auf Eis, Glatteis, Schneebahn und Bergen; kann schon im Zimmer angelegt werden. Käuflich in allen Eisen- u. Kurzw. Handlungen und auf eingesandte Zeichnung des Stiefelbodens franko geg. franko für **1,10 Mk.** von

E. Hahn Gr.-Giesen bei Hildesheim. (Nähere Auskunft franko.)

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Neue litterarische Blätter.

Begründet von **Franziskus Hähnel.** Herausgegeben von **Willy Rath.**

Redaktion: Berlin NW. 6. **Telephon** III, 1621.

Litterarische Monatsschrift für jeden Gebildeten.

ORGAN

verschiedener litterarischer Gesellschaften, unter anderen
der **„Allgemeinen litterarischen Gesellschaft“,**
der **„Litterarischen Gesellschaft Psychodrama“,**
der **„Berliner „Neuen litterarischen Gesellschaft“.**

Bezugspreis: durch den Buchhandel und die Post bezogen **jährlich nur 4 Mark** für 12 Monatshefte gross 8° in **vornehmster Ausstattung.**

Einzelnummer 50 Pf.

Anzeigen, die in allen **litteraturfreundlichen Kreisen** nachweislich die **weiteste Verbreitung** finden, werden mit **30 Pf.** die gespaltene Petitzeile berechnet, die ganze Seite mit **36 Mk.,** die halbe Seite mit **20 Mk.;** bei Wiederholungen **10 – 33⅓** Prozent **Rabatt.**

Bücherzettel

3 Bienung

An die Buchhandlung

Sensationell! Sensationell!

Isabella-Accord-Zither

von Jedermann ohne Musikkenntniß sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rococo-Arbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, 2 Zitherringen, Notenhalter und **3 Notenheften** je ca 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur M. 15,20** incl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18–20 M.

Richard Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Celler Zwieback,

nur echt mit Schutzmarke „Viktoria", wohlschmeckendstes Kaffeegebäck, bestes ärztl. empf. **Nährmittel für Kinder u. Kranke.** Monate lang haltbar. 10 mal prämiirt. **Elegante, lackirte Blechkasten mit 200 Stück 3,60 M. franko gegen Nachnahme überallhin.** Ausführliche Prospekte und Muster gratis.

Viktoria-Zwieback-Fabrik
Harry Trüller, Celle i. H.

Erstes Westfälisches Wurst- und Fleischwaaren-Versand-Geschäft

Paul Eichhorn, Gütersloh in Westfalen.

Ia. Cervelatwurst	à Pfd.	1,20 M.
Ia. Blockwurst	„ „	1,05 „
Mettwurst zum Kochen	„ „	0,80 „
Ia. Schinken	„ „	0,95 „
Rollschinken, ohne Knochen	„ „	1,15 „
Lachsschinken	„ „	1,30 „

Geldschränke neuester Konstruktion, bill. Preise, günstige Zahlungsbedingungen. **E. Palm,** Fabr. Prenzlauer Allee 36.

Soeben erschienen und durch das Musikalien-Versandgeschäft Albert Auer in Stuttgart, Schloßstraße 94 zu beziehen:

Optimus-Selbstbinder in 8 verschiedenen Formaten passend für Briefe ꝛc. 1,80 Mk., Fachzeitungen ꝛc. 1,90 Mk., Flieg. Blätter ꝛc 2,10 Mk., Gartenlaube ꝛc 2,30 Mk., Mode u. Haus ꝛc. 2,40 Mk., Noten sehr praktisch 2,50 Mk., Modenwelt 2,70 Mk., Bazar ꝛc 2,90 Mk., Illustrirte Zeitung ꝛc. 3,10 Mk. Jedem Optimus werden ein Falzmesser und 28 Patentnadeln mitgegeben. Dieser Selbstbinder ist allen Interessenten bestens zu empfehlen.

Apfelwein

unübertroffener Güte, goldklar, haltbar,

11 mal preisgekrönt

versendet in Gebinden von 35 Liter aufwärts à 30 Pf per Liter exklusive Gebinde ab hier gegen Kassa oder Nachnahme.

Export-Apfelwein-Fabrik

Ferd. Poetko, Guben 32.

Inh. d. Kgl. Pr.-Staatsmed. „Für besten Apfelwein."

Pralinés.

Eine reizende Beschäftigung ist es, sich alle Arten **Pralinés** selbst herstellen zu können. Alle Kinder können helfen. Hei, der Jubel, wenn die ersten fertig dastehen:

Wer das Buch **Eli Domo, Praliné-Anfertigung,** sich kauft, — eine Mark, Verlag **Otto Nahmmacher, Neubrandenburg** — kann sogleich danach arbeiten.

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

Freunde dieses Blattes; die zu abonniren wünschen, werden gebeten, den untenstehenden Bücherzettel abzuschneiden und an eine Buchhandlung einzusenden, falls eine solche nicht erreichbar, direkt an den Kritik-Verlag, Berlin N W., Luisenstraße 36.

67

Der Unterzeichnete abonnirt hiermit auf

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

(Postzeitungsliste Nr. 3945)

für das laufende Vierteljahr zum Preis von 5 Mark. Betrag wird eingesandt — ist quartalsweise nachzunehmen.

wünscht Zusendung der bisher erschienenen Bände I, II, III, IV, V.
Preis 5 Mark, gebunden 7 Mark.

„ „ „ Einbanddecke zu Band I, II, III, IV, V. Preis à Mk. 1.50.

„ „ von Heft einzeln.

(Nichtgewünschtes gefl. zu durchstreichen.)

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

III. Jahrgang | Nr. 68 | 18. Januar 1896

Reichsbilanz.
Die rumänische Frage in Ungarn. Von Dr. H. Hink.
Fuchsmühl in München. Von E. Engels.
Naturalismus und Varietäten-Theater. Von Hans Ferdinand Gerhard.
Florian Geyer. Von Dr. Richard Wrede.
Der Börsengesetzentwurf. Von Spectator.
Im Halbschlummertraum. Von Ferd. Chr. von Thiede.
Hieb und Stich. Von Mephisto.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag

Berlin NW. 6, Luisenstraße Nr. 36

Fernsprecher: III, 1621.

Preis für den Raum eines Feldes (4 Zeilen) nur 1 Mark netto.

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Berlin, den 18. Januar 1896.

Collection Hartleben. Eine Auswahl der hervorragendsten Romane aller Nationen. 4. Jahrgang. 17. Bd. **Wir und unsere Nachbarn.** Chronik einer entlegenen Straße. Von H. Beecher-Stowe. 2 Bd. geb. 75 Pf. — **P. K. Rosegger's** Schriften, Volks-Ausg. 42 Lfg. à 35 Pf. **Der Gottsucher**, Roman. — **A. v. Schweiger-Lerchenfeld.** Die Donau als Völkerweg, Schifffahrtsstraße und Reiseroute. Mit Abbild. und Karte. 25. Lfg. à 50 Pf. Verlag von A. Hartleben in Wien.

G. Jäger, Wetter- und Mondkalender für 1896. 2. Jahrgang. Preis 30 Pf. Verlag von W. Kohlhammer in Stuttgart.

J. Gertler, Humoristische Vorträge. Der Klatschrosen und Bechnelken verbess. u. vermehrte Auflage. Preis Mk. 1.60. Verlag v. J. Fritsche in Reichenberg.

O. v. Giese, Cultur und Colonisation der deutschen Oedländereien im militärischen und bürgerlichen Interesse. Preis 50 Pf. Verlag v. Otto Müller in Aachen.

Gabriele Reuter, Aus guter Familie. Lebensgeschichte eines Mädchens. In zwei Teilen br. 4 Mk. — **Juliane Derp, Es fiel ein Reif.** Drama in einem Akt. Brosch. 50 Pf. S. Fischee, Verlag, Berlin.

Zu beziehen durch **Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin W. 30:**

Schneidt, Kellnerinnen-Elend. 1 Mk.
Schniz, Woher kommen die kleinen Kinder? 80 Pf.
Grobe Keile auf grobe Klötze. (Von Konrad Alberti.) 1,— Mk.
Buhr, Der Sozialismus in der Armee. 50 Pf.
Dan. Sanders, Sein Leben und s. Werke. Nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage. Herausgeb. v. Fr. Dusel. 2. Aufl. Mit Photogr. 1,60 Mk. — **Huth, Buch berühmter Landwirthe.** 2,25 Mk. — **Pohl, Vasloe, Dr, D. Verhältniß d. Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon** 1,— Mk. — **Haberland, Metamorphosen der Pflanzen.** 50 Pf. — **Wie unterscheidet sich die Methode der Mathematik von der der Philosophie?** 80 Pf.

Neue Musikalien für Klavier. Verlag von Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen.

G. Stapel,
op. 63, Friederike-Walzer. 60 Pf. Op. 68, Adolf-Friedrich-Marsch. 80 Pf. Op. 69, Elisabeth-Walzer. 1,20 Mk. Op. 70, Mein schön Berlin, Gesangwalzer. 50 Pf.

H. Berger,
op. 10, Polka-Mazurka. 60 Pf. Op. 11, Gavotte. 60 Pf.

Henry Gréville, Franziska. Autorisirte Uebersetzung von „Le Moulin Frappier" von B. Blanchard. Preis geb. 2,50 Mk. Verlag von Herm. Starke (E. Piasnick) in Großenhain.

A. Philippi, Der Student und die sociale Frage. Preis 50 Pf. — **Kosmopolitische Spaziergänge des Corpsburschen K. v. Terzenheim.** Preis 2 Mk. Akademischer Verlag in München.

R. Falb's Neue Welter-Prognosen und Kalender der kritischen Tage f. 1896. Januar—Juni. Preis 1 Mk. Hugo Steinitz Verlag in Berlin.

Max Blum, Wat de Wind verteilt. Läuschen in Meckelborgsch Platt. Mk. 2.50, geb. 3.25. — **De Prügelreis'.** 2. veränderte Aufl., brosch. Mk 2.50, geb. 3.25. Verlag von Otto Lenz in Leipzig.

Alban Förster,

op. 90 Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied m. Pfiedegl. f. mittl. Stimme 80 Pf. op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pfiedegl. à 1 Mk. Verl. v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Die Verjudung der Aerzte und das dadurch veranlaßte Eindringen des Cynismus in die Medizin von Dr. Düsing. Ein Beitrag zur Frauenärztinnen-Frage. 1 Mk. Verlag der Buchdruckerei Johs. Basch in Münster i. W.

R. Eckart. Deutsche Burgen u. Schlösser im Schmuck der Dichtung. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben. Preis 3 Mk., geb. 4 Mk. Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

H. von Seelen, Die deutsche Oper als Aschenbrodell. Offener Brief an den Grafen v. Hochberg. Preis 40 Pf. Verlag von Karl Kohler in Charlottenburg.

Die Geistessalter des Militarismus. Studenten-Novelle von Hermann Witte. Preis 2,40 Mk. — Johanna Elberskirchen, **Die Prostitution des Mannes.** Auch eine Bergpredigt. — auch eine Frauenlektüre. Preis 60 Pf. Verlags-Magazin (J. Schabelitz) Zürich.

Lustige Capperjanten (Pellkartoffeln) von R. Volm. Geb. 3 Mk. Festgeschenk, ähnlich Reuters Läuschen und Riemels, Verlag Wilhelm Möller, Berlin S., Prinzenstr. 95.

Das Komische. Eine Untersuchung von Dr. Karl Ueberhorst, ord. Professor der Philosophie an der Universität Innsbruck, Bd. I: Das Wirklich-Komische, ein Beitrag zur Psychologie u. Aesthetik und eine Darstellung des Ideals des Menschen. Brosch. 12 Mk., geb. Mk. 14,50. Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Bei der Garde. Erlebnisse und Eindrücke aus den Kriegsjahren 1870/71 von D. Bernh. Rogge, Hofprediger in Potsdam. Mit 4 Karten. brosch. 2,50 Mk., geb. 4.— Mk. — **Eine Osterreise nach Jerusalem** über Aegypten und Griechenland, von D. Bernh. Rogge. Geh. 2,50 Mk., geb. 4,— Mk. Verlag von Carl Meyer (G. Prior) in Hannover.

Kuno Fischer, Kritische Streifzüge wider die Unkritik. Kleine Schriften, 4. Erste Reihe. Ueber die menschliche Freiheit. Ueber den Witz. Shakespeare und die Bacon-Mythen. Kritische Streifzüge wider die Unkritik. Mk. 3,20. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 18. Januar 1896

III. Jahrgang | Nr. 68 | Jahrgang III

Reichsbilanz.

Patriotische Redensarten stehen gegenwärtig gar niedrig im Preise. Für fünf Pfennige nur kann man ihrer eine schwere Menge kaufen. Und es ist für jeden Bedarf sogleich Deckung zur Stelle, das Angebot übersteigt um ein Bedeutendes die Nachfrage.

Die Tagesblätter, die für wenige Heller in den Trinkhallen und an den verkehrsreichen Straßenecken zu haben sind, machen schon seit Monaten in diesem Artikel, der sich seither einer gewissen Saisonbeliebtheit erfreut. Der reichsdeutsche Patriotismus, der in wohlgerundeten Phrasen und tönenden Worten sich äußert, ist wieder Mode geworden, weil just fünfundzwanzig Jahre ins Land gegangen sind, seit der Krieg gegen Frankreich Alldeutschland unter eine gemeinsame Fahne rief. Diejenigen, welche damals mitgekämpft und opfermuthig ihre Haut zu Markte getragen haben, sind zwar sehr kleinlaut und größtentheils auch sehr bescheiden geworden, der junge Nachwuchs aber, der niemals Pulver gerochen hat und die Leiden und Ungeheuerlichkeiten des Krieges kaum dem Namen nach kennt, nämlich aus verlogenen Zeitungsberichten nur, die in unverantwortlicher Schönfärberei einem exaltirten Chauvinismus die Wege bereiten — dieser junge

Nachwuchs, der leicht fertig ist mit dem Worte, gebärdet sich rein wie toll. Man sollte glauben, daß jeder Einzelne dieser Schreier und Festredner und Festtrinker, der beim patriotischen Zweckessen gar wacker seinen Mann steht — selbst jeden Augenblick bereit sei, Gut und Blut für das Vaterland zu opfern, wie die Helden von 1870 es gethan, die Deutschlands Einheit errangen und den Grundstein legten zum Reichsbau, dessen fünfunzwanzigjähriges Jubiläum heute festlich begangen wird. Aber diese Annahme ist eine durchaus irrige, der Patriotismus dieser Leute sitzt kaum hauttief; er würde eine ernste Probe wohl kaum bestehen.

Bei solchen feierlichen Anlässen spielt eben naturgemäß die leere patriotische Phrase eine große Rolle. Sie gehört zu dem üblichen Drum und Dran festlicher Tage, und wenn sie nicht vernommen würde, könnte man glauben, es fehle etwas von jener getragenen Feierlichkeit, welche den großen Gedenktagen der Nation zur hervorragendsten Auszeichnung gereicht.

Man kann nicht einmal sagen, daß diejenigen, welche an solchen Tagen alles in rosenfarbener Beleuchtung erblicken und ihrer Begeisterung in hochtrabenden Worten flammenden Ausdruck verleihen, dabei das Bewußtsein haben, daß sie sich mit Vorbedacht sträflicher Schönfärberei schuldig machen, indem sie die Dinge und die Menschen anders darstellen, als sie in Wirklichkeit sind. Sie haben ja kaum ein Bewußtsein von der Fälscherrolle, die sie spielen, ihnen ist die übetriebene patriotische Phrase in diesen Tagen fortwährenden Jubilirens ebenso geläufig geworden, wie alle die anderen konventionellen Redensarten, die als falsche Scheidemünze im gesellschaftlichen Verkehr umlaufen, ohne jemals ernstlich beanstandet zu werden.

Es mag thöricht erscheinen, wenn hier der Versuch gemacht wird, gegen diesen ungesunden patriotischen Ueberschwang anzukämpfen thöricht und gefährlich zugleich. Der deutsche Chauvinismus ist eben so unduldsam wie der französische, und wenn an festlichen Tagen die inhaltsleere Phrase ihre Orgien feiert, dann ist es nicht rathsam, ihr mit dem Sezirmesser der Kritik zu Leibe zu rücken, und den Nachweis zu unternehmen, daß zu übertriebener Festesfreude ein Grund kaum vorliegt.

Indeß es iſt auch nicht Sache ehrlicher und ſelbſtbewußter Publiziſtik, ſich zu liebedieneriſchem Thun herzugeben. Die Preſſe ſoll das Gewiſſen der Nation ſein. In guten und ſchlechten Tagen ſoll ſie getreulich ihr zur Seite ſtehen, ſoll im Unglück ihr Muth einſprechen und im Glück vor Ueberhebung ernſtlich warnen. Wer die Aufgabe der Preſſe anders auffaßt, wer um leichter Augenblickserfolge willen keine Scheu trägt, die Thatſachen zu fälſchen und gleißende Lügen als lautere Wahrheit in Kurs zu ſetzen, der treibt Mißbrauch mit dem Talent, das ihm verliehen, der entwürdigt die Preſſe und entehrt ſich ſelbſt.

Gerade an Tagen, wie dem heutigen, iſt es Pflicht der anſtändigen Preſſe, offen und ehrlich vor das Volk hinzutreten und ihm das zu ſagen, was ſie für wahr hält. Es ſoll an ſolchen Tagen das Fazit aus den gewordenen Zuſtänden gezogen, es ſoll ideell und materiell die Bilanz aufgeſtellt, und Gewinn- und Verluſt ſollen gewiſſenhaft gegen einander abgewogen werden. Damit vertragen ſich allerdings nicht die Schaumſchlägereien der ſchönen Rede, und windige Wortmacher eignen ſich nicht zu ſolcher ſchweren, verantwortungsvollen Arbeit. Beſonders für egoiſtiſche Streber iſt das keine lohnende Aufgabe. Wer ſich ihr unterzieht, der darf auf Anerkennung nicht rechnen, er muß ſich im Gegentheil auf üble Nachrede und Verfolgung gefaßt machen. Wer unſeren ſtets enthuſiasmirten Phraſenpolitikern gegenüber zu treten und die Wahrheit ungeſchminkt zu ſagen wagt, der muß von vornherein damit rechnen, daß aller und jeder Patriotismus ihm abgeſprochen und er jener erbärmlichen Rotte zugeſchrieben wird, die gründlichſt zu verachten des deutſchen Reichsſpießbürgers oberſte und vornehmſte Pflicht iſt.

Ich bin mir noch alledem ſehr wohl bewußt, daß meine heutigen Ausführungen als ein ſchriller Mißton hineinklingen werden in die Harmonie des feſtlichen Tages und daß man mir vielleicht Beweggründe unterſchieben wird, von denen mein Herz Nichts weiß. Gleichwohl kann ich mir es nicht verſagen, dem hier Ausdruck zu geben, was ich nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen glaube öffentlich ſagen zu müſſen, damit in dem Gewirr und Getöſe offizieller Feierlichkeiten

und offiziösen Phrasenschwalles die Stimme kühler Ueberlegung und besonnener Betrachtung nicht gänzlich vermißt werde, zumalen es dringend wünschenswerth ist, daß wenigstens die sie vernehmen, die Ohren haben, zu hören und nicht grundsätzlich der Wahrheit sich verschließen.

Wir haben — wie die Dinge heute liegen — herzlich wenig Grund in übertrieben geräuschvoller Weise die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier der Reichsgründung zu begehen. Es sind nämlich von allen Hoffnungen, die das deutsche Volk an die neubegründete Einheit knüpfte, wenige nur in Erfüllung gegangen, und es hat zur Zeit nicht den Anschein, als ob der übrig bleibende Rest so bald schon sollte verwirklicht werden. Die äußeren Formen, in denen die Reichsgründung sich vollzog, mögen dazu nicht wenig beigetragen haben. Wäre Deutschlands Einigung nicht in rauhen Kriegsstürmen, wäre sie nicht auf blutigen Gefilden errungen worden, sondern mit allen Segnungen friedlicher Entwickelung ins Leben getreten; wären die politischen Geburtswehen nicht durch gewaltsamen Eingriff abgekürzt worden und hätte reife Staatskunst die Dinge naturgemäß sich entwickeln lassen, ohne zu ihrer Beschleunigung der Gewalt sich zu bedienen, so würde die neue Entwickelung naturgemäß unter ganz anderen Vorzeichen sich vollzogen haben. Die brutale Gewalt, die rohe Machtanbetung hätte dann bei der inneren Einrichtung des Reiches nicht jene Rolle spielen können, die ihnen thatsächlich zufiel, und der Geist, in dem die Einigung sich allmählich vollzogen hätte, wäre der Geist der Liebe und Duldung gewesen, nicht der des Zwanges und der Vergewaltigung.

Kriegerische Perioden in der Entwickelung eines Volkes haben, wenn sie siegreich verlaufen, stets eine starke Ueberschätzung äußerlicher Gewalt- und Machtmittel zur Folge. Es greift dann eine gewisse Verrohung Platz in allen Schichten der Bevölkerung und leicht gelangt die Auffassung zur Herrschaft, daß lediglich die Gewalt die Geburtshelferin weltgeschichtlicher Thaten ist und daß durch den bloßen Idealismus in Weltanschauung und Gesinnung sich gar Nichts erreichen lasse. Der Idealismus wird in seiner sozialen und politischen Bedeutung ungebührlich herabgedrückt und ist schließlich gar nicht einmal gerne gesehen. Es bildet sich ein banausisches Kraftmeierthum heraus, das mit

der rohen Gewaltthat in bedenklicher Weise liebäugelt und schließlich auch alle Rechtsfragen als Machtfragen aufgefaßt sehen will.

Besonders am Orte der Regierung hat sich diese Entwickelung bei uns in verhängnißvollster Weise vollzogen. Nachdem in blutigem Ringen der äußere Feind niedergeworfen worden, glaubte man auch aller sich darbietenden inneren Schwierigkeiten auf gewaltthätigem Wege Herr werden zu können. Daß es noch andere Mittel giebt, um Widerstände zu überwinden, daß es eigentlich Pflicht der Regierung ist, auf dem Wege der Ueberzeugung und Ueberredung ihre Ziele zu erreichen, das wollte Niemand mehr Wort haben. Die Thatsache, daß Deutschlands Einheit nur durch Anwendung von Gewalt erreicht worden war, ließ es ganz natürlich erscheinen, daß später, als es sich darum handelte, der äußern Form einen Inhalt zu geben, man ebenfalls vor Anwendung von Zwang und Gewalt nicht zurückschreckte. Die Ereignisse des blutigen Jahres hatten eine Ueberschätzung der nackten Gewalt und eine maßlose Verachtung alles Geistigen zur Folge gehabt, und die fernere Entwickelung stand daher völlig unter dem Einfluß der verhängnißvollen Anschauungen, die sich hieraus ergaben.

Uebrigens faßte man gleich von vornherein den Einheitsbegriff viel zu eng und allzu enghenzig auf. Preußen, der führende Bundesstaat, und seine hervorragenden Staatsmänner haben sich von jeher durch eine knorrige und eckige Beschränktheit hervorgethan, die selbst dem Wirken des genialsten aller Diplomaten und Politiker, des Fürsten Bismarck, ihr Gepräge aufdrückte. Bei all seiner Genialität konnte er doch aus seiner spezifisch preußischen Haut nicht heraus, er fühlte und dachte nicht so sehr deutsch als — großpreußisch.

Preußen ist in strenger Schule groß geworden. Eine starre Disziplin hat es zu dem gemacht, was es in der Geschichte Deutschlands geworden, und diese strenge Zucht wurde auch späterhin als Volkserziehungsmittel von der staatlichen Zentralgewalt angewendet, die mit des Landes Größe und Bedeutung naturgemäß wuchs. Raum zur freien Entfaltung seiner Sonderart, zur Bethätigung eigner Initativkraft wurde dem preußischen Bürgerthum nicht viel gelassen, es mußte

bei Zeiten gehorchen, mußte der Entwickelungsſchablone, welche die Regierung für es bereit hielt, ſich anpaſſen lernen und gelangte auf dieſe Weiſe ſchließlich dahin, daß es, nachdem im ſtürmiſchen Jahre 1848 ſein letzter Widerſtandsverſuch beſiegt worden war, willig ſich unterordnete, daß es von da ab widerſpruchslos ſich gängeln und leiten ließ und ſchließlich den ſchweren Druck kaum noch ſpürte, der auf ſeiner geſammten inneren Entwickelung laſtete.

Ohne die engherzige Verbiſſenheit der preußiſchen Reaktionäre, die es Jahrzehnte hindurch für ihre Pflicht gehalten haben, dem Preußenvolke auch die letzten Reſte von Selbſtſtändigkeit des Denkens und Empfindens auszutreiben, ohne die Halsſtarrigkeit der preußiſchen Regierung, die beſchränkten junkerlichen Anſchauungen ſo großen Einfluß einräumte und dem Geiſte der neuen Zeit auch nicht das geringſte Zugeſtändniß machen wollte, hätte auch Preußen ſich gewiß ganz anders, hätte auch es ſich viel freier entwickelt und wäre dann ſchließlich weit mehr geeignet geweſen, mit gutem Erfolg die Führung zu übernehmen im neuen Reiche, als dies in Wirklichkeit der Fall war.

Mehr als bezeichnend für die unträtable Beſchränktheit des durch die Erfolge von 1870 protzig gewordenen Stockpreußenthums iſt die Thatſache, daß die äußeren Erfolge den preußiſchen Regierungsmänner alsbald den Anlaß boten, nun auch im Innern des Landes neuen Krieg zu entfeſſeln, indem ſie die Parole für den Kulturkampf ausgaben. Nachdem man mit Frankreich fertig geworden war, glaubte man mit denſelben Waffen gegen den inneren Feind zu Felde ziehen zu können, indem man eine lediglich interne und rein dogmatiſche Angelegenheit der katholiſchen Kirche, die Unfehlbarkeitserklärung des Papſtes zum Anlaß nahm für jene außerordentlich verhängnißvolle Bewegung, die mit Unrecht ein „Kulturkampf“ genannt wurde.

Der Kulturkampf, deſſen ganze Bedeutung damals unmöglich ſchon erkannt werden konnte, war gewiſſermaßen die erſte Verkörperungsform des durch den Krieg von 1870 erzeugten übertriebenen Machtgefühls, das lediglich auf eine Verherrlichung der rohen Gewalt und ihrer Thaten hinauslief und für den Geiſt und ſeine Werke nur Geringſchätzung übrig hätte. Durch den Kulturkampf ſollte der Be-

weis dafür erbracht werden, daß es thatsächlich möglich sei, mißliebige Anschauungen und Ueberzeugungen mit den Machtmitteln der Gewalt zu überwinden und auszurotten. Wie kläglich dieser Versuch scheiterte und wie sehr durch ihn das Ansehen der Regierung geschädigt wurde, das Alles ist allzu bekannt, als daß es erforderlich wäre, es in umständlicher Ausmalung dem Leser noch einmal vor Augen zu führen. Doch in Preußen scheint die Bureaukratie wenig geneigt zu sein, aus den geschichtlichen Vorgängen irgend welche Lehren zu ziehen. Die schwere Schädigung, welche der Kulturkampf gezeitigt hatte, hinderte die beschränkten Vertreter der Gewaltpolitik später nicht, im Kampfe gegen den Sozialismus denselben Fehler noch einmal zu machen, und zwar diesmal auf einer breiteren, über das gesammte Reich hin sich erstreckenden Grundlage.

Die Zeit des Sozialistengesetzes war eine Periode tiefster Schmach für Deutschland. Der ganze Umfang des Schadens, den dieses verhängnißvolle Gesetz dem Reiche brachte, läßt sich zur Zeit noch garnicht einmal ermessen. Die durch das Gesetz hervorgerufene Korruption hat sich auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens tief eingefressen — Deutschland krankt noch heute am moralischen Krebse, und es fehlt nicht an Aerzten, die behaupten, daß nur ein operativer Eingriff das Uebel gänzlich beheben könne.

Der spezifisch preußische Geist der Unterdrückung und Vergewaltigung von Meinungen und Ueberzeugungen, der in der Ausnahmegesetzgebung gegen die „gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ seinen prägnanten Ausdruck fand, ist leider Gottes nicht mit dem Sozialistengesetz verschwunden. Er lebt und wirkt fort in unserer Bureaukratie, er hat allmählich auch im übrigen Deutschland, ganz besonders aber in Sachsen, Verbreitung gefunden und ist immer noch bestrebt, den alten Fehler wieder zu begehen und abermals mit gesetzlicher Gewaltthat in die geistige Entwickelung der Nation einzugreifen. Die Umsturzvorlage war nach dieser Richtung hin recht bezeichnend für die Anschauungen, welche, allen gemachten Erfahrungen zum Trotz, noch immer in den maßgebenden Kreisen herrschen. Die Verseuchung der Verwaltung und Rechtsprechung, welche das So-

zialiſtengeſetz zur Folge hatte, die tiefe Verbitterung, die durch den Kulturkampf wie durch das gewaltthätige Vorgehen wider die Sozialdemokratie erzeugt wurde — das Alles ſcheint gewiſſen Leuten noch nicht zu genügen. Sie möchten Deutſchland noch tiefer demüthigen, möchten allem Anſchein nach dem Ausland noch mehr Anlaß geben, trotz der glänzenden Siege von 1870 hochmüthig und geringſchätzig auf uns herabzublicken. Und dennoch nennen ſich dieſe Leute mit Vorliebe — Patrioten. . . .

Die Waffenthaten des großen Jahres haben uns die äußere Einheit gebracht, die innere Einigkeit aber und die bürgerliche Freiheit, die man von ihnen mit Fug hätte ſollen erwarten dürfen, ſie ſind ausgeblieben bis auf den heutigen Tag. Und es unterliegt nicht dem geringſten Zweifel, daß ſie auch fürder ausbleiben werden, ſo lange der Geiſt roher Vergewaltigung, der gegenwärtig der herrſchende iſt in Deutſchland, nicht überwunden und verdrängt wird durch den Geiſt der Liebe, der Nachſicht und der Duldung, die allein für die innere Politik eines Landes maßgebend ſein ſollten.

Ideen laſſen ſich nicht mit dem Knüppel todtſchlagen. Und die Entwickelung der ſozialen Zuſtände iſt ſtets abhängig von den Ideen, die jeweils aus den ökonomiſchen Verhältniſſen emporwachſen und ſich dann in der Politik und Geſetzgebung Geltung zu verſchaffen ſuchen. Unſere Büreaukratie freilich, der die neuen Ideen unbequem ſind, weil ſie durch ſie aus ihrer behäbigen Ruhe aufgeſcheucht und weil der Schlendrian, bei dem ſie ſich ſo unſagbar wohl fühlt, dadurch geſtört wird — die Büreaukratie wird noch auf abſehbare Zeit hin bei den überkommenen Anſchauungen und Gepflogenheiten beharren. Sie hat Nichts gelernt und wird Nichts vergeſſen. Das wird zum Mindeſten ſo lange vorhalten, bis diejenigen Beamten, welche zur Zeit des Kulturkampfes und des Sozialiſtengeſetzes heranwuchſen, aufgebraucht ſind. Der alte pflichttreue Beamtenſchlag iſt im Ausſterben begriffen, und in allen Zweigen der Verwaltung beginnt das neue Geſchlecht ſich breit zu machen. Die Vertreter dieſes neuen Geſchlechts, das nach dem großen Kriege heranwuchs und in der blinden Verehrung der Gewaltpolitik aufgezogen wurde, — dieſe Leute feiern jetzt mit tönenden

Worten und kaum begreiflicher Ueberhebung das fünfundzwanzigjährige Jubelfeſt der Wiederaufrichtung des Reiches. Ihrem unbegründeten Enthuſiasmus thut es nicht den mindeſten Eintrag, daß es im Reich zur Zeit gar ſchlimm ausſieht, daß ſogar die vielgerühmte Einigkeit zwiſchen den deutſchen Stämmen, allen Champagnerreden zum Trotz, doch ſchon wieder bedenklich ins Wanken gerathen iſt.

Nur kurzſichtige Verblendung kann noch der Thatſache ſich verſchließen, daß es der preußiſchen Führung und dem von ihr ausgehenden Geiſt, der auf allen Gebieten ſich in unheilvollſter Weiſe bemerkbar macht, gelungen iſt, dem Volke die Freude am Reich zu verkümmern, daß es ihnen insbeſondere auch gelang, den klaffenden Riß zwiſchen Nord und Süd, den zu überbrücken weiſer Staatskunſt höchſte Aufgabe hätte ſein müſſen, in verhängnißvollſter Weiſe zu erweitern und zu vertiefen. In Süddeutſchland herrſcht eine höhere und mildere Kultur, als im Norden des Reiches und ſpeziell in Preußen. Preußiſche Schneidigkeit und Schnodderigkeit ſind im Süden nicht beliebt, und der überhebungsvolle Verkehr gewiſſer Regierungs- und Verwaltungskreiſe mit den „Unterthanen" iſt dort nicht Sitte. Ueberhaupt iſt man im Süden weit weniger geneigt, roher Machtanbetung zu fröhnen, als im preußiſchen Norden. Schon die Geſchichte der ſüddeutſchen Volksſtämme beweiſt dies, und weit mehr noch ſpricht dafür die gährende Unzufriedenheit, die im Süden jetzt beſteht. Die Entwickelung unſerer inneren Verhältniſſe iſt gerade in dieſer Hinſicht in Bahnen gedrängt worden, die mehr als verhängnißvoll ſind.

Alle Anzeichen ſprechen indeß dafür, daß der Zeitpunkt doch nicht mehr allzu weit entfernt iſt, da der unheilvolle Einfluß, der von Preußen ausgeht, nicht mehr in demſelben Maße vorhanden ſein wird, wie gegenwärtig. Es wächſt jetzt thatſächlich eine neue Generation heran, die mehr Verſtändniß hat für die grundlegenden Fragen der Zeit, und die mit einem wahren Feuereifer ſich dem Studium dieſer Fragen hingiebt. An den deutſchen Univerſitäten beginnt neues Leben zu keimen, das mit der Zeit zu hoher Blüthe gedeihen mag und dann hoffentlich reiche Frucht wird tragen. Das Intereſſe für die ſozialwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen iſt im Wachſen begriffen und gleichzeitig

entwickelt ſich auch das ſoziale Pflichtgefühl unter der heranwachſenden Jugend [in immer erfreulicherer Weiſe. Allerdings iſt gegenwärtig erſt eine kleine Minderheit die Trägerin der neuen Bewegung, indeß die Minderheit wird im naturgemäßen Verlauf der Dinge wachſen und zunehmen, bis ſie endlich die Mehrheit geworden. Bis dahin muß es weiter gehen, wie es eben geht. Die vorhandenen, zum Theil direkt ſchädlichen Kräfte müſſen ſich erſt abnützen, bevor ſie den neuen Trieben Platz machen werden. Sie werden vielleicht noch manches Unheil anrichten, indeß das iſt nun nicht ganz ſo ſchlimm mehr, da die Ausſicht auf Beſſerung uns winkt und geeignet iſt, uns zu erheben über Alles, was der Gegenwart an Unvollkommenheit noch anhaftet ....

Ziehen wir die Bilanz der Reichspolitik, ſo finden wir zwar ein beträchtliches Defizit auf faſt allen Gebieten. Dennoch aber erſcheint die Lage nicht als hoffnungslos. Eine Sanirung iſt möglich — und die erſten Anzeichen, daß ſie gelingen wird, ſind vorhanden. Allerdings wird die Geſundung dem Lande nicht von den „patriotiſchen" Rednern kommen, die heute ihrem Enthuſiasmus überſchwänglichen Ausdruck geben, ſondern es werden die ſtillen und beſcheidenen Arbeiter die Rettung bringen, die demuthsvoll nach Erkenntniß ringen und an ſich ſelbſt zunächſt nach Kräften arbeiten, damit ſie ſtark werden für den guten Kampf, in dem ſie dereinſt ſich männlich ſollen bewähren.

Die Leute vom Schlage Wehlans, deſſen Scheußlichkeiten in Potsdam ſo milde Richter fanden, ſind typiſche Vertreter des alten Syſtems, das bisher das herrſchende geweſen. An ihnen zeigt ſich ſo recht deutlich, wie unmöglich es iſt, daß dieſes Syſtem auf die Dauer Beſtand habe. Auf das Kulturniveau eines Scheuſals wie Wehlan, kann ein großes Volk unmöglich ſinken.

K. Sch.

Die rumänische Frage in Ungarn.*)

I.

Vor einiger Zeit ist in Rumänien nach dem Zusammenbruche der konservativ-junimistischen Regierung der Nationalliberalismus unter Führung des bekannten rumänischen Politikers Demeter Sturdza ans Ruder gekommen. Für die rumänische Frage in Ungarn ist diese Thatsache, die im jungen und aufstrebenden Donau-Königreiche viel mehr bedeutet, als ein bloßer Szenenwechsel, von großer Tragweite und sicherlich, wenn auch nicht von unmittelbaren praktischen, doch von nicht zu unterschätzenden moralischen Folgen begleitet. Denn wer hätte wohl schon die ungemein intensive Bethätigung, die außerordentlich lebhafte Antheilnahme vergessen, welche die sogenannte rumänische Kulturliga entwickelte, als im vorigen Jahre in Ungarn die Memorandumprozesse traurigen Angedenkens begannen und in der bekannten, jeder Humanität, jedem Gerechtigkeitsgefühl hohnsprechenden Weise mit der Einkerkerung der hervorragendsten ungarländischen Rumänenführer endigten? Damals war aber der heutige Kabinetschef und Minister des Aeußern der spiritus rector der Kulturliga; er unterstützte sie, obwohl er nicht Mitglied der Liga war und ihr äußerlich fern stand, mit seinem ganzen Ansehen und Einflusse im Lande, und was er als Führer der damaligen Opposition und als die Seele und das treibende Element der nationalen Bewegung Rumäniens gethan und gesprochen, im Senate und in der Kammer, in Volksversammlungen und bei Festlichkeiten, das wird der leitende Staatsmann nicht vergessen haben, er wird es vielmehr, wie dies seiner scharf ausgeprägten, thatkräftigen Persönlichkeit entspricht, in die That umzusetzen bestrebt sein. Wohl hat er kurz nach seinem Amtsantritt in einer Programmrede in Jassy vor einer politischen und nationalen Irredenta gewarnt und ein Königreich Dako-Rumänien als ein Phantasiegebilde, ein Unding bezeichnet, aber auch diese Aeußerung ist völlig in Uebereinstimmung mit der von ihm befolgten inneren und äußeren Politik, welche die Lösung der Rumänenfrage auf friedlichem Wege erstrebt, auf dem Wege des Gerechtigkeitsgefühles und des gesunden Menschenverstandes, durch die Logik der unbestreitbaren Thatsachen. Es gewährt einen hohen Genuß, mit forschendem Blicke die nationale Politik dieses Mannes zu verfolgen, den bekanntlich kein Geringerer als der Altmeister der neueren Staatskunst, Fürst Bismarck, selbst mit seiner Freundschaft beehrt. Ich glaube, mancher nationale Politiker, namentlich in Oesterreich, könnte viel daraus lernen und sich zur praktischen Nutzanwendung aneignen, und ich werde im Folgenden Gelegenheit haben, dies noch näher zu begründen.

*) Die Redaktion ist bereit, von anderer Seite eine Entgegnung auf diesen Artikel behufs Veröffentlichung entgegenzunehmen.

Uns interessirt die rumänische Frage in Ungarn aus zweierlei Gründen: Zunächst vom ganz allgemeinen nationalen Standpunkte, weil wir uns fragen müssen, ob Ungarn ipso jure das Recht hat, die im ungarischen Staatsverbande lebenden Völkerschaften — ob mit Güte oder Gewalt kommt dabei erst in zweiter Linie in Betracht — zu magyarisiren und auf diese Weise einen „ungarischen Einheitsstaat" herzustellen, und dann, weil Ungarn nach den heutigen staatsrechtlichen Verhältnissen der in jeder Beziehung noch eng verbundene staatliche Bestandtheil einer mit dem Deutschen Reiche im Bundesvertrage stehenden Monarchie ist, weil folglich das, was den Deutschen, Rumänen, Slovaken und anderen Nationen in Ungarn recht sein muß, den Deutschen in Böhmen, Krain und Südtirol, den Ruthenen in Polen, den Italienern in Istrien und Dalmatien nur billig sein könnte, und leider, wie die Erfahrung es so vielfältig bewiesen hat, auch sein muß. Man kann diese Nutzanwendung nicht gut in Abrede stellen, wenn man gezwungen ist, das Recht Ungarns anzuerkennen; es ist jedoch klar, daß uns eine solche Praxis, namentlich auf die Deutschen Oesterreichs angewandt, durchaus nicht gleichgiltig lassen kann. Aus der rumänischen Frage aber, und dies fällt dabei wesentlich ins Gewicht, ergeben sich so viele Wechselbeziehungen und Analogieschlüsse zur sächsischen bezw. deutschen Frage in Ungarn, daß mit der Erörterung der ersteren auch ein bedeutsamer Schritt zum Verständniß der letzteren gethan ist.

Ein überaus werthvolles Urkundenmaterial zur Geschichte der Rumänenfrage hat Eugen Brate, der Vizepräsident der rumänischen Nationalpartei in einem Buche,*) das sich durch strenge Objektivität der Darstellung und übersichtliche Anordnung des reichen Stoffes auszeichnet, gesammelt und der Oeffentlichkeit übergeben. Die umfangreiche Arbeit ist schon deshalb werthvoll, weil die statistischen und zahlenmäßigen Angaben den amtlichen ungarischen Quellen entstammen und die Urkunden rumänischen, magyarischen und deutschen Ursprunges ohne jede Kritik einander gegenübergestellt sind und so für jeden Leser ein völlig unbefangenes Urtheil ermöglichen. Welche reiche Leidensgeschichte eines tapferen Volkes, wie viele Beispiele großartiger Opfer, heldenmüthiger Standhaftigkeit, unerschrockenen Mannesmuthes und glühender Liebe zu der Väter Stamm und Art, Sprache und Sitten entrollen diese Urkunden, und andererseits welche Abgründe von Rechts- und Gewissenlosigkeit, von Uebermuth und Mißbrauch angemaßter Gewalt!

Schon der erste Blick auf die ethnographischen Verhältnisse in den Ländern der Stefanskrone zeigt, daß der Grund, auf dem Ungarn einen Einheitsstaat aufbauen will, brüchig ist, daß die elementarste Voraussetzung nicht vorhanden, kraft deren einem Staate unter bestimmten Bedingungen das Recht zugestanden werden kann, die fremdsprachigen Elemente zu entnationalisiren. Ungarn hat nämlich nach der letzten Volkszählung vom Jahre 1890 — die zahlenmäßigen Angaben sind stets den amtlichen ungarischen Quellen entnommen — eine Gesammtbevölkerung von 15 133 494 Seelen. Davon sind 7 356 874 oder 48,61 vom Hundert Magyaren und 7 776 620 oder 51,39 vom Hundert Nicht-Magyaren. Man greift sich unwillkürlich an die Stirn und fragt sich, wie es möglich ist, daß

*) „Die rumänische Frage in Siebenbürgen und Ungarn", Berlin, 1895, Puttkammer & Mühlbrecht, 6 Mk.

heute, in dem Zeitalter des ausgebildetsten Völkerrechts und der Proklamirung der nationalen Gleichberechtigung in einem Staate, der zu einem nicht unbeträchtlichen Theile wirthschaftlich und materiell abhängig ist vom Unionstaate, die nationale Minderheit sich unterfangen darf, die Mehrheit entnationalisiren, der angestammten Sprache und Sitte berauben zu wollen. Dieses Verhältniß wird aber noch krasser, wenn man an der Hand einer ethnographischen Karte die Vertheilung der einzelnen Nationalitäten in Ungarn betrachtet. Ich bemerke dabei, daß in allen diesen und den folgenden Erörterungen und Angaben unter Ungarn stets nur das eigentliche Königreich Ungarn mit dem Großfürstenthum Siebenbürgen verstanden ist, unter Ausschluß von Kroatien-Slavonien, das zu Ungarn in einem ähnlichen Verhältnisse steht wie Elsaß-Lothringen zum Deutschen Reiche. Dieses Ungarn aber zerfällt ethnographisch in drei ziemlich scharf abgesonderte Sprachgebiete, im Norden in das slavische mit etwas über $4^1/_4$ Millionen Seelen, wovon 74,32 vom Hundert Nichtmagyaren, 25,63 vom Hundert Magyaren, im Osten in das rumänische mit etwas über 4 Millionen Seelen, wovon 74,01 vom Hundert Nicht-Magyaren und 25,90 vom Hundert Magyaren, und dazwischen von Osten nach Westen bis nahe an die niederösterreichische Grenze sich erstreckend das magyarische Sprachgebiet mit etwas über $6^1/_2$ Millionen Seelen, wovon 77,61 vom Hundert Magyaren und 22,39 vom Hundert Nichtmagyaren. Man sieht, die Deutschen sind die Einzigen, die kein festgeschlossenes großes Sprachgebiet bilden, sie vertheilen sich trotz ihrer relativ bedeutenden Zahl (nahezu 2 Millionen) in größeren und kleineren Sprachinseln über ganz Ungarn und sind am stärksten an der niederösterreichischen Grenze in den Komitaten (Verwaltungsbezirken) Oedenburg und Wieselburg, sowie in Siebenbürgen. Zahlen sind trocken, aber sie beweisen eindringlich und vor Allem unwiderleglich. Und sie beweisen in diesem Falle, daß die Magyaren in zwei großen Theilen des Landes, die ein Gesammt-Flächenausmaß von 173675 km² umfassen, kaum ein Viertel, also die beträchtliche Minderheit einer Gesammtbevölkerung von nahezu $8^1/_2$ Millionen Menschen bilden. Die Gegenüberstellung dieser Zahlen, die aus amtlichen ungarischen Quellen stammen und somit völlig einwandfrei sind, spricht allein schon schärfer und eindringlicher als die flammendsten Worte. Sie weist schlagend nach, daß die Bestrebungen der Magyaren nach einem Einheitsstaat auf Lüge beruhen müssen, weil ihnen die erste und unerläßlichste Grundlage und Bedingung, die numerische Ueberlegenheit des die Hegemonie beanspruchenden Volksstammes, abgeht. Kann aber dieser Mangel nicht durch größere Vorzüge der Rasse, durch eine überlegene Kultur, durch den Besitz schärferer, besserer Waffen des Geistes, kurz, durch jene Güter ausgeglichen werden, welche, wie bei den weltbeherrschenden Völkern der klassischen Vorzeit, die Früchte sind einer jahrhundertelangen geschichtlichen Entwicklung, Errungenschaften von Geisteshelden, die als säkulare Erscheinungen gewissermaßen die geistige Kraft der ganzen Nation, aus der sie hervorgegangen, in sich vereinigen? Auch diese Frage muß verneint werden. Als barbarisches Reitervolk, dem die weidereichen Steppen trefflich paßten, in die Tiefländer der mittleren Donau eingebrochen, wurden die Magyaren durch deutsche Mönche und Missionare unter dem Einfluß des deutschen Bisthums Passau der christlichen Kultur zugeführt. Nach dem Tode König Stefans des Heiligen, bildete Ungarn

ein Lehen des Deutschen Reiches unter dem kraftvollen Kaiser Heinrich III. Als um die Mitte des zwölften Jahrhunderts innere Wirren schwerster Art das Land zerrissen, da waren wieder germanischer Wagemuth und germanische Ausdauer die Träger einer neuen Kultur; es wanderten zahlreiche Niederdeutsche und Flandrer, deren Heimath durch die zerstörenden Meereswogen mit dem Untergange bedroht wurde, nach Ungarn aus und ließen sich in dem später Siebenbürgen benannten Landestheile nieder. Blühende Städte wie Klausenburg, Kronstadt und Hermannstadt geben ein beredtes, Jahrhunderte überragendes Zeugniß für die Thatkraft und den Fleiß der deutschen Ansiedler. Ganz dasselbe Schauspiel wiederholt sich ein Jahrhundert später: Von den Mongolen fast vollständig verwüstet, wird das Land abermals durch deutsche, italienische und slavische Ansiedler kultivirt, abermals ist es fremde Betriebsamkeit, fremder Gewerbefleiß, der Ungarn aus den Ruinen hebt. Und gehörten die blutigsten Thronstreitigkeiten schon unter dem magyarischen Königshause der Arpaden nicht zu den Seltenheiten, so wurden sie nach dem Tode des letzten Arpad (1301) gar zur Regel: Anjous, Przemysliden, Jagellonen, Luxemburger, Habsburger stritten sich in langen, blutigen Fehden um den Besitz der heiligen Stefanskrone, bis sie dauernd dem deutschen Hause Habsburg zufiel. Daß diese Kämpfe fremder Fürsten um die höchste Gewalt, um den Besitz des Landes die zahllosen Streitigkeiten zwischen Adel und Königthum, ungerechnet erst die Generationen hindurch währende Gewaltherrschaft der Osmanen, die große Strecken des Landes, längere Zeit sogar die Hauptstadt Ofen selbst in unumschränktem Besitz hatten und dort ihre Janitscharenwirthschaft nach Herzenslust schalten und walten ließen, daß all diese Umstände nicht förderlich auf die Entwicklung einer nationalen Kultur sein konnten, liegt auf der Hand und findet auch in der Geschichte anderer Länder zahlreiche Analogien. Also auch aus ihrer nationalen Vergangenheit, aus ihrer geschichtlichen Entwicklung heraus können die Magyaren nicht den begründeten Anspruch erheben, die alle übrigen Volksstämme beherrschende Nation im Staate zu sein.

Das erste und heiligste Gut eines Volkes, zugleich der untrüglichste Gradmesser seiner kulturellen Entwicklung, seines nationalen Pulsschlages ist die Sprache. Welche Stufe darf man der magyarischen Kultur, welche national-ethische Kraft dem magyarischen Volke, welche sittliche Berechtigung dem Sprachenchauvinismus der Neuzeit zusprechen, wenn man weiß, daß bis ins erste Viertel unseres Jahrhunderts hinein die Sprache der besseren und guten Gesellschaft, des öffentlichen Lebens, der Gesetzgebung Ungarns die lateinische, zu einem großen Theile auch die deutsche war, daß noch in den zwanziger Jahren der biedere Kaiser Franz eine ungarische Komitatsabordnung, die ihn um Bestätigung verschiedener Privilegien bat, in dem klassischsten Küchenlatein abfertigte: „Totus mundus stultizat et vult habere novas constitutiones!“*) Erst das Auftreten des Grafen Stefan Szechenyi, eines Mannes mit reinem Charakter, hoher Bildung und Umsicht, einer staatsmännisch groß veranlagten Natur, die aber ebenso von glühender Liebe und Begeisterung für das Volksthum erfüllt wie sie weit entfernt war von blindem Chauvinismus und der später so üppig ge-

*) Die ganze Welt macht Dummheiten und will neue Verfassungen haben.

wordenen gehässigen Verfolgungswuth, erst das Auftreten und die Wirksamkeit dieses Mannes erweckte in Ungarn das magyarische Nationalbewußtsein. Aber er wußte genau, und darin zeigt sich seine Größe, wo den nationalmagyarischen Bestrebungen eine Grenze gesteckt war; Stefan Szechenyi und Franz Déak, die beiden größten Söhne, die das ungarische Volk in seiner neueren Geschichte aufzuweisen hat, erkannten beide ihre politische Aufgabe darin, ihr Volk durch Bildung und politische Schulung fähig zu machen, sich selbst zu regieren und zu verwalten, kulturell und politisch selbstständig und unabhängig, mit einem Worte: eine Nation zu werden, immer aber unter Wahrung und Achtung der Rechte anderer Völkerstämme, denen man logischer Weise nicht jene Gleichberechtigung absprechen konnte, die sie so lange Zeiten hindurch genossen. Franz Déak hat sich später durch den Kossuthismus hinreißen lassen, sein Programm durch die Forderung der Herrschaft des magyarischen Stammes über die anderen Nationalitäten in Ungarn zu erweitern; aber er verleugnete nicht den einsichtigen Politiker und predigte stets Mäßigung und nationale Duldsamkeit gegenüber den Rechten Anderer. Ganz richtig empfanden beide Männer, daß dort, wo nicht die Unterwerfung durch überlegene Bildung und Kultur, durch friedliche Verständigung, durch eine von selbst sich einstellende Nothwendigkeit der wirthschaftlichen Lage erfolgte, eine solche Unterwerfung durch Feuer und Schwert, gewaltsame Beraubung der Sprache, durch den harten Druck des gesammten staatlichen Verwaltungsapparates einen grimmigen Haß und einen erbitterten Widerstand erzeugen mußte, der naturgemäß bei der zahlenmäßigen Minderheit des Magyarenthums auf die Dauer den Sieg der magyarisch-nationalen Bestrebungen unmöglich macht. Man kann die Ueberhebungssucht der Magyaren nicht gut schärfer verurtheilen als mit den Worten ihres Vorkämpfers Szechenyi, die er 1842 in seiner Antrittsrede als Präsident der von ihm begründeten ungarischen Akademie der Wissenschaften seinem Volke zurief: „Unsere Gesetze haben nicht ein Haar mehr verordnet, als daß an die Stelle der todten lateinischen Sprache die lebendige magyarische treten soll. Indeß, täuschen wir uns nicht! Sind wohl die Hauptheißsporne unseres Vaterlandes bei dem geblieben, was das Gesetz befohlen hat? Haben sie nicht die ungarische Sprache mit Gewalt auch in solche Privatvereinigungen hineingedrängt, deren Schöpfer nicht Magyaren gewesen sind? Haben sie nicht befohlen, Kanzelreden in magyarischer Sprache auch an solche Hörer zu richten, von denen nicht der zehnte Theil daraus geistige Nahrung schöpfen konnte? Die leichtblütigen Patrioten pflegen solchen Uebertreibungen gegenüber einfach zu sagen, daß diese „gegen kein ungarisches Gesetz" seien. Das ist aber der Haken! Partei und Richter unter einem Hute! Viele ahnen nicht, welche Beleidigungen für die andersprachigen Landesbürger in „solchen Kleinigkeiten" liegen können; sie wollen auch gar nicht wissen, daß das Gesetz der Billigkeit, der Loyalität und der Weisheit gar Vieles verbietet, was das ungarische Gesetz nicht ausdrücklich untersagt. Der Magyare entlodert zur Wuth, wenn ihm gesagt wird, daß das, was er für sein Blut thut, nur Vorwand sei, weil in seinem Busen das Gelüste der Losreißung von der gemeinsamen Monarchie verborgen liege; er indessen ist bereit, die Begeisterung der Andersprachigen für ihre eigene Sprache der häßlichsten Kameraderie mit dem Panslavismus zu bezichtigen. Es ist in den heutigen Zeiten nicht ge-

nug, Gesetze zu schreiben; man muß für sie auch Sympathien erwecken. Denn die Ueberstrenge ist zwecklos, macht Märtyrer und gebiert Fanatismus. Ist es nun Ungarn erlaubt, ohne jede Gewissensregung ein Anathema gegen solche zu schleudern, die einem Gesetze nicht huldigen, vor dem ihre Natur zurückschaudert? Sind wohl wir selbst so sehr krystallrein? Legen wir die Hand aus Herz und antworten wir aufrichtig: ziemt es sich für uns, ist es uns erlaubt, dergleichen zu thun, die wir in der Durchführung unserer Gesetze zum Erröthen nachlässig sind, ja, selbst jenen Gesetzen nicht immer und insgesammt gehorchen, über deren Schaffung unser Blut von nationaler Begeisterung aufwallte?" . . . .

So sprach ein Führer und Mitbegründer der magyarischen Nationalbewegung, und das Urtheil dieses Mannes, der seine Landsleute sehr genau am eigenen Leibe kennen gelernt hat, drückt den magyarischen Eroberungs- und Unterdrückungsgelüsten ein bleibendes Kainszeichen auf. Seine Worte gelten heute noch wie vor 50 Jahren, und sie würden sogar, wie Graf Szechenyi geartet war, heute noch schärfer lauten, wo ein neuer Faktor in die Nationalitätenbewegung getreten ist, das ungarländische Judenthum. Mit dem ihnen eigenen wunderbaren Instinkte haben die Juden bei dem Regime der freiheitlichen und liberalen Strömungen herausgefunden, daß das erwachende, aufstrebende Ungarn für sie zum Eldorado werden würde, und massenhaft strömten sie, besonders aus Wien und dem armen Galizien, ins Land der neuen Freiheit. Und sie haben es vortrefflich verstanden, ein „gelobtes Land" daraus zu machen. Erst demüthig und bescheiden, dann eifrige Patrioten, waren sie bald die wüthendsten Chauvinisten und Schreier. Heute beherrschen sie nahezu die gesammte Presse, den Geldverkehr und den Waaren-, insbesondere aber den ausgedehnten Getreidehandel. Bei jeder Verwaltungs- und politischen Behörde sitzen eine große Anzahl jüdischer Beamten, die sich bis in die höchsten Rangklassen erstrecken.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Berlin. H. Hink.

Fuchsmühl in München.

. . . . Noch immer das hölzern pedantiſche Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung und im Geſicht
Der eingefrorene Dünkel.

Sie ſtelzen noch immer ſo ſteif herum,
So kerzengerade geſchniegelt,
Als hätten ſie verſchluckt den Stock,
Womit man ſie einſt geprügelt.

Der lange Schnurrbart iſt eigentlich nur
Des Zopfthums neuere Phaſe:
Der Zopf, der ehemals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Naſe.

„Wintermärchen."

Im „traurigen Monat November" des Jahres 1843 wars, da reiſte Heinrich Heine von Paris „nach Deutſchland hinüber". Eine närriſche Sehnſucht trieb ihn aus dem Trubel der Seineſtadt fort; ihn verlangte nach Torfgeruch, Tabaksqualm, Hofräthen, Nachtwächtern, Sauerkraut und Grobheit ſogar. An der Grenze ward ſein Koffer von preußiſchen Douaniers einer Viſitation unterworfen. Feinlächelnd ſchaute der Poet dem Treiben der ſchnüffelnden Beamten zu. Die Kontrebande, die mit ihm reiſte, das „zwitſchernde Vogelneſt von konfiszirlichen Büchern", die hatte er ja wohlverwahrt im — „Kopfe ſtecken". Einem Paſſagier mochte das ſpitzbübiſche Lächeln Heines aufgefallen ſein. Der Brave verſtand. Nicht ohne patriotiſche Entrüſtung ertheilte er dem Spötter eine Lektion über die Bedeutung des „Zollvereins":

„Der Zollverein, bemerkte er,
Wird unſer Volksthum gründen,
Er wird das zerſplitterte Vaterland
Zu einem Ganzen verbinden.

Er giebt die äußere Einheit uns,
Die ſogenannt materielle,
Die geiſtige Einheit giebt die Zenſur,
Die wahrhaft ideelle."

— — Seitdem der Dichter also orakelt, ist manch Jährlein ins Land gegangen. Der Zollverein hat sich inzwischen zu einem Deutschen Reich ausgewachsen, und die Zensur ist, schamhaft und empfindsam, zu gesitteteren Stämmen entwichen, wo die Kriegsminister noch keinen Anlaß haben, sich über Schmierfinken zu beklagen, die ihre Federn in die Gosse tauchen. Selbstverständlich hat auch die deutsche Einheit in der langen Zeit bedeutende Fortschritte gemacht. O, die jungen Leute, die sich 1871 miteinander vermählt, sie leben so glücklich in ihrer Ehe! Ein Herz und eine Schuldenrechnung — die reinste Seelenharmonie.

Da bedarf es natürlich nicht mehr so plumper Bande wie ehedem, um die inniglich Verbundenen in ihren Gefühlen zu befestigen. Statt hänfener Stricke binden uns heute seidene Fädchen. An Stelle der täppischen Zensur sorgt heute für die „geistige Einheit, die wahrhaft ideelle", das aufopfernde Bemühen unserer Herren Staatsanwälte um die Konzentration aller politischen Querköpfe in den deutschen Gefängnissen, und die „äußere Einheit, die sogenannte materielle", manifestirt sich mit unvergleichlichem Erfolge in dem reichsdeutschen Militarismus, einer erweiterten Auflage des preußischen, der in den Bundesstaaten durch Leistungen wie diejenigen bei Fuchsmühl und im Münchener Pschorr die programmmäßigen moralischen Eroberungen macht.

Was die politischen Prozesse anbelangt, so macht die Verpreußung in dieser Hinsicht allerdings nur sehr zögernde Fortschritte in Süddeutschland. Nicht nur, daß der größte Theil solcher Prozesse dort vor das Tribunal der Schwurgerichte gehört und die feinen staatserhaltenden Begriffs-Vivisektionen der Anklagebehörde den schwäbischen und bajuvarischen Dickschädeln nicht zu imponiren vermögen, auch den Herren Staatsanwälten selber fällt es außerordentlich schwer, mit dem Prestige ihrer norddeutschen Kollegen und der brausewetternden Nervosität des Septemberkurses zu konkurriren. Gebildet oder ungebildet, staatsrettend oder schmierfinkend, man ist in Süddeutschland einfach noch nicht ganz reif für die Kulturhöhe der preußischen Kameradschaft. Das „häßliche süddeutsche Mädel", von dem einst Großvater Bismarck so despektirlich gesprochen, hat in seiner 25jährigen morganatischen Ehe mit dem hellen und schneidigen Gemahl zwar gelernt, wie er sich räuspert und wie er spuckt, aber nicht, wie er sich die zwackenden Hühneraugen schneidet. In Süddeutschland trägt man halt bequemeres Schuhzeug als Küraſſierstiefel; deßhalb braucht dort auch Niemand über Hühneraugen zu klagen.

In militärischen Dingen hingegen vollzieht sich die Anpassung des süddeutschen Mädels an das brandenburgische Ehegespons weit leichter und gründlicher. Fürs Militär haben die Weiber ja überhaupt, wie man weiß, einen sehr feinen Blick, und wenn man der Korporalswittwe in dem Schönthanschen „Heirathsnest" glauben darf, so besitzen sie neben dem strategischen Blick auch die sonstigen Eigenschaften, die auf dem Kasernenhof groß machen vor dem Herrn. Aber es bleibt immer doch ein recht eigenes Ding um den süddeutschen Militarismus. Er behält trotz aller Anlehnung an das große Vorbild Preußens ein ganz originelles Gepräge. Es ergeht ihm in Bezug auf den Soldatengeist ähnlich, wie es neulich einem unserer schwarzen Vettern in Deutsch-Ostafrika in Bezug auf die deutsche Sprache erging. Bei irgend einem Anlegeplatz landet ein deutsches Schiff. Die Eingeborenen kommen schaarenweise herbeigeströmt, um den Fremden das Gepäck tragen

zu helfen. Es entsteht ein förmliches Gedränge um die Ankömmlinge. Da bricht sich ein riesengroßer schwarzer Kerl Bahn durch den Schwarm seiner Landsleute, und in dem Glauben, alle Konkurrenz siegreich aus dem Felde zu schlagen, ruft er mit Stentorstimme den Passagieren zu: „Ich deutsch sprechen. Saukerl, Rindvieh, stillgestanden, zu Befehl." — Der Bursche hatte seine deutschen Sprachstudien auf dem Exerzierplatz gemacht; er ahnte nicht, daß die Schmeicheleien, die er dort aufgeschnappt, anderswo einen minder guten Klang haben. Und so naiv, fast möchte ich sagen so unschuldig, wie der schwarze Kerl sich die deutsche Kultursprache angeeignet, haben die Süddeutschen sich den Militarismus zu eigen gemacht. Die schneidige Geste ahmen sie nach, die Schneidigkeit ist und bleibt ihnen unfaßbar. Ein Exempel. Vor längerer Zeit hatte ich in einem süddeutschen Blatte eine Notiz über eine Mißhandelungsszene veröffentlicht, deren Held ein höherer Offizier war. Am anderen Tage erschien der Offizier bei mir in der Redaktion und verlangte, bebend vor Erregung, den Urheber der Notiz kennen zu lernen. Er erhielt die gewünschte Auskunft. — Und der Mann hat mich nicht niedergeschossen, obwohl er unzweifelhaft das leuchtende Beispiel kannte, das seiner Zeit in der Redaktion des Berliner Tageblattes statuirt worden ist.

Weßhalb der Süddeutsche zur Schneidigkeit weder Talent noch rechte Neigung offenbart, ist bald erklärt. Man betrachte einmal den Unterschied zwischen ihm und Bruder Preuß bei dem wichtigsten Geschäft, das es für einen Tuiskonensprößling giebt, beim Bierkonsum. Man vergleiche bloß die Trinkgefäße. Der Preuß hat auf weißem Porzellanteller ein dünnwandiges, zerbrechliches, schlankes, oft hochbefußtes Glas vor sich auf dem Tische stehen; vor dem Süddeutschen steht auf grauem Filzlappen ein breitausladender, deckelverwahrter, handfester, irdener Maßkrug, womit er dem Nachbar gelegentlich eine Beule in den Kopf treiben, jedenfalls aber allaugenblicks zur Bekräftigung seiner schallenden Rede derb auf die Tischplatte hämmern kann.

An ihrem Trinkgeräth sollt ihr sie erkennen.

Und nun stelle man sich den ungeschlachten, breitangelegten, lärmenden, kerngesunden, rauhgemüthlichen Süddeutschen vor, wie er — der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — das scharfkantige, geschliffene, stahlspröde, gefährliche Instrument der preußischen Schneidigkeit nach allen Regeln des preußischen Drills zu handhaben sich bemüht. Wie ungelenk nimmt sich der Gute aus. Ich höre den Suaheli in mißverstandenem Eifer rufen „Saukerl, Rindvieh, zu Befehl". Aber die Komödie ist nicht ganz ungefährlich. Der naive Eifer, der das gefährliche Instrument zu harmlosen Uebungen benutzt, kann durch die Umstände veranlaßt werden, von der Theorie zur Praxis überzugehen — und dann hört die Ungelenkigkeit auf, ein Gegenstand der Belustigung zu sein, dann wird aus dem guten, derben Kerl beinahe ein Wütherich!

Zur Schneidigkeit gehören dünnes Blut und magere Muskeln und feine Nerven, dazu gehört die Befähigung, das eigene Selbst wie einen Kittel auszuziehen und zum bloßen Automaten zu werden. Der Süddeutsche wurzelt zu fest in seiner knorrigen Individualität, als daß er sich ihrer jemals entledigen könnte; sein dickes Blut und seine robusten Nerven, die schon auf dem Exerzierplatz mühsam sich bändigen, müssen alle Bande der

„Haltung" sprengen, sobald aus dem Puppenspiel der Ernstfall sich entwickelt.

Mit Schaudern nur gedenkt man noch heute des Unheils, welches brave bayerische Soldaten, auserlesene Leute, in der „Bauernschlacht von Fuchsmühl" angerichtet haben. Ich will nicht unbedingt behaupten, daß preußische Mannschaften dem Freiherr von Zoller in geschickterer Weise zu seinem „Recht" verholfen hätten, denn ich weiß nur zu wohl, wie oberflächlich das Bißchen Kultur die Raubthiernatur des Menschen verhüllt, und wieviel das Individuum verliert, wenn es einer Masse und einer Massenaktion einverleibt wird; aber ich kann auf der anderen Seite doch den Gedanken nicht los werden, daß die echte preußische Schneidigkeit, die den Soldaten so erfolgreich seiner Individualität entkleidet und ihn zum automatischen Werkzeug seiner Instruktion macht, die glatte, maschinelle Korrektheit der Haltung und die nüchterne Ruhe der Kasernenhof-Aktion ausgiebiger gewahrt hätten, als die bayerischen Sieger von Fuchsmühl es gethan. Der Süddeutsche geht eben nicht ohne Rest in seiner Uniform auf, es bleibt immer ein gut Theil von ihm selber übrig, wenn er in Reih und Glied steht, und da er selber ein so handfester Gesell ist, so ist es gefährlich, ihm zu der eigenen strotzenden Kraft auch noch den Schießprügel zu geben, denn Niemand weiß, ob der Mann in der Uniform oder der außer derselben den ausgiebigeren Gebrauch davon machen wird. Nicht als lehnte sich der süddeutsche Soldat im Ernstfall gegen die Disziplin auf oder ignorirte dieselbe; nein, just die Disziplin, just den strammen militärischen Geist, just die echte preußische Schneidigkeit will er bethätigen, wenn er den rasenden Roland macht. Sonst gemüthlich und behäbig, will er jetzt den Beweis erbringen, daß auch er „forsch" sein kann, daß es ihm heiliger Ernst ist um die Waffenbrüderschaft mit Freund Preuß, und daß er die Dienstinstruktionen Spreespartas bis zum Tüpfelchen auf dem i erfüllen will. — So entstehen Katastrophen wie diejenige von Fuchsmühl, so kommt es zu „Vorgängen" wie demjenigen in der Neujahrsnacht in München. Der Süddeutsche will auf preußisch seine Schuldigkeit thun und haut auf kannibalisch daneben.

Es ist sonderbar, daß derartige Affairen gerade in Bayern sich ereignen müssen. Geschähen sie in Baden, das seine Heeresmacht ganz ans Reich ausgeliefert hat, so wäre die Erscheinung verständlich. Auch in Württemberg mit seiner Militärkonvention und seinen „Abkommandirungen" würde man, nachdem schon der Waiblinger Todesmarsch traurigen Angedenkens ein weithin sichtbares Menetekel an die Wand geschrieben, auf eine Bauern- oder Bürgerschlacht einigermaßen vorbereitet sein. Aber daß gerade Bayern, welches seine militärische Selbstständigkeit so eifersüchtig gewahrt und dessen Bevölkerung unter allen deutschen Stämmen am meisten reichs-feindlich gesinnt ist, nicht nur Fuchsmühl, sondern auch die Münchener Sylvesterüberraschung, Fälle, die im ganzen Deutschen Reich einzig dastehen, innerhalb seiner Grenzen erleben muß, das ist eine so sonderbare Ironie des Schicksals, daß man fast auf eine Erklärung derselben zu verzichten geneigt sein könnte. Indessen ist sie nach dem Obengesagten durchaus verständlich. Das preußische Militär sind die Bayern los, dem preußischen Militarismus sind sie nicht entronnen. Der preußische Militarismus kann nur dann gedeihen, wenn er eben auf gut preußisch betrieben wird; in bayerischer Façon wird nichts

Gutes daraus, kann nichts Gutes daraus werden: entweder wird der Preuße mit dem Bayer, oder der Bayer mit dem Preuß durchgehen, eine harmonische Durchdringung so gegensätzlicher Elemente ist unmöglich.

* * *

Die Vorgänge im „Pschorr", die gegenwärtig das sensationslüsterne Publikum unterhalten, sind vorzugsweise in nationalliberaler Verwässerung der Oeffentlichkeit bekannt geworden. Die tapfer demokratische Münchener „Freie Presse" schildert den Hergang folgendermaßen:

„Gestern Abend betrat ein Unteroffizier die Wirthschaft zum Pschorr an der Neuhauserstraße und wurde von zwei dort als Gäste anwesenden Soldaten nicht gegrüßt. Der Unteroffizier, ein Preuße, trat an sie heran und stellte sie zur Rede. Dies geschah in so derber Weise, daß mehrere Gäste sich veranlaßt fühlten, den Unteroffizier auf das Unpassende seines Benehmens in einem öffentlichen Lokal, zumal am Sylvesterabend aufmerksam zu machen. Das weitere Betragen des Unteroffiziers nöthigte den Pächter der Wirthschaft, jenen zum Verlassen seines Lokals aufzufordern; der Unteroffizier hatte jedoch hierzu offenbar keine Lust, worauf er von den Gästen auf prompte Weise hinausbefördert wurde. Kurz darauf erschien er, als die Soldaten schon gegangen waren, jedoch mit der von ihm requirirten Wache vom Marienplatz von Neuem, die mit gefälltem Gewehr in die Wirthschaft eindrang und die Thüre besetzte. Der Unteroffizier ließ das Bajonnet aufpflanzen und ließ scharf laden, doch hinderten die Gäste, indem sie die Gewehre der Soldaten in die Höhe schlugen, weiteres Unheil. Da aber inzwischen ein Gensdarmerie-Wachtmeister das Militär überzeugte, daß hier zum Feuern oder „Stupfen" à la Fuchsmühl nicht der geeignete Ort sei, entfernte es sich wieder. Gleichzeitig aber begab sich auch der Pächter der Wirthschaft, von zirka 50 bis 60 Gästen als Zeugen des unerhörten Vorfalls begleitet, zur Wache, um dort entsprechende Anzeige zu erstatten."

Am 3. Januar meldet dasselbe Blatt: „Zu unserem gestrigen Bericht über den Vorfall im Pschorrbräu ist nachzutragen, daß der Held in des Königs Rock, der die Bajonnette gegen friedliche Wirthshausgäste aufpflanzen ließ, der Sergeant Zech war. Was den Glanzpunkt des Abends, das Laden der Gewehre betrifft, so wurde auch uns gestern ausdrücklich versichert, daß das Kommando „Feuer" gefallen sei. Wir strichen jedoch dieses Wort aus unserem Bericht, weil es uns unglaublich erschien und wir Alles vermeiden wollten, was wie Uebertreibung aussehen könnte. Inzwischen haben mehrere andere Berichte nach Angabe von Augenzeugen diese Thatsache auf das Bestimmteste festgestellt."

Der in der fraglichen Nacht diensthabende Offizier giebt folgende Erklärung ab: „Ich kommandirte einen Unteroffizier der fünften Kompagnie mit fünf Mann, bewaffnet mit je einem Rahmen scharfer Patronen, und stellte sie unter das Kommando des Sergeanten Zech. Die Patrouille hatte den Auftrag, einen drohenden Widerstand gegen die Festnahme der Soldaten zu verhindern. Ich sagte Zech und dem Unteroffizier ferner, wenn sie sähen, daß sie angegriffen würden, sollten sie laden lassen. Die Sachlage kannte ich nur aus der Erzählung Zechs. Ich mußte der Ansicht sein, daß die

Sache so ist. Ich glaube, Zech hat mich gefragt, ob er auch einige der Rädelsführer mitbringen dürfe. Ich gab die Patrouille zum Schutze der Unteroffiziere mit. Nach etwa zwanzig Minuten kamen Sergeant Zech und Unteroffizier Tischer in Begleitung dreier Herren zurück. Ich lud die Herren ein, einzutreten und ließ mir die Sache erzählen. Ich legte den Herren die Gründe klar, die mich bestimmten, die Patrouille abzusenden, und sagte ihnen auch, daß ich auf Grund der Erzählung des Sergeanten gehandelt habe."

„Auch dieser Bericht", bemerkt hierzu die „Freie Presse", „bestätigt das Unglaubliche. Nicht um Mord und Todtschlag hat es sich gehandelt, sondern um einen Soldaten, der in einem Wirthshaus einen Unteroffizier zu grüßen versäumt hatte, zu arretiren, schickt man Militär mit scharfen Patronen in eine Gesellschaft friedlicher Bürger, die Sylvester feiern, um ihnen gegenüber eventuell von der Schußwaffe Gebrauch machen zu lassen. Und das weitere Unbegreifliche: mit der Führung dieser Militärabtheilung wird derselbe Sergeant betraut, der der Veranlasser des ganzen Vorfalls gewesen war, und der sich durch sein Betragen schon vorher aufs äußerste unbeliebt gemacht hatte. Wo da Vernunft, Urtheil und Ueberzeugung bleibt, vermögen wir nicht einzusehen."

Nach diesen vom Kriegs-Schauplatz selbst herrührenden Bulletins mag man sich eine Vorstellung von dem denkwürdigen Ereigniß und ein Urtheil über das Vorgehen des Militärs bilden. Die Leute von der Kategorie der Schmierfinken werden nun natürlich wieder hingehen und ihre Federn in die Gosse eintunken, so vor dem Hauptwachgebäude am Münchener Rathhausplatz vorüberfließt. Selbstverständlich sind diese Schmierfinken auch hier wieder im Unrecht. Denn das Schießen in der Neujahrsnacht, ob es gleich polizeilich verboten sein mag, ist ein uralter deutscher Brauch, und an dem „Bestehenden" sollen staatserhaltende Faktoren nicht rütteln. Zwar hätte ja eine Knallerei im Münchener Pschorr sehr leicht etlichen Isarphilistern das Leben kosten können; aber in der Sylvesternacht schießt so mancher deutsche Jüngling sich das eine oder andere Fingerglied ab, daß wirklich nichts darauf angekommen wäre, wenn die martialische Schießerei im Pschorr einige Glieder der menschlichen Gesellschaft weggeputzt hätte. Unzweifelhaft würden in so klarliegende Verhältnisse auch die Münchener ein Einsehen haben, wenn der brave Sergeant Zech nicht die Ungeschicklichkeit begangen hätte, sie beim — Bier zu stören. Ernst v. Wolzogen hat dieser Tage auf die tiefe Kränkung hingewiesen, die man den biederen Isarathenern anthue, wenn man ihre Stadt eine Kunstmetropole heiße; der Ehrgeiz des seßhaften Bajuvarenvölkchens, meinte er, sei vollkommen gestillt mit dem Bewußtsein, das gemüthlichste Bierdorf des deutschen Vaterlandes geschaffen zu haben. Wenn dem wirklich so ist, dann wird man sich der erschütternden Erkenntniß nicht verschließen können, daß die Münchener durch die höchst störsame Ueberrumpelung beim Genuß des leckeren Pschorr in ihren heiligsten Gefühlen verletzt sein müssen! Kann man die Tragweite dieser Thatsache recht ermessen? Die Münchener und mit ihnen alle rechten Bayern schimpfen auf Preußen wie die Rohrdommeln. Trotzdem wählen sie einen Landtag, der sich für impotent erklärt, einem notorisch preußenfreundlichen Ministerium ein Mißtrauensvotum zu ertheilen. Trotzdem senden sie in den Reichstag eine Vertretung, die in ihren Reihen nur drei Sozialdemokraten und zwei

Freisinnige beherbergt! Bei der bewährten Dickköpfigkeit der Bayern ist natürlich kaum daran zu denken, sie durch die Presse und die Agitation politisch zu wecken. Um so vorzüglichere Dienste aber thäte die Bauernschlacht von Fuchsmühl und der Ueberfall im Pschorr: solche Ereignisse sprechen auch für den Bayern eine deutliche Sprache und man darf hoffen, daß innerhalb der blauweißen Pfähle allmählig ein ebenso energischer Volkswille sich regen und bethätigen lerne, wie er innerhalb der benachbarten schwarz-rothen Pfähle sich in so erfreulicher Weise von jeher bekundet hat. In München selbst ist die Theilnahme der Bürgerschaft an den demokratischen Bestrebungen schon heute eine recht rege. Der dortige Volksverein, dessen Hauptvertreter der unermüdliche Professor Quidde (Verfasser des „Caligula") ist, läßt keine Gelegenheit vorübergehen, um den Böllern, welche die Berliner Politik so reichlich loszulassen beliebt und dem Theaterdonner, der im eigenen Ländle bisweilen sich vernehmen läßt, auf der Stelle das gebührende Echo folgen zu lassen. Die zu diesem Zwecke einberufenen Versammlungen sind meist überaus zahlreich besucht. Auch das vor einigen Monaten in München gegründete demokratische Blatt, die bereits erwähnte „Freie Presse", erfreut sich solchen Beifalls, daß man ihre Existenz wohl als gesichert ansehen kann.

In Anbetracht alles dessen könnte man den Skandal im Pschorr trotz seiner Widerwärtigkeit fast als ein gutes Omen feiern, wenn derselbe nicht unglücklicherweise eine *symptomatische* Bedeutung hätte. Man irrt, wenn man in demselben bloß einen sporadischen Exzeß, einen gelegentlichen faux pas erblickt. Solche Exzesse sind unter den heutigen Verhältnissen „*nothwendig wie des Baumes Frucht*". Die seit 25 Jahren unter enormem Kraftaufwand und in schärfster Konkurrenz mit einer „Welt in Waffen" im Deutschen Reich aufgethürmten Kriegsmaterialien, die Truppen und die Kanonen, die Kasernen und die Pulvermagazine, wirken wie ein ungeheurer Haufen von Explosivstoffen, der sich allmählich durch seine eigene Last entzünden muß.

Dazu kommt nun noch zu allem Ueberfluß das ewige Gerede von dem „*inneren Feind*" und die Diskussion der Möglichkeit eines inneren Krieges, in welchem die Armee vereint mit der Feuerwehr auf die Sozialdemokraten losgelassen werden soll. Weßhalb das Gerede? Man sagt gewöhnlich: „Weß das Herz voll ist, deß läuft der Mund über". Aber die Leute, denen es einen angenehmen Kitzel zu verursachen scheint, den Teufel an die Wand zu malen, sollten bedenken, daß ihr Prahlen mit der Militärmacht eine ganz andere Wirkung hat, als die von ihnen erhoffte. *Das Volk wird dadurch nicht eingeschüchtert, wohl aber der Militarismus gereizt und in einen gefährlichen Irrthum gewiegt.* Sehen wir uns den Münchener Skandal von dieser Seite einmal an. Gesetzt, der Herr Sergeant wäre wirklich im Pschorr ganz weidlich verhauen worden? Nicht, daß wir uns freuen würden, wenn das geschehen wäre, oder daß wir gar dergleichen gutheißen oder empfehlen wollten. Bewahre! Aber wie häufig kommt es zu einer Keilerei zwischen Soldaten und Zivilisten, und wie leicht kann es dazu kommen im Bierlokal an Festtagen, wenn die Köpfe benebelt und das Blut erhitzt ist! Passirt dergleichen, so ist das aufs Höchste zu bedauern, indessen es passirt und wir fragen, was soll geschehen? Soll man um der Prügel eines Sergeanten halber ein

Blutbad anrichten? Daran hat bisher nie ein Mensch — auch kein Militär — gedacht. Heute aber, heute, wo die Phrase vom inneren Feind durch die Luft schwirrt, heute, wo man das Zeitbewußtsein an eine Bürgerabschlachterei durch das Militär nachgerade gewöhnt hat, heute läuft ein Sergeant Zech auf die Wache, weil er im Wirthshaus die Autorität nicht findet, die er auf dem Kasernenhof genießt, und der diensthabende Offizier giebt ihm eine Patrouille und scharfe Patronen mit damit er die Bürger einen Sergeanten respektiren lehre. Ein Blutbad für einen Sergeanten! Ja, spielen wir denn die Capuletti und Monteechi? In der That, wir haben es dahin gebracht, daß sich das Militär und die Bürgerschaft als geborene Gegner gegenüberstehen, daß sich der Wahn verbreitet hat, die Armee, die des Steuerzahlers Rock trägt, sei dazu da, um mit dem Steuerzahler auf dem Kriegsfuß zu leben. Piept wo 'ne Maus im Reich, gleich heißt es: der innere Feind ist da. Wir sehen Gespenster, und jener Münchener Offizier war bloß das Opfer der allgemeinen Gespensterseherei.

Es fällt uns nicht ein, dem Sergeanten Zech oder auch dem wachthabenden Offizier einen Vorwurf zu machen. Sie handelten wahrscheinlich ganz korrekt im Sinne ihrer Instruktionen, und sollten sie über ihre Instruktionen hinausgegangen sein, so ist das entschuldbar eben mit Rücksicht auf die Zeitströmung. Wen wir anklagen, das ist das System des Militarismus und den aus diesem System unter dem Druck der Umstände geborenen Aberglauben von der Pflicht der Kriegsbereitschaft des Militärs gegenüber dem sogenannten inneren Feind.

Aber auch dieser Aberglaube ist kein Produkt der Willkür. Auch er ist nothwendig wie des Baumes Frucht.

Als vor sechs Jahren von Rechtswegen in die soziale Reformarbeit eingetreten wurde, gewann es den Anschein, als ob Deutschland durch seltene Vorurtheilslosigkeit seiner Regierung und ein großartiges Verständniß für die Forderungen der Zeit allen anderen Staaten den Rang ablaufen werde. Aber der schöne Enthusiasmus verlosch nach ein paar Jahren wie eitel Feuerwerk. Er enthüllte sich als eine Improvisation jener Volksbeglückung, die sich zum Volke herabläßt und die sich schmollend zurückzieht, sobald der Kitzel des Neuen stumpf geworden. Hätte die Solzialdemokratie die Maßnahmen der Regierung mit der devoten Dankbarkeit einer Almosenempfängerin entgegengenommen, hätte sie die bezähmte Widerspänstige gespielt und sich mit klingendem Spiel zu den Regierungstruppen geschlagen, dann hätte es sich vielleicht verlohnt, noch eine Weile das freundliche Gesicht und die Allüren hochmögender Gönnerschaft beizubehalten. So aber hatte man, zumal die bewährtesten Staatsstützen, die feudalen Herrschaften und ihr Anhang, grollend bei Seite standen, wirklich keinen Anlaß, noch länger den sozialen Kurs zu steuern. Man warf sich also in das reaktionäre Fahrwasser. Von diesem Augenblick an war aber der Konflikt der Regierung mit den breiten Massen des Volkes gegeben. Eine deutsche Staatsleitung, die sich nicht auf die Massen stützt, hat nur die Wahl zwischen der Militärherrschaft und dem Adelsregiment. Die deutsche Regierung suchte beide Faktoren zu ihren Kraftreservoirs zu machen. Aber während sie über das Militär sozusagen unentgeltlich verfügen konnte, gehorchte der Adel, seinen Gepflogenheiten treu, nur gegen baar. Liebesgaben an die Junker wurden also zur Naturnothwendigkeit. Ebenso unvermeidlich aber war die Rück-

wirkung der feudalen Politik auf die Massen. Eine eigenthümliche Nemesis wollte es, daß die Regierung für die Freundschaft des Adels und des Kapitals die Feindschaft des Volkes eintauschen mußte. Jedes Geschenk an jene sowie an den Militarismus, die Militärvorlage, die Miquelsche Steuerreform mit dem Erlaß der Grundsteuer, die stetige Vermehrung der indirekten Steuern, die Zuwendung an die Bergwerksbesitzer, von welcher Dr. Jastrow berichtet, die neuerdings geplante Zuckersteuer — alles das mußte die Kluft zwischen Regierung und Nation ins Bodenlose vertiefen. Das Volk ward also durch die Reichspolitik selber in die Opposition gedrängt, resp. in der Opposition bestärkt. Durch diese Opposition hinwiederum fühlte sich die Regierung beleidigt und sogar vielleicht bedroht. Man sicherte sich durch Verstärkung der Armee und durch Maßregeln zur Unterdrückung der unruhigen Geister. Darauf antwortete natürlich das Volk durch verstärkten Protest. Dieser Protest erhitzte wieder die Regierung — und so arbeiteten denn die beiden Faktoren gegeneinander, so erlebten wir die Umsturzvorlage, so die gegenwärtige Sozialistenhetze, so ward uns auch das verderbliche Schlagwort vom inneren Feind bescheert, und so entstand auch die nervöse Kriegsbereitschaft des Militarismus gegen das Bürgerthum.

Jede Geschichtsperiode eines Kulturkreises steht unter der Herrschaft einer Idee. Im europäischen Kulturkreis stand das ganze Mittelalter zuerst unter dem feudalen, sodann unter dem kirchlichen Zeitgeiste, der mit dem Uebergang zur Neuzeit zum konfessionellen (reformatorischen) wurde. Nachdem die religiöse Idee verbraucht war, stand mit Beginn des 17. Jahrhunderts der dynastische Zeitgeist auf, der mit der erwachenden Aufklärung zum absolutistischen Zeitgeist wurde, weil naturgemäß diejenigen die Aufklärung zuerst verwertheten, welche bereits die Macht in Händen hatten. Als die Aufklärung in die Massen drang, erhob sich der freisinnige Zeitgeist, und nachdem dieser die Individuen ihre Rechte geltend zu machen gelehrt, wurde er von dem nationalen Zeitgeist abgelöst, der in der griechischen, italienischen, amerikanischen, deutschen Erhebung den — Militarismus schuf. Als die Efflorescenz des nationalen Zeitgeistes hat der Militarismus also seine historische Berechtigung. Diese ist jetzt, nachdem die Nationalitäten zu ihrer Entfaltung gelangt sind, hinfällig geworden, und der Militarismus fußt deßhalb heute nur noch auf der gegenseitigen Furcht der Nationalitäten vor einander. Während er so ein bloß scheinberechtigtes Dasein fristet, ist dem nationalen Zeitgeist in dem sozialen bereits der erbberechtigte Nachfolger erstanden. Ihm muß selbst der Militarismus dienstbar sein, denn es ist keine Frage, daß die soziale Zeitströmung durch die Opfer, welche der Militarismus heischt, ganz wesentlich verstärkt wird. Aber da kommen die Staatserhalter und sagen: „Umgekehrt wird ein Schuh daraus.“ „Der Militarismus ist eben als Schutzwehr gegen den Sozialismus eine Forderung der Zeit.“ Nun, nach der obigen historischen Darlegung über die Reihenfolge der Zeitgeiste sind die Leute, die also sprechen, bedenklich auf dem Holzwege. Auch haben sie selber zu Anfang des laufenden Jahrzehnts, als die Sozialpolitik Trumpf war, in höchst eigener Person die Berechtigung der sozialen Bewegung anerkannt. Es kann sich also in dem Konflikt zwischen dem sozialen Zeitgeist und dem Militarismus bloß um eine Machtfrage handeln, deren praktische Lösung dem deutschen Volke eine bittere Pein kosten kann, deren theoretische Lösung aber längst keinem Zweifel mehr

unterliegt. Bei denjenigen welche die Macht entscheiden lassen wollen, wird es stehen, ihrer Einsicht den Vorrang vor ihren Wünschen zu geben. Noch ist es dazu nicht zu spät, noch kann der soziale Zeitgeist auf friedliche Weise zum Durchbruch gelangen. Aber die Fuchsmühler und Münchener Ereignisse zeigen, daß die beiden Rivalen einander bereits auf Schußweite nahe gekommen sind. Eile thut deßhalb noth.

Möge uns die Gedenkfeier der Vereinigung Süddeutschlands mit Preußen, welche wir in der nächsten Wochen begehen werden, neben einer umfassenden Amnestie für die politischen Opfer des Septemberkurses auch den offiziellen Widerruf der zirkulirenden Kriegsgerüchte wider den inneren Feind und die Beseitigung der unverkennbaren Animosität des Militärs gegen die Bürgerschaft bescheeren.

Ulm a. D. Eduard Engels.

Naturalismus und Varietätentheater.

„Toujours Sardon, toujours Dumas fils et Jnles Lemaitre! C'est bien ennuyant! Est — ce qu'il n'y a pas de réalisme aux théâtres de Paris?

„Très-peu . . . Au théâtre libre . . . Si vous voulez . . .“

Non, non! — Ibsen, Maeterlink, Sndermann: nous en avons assez en Allemagne. Est-ce qu'il n'y a rien d'autre, quelque chose de français . . .?

„Eh bien! Yvette Guilbert!“

Yvette Guilbert?!

„Certainement! Vous verrez!“

Und wir gingen zur Yvette Guilbert. — — Ein gewaltiger Theaterpalaſt iſt die Skala nicht, wie ihre Namensſchweſter in Mailand, aber ein ganz nett eingerichtetes théâtre de variétés. An den Längsſeiten des großen Saales laufen Logen einher, ausgeſchlagen mit rothem Plüſch. Hier erſcheint für ein halbes Stündchen der befrackte Beau und an ſeinem Arme die zierliche, friſch geſchminkte Tochter der Sünde.

Den mittleren Theil des Saales nehmen lange Reihen von Fauteuils und Parterreſitzen ein. Und dort amüſirt ſich der Student des Quartier latin mit ſeiner „petite belle“, der Kommis mit Freund und Liebchen, und Monſieur Prudhomme, der biedere Bourgeois, mit Frau und Schweſter, mit Mutter und Schwiegermutter. — Man genießt ſein Gläschen eingemachter Kirſchen, man trinkt ſeinen Abſinth und ſpendet den ſentimentalen, den zotigen, den komiſchen und patriotiſchen Vorträgen nachläſſigen Beifall.

Endlich aber erſcheint ſie, auf die Alle geharrt: Yvette Guilbert.

Eine magere Geſtalt. Das Kleid weit ausgeſchnitten an Vorder- und Rückſeite. Die ſonſt unbedeckten Arme in langen, ſchwarzen Handſchuhen. Das Haar gefärbt — karottenroth. Das Geſicht ſcharf geſchnitten: Hervorſtehende Backenknochen, ein breiter Mund mit ſchmalen Lippen, ein paar tiefliegende graue Augen.

Sie beginnt zu ſingen. Und ſeltſam klingt die Melodie ihrer Lieder: nicht wolluſtſchwelgend in lebhaft wechſelnden Tonfolgen und feurigen Rhythmen, auch nicht ſchwärmeriſch-ſentimental oder traurig-melancholiſch: nein, grau — grau wie das Elend — monoton, gelangweilt, blaſirt. Nur der Schluß mit der bizarren Formel erinnert an das Tingeltangellied von geſtern. — Und doch! Es klingt dabei leiſe, leiſe ein Etwas hindurch aus einer anderen Welt, ein verhaltenes Weh . . . Vielleicht das Leid über die erſtorbene Seele . . .?

Nun lauſchen wir auch den Worten. Und eine eigenartige düſtere Welt wird vor unſeren Blick gezaubert: die Welt, die ſich den Tag über in den Winkelgäßchen der Rieſenſtadt verbirgt und erſt, wenn die gütige, die tückiſche Nacht ihr Thun verſchleiert, ſich bloßſtellt: hier im eleganten Chambre séparée des Boulevard-Reſtaurants, wie dort im Café und Tanzſaal des Quartier latin, in den Spelunken am Montmartre und in der Nähe der „Hallen", allüberall, auf allen Gaſſen, wo Menſchenfleiſch und Menſchenblut im Preiſe ſtehen. . . .

Und ſo ſingt uns Yvette das Lied von der „femme pompette", dem „beſchwippſten Dirnlein" . . . Das Mädel kommt gradwegs von einem Feſt der „haute bicherie" und erzählt uns lallend im Champagnerräuſchchen von den Späßen der Nacht. Sechsunddreißig Gläschen hatte ſie getrunken. Und doch war ſie nicht eher in Laune gekommen, als bis man ſie gekitzelt hatte, daß ſie ſich vor Lachen und Schreien auf der Erde gewälzt. Wie luſtig! Wie drollig! Und dann hatte ſie die Strümpfe abgelegt, um nicht vor Hitze zu erſticken. Und alle Welt hatte „bravo!", hatte „da capo" geſchrien. Wie komiſch es war! Und ſchließlich den alten Gecken, wie hatte ſie ihn genasführt!

„Et c' qu'est rigolo, ma chère,
C'est qu'il m'attend' sû l'boul'vard —
Mais moi j' retourn' chez ma mère,
I' m' dégoûte, c' vieux pochard!"

Und bei allen Strophen der Refrain:

„C'est-il drôl'! dirait-on pas
Qu' j'ai la tête d'un' femme pompette,
J'ai rien bu qu' du jus d'ananas
Au Kirsch — avec un' gaufrette.
Mon Dieu! qu' j'ai chaud:
C'est la p'tit' gan —
La p'tit' ganfrette!"

Und wie ſang es die Yvette! Wahrlich, es war kein feucht-fröhliches „Der Wein erfreut des Menſchen Herz" oder „Wer niemals einen Rauſch gehabt". Es war kein liebenswürdiger Humor, der uns lächelnd-nachſichtig von dem Schelmchen erzählt, das geſtern ein wenig zu viel des Guten gethan. . . . Nein, Yvette führt uns die ganze Widerlichkeit eines betrunkenen Weibes vor Augen: wie es lallt und witzelt, wie es vom Weine glüht und Unſinn ſchwatzt, wie es ſelbſt an ſeinen Rauſch nicht glaubt und ſcherzend von den Gemeinheiten erzählt, die es begangen . . .

In einem zweiten Liedchen ſingt uns die Künſtlerin vom armen Schweinchen, das ein allerliebſtes kleines Säulein liebte und von Herzen glücklich war. Doch, ach, da kam ihm ein feiſter ſtarker Eber ins Gehege und gewann den Sieg im Kampf um Säuleins Liebe. Schweinchen ſeufzte lange und härmte ſich ab, doch am Ende — — — nahm es den Eber zum Partner, zum Freunde, der Proletar den Bourgeois . . . . Und die Moral von der Geſchicht:

„Ils sont heureux tous trois
Et vivent comm' des rois.

Que d'homm'es qu' nous approchons,
Cochons, cochons,
Agissent comme des cochons."

Welch herber, grauſamer, ſchmerzvoller Witz in dieſem ſcheinbar ſo übermüthigen Liedchen!

Und weiter zu dem Mädchen, das von der Stunde träumt, in welcher der Geliebte mit ihr im Boot gefahren und ſie zum erſten Male mit Schmeichelworten beſtürmt . . . .

„I' m' app'lait sa goss' sa p'tit' môme,
Dans l'jour, en bateau" . . . .

Doch wie bald, wie bald ſind dieſe glücklichen Stunden entflohen —

„C'était trop beau, l'ciel est canaille,
Quand on est heureux,
Ça dure jamais! Faut que j' m'en aille,
Ma poitrine sonn' creux."

Sie muß dahin, ſie muß ſterben. Beim Athmen raſſelt ſchon die Bruſt . . . Zwei Monate noch, und dann

„faut partir . . . . y a pas?"

Sie weint nicht, ſie jammert nicht, die Proletariertochter, ſie flucht über ihr Geſchick, und — denkt an die erſte ſüße Stunde . . . .

Und weiter! Ein noch grauſigeres Bild! Nicht Schwindſucht iſt es hier, was einen blühenden Leib zerſtört, ſondern das Laſter. Und dieſes tritt uns nicht entgegen, roſig überwachſen von den Blumen der Luſt, ſondern ſchwarz und widerwärtig wie eine Leiche . . . . Eine altgewordene Dirne. — Leidenſchaft und Laſter haben längſt alle ſeeliſchen Regungen in ihr ertödtet, Schminke, Abſinth und Alter ihr körperliches Empfinden abgeſtumpft. Wenn ſie ſich ritzt, ſo weiß ſie nicht mehr, iſt es Blut, iſt es Karmin, was ſo roth hervorquillt auf ihrer Hand. Durch das allnächtliche Umherſchweifen ſind ihre Augen der Sonne entwöhnt. Sie iſt ſo ſchlaff, ſo zum Umſinken müde. Ein ungemiſchter Abſinth muß ihr erſt wieder die abgeſtumpften Nerven erregen. — Und das Alles ſieht ſie, fühlt ſie in erſchreckender Deutlichkeit. Sich ſelbſt zum Ekel, zum Abſcheu vegetirt ſie dahin. — Und doch war auch ſie einſt jung . . . . Und Liebe und ſüße Leidenſchaft erfüllten einſt ihr Herz . . . . Doch, pah!

„D'aimer, j' crois pas qu' ça m'arriva.
Mon cœur est mort, mon corps s'en va;
Il aura p't-êt' un' sépulture.
J'en suis pas sûre!"

Und noch iſt es des Entſetzlichen nicht genug. Wir müſſen der Künſtlerin lauſchen, wie ſie ſich als Dirne einen Galan anlockt auf der Straße, wie ſie ſich entzweit mit ihrem Alphonſe, der ſie mit Füßen tritt, und den

sie doch liebt, wie sie für ihn kaltherzig stiehlt, ja mordet .... kein Blinzeln des Auges, kein Flüstern, kein Lockruf, kein Schrei brutaler Sinnlichkeit, kein Ausdruck der Stumpfheit, der Resignation oder der Verzweiflung wird uns erspart. Den ganzen Kelch müssen wir leeren. Frau Halbwelt hat uns den Rücken gekehrt, wie einst „frou werlte“ dem sinnenfrohen Wirnt von Gravenberg. Und alles Geschwür, das an ihrem Leibe frißt, und alles Gewürm, das an ihrem Fleische nagt, müssen wir betrachten, betasten ....

Ein Zola hat unerbittlich hineingeleuchtet in die Höhlen des Lasters und uns Gemälde entrollt, voll des Entsetzlichen. Degas' Pinsel hat Szenen aus dieser Welt der Verworfenen auf die Leinwand gebannt. Yvette Guilbert bringt sie uns auf die Bühne. Und mit welcher Meisterschaft, welchem Talent! Die kleinen Dichtungen, die zum Theil von ihr selbst geschaffen sind, wie die sich immer ähnelnden monotonen Melodien, deren viele gleichfalls sie selbst komponirt hat: sie gewinnen erst Leben, wenn sie von Yvette Guilbert vorgetragen, von Yvette Guilbert gesungen werden. Inhalt, Wort und Melodie vereinen sich mit der Darstellung, um einen fest in sich abgeschlossenen, harmonischen Eindruck hervorzubringen. Die schauspielerische Darstellungskraft der Künstlerin ist aber das belebende Element in dieser Verbindung. Jeden Zug des Pariser Nachtlebens hat Yvette studirt. Und sie verfügt über tausend Mittel, ihn zu charakterisiren. In lebhafter Rede und kecker Gegenrede, oder in der andeutenden und unbeholfenen Erzählungsweise der Ungebildeten berichten uns die Lieder von irgend einem alltäglichen Vorfall aus dem Treiben der Großstadt. — Parisismen, Gassenworte, Flüche, Interjektionen und eine ungewöhnliche Wortverstümmelung müssen ihr dazu dienen, die gemeine und nachlässig-schludrige Sprechweise der Proletarier zu kennzeichnen. — Die gleichförmige, trübe, graue Melodie mit dem bizarren Schluß bringt uns eine Stimmung der Gleichgültigkeit, der Resignation und des bittern Scherzes. — Doch die wunderbare Darstellung erst belebt dies Alles. Der müde, bittere Zug halberloschener Lüsterheit um den Mund, der freche, tückische Blick des matten Auges, das nur manchmal noch auflodert in Leidenschaft, und selten, selten noch einmal erglänzt in Erinnerung an eine schöne Vergangenheit: sie begleiten jedes Wort, jeden Ton, und geben dem trivialsten Worte eine Bedeutung, dem plattesten Scherze eine satirische Schärfe.

So ist Yvette Guilbert in jeder Beziehung echte Realistin, echte Naturalistin. Sie wählt ihre Stoffe aus dem Leben des Alltags, der Gegenwart. Sie scheut nicht davor zurück, häßliche und abschreckende Seiten zu enthüllen, um wahrhaft zu sein in der Charakteristik. Sie verschmäht es, dort Rosa in den Pinsel zu nehmen, wo sie nur Grau und Schwarz und grellstes Roth in der Wirklichkeit erblickt. Die Zustände, die sie uns schildert, sind nicht erfunden, die Vorgänge, von denen sie berichtet, sind nicht Ausnahmen: sondern all dieses ist in der Seinestadt alltäglich. Sie macht auch nicht die Frauengestalten ihrer Lieder-Komödien und -Tragödien zu unschuldig Verführten und läßt sie sentimental über das verlorene Paradies trauern: sondern Yvette zeichnet sie, wie sie sind: in ihrer Jugend lüstern, gedankenlos, genußsüchtig, in ihrem Alter gleichgültig und resignirt. — Und wie in der Wahl des Stoffes, wie in der Charakteristik der Personen ist unsere

Künſtlerin auch Naturaliſtin in der Form. Im Ausdruck, im Dialekt ſchließt ſie ſich, wie wir ſchon ſahen, möglichſt an die Sprechweiſe ihrer Modelle an. Und in den rezitativen monotonen Melodien hat ſie ſchließlich die treffendſte naturwahrſte Begleitung zu ihren düſtern Erzählungen gefunden.

Und dieſe kleinen Gemälde ergreifen uns mit unwiderſtehlicher Gewalt. Doch iſt es nicht die Wiedergabe unverfälſchter Natur allein, ſondern beſonders der Schimmer des Perſönlichen, der ſie mit Reiz überhaucht. Wir ſind mit der Künſtlerin im tiefſten Herzen unglücklich über dieſes namenloſe Elend, dieſe Verworfenheit und Stumpfheit. Doch haben wir uns mit ihr allmählich an den Anblick des Laſters gewöhnt. Die graue Reſignation hat auch uns erfaßt. Wir können dem Uebel ja doch nicht abhelfen. Wir ſehen ja auch, daß die Opfer ſelbſt nicht verzweifeln und die blühende Jugend gar ſich mit Behagen darin wälzt. Wir laſſen uns anſtecken von dem Leichtſinn und der heiteren Sorgloſigkeit dieſer und von der Selbſtironie und dem Galgenhumor jener. Ja, wir ſtimmen wohl gelegentlich in ihren Scherz und ihr Lachen ein.

Und dieſes unſer Lachen und das Lachen jener — das trunkene Lachen der „femme pompette“, das Leichtſinns-Lachen der Griſette und das Verzweiflungs-Lachen der Soûlarde: es verbindet die Kunſt der Yvette Guilbert mit dem Tingeltangel. Ohne dieſes kurze Lachen wären ihre Lieder Tragödien, furchtbare Bilder des tiefſten Elends. Doch das Lachen verwandelt ſie in Pikanterien des Théâtre de Variétés. Das Lachen, ſelbſt in ſeiner freudloſeſten Art, ſcheint noch Zauberkraft genug zu haben, um Dunkel in ein pikantes Clair-obscur zu verwandeln, um dem bitterſten Tranke Würze zu geben. —

Doch erſt, wenn wir nicht mitlachen, wenn wir ernſt bleiben unter dem Jubel und Beifallslachen der Menge, wenn wir das Kunſtwerk rein als ſolches würdigen, ohne Rückſicht auf die bittern Scherze, die es der Menge ſchmackhaft machen: dann erſt werden wir dem Talente unſerer Künſtlerin gerecht. Grauſam, furchtbar, unerbittlich iſt dann Yvette Guilbert, aber jeder Zoll eine Künſtlerin. Ja, eine echte, wahre Künſtlerin wäre ſie ſelbſt dann, wenn ſie nie etwas anderes geſungen als ihre „Soûlarde“, wie Wereſtſchagin Künſtler wäre, wenn er auch niemals Anderes gemalt als jenen grauſigen Haufen abgeſchnittener Menſchenköpfe. — —

Doch einen Blick noch auf jene begeiſterten Zuſchauer, die ſich in den Logen räkeln und von den Fauteuils aus applaudieren. Woher wohl der ungeheure Beifall, den ſich Yvette Guilbert bei faſt allen Nationen — zu den „Prussiens“ zu kommen, verſchmähte ſie freilich — ſo ſchnell errungen? Iſt es jene echte Kunſt, die ihr die Säle füllt? — Nein! Gewiß nicht! — In erſter Linie — und vorzüglich bei den Ausländern — iſt es der berühmte Name, der anzieht. Der Durchſchnitts-Engländer z. B. im Londoner „Empire Theatre“ jubelt ihr zu, ohne ein Wort ihrer Lieder zu verſtehen. — Und bei den Pariſern ſelbſt? — Nun Monſieur Prudhomme weiß gleichfalls, daß es die berühmte Yvette iſt, die er hört. Da muß er klatſchen und „bis“ ſchreien und recht laut lachen bei ihren mageren Witzlein und Zötlein, obgleich er ſie eigentlich gar nicht recht nach ſeinem Geſchmacke findet: ſo gallig ſind ſie und bitter.

Doch die sogenannten Wissenden, die zu ihr kommen zur Skala oder sie zu sich einladen — Yvette soll in den feinsten Salons der Pariser Gesellschaft singen —: was finden sie so anziehend an ihr? Sollte es wirklich nur die Kunst, das Können Wereſtſchagins ſein, das dieſe reizt? Oder ſind es am Ende gar die abgeſchnittenen Köpfe ſelbſt, die Leichen, die Geier, das Aas und das Blut? Sollte der Décadent am Ende zu Neroniſchen Genüſſen zurückkehren und ſich am Schrecklichen weiden wollen? Sollte ſein Nervenſyſtem etwa ſo zerrüttet ſein, daß auch er, wie jene Unglückliche, „une absinthe pure“ nöthig hat, damit wieder die Saiten klingen? Berührt ſich hier die Kultur des fin de siècle mit der roheſten Unkultur und Barbarei?

Wer weiß? Wer weiß?

Dem Theaterpublikum des phraſentrunkenen 17. Jahrhunderts reizte der derbe Naturalismus eines Riſtſchen Bauernſtückes nur die Lachluſt. — In der Skala erregt dem Pariſer Décadent von heute der grauſige Naturalismus der Yvette Guilbert nur angenehm die matten Nerven.

Hamburg. Hans Ferdinand Gerhard.

Berliner Premièren.

III.

Gerhart Hauptmann: „Florian Geyer".

Wenn Jemand die Geſchichte der „Freien Bühne" zu Berlin ſchreiben wollte, ſo würde er bei den Vorarbeiten zu dieſem vielleicht nicht unverdienſtlichen Werke eine Entdeckung machen, die für Idealiſten recht betrübend wäre. Die leitenden Männer der „Freien Bühne" haben dem Idealismus in der Kunſt ſtets recht wenig Verſtändniß entgegengebracht, weßhalb dem Idealismus im Leben freundlicher geſinnt ſein?

Bisher haben nur die Brahm und Schlenther ſich in eigener Sache geäußert, und weßhalb ſollen Menſchen nicht auch einmal göttlich fühlen und ſagen dürfen: ſiehe da, es iſt gut.

Und doch war nicht Alles gut.

Zwar in den Mehlbrei deutſcher dramatiſcher Litteratur warf die „Freie Bühne" manch Stücklein Sauerteig; zwar, die verlogenen Frivolitätskomödien der Lindau, Blumenthal, Moſer u. ſ. w. werden ſtrenger beurtheilt; zwar . . . .; aber eins tritt dem intuitiven Forſcher entgegen: die „Freie Bühne" iſt geſchaffen, um Gerhart Hauptmann zu machen.

Eine neue Kunſt ſollte auch in Deutſchland verkündet werden, ein neuer nationaler Heiland mußte gefunden werden, und Herr Brahm verkündete dem Volke Iſrael die frohe Botſchaft: Johannes-Brahm predigte und preiſete Jeſum-Hauptmann. Und ſie glaubten ihm.

Es war im Winter 1893/94, als der damalige Akademiſch-Dramatiſche-Verein an der hieſigen Univerſität, auf mein Betreiben mit, Johannes Schlaſs „Meiſter Oelze" zur Aufführung bringen wollte.

Im hohen Rath der „Freien Bühne" gedachte man der Ehrenpflicht, die man doch eigentlich gegen Schlaf habe, und wollte gleichfalls den „Meiſter Oelze" aufführen. Hauptmann war dagegen: das Stück wandele in alten

Gleiſen, keine neue Technik, keine neue Dramatik u. ſ. w. „Meiſter Oelze" wurde von der „Freien Bühne" nicht zur Aufführung gebracht — man konnte das Stück nicht beſetzen. Die von uns angeregte Vorſtellung veranſtaltete Dr. Wille in der Neuen Freien Volksbühne. Sie war vorzüglich.

Johannes Schlafs Stück ruht ſeitdem wieder friedlich. Johannes-Brahm iſt inzwiſchen Direktor geworden; er predigt Jeſum-Hauptmann noch immer; Schlaf, der urſprünglich wohl der tiefere und größere Künſtler war, iſt ohne die Anerkennung geblieben, die er vollauf verdiente. Daß dem ſo iſt, iſt vielleicht der dunkelſte Fleck auf dem Schilde der „Freien Bühne".

Weßhalb ich das Alles erzähle? Um mein Urtheil über Hauptmann und ſein neueſtes Werk genügend begründen zu können.

Ich ſtehe Gerhart Hauptmann durchaus ſympathiſch gegenüber und halte ihn im Ganzen für einen ehrlich ſtrebenden Künſtler; für einen Künſtler, der allerdings auch das Geſchäft verſteht.

Die Gründung des neuen Montagsblättchens: „Die Welt", „„in der man ſich langweilt"" möchte auch ich ſie nennen, die mit Hauptmanns Geld gemacht ſein ſoll, halte ich zwar für eine verfehlte Spekulation. Im Allgemeinen gilt Gerhart in der Familie ſogar für ein Finanzgenie, ich will ihn damit nicht herabſetzen. Es iſt ſehr gut, in Geldangelegenheiten praktiſch zu ſein, nur nicht immer ganz künſtleriſch.

* * *

„Vor Sonnenaufgang" iſt eine klägliche Komödie, deren oft rüder Naturalismus wir dem Erſtlingswerke zu gute halten wollen. Der Werth liegt in der ſcharfen, treffſicheren Charakteriſtik.

Das „Friedensfeſt" und „Einſame Menſchen" ſind zwei gewaltige Seelendramen voll pſychologiſcher Feinheiten, mit theilweiſe etwas zu ſtarkem Ueberwiegen der Milieuſchilderung; techniſch ſind beide Stücke ziemlich mangelhaft. „Kollege Crampton" iſt mir immer recht läppiſch vorgekommen; ich halte das Stück für eine verfehlte Charakterſtudie. Auch dem „Biberpelz" und dem ſüßlichen „Hannele" kann ich nicht viel Gutes ablauſchen. Es ſind mehr Entwürfe, Skizzen, Studien; es fehlt der machtvolle dramatiſche Geſtalter.

Mit den „Webern" ſchien Hauptmann einen neuen Abſchnitt ſeines Schaffens beginnen zu wollen. Florian Geyer iſt der zweite Schritt auf dieſem Wege; ein Weg, auf dem man nicht vorwärts kommen kann.

Die Weber ſind ein heldenloſes Drama. Liebenswürdige Schönredner

könnten wohl ſagen, wie Romeo und Julie die Tragödie der Liebe, wie der Kaufmann von Venedig die Komödie der Freundſchaft u. ſ. w., ſo ſind die Weber die Tragödie der Noth. Die Noth, wie ſie langſam kriechend vorwärts ſchleicht, und rieſenhaft anſchwillt, das iſt der Held. Ich würde einen ſolchen Erklärungsverſuch, obwohl er mehr unter- als auslegt, gelten laſſen, er gefällt mir ſogar. Aber man darf Geiſtreichelei nicht zu weit treiben. So kann ich Alfred Kerr, deſſen ſpitze Feder außer Herrn Hofbuchhändler S. Fiſcher zu Tödtungen und Lebendigkitzeln in der Neuen Deutſchen Rundſchau, je nachdem die Verſuchsobjekte bei ihm verlegen laſſen, oder nicht, auch der Haupthintermann jener „Welt" für beſonders ſchwierige Aufgaben gewonnen hat, nicht folgen, wenn er deutelt: der Hauptheld des Florian Geyer iſt eine Bewegung!

Eine Idee, oder eine Sache kann nicht Held eines Dramas ſein. Das widerſpricht einfach dem Weſen des Dramas.

Es giebt Grundgeſetze des dramatiſchen Schaffens, die für alle Zeit Gültigkeit haben, und die Niemand ſtraflos verletzen kann.

Was Ariſtoteles in ſeiner Poetik, was Leſſing in der Hamburgiſchen Dramaturgie, was fleißige Epigonen ſonſt noch über die Technik des Dramas geſchrieben haben, mag ja in manchen Punkten mit Recht als überwunden gelten. Es wäre unangebrachte Orthodoxie, das nicht zuzugeſtehen. Sogar mehr: ſchon macht ſich dringend das Bedürfniß nach einer neuen Dramaturgie geltend; noch kann ſie nicht geſchrieben werden, aber die Vorarbeiten können und müſſen begonnen werden. Auf allen Gebieten haben ſich gewaltige Umwandlungen vollzogen, gewaltigere werden wohl noch folgen. Beuge Dein Haupt, ſtolzer Sohn Deiner Zeit, verbrenne, was Du angebetet, bete an, was Du verbrannt haſt.

Eins aber wird in allen Zeiten gleich ſein: das menſchliche Faſſungsvermögen. Der Menſch iſt und bleibt Menſch. So lange Denken, Fühlen, und Wollen ihn beſeelt, wird er ſündigen; ſo lange er Körper iſt, wird er mit Körpern rechnen und man wird auch mit ſeinem rechnen müſſen. Und keine neue Technik des Dramas wird das vergeſſen dürfen, daß ihre Arbeit für Menſchen beſtimmt iſt und ſei.

Man hat nicht umſonſt die Poeſie in die drei großen Gruppengebiete des Dramas, Epos und der Lyrik geſchieden. Drama heißt noch immer Handlung; mag ſie vielleicht aus der mehr lyriſchen Darſtellung leidenſchaftlichen Empfindens, ſo bei den Griechen, oder aus der mehr epiſchen

Schilderung der Begebenheiten, so bei den Germanen, sich entwickelt haben. Im Buchdrama kann sogar der eine oder andere nicht eigentlich dramatische Bestandtheil überwiegen, im Bühnendrama nicht.

Ueber alle derartigen Erwägungen hat sich Hauptmann bei seinem Florian Geyer leicht hinweggesetzt oder ihnen entgegen handeln zu müssen geglaubt. Und das ist schade. Das ist keine souveräne Verachtung, die der Künstler beengenden Fesseln gegenüber bezeigt, sondern das ist ein Verkennen von Soseinmüssendem, Nichtanderssein-könnendem.

Hauptmann hat Musiker oder Maler werden wollen. Florian Geyer erinnert sehr daran. Leider zu sehr. Das Werk als Ganzes scheint musikalisch gedacht, die einzelnen Theile sind gemalt: so ist ein ästhetisches Monstrum entstanden.

Fünf Akte und ein Vorspiel. Das ist an sich nicht zu viel. Die ursprüngliche Theilung der Wallensteintrilogie dachte dem ersten Abend noch mehr zu. Die Ermüdung, die sich bis zum ersten Drittel, des dritten Aktes steigert, löst sich erst im vierten und fünften Akte. Bis dahin reicht, was man so Exposition nennt, eine Exposition in ermüdender, verwirrender, zerfließender Breite. Bild folgt auf Bild, bald langsamer, bald rascher; kaleidoskopartig fließt Alles in einander, wir verstehen wohl das Einzelne, aber immer wieder fragen wir uns: wozu das Alles? Das sind Entwürfe, Vorstudien, Materialien, wo ist aber nun der Meister, der das Kunstwerk, das große Kunstwerk, das Hauptmann ahnte und sah, auch wirklich schafft? Und wir fragen weiter: ist er nicht dazu im Stande, kann er es nicht schaffen, oder wollte er nicht? Der Versuch, durch Gestaltenfülle und Massencharakteristik zu wirken, dramatisch zu wirken, der bei den Webern fast geglückt schien, hier ist er entschieden mißlungen, und er muß mißlingen.

Der Zuschauer, ein Mensch, kann den im raschen Wechsel vorbeiziehenden Bildern, die, wie gesagt, nur aneinandergereiht sind, nicht folgen; er kann nicht, wie bei der Lektüre, zurückblättern und die Szene noch einmal lesen. Es geht vorwärts. Und da der dünne Faden dramatischer Handlung ihm durch das bühnennothwendige Fortschreiten zerrissen ist, wird er theilnahmslos, unlustig; er weiß nicht mehr, wer jetzt spricht, es ist ihm gleichgiltig. Ich möchte Den kennen lernen, der im Stande ist, nach einmaligem Sehen mir den Inhalt der ersten vier Akte anzugeben. Es mag sein, daß nach wiederholtem Lesen oder bei öfterem Sehen die poetischen Schönheiten mehr und schärfer hervortreten als auf den ersten Blick. Gewiß ist das Stück nicht das beste, das wir nur einmal sehen mögen: ein Schau-

ſpiel, welches nicht verdient öfter geſehen zu werden, verdient dieſes auch nicht einmal.

Aber eine Dichtung darf nicht ſo verwirrend komponirt ſein, daß wir uns heiß bemühen müſſen, um uns in ihrem Labyrinthe nicht zu verirren. Man verlange auch von mir nicht, daß ich hier einen Führer durch das Florian Geyer-Labyrinth gebe.

Dieſem erſten Fundamentalfehler reiht ſich ein zweiter an: mit epiſcher Breite wird immer und immer wieder erzählt, geſchildert, beſchrieben. Der Zuſchauer will aber ſehen. Es iſt ja möglich, bisweilen ſogar nöthig, daß wir die Wirkungen einer That ſehen; das hat aber anders zu geſchehen als durch Bierbankgeſpräche. Beim Leſen des über 300 Seiten ſtarken Werkes*) hat man noch Mühe, ſich durch den Wuſt von Details hindurch zu finden, beim Leſen fühlt man es ſchon deutlich: das iſt nichts für die Bühne.

Es wird wohl geſtattet ſein, die Frage aufzuwerfen: was iſt die Idee des Florian Geyer? Hauptmann ſcheint ſich einigen Hiſtorikern anzuſchließen, deren Meinung dahin geht: es ſei damals das Streben geweſen, Deutſchland zu einer ſtark zentraliſirten Monarchie auf demokratiſcher Grundlage zu geſtalten.

Florian Geyer hält auch eine Rede zum Fenſter hinaus, die in national-liberaler Verſchwommenheit etwas derartiges durchblicken läßt. Nicht ſcharf und klar, wie überhaupt der Charakter des Titelhelden ſehr bennigſenhaft gezeichnet iſt und vollſtändig moſaikirt iſt. Eine Reihe kleiner Charakterzüge zeichnet uns der Dichter, Züge von feiner Weichheit und grober Schärfe, einzeln für ſich betrachtet iſt jeder poetiſch, aber es fehlt auch hier die ſtraffe Geſchloſſenheit und runde Fülle der Kompoſition. Florian Geyer iſt kein einheitlicher Charakter, man könnte ihn faſt einen unklaren Kopf nennen. Und weiter, er iſt, ſo viel klare menſchliche Züge ihm angedichtet ſind, doch kein Menſch, ſondern eine fein ausgeklügelte Maſchine, ein Produkt Hauptmannſcher Gedankenarbeit. Manche Nebenfiguren ſind weit beſſer gelungen, als der Titelheld.

In zwiefacher Hinſicht ſcheint mir die moderne dramatiſche Kunſt ihre Vorläufer beſiegen zu wollen. Zweierlei erſtrebt man: eine feinere Individualpſychologie und die Milieuſchilderung. Beides mit Recht, aber auch beides mit Maß.

---

*) Gerhart Hauptmann, Florian Geyer. Berlin. S. Fiſcher Verlag 1896.

Goethes Berlichingen und Egmont können immer, auch hierfür, noch als Muſter aufgeſtellt werden. Der Vergleich mit dieſen Meiſterwerken, den uns die jahrelange widerliche Reklame der Clique aufzwingt, ſchlägt allerdings gar ſehr zu Ungunſten Hauptmanns aus. Deßhalb glaube ich an die Offenbarung des Hauptmannſchen Hauspropheten, Kerr, nicht, wenn er ſagt: wenn es ein naturaliſtiſches hiſtoriſches Drama giebt, ſo iſt es Florian Geyer. Nein, aber wenn wir von Jemandem ein künſtleriſches hiſtoriſches Drama erwarten dürfen, ſo iſt es Gerhard Hauptmann. Allerdings eine ſtarke Selbſtzucht müßte er üben und nicht nur dem Beifall krumm- und gradnaſiger Freunde lauſchen. Wird er das aber können? Hauptmann hat eine kranke, perverſe Phantaſie, ich werde ſpäter noch einmal Gelegenheit nehmen, das des Näheren auszuführen. Für jetzt nur dieſes: im fünften Akte werden die gefeſſelten, flehenden Bauern von trunkenen Junkern mit Hetzpeitſchen umknallt und verulkt. Dieſe Szene rief bei der erſten Aufführung ein minutenlanges Toben hervor, und mit Recht, denn der Anblick war im höchſten Grade abſtoßend, und unäſthetiſch. Weder Mitleid mit den Mißhandelten, noch Wuth gegen die Mißhandler kann man empfinden: nur Ekel und Abſcheu. Mag der Vorgang auch hiſtoriſch ſein, bühnenmöglich iſt er nicht. Das hätte ſich Hauptmann ſagen oder ſagen laſſen müſſen. Oft denke ich recht ſchlecht von meinen lieben Mitmenſchen: ich ſagte mir, entweder wollte Hauptmann ein Lob für ſeine Geſinnungstüchtigkeit von den heiligen drei Königen der deutſchen Sozialdemokratie verdienen, oder er dachte, der unvermeidliche Radau wird Reklame machen, die nichts koſtet und viel einbringt. Ich bin jetzt zu einer anderen Erkenntniß gelangt und bitte Hauptmann ab.

Urſprünglich ſollten in der Szene die Bauern, denen die Neſteln aus den Hoſen genommen, die Hände flehend erheben, die Hoſen gleiten herab und nun hageln die Peitſchenhiebe auf die fleiſchfarbenen Trikots. Hauptmann verſprach ſich ſehr viel von dieſem etwas Direktor Strieſe-mäßigen Trik und willigte nur ungern in das Bekleidetbleiben ein. Sieht man da nicht ganz deutlich die Perverſitäten des Sadismus und Maſochismus?

Der dritte Grundfehler des Stückes iſt der: Florian Geyer iſt ein paſſiver Held. Ein paſſiver Held iſt ein contradictio in adjecto, eine dramatiſche Unmöglichkeit. Soviel wir auch von dem Helden und ſeiner tapferen ſchwarzen Schaar hören, wir glauben es nicht, uns kommt er ſehr klein vor.

Möglich, daß Reicher, den ich ſonſt als feinſinnigen Interpreten

moderner Charaktere schätze, der ungeeignetste Vertreter der Titelrolle war. Markige Kraft, tiefer Humor, erhabene Gleichgiltigkeit fehlte; es ließe sich schauspielerisch schon etwas aus der Rolle machen, vielleicht sogar eine Paradevirtuosenrolle.

Ein passiver Held ist in einem Roman möglich, auf der Bühne nicht. Ich wünsche überhaupt: Florian Geyer wäre als Roman gearbeitet, er würde als solcher einen Ehrenplatz in der deutschen Litteratur verdienen.

Florian Geyer hat es nicht vermocht, uns in den Bann seiner Kreise zu ziehen. Was Anderen schon gelungen, Hauptmann mißlang's hier. Und da er sich weiblich gequält und arg geschuftet hat an seinem Werke und dennoch dem Stoff das Kunstwerk nicht abringen konnte, so kann ich ihn auch nicht für den Ganzgroßen halten. Der Dichter ist seinem Werke erlegen, das quält und drückt mich und läßt die Freude an gelungenen Einzelheiten nicht aufkommen. Ist nun Hauptmann wirklich der neue Heiland?

Vielleicht weilen noch große und gute Menschen, die echte Künstler sind, unter uns, wenn sie auch nicht schaffen; vom lärmenden Getriebe unserer Zeit angeekelt, sind sie zu künstlerisch-vornehm, als daß sie sich dem souveränen Pöbelkönig Publikum offenbarten.

Die Offenbarung des Ich in stillen, heiligen Stunden einem wahren Freunde oder dem herzlieben Weibe, das ist das höchste, vielleicht allzu stolz-egoistische Dichterglück; aber sich auf den Markt hinstellen und nackt ausziehen, — nicht den Körper, sondern die Seele, das vermag nicht Jeder. Aber wenn diese einmal reden . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Berlin. Richard Wiede.

Der Börsengesetzentwurf.

Organisation und rechtliche Stellung der Börsen.

Der Börsengesetzentwurf, der gegenwärtig den Reichstag beschäftigt, beruht im Wesentlichen auf den Vorschlägen der Börsen-Enquête-Kommission, die am 6. Februar 1892 vom Reichskanzler berufen wurde. Sie trat am 6. April 1892 zusammen, hielt im Ganzen 93 Sitzungen ab, vernahm 115 Sachverständige, die in der überwiegenden Mehrzahl dem Effekten- und Waarenhandel, zum geringen Theil der Wissenschaft, Rechtspflege und Presse angehörten, und erstattete am 11. November 1893 ihren Schlußbericht dem Reichskanzler. Gemäß dem Reichstagsbeschluß vom 19. April 1894, durch den die verbündeten Regierungen ersucht wurden, „auf Grund der Ergebnisse der Börsen-Enquête ein Börsengesetz thunlichst bald vorzulegen", begann der Bundesrath seine Berathungen, die er im April vergangenen Jahres beendigte.

Der Gesetzentwurf zerfällt in 76 Paragraphen, die auf 6 Abschnitte vertheilt sind. Die einzelnen Abschnitte sind überschrieben:

I. Allgemeine Bestimmungen über die Börsen und deren Organe.
II. Feststellung des Börsenpreises und Maklerwesen.
III. Zulassung von Werthpapieren zum Börsenhandel
IV. Börsenterminhandel.
V. Kommissionsgeschäft.
VI. Straf- und Schlußbestimmungen.

Die Rechtsstellung und Organisation der Börsen ist in den einzelnen Ländern verschieden. Im Großen und Ganzen kann man drei Systeme unterscheiden: das englisch-amerikanische, das französische und das deutsche. Die englisch-amerikanischen Börsen, deren ausgeprägtesten Typus die Londoner stock exchange bildet, sind autonome Privatvereine mit geschlossener Mitgliederzahl, theils in der Form von Aktiengesellschaften, theils Korporationen anderer Art. Sie sind zünftig organisirt, regeln ihre Angelegenheiten ganz selbstständig durch rules und stehen außerhalb des gemeinen Rechts. Sie entscheiden selbst über Zulassung und Ausschließung von Mitgliedern, ihre Schiedsgerichte sind für Rechtsstreitigkeiten über Börsensachen ausschließlich zuständig, die ordentlichen Gerichte haben selbst für den Konkursfall eines Mitgliedes keine Möglichkeit einzuschreiten. Die Liquidation des Vermögens des Kridars ergiebt sich nach Börsenrecht. Jede Einwirkung des Staates ist den Börsen gegenüber illusorisch, er ist verurtheilt zur Rolle eines unthätigen Zuschauers. Man hat zwar hin und wieder ein Börsengesetz erlassen, das aber regelmäßig von der stock exchange einfach ignorirt wurde. Die Verordnungen standen nur auf dem Papier, wirksam sind sie nie geworden. Die Funktionäre der Londoner Börse sind brokers, dealers und jobbers. Die brokers entsprechen im Wesentlichen unseren Kommissionären, die dealers und jobbers dem selbsteintretenden freien Makler und Tagesspekulanten.

Die französischen Börsen zeigen nicht die Geschlossenheit wie die englisch-amerikanischen, sie bilden rechtlich einen vollständig freien Markt, zu dem

Jedermann Zutritt hat. Innerhalb der Pariser Börse zeigt sich jedoch eine Art zünftige Organisation, im parquet, dem Sitz der agents de change. Letztere, seit 1816 60 an der Zahl, haben de jure ein Vermittelungsmonopol, thatsächlich aber leiden sie sehr stark unter der Konkurrenz der coulisse, wo der freie Markt, marché libre thätig ist. Die agents de change bilden eine geschlossene Korporation und wählen ihre Vertretung, die chambre syndicale, selbst aus ihrer Mitte. Zwischen parquet und coulisse haben böse Kämpfe stattgefunden, auf Seite der ersteren war der Buchstabe des Gesetzes, auf Seite der letzteren die Macht des Bedürfnisses. Seit einigen Jahren hat durch Kompromiß eine Arbeitstheilung zwischen ihnen stattgefunden, und dadurch ist eine gewisse Annäherung erzielt worden.

In Deutschland besteht kein einheitlicher Rechtszustand. Als Typen können die Börsen von Hamburg einerseits, von Berlin andererseits gelten, die übrigen 25 deutschen Börsen ähneln mehr oder weniger der einen oder anderen. Die Hamburger Börse bildet einen vollständig freien Markt, vereidete Makler bestehen ebenso wie in Bremen seit 1871 nicht mehr, wie auch in Hessen-Darmstadt und Baden dieses Institut fehlt. Thatsächlich bestehen auch in Hamburg Beschränkungen des freien Verkehrs durch Händlerverbände, z. B. die der Petroleumhändler und der Spiritusinteressenten, und geradezu eine Monopolisirung durch die Liquidationskassen beim Terminhandel in Kaffee, Zucker und Baumwolle. In Berlin haben die Kaufleute das Privileg des Börsenbesuchs. Zutritt zur Börse haben die Besitzer einer Eintrittskarte. Diese wird von den Aeltesten ohne Weiteres den Mitgliedern der Korporation der Kaufmannschaft ertheilt, anderen Personen nur auf Empfehlung von drei Mitgliedern derselben. Die Befugnisse des Börsenvorstandes gegenüber den Börsenbesuchern sind sehr beschränkt, die einzige Disziplinarstrafe, die ihnen zu Gebote steht, ist Ausschließung von der Börse. Die vereideten Makler haben hier kein Vermittelungsmonopol, doch konzentrirt sich der Kassahandel thatsächlich in ihrer Hand. Eine korporative Verfassung hat seit 1878 die Frankfurter Abendbörse, die sogenante Effektensozietät. Aehnlich wie in Deutschland liegen die Dinge in Oesterreich.

Daß die Entwickelung der Börsen zu einer zünftlerischen Abgeschlossenheit in korporativer Ausgestaltung nach Art der Londoner stock exchange drängt, kann kaum bezweifelt werden, trotzdem hat die Enquête-Kommission und auch der Bundesrat von einer solchen durchgreifenden Aenderung der bestehenden Verhältnisse absehen zu sollen geglaubt. Das ist besonders von Professor Max Weber in Freiburg, einem der besten Kenner der Börsenverhältnisse, der ein großes Wissen mit seltenem Verständniß für das praktische Leben verbindet, als ein böser Fehler gebrandmarkt worden. Daß die englische Form, wenn sie hier durchführbar wäre, gewisse Vorzüge hat, wird Niemand bestreiten, wenn auch eine Kopie der englischen Zustände nicht als Allheilmittel zu betrachten ist, da dieselben aus der Ferne sicherlich in einem zu rosigen Lichte erscheinen. Aber wir können gegenwärtig die englischen Verhältnisse noch nicht auf deutschen Boden übertragen; der Grund liegt in der Verschiedenheit der Organisation des deutschen und englischen Bankwesens. In England besteht unter den Banken weitestgehende Arbeitstheilung; Emissions-, Kommissions-, Depositengeschäft ꝛc. sind vollständig getrennt, das charakteristische Gepräge des deutschen Bankwesens dagegen ist Kombination, Vereinigung der verschiedensten Bankthätigkeiten in einer Hand. Daß eine weitergehende Spezialisirung bei uns wünschenswerth wäre, soll nicht ge-

leugnet werden, und daß der Börsen- und der Depotgesetzentwurf, wie wir an geeigneter Stelle zu beweisen haben werden, darauf hinwirken, ist mit Freude zu begrüßen. Daß weitestgehende Arbeitstheilung die nothwendige Voraussetzung der korporativen Verfassung der Börse ist, giebt Weber selbst zu.

Der Börsengesetzentwurf beschränkt sich im Allgemeinen darauf, die Befugnisse der Landesregierungen den Börsen gegenüber zu erweitern oder, soweit solche Befugnisse überhaupt noch nicht bestehen, wie in Bayern, Baden, Hamburg und Bremen, sie zu schaffen. In Preußen, wo gegenwärtig 16 Börsen bestehen — nämlich Berlin, Breslau, Danzig, Düsseldorf, Elbing, Essen, Frankfurt a. M., Gleiwitz, Grimmen, Halle a. S., Köln, Königsberg, Magdeburg, Memel, Posen, Stettin — unterstehen dieselben bereits gegenwärtig dem Handelsminister. Dieser hat sowohl die Errichtung neuer Börsen, als auch den Erlaß neuer Börsenordnungen zu genehmigen. Die unmittelbare Aufsicht über die Börsen führen in ganz Preußen die Handelskammern und die kaufmännischen Korporationen, auch die Düsseldorfer Börse wird von der Bezirksregierung beaufsichtigt. Während in Preußen die kaufmännischen Korporationen nur als Zwischeninstanzen fungiren und verpflichtet sind, den Anordnungen des Handesministers Folge zu leisten, haben dieselben in den anderen Bundesstaaten die Aufsicht über die Börsen zu eigenem Recht. Der Paragraph 1 des Entwurfes überträgt das Recht der Errichtung und Aufhebung der Börsen sowie der Aufsicht über dieselben und der auf den Börsenverkehr bezüglichen Einrichtungen der Kündigungsbureaus, Liquidationskassen und -Vereinen den Landesregierungen mit der Befugniß, die Ausübung dieser Rechte den Handelsorganen zu übertragen. Als besonderes Aufsichtsorgan soll bei jeder Börse ein von der Landesregierung bestellter Staatskommissar wirken. Ihm liegt die Beachtung der Vorgänge an der Börse ob, sowie die Berichterstattung über hervorgetretene Mängel und über die Mittel zu ihrer Abstellung. Diese Thätigkeit des Staatskommissars war in den Vorschlägen der Enquête-Kommission nicht vorgesehen, dort war der „Regierungskommissar" auf die Theilnahme am ehrengerichtlichen Verfahren, das uns weiter unten beschäftigen wird, beschränkt. Der Staatskommissar stammt aus dem österreichischen Recht, welches ihm durch das Gesetz vom 1. April 1875 das Oberaufsichtsrecht über die Börse verlieh. Der Staatskommissar soll als unparteiischer und unbefangener Augenzeuge sich an der Börse bewegen und die Formen des Börsenverkehrs aus eigener Anschauung kennen lernen, um bei Hervortreten von Mißständen in der Lage zu sein, die Mittel zur Abhülfe der Landesregierung vorzuschlagen. Man wird dagegen kein erhebliches Bedenken geltend machen können. Man hat zwar gesagt, eine derartige Polizeiinstanz sei überflüssig und unerfreulich, ohne jedoch hierfür mehr als die stereotypen Schlagworte, daß in der Ernennung eines derartigen Beamten ein Mißtrauensvotum gegen den Börsenvorstand liege und daß ein Beamter überhaupt zu diesem Posten unfähig sei, vorbringen zu können. An kleinen Börsen dürfte der Staatskommissar allerdings überflüssig sein, — eine Erwägung, welcher der Gesetzentwurf auch in § 2, 2 nach Gebühr Rechnung trägt — an größeren Börsen dagegen, z. B. der Berliner, wird man mit einem kaum auskommen, wenn nicht das Institut nur dekorative Bedeutung haben soll. Warum sich die Vertreter der Börse so sehr gegen diese Neuschöpfung sträuben, ist schlechterdings nicht einzusehen; wenn sie etwas politische Taktik besäßen, würden sie denselben mit offenen Armen empfangen, um der Regierrng zu zeigen, daß

sie es nicht fürchten, wenn man ihnen etwas auf die Finger sieht. Die Sprache, die einige Handelskammerberichte führen, klingt geradezu wie die eines schuldbeladenen Gewissens; man denkt unwillkürlich an das Wort aus Tasso: „Durch Heftigkeit ersetzt der Irrende, was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt."

Auch die Errichtung des Börsenausschusses ist als zweckmäßig anzuerkennen. Er soll mindestens aus 30 Mitgliedern bestehen, welche vom Bundesrath in der Regel auf je drei Jahre gewählt werden und zwar zwei Drittel auf Vorschlag der Organe der deutschen Börsen, die übrigen Mitglieder sollen die Interessen der außerhalb der Börse stehenden Berufskreise, der Müllerei, der Landwirthschaft, der größeren Industriegruppen und des kaufenden Publikums vertreten. Diese Börsenkammer soll ein sachverständiges Gutachten abgeben über die durch den Gesetzentwurf dem Bundesrath überwiesenen Angelegenheiten.

Die Befugnisse des Bundesraths sind die folgenden:

Der Bundesrath soll befugt sein:

1) eine amtliche Feststellung des Börsenpreises bestimmter Waaren allgemein oder für einzelne Börsen vorzuschreiben und Bestimmungen zu erlassen zur Herbeiführung einheitlicher Grundsätze über die den Notizen von Waarenpreisen zu Grunde zu legenden Mengen und über die für die Preisnotizen von Werthpapieren maßgebenden Gebräuche.
2) Anordnungen zu treffen über die Voraussetzungen der Zulassung von Werthpapieren zum Börsenhandel und die Aufgaben der Zulassungsstellen.
3) Den Böesenterminhandel und den zu einem solchen sich ausbildenden Geschäftsverkehr in Werthpapieren und Waaren zu untersagen und von Bedingungen abhängig zu machen, sowie die Lieferungsqualität des Termingetreides für die deutschen Börsen festzustellen.

Während hinsichtlich dieser Punkte der Bundesrath durch Ausführungsverordnungen für einheitliche Prinzipien Sorge zu tragen hat, ist für die äußere und innere Organisation der Börse das Mindestmaß der Uebereinstimmung durch das Gesetz fixirt.

Das gilt zunächst für die Börsenordnungrn. Dieselben müssen Bestimmungen enthalten:

1) über die Börsenleitung und ihre Organe
2) über die Geschäftszweige, für welche die Börseneinrichtungen bestimmt sind
3) über die Voraussetzungen der Zulassung zum Besuch der Börse
4) darüber, in welcher Weise die Preise und Kurse zu notieren sind.

Die Bestimmungen unter 1) und 2) sind besonders mit Rücksicht auf die hanseatischen Börsen getroffen, um an ihrem altüberlieferten Zustande nicht zu schroffe Aenderungen vorzunehmen.

Die Gesetzes-Vorschläge über Zulassung zur Börse, Börsendisziplin und den Ehrengerichtshof werden uns das nächste Mal beschäftigen.

Spectator.

Im Halbschlummertraume.

Von Ferd. Chr. von Thiede.

(Nachdruck verboten.)

Wie spät mag es wohl sein? Es ist noch ziemlich dunkel im Zimmer. Draußen alles grau in grau. Regen und Wind.

Ich sehe nach der Uhr. Sieben — und um fünf war ich nach Hause gekommen. Mich fröstelt.

Ich fahre mit den Händen über die seidene Steppdecke, will sie höher heraufziehen, da, das dumpfe und doch so sensitive Gefühl in den Fingerspitzen, wie es mir aus der Chloroformnarkose nur zu gut bekannt ist.

Ach, ich fühlte mich mal wieder recht unglücklich!

Weltschmerz ist's eigentlich nicht . . . es ist die ganz verdammte Stimmung nach durchsumpften Nächten . . . miseratio felium moralis . . . auch graues Elend genannt.

An Wiedereinschlafen ist da nicht zu denken.

Das Tapetenmuster ist mir widerlich langweilig — immer die alten Fratzen — hundertmal betrachtet und gedeutet.

Auf dem Nachttische liegt ein Buch; der neueste Dekadence-Roman.

Ich habe drei Seiten gelesen — — — das Buch nähert sich rasch seinem früheren Platze — fast wäre die Uhr durch die unsanfte Berührung auf die Erde gefallen. — Drei Minuten nach sieben.

Es ist doch 'ne Schande für einen dreißigjährigen Menschen, noch so durchzugehen.

Früher, als Student, da log man sich vor — na, man glaubte es auch vielleicht — man wolle Menschenstudien machen.

Das war aber doch nun zur Genüge geschehen!

Was war mal wieder der Anlaß gewesen?

Natürlich 'ne Gesellschaft!

Was liegt nicht Alles in dem Worte „Gesellschaft"?

So ziemlich der „Gesellschaft" ganzer Jammer. Unbequemlichkeiten für die Gastgeber . . . erheuchelte und erlogene Freundlichkeit . . . fade Seichtheit . . . Klatschsucht . . . widerliche Prüderie . . . dreimal furchtbare, ewig entsetzliche Langeweile . . . und nun vom volkswirthschaftlichen Standpunkte . . .

Fünf Minuten nach sieben — und schon bei der Nationalökonomie angelangt.

Herrgott, wie öde wars wieder gewesen! „Gnä'e Frau", gnä'es Fräulein", — „Rousseauinsel", — „Schlittschuhlaufen", — „Pensionat des jeunes filles à Lausanne" — „Schauspielhaus", „äh wirklich pyra . . . äh, hm" „Talisman" — „Se. Majestät" „gnä'e Frau" — gnä'es Fräulein" — Zum Verre . . . .

Wirklich: Gott schütze mich vor diesen Freunden; vor meinen Feinden werd' ich mich schon selber schützen!

Und wer nicht in dieses öde Phrasenstereotypismenhorn mit seiner Männerstimme stößt, daß sie sanft melodisch heraustönt — der ist langweilig.

Ich war's gestern Abend auch gewesen — macht Nichts — mir war's ja egal; ich wollte keine Herzen erobern, keine Protektorin gewinnen — ich war ja nur froh, so rasch wie möglich raus aus der Gesellschaft des geistigen Kretinismus.

Den Abschiedshandkuß der Frau vom Hause auf die magere Rechte gehaucht — Gott sei Dank, die Qual war zu Ende.

Acht Minuten nach sieben.

Es regnet noch immer.

Die Zigaretten stehen auf dem Schreibtische — eh — aufstehen — neh, lieber nich!

Vielleicht schlafe ich doch noch etwas. Ich drehe mich um, der Wand zu, wickele mich fest ein.

Ich fange an zu zählen: bis hundert — wieder zurück. Es nützt nichts.

Ach, das Leben ist doch . . . .

Vielleicht, wenn man nicht so allein lebte.

Heirathen?

So Eine von gestern Abend?

Gott soll mich behüten und bewahren bis in das höchste Alter, aber —

Schließlich: taugen thun die Mädels auch Nichts.

Man hat doch auch schon so seine Erfahrungen gemacht.

Wenn Mirus in seinem sächselnden Intrigantentone so sagte: „Wie ich die Weiber hasse!"

Ja, der kleine Mirus — und Löwen, wo die wohl jetzt sein mögen.

„Wie ich die Weiber hasse!"

Und einmal hatte ich doch Eine aus diesem Geschlechte geliebt.

Ach ja! — Damals — damals hätte Alles anders kommen können — aber es kam nicht anders, sondern so.

Was mag wohl aus ihr geworden sein? Ich hatte sie doch mal recht lieb gehabt. Glückliche Pennälerzeit im kleinen Harzstädtchen!

Wenn man den Homer für Lempel nicht präparirt hatte und dann doch gut durchkam.

Und dann Zeus, der oberste der Götter, mit seinem großem Barte, ewigen Räuspern, die abgeschriebenen Notizen zum Horaz hinten ins Buch eingeheftet, um sie unauffällig vorlesen zu können.

Und der Kollege Dschingistan mit seinem entsetzlichen Geschichtsunterricht und den zum Abitur in Gestalt von Privatstunden verkauften Examenfragen.

O, schöne Zeit, o, sel'ge Zeit!

Dann die verbotenen Bowlen und Hazardspielchen und Höhere-Töchterpoussaden.

Frieda, Trudel, Elsbeth, Lotti, Anna.

Ja, Anna, aahch.

Anna mit den großen braunen Frageaugen, den prächtigen Zöpfen, dem Rosenmund . . . .

Hatte ich sie eigentlich geliebt, so geliebt, daß, wenn wir uns geheirathet hätten, wir immerdar glücklich gewesen wären?

Und nun sollte mir das Glück für immer versagt bleiben? War sie die Eine und Einzige gewesen? Giebt's überhaupt denn nur Eine? Was ist eigentlich Liebe? Ich hätte noch Psychologie und Physiologie studiren sollen — dann wüßt' ich's vielleicht . . . .

Aber es war auch so genug gewesen.

Die Prüfungsbonzen mögen schöne Augen gemacht haben, als sie damals in den Exmatrikeln lasen: Kunstgeschichte, Institutionen des römischen Rechts, Lehre vom Kontrapunkt, Pandekten, Horazinterpretationen und andere nicht brotstudienhafte Fachkollegia.

Zehn Minuten nach sieben.

Wenn jetzt noch mal die Zeit dieser Jugendliebe wäre, ich würde sie wahrscheinlich anders nutzen.

Dort, in der Laube unten im Garten, inmitten blühender Rosen, da saßen wir; in solchem Garten mußte man sich ja verlieben.

Sie las Märchen oder lernte englische oder französische Gedichte, und ich — ich repetirte Meere, Flüsse, Berge aller Zonen, lernte Konzilien, die zehn Gebote, Horazoden und den anderen Krimskrams, so man zum Examen braucht, und meine Gedanken flogen weiter und weiter und trugen mich dahin in kühnem Zuge in die Gefilde der Zukunft, und — in drei Wochen war das Examen.

Wir saßen uns gegenüber und sahen uns kaum an, und es wurde dunkel, zum Lesen und Lernen zu dunkel, und wir saßen und sprachen nicht zusammen und küßten uns nicht.

Herr — Gott, was war ich doch für'n Schaf! Wenn ich's Aergern mir nicht abgewöhnt hätte, hierüber könnt' ich's fast.

Die reizendste filia hospitalis — und — keinen Kuß.

Und wenn ich nur gewollt hätte — tja — ich hatte eben komischer Weise meine späteren Erfahrungen damals noch nicht gemacht.

Was für Studien in der Psychologie hätte ich da machen können — nein — Studien? — ich liebte sie ja — ja! — ohne phrasenhafte Zusätze, ich liebte sie.

Wußte ich denn als Primaner überhaupt, was Liebe war?

Die reine, wahre Liebe kannt' ich da wohl besser, als jetzt, an soviel Jahren, Erfahrungen und Sünden reicher. Ob sie mich auch geliebt hat? So wirklich von Herzen lieb gehabt? Ich bin sonst nicht neugierig, aber das hätte ich doch gern rausgekriegt — vielleicht später noch mal — oder — wenn ich sonst — oh, ihr Jugendträume — ein zweiter Goethe geworden, dann könnte es eine Doktorfrage werden für die kommenden Geschlechter, die Germanistik, brrr, studiren.

Ein fünfzehnjähriges Mädchenherz ist garnicht so leicht zu ergründen. Oder war ich damals doch noch zu dumm?

Ja, ob sie mich geliebt hat?

Zu mir hatte sie es ja gesagt, es war am . . .? am . . .? doch vergessen!

Wie glücklich war ich da!

Es waren doch selige Zeiten!

Das waren Tage, die wohl nie wiederkehren werden.

So tiefer Frieden in der Bruſt; keiner Kreatur hätt' ich was zu Leide thun können.

Ja, was ſo ein „Ja" nicht Alles machen kann.

Zwölf Minuten nach ſieben. Die Uhr iſt doch nicht ſtehen geblieben? Nein, es mag wohl ſtimmen.

Dieſes Ja, dieſes Ja!

Ganze Briefe habe ich drüber an Böhme geſchrieben.

Wie's dem guten Kerl wohl mit ſeiner kranken Lunge gehen mag?

Er meinte, man müßte das Ja eben gehört haben.

Aber ich konnte das Ja doch ebenſo wenig beſchreiben und nachmachen, wie die Mutter Emilia Galotti's den Ton des ſterbenden Appiani.

n' Phonographen hätt' ich aufſtellen ſollen.

Sicherer iſt ſicherer.

Na, 's nächſte Mal vielleicht machen wir's ſo.

Damals ſtand ich an einem Wendepunkte in meinem Leben.

Das „Ja" hätte uns auf ewig verbunden, aber — — — ſie verrieth mich, tja, anders kann man's eigentlich nicht nennen.

Ganz ſchlicht und einfach verrieth, verleugnete ſie mich.

Wie ſagt doch ſchon Wodan zu Lodfafner:

Trau nicht des Mädchens traulichem Wort,
Trau nicht des Weibes traulichem Wort,
Wankelmuth's Wohnung iſt weibliche Bruſt,
Ihr Herz ward geſchaffen auf ſchwingendem Rad.

Den tiefen Widerſpruch zwiſchen dem „Ja" und dem „Nein" hab' ich zu heben geſucht; hatt' ich nicht mal . . .? ja, richtig . . . eine Novelle wollt' ich ſchreiben: Carmen oder Desdemona. Ach zum Teufel, raus aus dem Bett . . .

Und doch, geliebt hab' ich ſie und die Erinnerung an die Zeit iſt ſchön.

Wenn ſie mich da nun nicht verleugnet hätte, wie wäre es dann wohl gekommen?

Süßes Gatten- und Vaterglück . . . ach, vergeſſen, vergeſſen.

Ob ich mich mal nach ihr erkundige? Viel Zweck hat's auch nicht. Sie iſt gewiß jetzt ſchon Frau Regiſtratorin oder Gymnaſiallehrerin — ach, vorüber, ihr Schafe, vorüber.

Was iſt toller als das Leben,
Was iſt toller als die Welt?

Recht haſt Du, Bruder Grabbe.

Ein viertel Acht, na da mach' ich noch das Urtheil in Sachen: Stock gegen Stein; und dann hotte hüh, wieder in den Dienſt.

Hieb und Stich.

Herr Sanitätsrath Dr. Edel, der Inhaber der bekannten Nervenheilanstalt in Charlottenburg, über die wiederholt gar merkwürdige Enthüllungen in die Oeffentlichkeit drangen, hat nun schon die zweite Beleidigungsklage gegen eine Zeitung, die sich mit den in seiner Anstalt herrschenden Zuständen beschäftigte, zurückgenommen. — Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!

* * *

Flora Gaß, Hammersteins ehemaliges Liebchen, soll von dem bekannten Fritz von Schirp als Kassirerin einer von ihm betriebenen Lebemänner-Kneipe angeworben worden sei. Die schöne Flora scheint demnach besser zu sein, als Hammerstein, der sich bekanntlich gar nicht zum Kassenverwalter eignete. — Die Frau des verdufteten Fritz Friedmann soll ebenfalls beabsichtigt haben, sich öffentlich zur Schau zu stellen. Die Verwirklichung ihres Planes soll jedoch merkwürdigerweise an dem rühmlichst bekannten Idealismus der Herren Dorn und Baron gescheitert sein, die ihre im Dienste der hehren Kunst stehende Fleischausstellungshalle im Wintergarten nicht zu so profanem Zwecke hergeben wollten.

* * *

In Hamburg sind die Polizeispitzel durch behördliche Verfügung abgeschafft worden; sie sollen nämlich fortan den amtlichen Titel: „Außendienst thuende Diätare" führen. Das klingt thatsächlich besser, als die bisher übliche, von Berlin her importirte Bezeichnung: Achtgroschenjungen.

* * *

Armand Rosenthal aus Fürth, der sich in Paris Jacques St. Cère nannte und als Auslandsredakteur des „Figaro" eine gewisse Rolle spielte, ist dieser Tage wegen Erpressung und anderer Unreinlichkeiten von dem Untersuchungsrichter Athalin in Haft genommen worden. Darob besonders große sittliche Entrüstung auf den Redaktionen derjenigen Berliner Blätter, deren Börsenredakteure, wie der von einem Fachmann aufgebrachte Ausdruck lautet, „wöchentlich sechsmal laden". Die Franzosen sollen nun wieder einmal eine durchaus vorkommene Nation sein, weil der biedere Herr Rosenthal aus Fürth ungefähr ein ebenso großer Spitzbube war, als z. B. Fritz Friedmann, dessen Romane jetzt trotzdem von zwei „anständigen" deutschen Verlagsbuchhandlungen mit einem großen Reklameaufwand vertrieben werden.

Mephisto.

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneid in Berlin

Neu! Vielfach patentirt! Wiederverkäufern 27 % Rabatt.

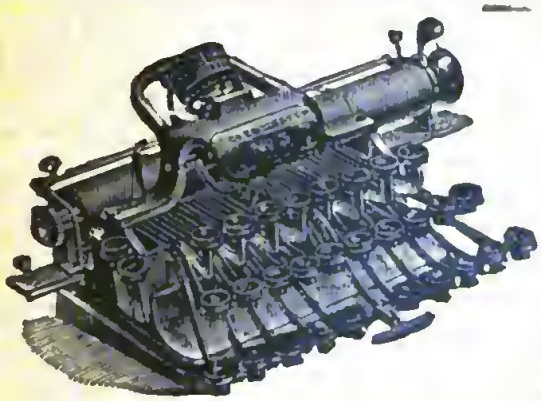
Glatteis-Drahtsohle

schafft sicheren und leichten Gang auf Eis, Glatteis, Schneebahn und Bergen; kann schon im Zimmer angelegt werden. Käuflich in allen Eisen- u. Kurzw.-Handlungen und auf eingesandte Zeichnung des Stiefelbodens franko geg. franko für 1,10 Mk. von

E. Haß Gr.-Giesen bei Hildesheim.
(Nähere Auskunft franko.)

Einbanddecken

der „Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens", Bd. I, II, III, IV, V, in geschmackvoller, dauerhafter Ausführung durch jede Buchhandlung zum Preise von Mk. 1,50 zu beziehen. Desgleichen „Die Kritik" gebunden Bd. I—V jeder Band Mk. 7.



„Blickensderfer".

Beste und billigste
Claviatur-Schreibmaschine.
Preisgekrönt Chicago 1893.
Patentirt in allen Staaten.
Neueste und grossartigste Erfindung auf d. Gebiete d. Schreibmaschinen.

84 Buchstaben, Zahlen und Zeichen. Preis 100 Mk. Prospekt franko.

GROYEN & RICHTMANN, SOLINGEN.

Bücherzettel

3 Pfennig

An die Buchhandlung

Geldschränke neuester Konstruktion, bill. Preise, günstige Zahlungsbedingungen. **E. Palm**, Fabr. Prenzlauer Allee 36.

Celler Zwieback,
nur echt mit Schutzmarke „Viktoria", wohlschmeckendstes Kaffeegebäck, bestes ärztl. empf. Nährmittel für Kinder u. Kranke. Monate lang haltbar. 10mal prämiirt. Elegante, lackirte Blechkasten mit 200 Stück 3,60 M. franko gegen Nachnahme überallhin. Ausführliche Prospekte und Muster gratis.
Viktoria-Zwieback-Fabrik
Harry Trüller, Celle i. H.

Erstes Westfälisches Wurst- und Fleischwaaren-Versand-Geschäft
Paul Eichhorn, Gütersloh in Westfalen.

1a. Cervelatwurst	a Pfd.	1,20	M.
1a. Blockwurst	„ „	1,05	„
Mettwurst zum Kochen	„ „	0,80	„
1a. Schinken	„ „	0,95	„
Rollschinken, ohne Knochen	„ „	1,15	„
Lachsschinken	„ „	1,30	„

Sensationell! Sensationell!
Isabella-Accord-Zither
von Jedermann ohne Musikkenntniß sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rococo-Arbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, 2 Zitherringen, Notenhalter und **3 Notenheften** je ca. 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur M. 15,20** incl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18—20 M.
Richard Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Verlag von **A. Schupp**
München, Turkenstrasse 54.

Pralinés.
Eine reizende Beschäftigung ist es, sich alle Arten **Pralinés** selbst herstellen zu können. Alle Kinder können helfen Hei, der Jubel, wenn die ersten fertig dastehen:
Wer das Buch **Eli Domo, Praliné-Anfertigung,** sich kauft, — eine Mark, Verlag **Otto Rahnmacher, Neubrandenburg** — kann sogleich danach arbeiten.

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin.

Freunde dieses Blattes, die zu abonniren wünschen, werden gebeten, den untenstehenden Bücherzettel abzuschneiden und an eine Buchhandlung einzusenden, falls eine solche nicht erreichbar, direkt an den Kritik-Verlag, Berlin N.W. 6, Luisenstraße 36.

68

Der Unterzeichnete abonnirt hiermit auf

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

(Postzeitungsliste Nr. 3945)

für das laufende Vierteljahr zum Preis von 5 Mark. Betrag wird eingesandt — ist quartalsweise nachzunehmen.

wünscht Zusendung der bisher erschienenen Bände I, II, III, IV, V. Preis 5 Mark, gebunden 7 Mark.

„ „ „ Einbanddecke zu Band I, II, III, IV, V. Preis à Mk. 1.50.

„ „ von Heft ..... einzeln.

(Nichtgewünschtes gefl. zu durchstreichen.)

.....

.....

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

Digitized by Google

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

III. Jahrgang | Nr. 69 | 25. Januar 1896

Gnadenerlasse.
Der große Baal. Von Ottomar Beta.
Enthüllungen aus den Druiden-Logen. Von Karolus Paulo.
Die rumänische Frage in Ungarn. (II.) Von Dr. H. Hink.
Vom neuen Schriftthum. (Tino Moralt. — Fermont. — Im Malstrom. — Geschichten aus Sperlingslust.)
Amanda. Von Ferd. Chr. von Thiede.
„Schärfere Köpfe" trotz alledem! Von Hanns von Gumppenberg.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag

Berlin NW. 6, Luisenstraße Nr. 36

Fernsprecher: III, 1621.

Preis für den Raum eines Feldes (4 Zeilen) nur **1 Mark** netto.

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Berlin, den 25. Januar 1896.

Kuno Fischer, Kritische Streifzüge wider die Unkritik Kleine Schriften, 4. Erste Reihe. Ueber die menschliche Freiheit. Ueber den Witz. Shakespeare und die Bacon-Mythen. Kritische Streifzüge wider die Unkritik Mk. 3,20. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Bei der Garde. Erlebnisse und Eindrücke aus den Kriegsjahren 1870/71 von D. Bernh. Rogge, Hofprediger in Potsdam. Mit 4 Karten. brosch. 2,50 Mk., geb. 4 — Mk. — **Eine Osterreise nach Jerusalem** über Aegypten und Griechenland, von D. Bernh. Rogge. Geh. 2,50 Mk., geb. 4,— Mk. Verlag von Carl Meyer (G. Prior) in Hannover.

Lustige Capperjaulen (Pellkartoffeln) von R. Boim. Geb. 3 Mk. Festgeschenk, ähnlich Reuters Läuschen und Riemels, Verlag Wilhelm Möller, Berlin S., Prinzenstr. 95.

Das Komische. Eine Untersuchung von Dr. Karl Lederhorst, ord. Professor der Philosophie an der Universität Innsbruck, Bd. I: Das Wirklich-Komische, ein Beitrag zur Psychologie u. Aesthetik und eine Darstellung des Ideals des Menschen. Brosch. 12 Mk., geb. Mk. 14,50. Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Die Geisteskolter des Militarismus. Studenten-Novelle von Hermann Witte. Preis 2,40 Mk. — Johanna Eldersklrchen, **Die Prostitution des Mannes.** Auch eine Bergpredigt — auch eine Frauenlecture Preis 60 Pf. Verlags-Magazin (J. Schabelitz) Zürich.

R. Eckart. Deutsche Burgen u. Schlösser im Schmuck der Dichtung. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben Preis 3 Mk., geb. 4 Mk. Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

H. von Seelen, Die deutsche Oper als Aschendrodel! Offener Brief an den Grafen v Hochberg Preis 40 Pf. Verlag von Karl Kohler in Charlottenburg.

Alban Förster,

op 90 Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied m. Pitedeal f mittl Stimme 80 Pf. op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pitedeal. à 1 Mk Verl. v Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Durch alle Buch- u Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Die Verjudung der Aerzte und das dadurch veranlaßte Eindringen des Cynismus in die Medizin von Dr. Dusing. Ein Beitrag zur Frauenärztinnen Frage 1 Mk. Verlag der Buchdruckerei Johs. Basch in Münster i. W.

R. Falb's Neue Wetter-Prognosen und Kalender der kritischen Tage f. 1896. Januar—Juni. Preis 1 Mk Hugo Steinitz Verlag in Berlin.

Max Blum, Wat de Wind vertellt Läuschen in Meckelborgsch Platt Mk 2,50, geb. 3,25. — De Prügelreis'. 2. veränderte Aufl., brosch. Mk 2,50, geb. 3,25. Verlag von Otto Lenz in Leipzig.

Henry Gréville, Franziska. Autorisirte Uebersetzung von „Le Monlin Frappier" von B. Blonchard. Preis geb. 2,50 Mk Verlag von Herm. Starke (C. Plasnick) in Großenhain.

A. Philippi, Der Student und die soeiale Frage. Preis 50 Pf. — Kosmopolitische Spaziergänge des Corpsburschen K. v. Terzenheim. Preis 2 Mk. Akademischer Verlag in München.

Zu beziehen durch **Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin W. 30:**

Schneidt, Kellnerinnen-Fiend. 1 Mk.
Schulz, Woher kommen die kleinen Kinder? 80 Pf.
Grobe Keile auf grobe Klötze. (Von Konrad Alberti) 1,— Mk.
Buhr, Der Sozialismus in der Armee. 50 Pf.
Dan. Sanders, Sein Leben und s. Werke. Rdst Festgrußen zu seinem 70. Geburtstage. Herausgeb. v. Fr. Düsel 2. Aufl. Mit Photogr. 1,60 Mk — **Huth,** Buch berühmter Landwirthe. 2,25 Mk. — **Pohl,** Pastor. Dr. D. Verhältniß d. Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon 1,— Mk. — **Haberland,** Metamorphosen der Pflanzen. 50 Pf. — Wie unterscheidet sich die Methode der Mathematik von der der Philosophie? 80 Pf.

Neue Musikalien für Klavier. Verlag von Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen.

G. Stapel,
op. 63, Friederike-Walzer. 60 Pf. Op. 68, Adolf-Friedrich-Marsch. 80 Pf. Op. 69, Elisabeth-Walzer. 1,20 Mk. Op. 70, Mein schön Berlin, Gesangwalzer. 50 Pf.

H. Berger,
op. 10, Polka-Mazurka. 60 Pf. Op. 11, Gavotte. 60 Pf.

Collection Hartleben. Eine Auswahl der hervorragendsten Romane aller Nationen. 4. Jahrgang. 17. Bd. Wir und unsere Nachbarn. Chronik einer entlegenen Straße. Von H Beecher-Stowe. 2 Bd. geb. 75 Pf. — **P. K. Rosegger's** Schriften, Volks-Ausg. 42 Lfg. à 35 Pf. Der Gottsucher, Roman. — **A. v. Schweiger-Lerchenfeld.** Die Donau als Völkerweg. Schiffahrtsstraße und Reiseroute. Mit Abbild. und Karte. 25. Lfg. à 50 Pf. Verlag von A. Hartleben in Wien.

G. Jäger, Wetter- und Mondkalender für 1896. 2. Jahrgang. Preis 30 Pf. Verlag von W. Kohlhammer in Stuttgart.

O. v. Giese, Cultur und Colonisation der deutschen Oedlanderelen im militärischen und burgerlichen Interesse. Preis 50 Pf. Verlag v. Otto Muller in Aachen.

Gabriele Reuter, Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens. In zwei Teilen br. 4 Mk — **Juliane Dery,** Es fiel ein Reif. Drama in einem Akt. Brosch. 50 Pf. S. Fischer, Verlag, Berlin.

J. Gertler, Humoristische Vorträge. Der Klatschrosen und Vechnelken verdess. u. vermehrte Auflage. Preis Mk. 1,60. Verlag v. J. Fritsche in Reichenberg.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 25. Januar 1896

III. Jahrgang | Nr. 69 | Jahrgang III

Gnadenerlasse.

Schon vor Wochen ging das Gerücht um, daß anläßlich der Jubelfeier vom 18. d. M. umfassende Begnadigungen von Strafgefangenen erfolgen würden. Naive Gemüther nahmen natürlich an, daß die landesherrliche Gnade in erster Linie den politischen Gefangenen zu Statten käme, deren es im gesegneten Deutschland ja eine ganz erkleckliche Menge giebt. Man rechnete dabei stark mit dem ritterlichen, mitunter zu hochherzigen Entschließungen hinneigenden Wesen des Kaisers. Von ihm glaubte man erwarten zu dürfen, daß er unter Umständen wohl im Stande sein würde, die Initiative zu einem Gnadenakt großen Stils zu ergreifen. In diesem Falle hätten die übrigen Landesväter sich nicht ausschließen können, und selbst die sonst so reaktionären Regierungen der Freien Hansestädte hätten dem kaiserlichen Beispiel folgen und ebenfalls von dem schönen Vorrecht der Begnadigung einen recht umfangreichen Gebrauch machen müssen.

Die Solches wünschten und hofften, hatten ihre Rechnung in völliger Unkenntniß der Menschen und der Verhältnisse gemacht. Wie gegenwärtig die Dinge liegen, würde eine Begnadigung politischer Gefangener hauptsächlich der Sozialdemokratie nützen, die so ziemlich die einzige Partei ist, die es noch wagt, der Regierung einen energischen, prinzipiellen Widerstand zu leisten. Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß der Kaiser gerade auf die Sozialdemokratie nicht gut zu sprechen ist.

Der Kampf wider die Partei des Umsturzes, als welche Berather von der Qualifikation des Freiherrn von Stumm dem Monarchen die ihnen auf den Tod verhaßte Arbeiterpartei oft genug geschildert haben und noch manches liebe Mal schildern mögen — der energische, schonungslose Vernichtungskrieg wider diese Partei ist dem Monarchen bekanntlich ernste Herzenssache. Die Gefahren, welche der herrschenden Rechtsordnung von der sozialdemokratischen Seite her drohen, nehmen Wilhelm II. sehr in Anspruch; unablässig beschäftigt er sich mit der ihm unheimlichen Partei, deren rapides Wachsthum ihm unbegreiflich dünkt, weil er unmöglich die Gründe alle überschauen kann, die es naturgemäß herbeiführen.

Die Stellung des Monarchen zu den Menschen und zu den Verhältnissen ist eine solche, daß er nicht leicht in die Lage kommt, sich ein zutreffendes Urtheil über sie zu bilden. Er ist von der Außenwelt abgeschlossen durch eine dichte Zwischenschicht von Hofbeamten, die durch geschickte Handhabung eines kleinlichen Zeremoniells meist in der Lage sind, zu verhindern daß der Monarch für andere Einflüsse erreichbar ist, als für die, welche sie mit Vorbedacht auf ihn wollen wirken lassen. Diese dicke chinesische Mauer zu durchbrechen ist bis jetzt auch der glänzenden Energie des Kaisers noch nicht gelungen, die bei anderen Anlässen wiederholt aufs Beste sich bewährte, und diese Thatsache, die manche Leute bedauern mögen, während andere sich damit begnügen, sie einfach festzustellen — diese Thatsache erklärt vielleicht Manches, was sonst schwer verständlich wäre.

Die Anschauungen Bismarcks über die Sozialdemokratie und über den Kampf mit ihr sind zur Genüge bekannt. Er, dem seine Lobhudler das Hauptverdienst an der Einigung des Reiches zuschreiben, scheint von jeher die Reichseinheit rein äußerlich, so zu sagen rein polizeilich aufgefaßt zu haben. So weit sie durch Anwendung von Gewalt und Zwang sich durchsetzen ließ, hat er an ihrer Herstellung mitgearbeitet, sobald erst sein ursprüngliches, durch das Tagebuch des Kaisers Friedrich genugsam bezeugtes Widerstreben gegen die Reichsidee anderen Erwägungen gewichen war. Die deutsche Einheit war für ihn im günstigsten Falle ein eiserner Reifen, der die verschiedenen deutschen Bundesstaaten zwangsweise zusammenhielt, und niemals dachte er daran, daß es die Aufgabe vorausschauender Staatsklugheit sein könnte, der äußeren Form auch einen würdigen Inhalt zu geben und im Innern des Reiches wenigstens die Grundlage dafür zu schaffen, daß ein friedlicher und gesetzlicher Ausgleich zwischen den verschiedenen Interessengruppen möglich wäre.

Im Gegentheil: Es kann dem ersten Kanzler des neuen Deutschen Reiches der Vorwurf nicht erspart werden, daß er nach Kräften dazu beitrug, den Zwiespalt im Innern zu schüren und jede Anbahnung innerer Einigkeit zu hintertreiben. Seine auf macchiavellistischen Grundsätzen fußende Politik fand es außerordentlich bequem, die verschiedenen Klassen, Parteien und Gruppen gegen einander auszuspielen, um sich dadurch zum Herrscher über alle zu machen. Und wenn eine der Parteien das Spiel durchschaute und sich ernstlich wider ihn wandte, dann hatte er für sie Ausnahmegesetze und sonstige Zwangsmaßregeln bei der Hand, die sie schon würden kirre machen. Mit dieser vielfach als genial gepriesenen Politik hat er allerdings wiederholt Fiasko gemacht; das hatte aber keineswegs zur Folge, daß er sein Unrecht und seine Fehler einsah, sondern es war dies ein Grund mehr für ihn, die Schraube der Gewalt und des Zwanges noch fester anzuziehen. Der Sozialdemokratie gegenüber gab er sich sogar der Hoffnung hin, daß sie in Folge der ihr zugefügten Vergewaltigungen sich früher oder später zu Unbesonnenheiten würde hinreißen lassen, die der Regierung den äußern Anlaß bieten könnten, mit Waffengewalt eine ihr so unliebsame Bewegung zu unterdrücken.

Daß solche Möglichkeiten in den politischen Berechnungen des Fürsten Bismarck eine große Rolle spielten, ist seither genügend erwiesen worden. Er selbst hat erst unlängst wieder erklärt, daß er noch jetzt eine blutige Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie für unerläßlich halte und die allerschärfsten Ausnahmemaßregeln gegen sie schon um dessentwillen billige, weil dadurch die Arbeiterpartei sich möglicher Weise zum Aufstand hinreißen lasse, der dann natürlich blutig würde niedergeschlagen werden. Je eher das geschehe, um so besser sei es, da mit der wachsenden Bedeutung der Sozialdemokratie auch ihre Widerstandsfähigkeit wachsen würde.

Diese furchtbaren Gedankengänge, welche die vielgepriesene deutsche Einheit in so unheimlicher Beleuchtung erscheinen lassen, hat Fürst Bismarck, als er noch im Amt war, gewiß auch Kaiser Wilhelm II. wiederholt vorgetragen. Und es ist anzunehmen, daß der Kaiser sich dem verhängnißvollen Bann solcher gewaltthätigen Vorstellungen nicht ganz entziehen konnte. Wenigstens deuten mehrere Aeußerungen, die er gelegentlich that und die weithin große Beunruhigung hervorriefen, deutlich genug darauf hin. Es mag thatsächlich dem Fürsten Bismarck und seinen Helfershelfern gelungen sein, dem Kaiser die verhängnißvolle Ueberzeugung beizubringen, daß früher oder später eine blutige Auseinandersetzung mit dem Proletariat unausbleiblich

ſei, und da er in dieſer Meinung fortwährend von ſeiner Umgebung beſtärkt werden mag, erſcheint die heftige Abneigung des Monarchen gegen die Sozialdemokratie durchaus erklärlich. Er haßt ſie, weil er ſie nicht kennt und weil ihre Beſtrebungen ihm als verabſcheuenswerth von jeher geſchildert worden ſind. Er haßt ſie vielleicht auch deßhalb, weil das, was von dem Thun und Treiben dieſer etwas wild ſich gebärdenden Partei allenfalls zu ſeiner direkten Wahrnehmung gelangt, in Formen ſich kleidet, die oft roh und abſtoßend ſind. Wenn er Zeit und Gelegenheit hätte, ſich von ernſten Sozialpolitikern über die Sozialdemokratie und über die ſoziale Bewegung gründlich belehren zu laſſen, dann würde er ſich vielleicht der Erkenntniß nicht länger verſchließen können, daß das Vorhandenſein der Sozialdemokratie, ſowie ihr fortwährendes Wachsthum zunächſt als Symptome des allgemeinen Mißbehagens die allergrößte Beachtung verdienen und daß außerdem aber in dieſer ſo vielgeſchmähten Volksbewegung doch auch ein geſunder Kern ſteckt, den ſchonend herauszuſchälen gewiß lohnend wäre.

Mag man von der Sozialdemokratie denken, was man wolle; mag man insbeſondere ihre zum Theil recht rüde und von recht plumpen Patronen betriebene Agitation auch noch ſo ſehr verurtheilen und manches von dem, was ſie anſtrebt, für gänzlich undurchführbar halten, ſo läßt ſich dennoch nicht leugnen, daß die ſozialdemokratiſche Kritik der beſtehenden Rechts- und Eigenthumsordnung von Prinzipien ausgeht, die gar Vieles für ſich haben und, allen behördlichen Verfolgungen zum Trotz, doch vielleicht den Ausgangspunkt bilden werden für eine neue künftige Ordnung der Dinge. Die ökonomiſche und ſozialpolitiſche Entwickelung kann keine Macht auf die Dauer hemmen; an ihr wird auch die Polizei- und Staatsgewalt zu Schanden. Und der mächtigſte Monarch der Erde iſt nicht im Stande, auch nur eins der vielen Entwickelungsſtadien wegzudekretiren, die auf dieſem Gebiete durchlaufen werden müſſen. Eine dieſer Entwickelungsphaſen verkörpert ſich in der Sozialdemokratie, die juſt ſo lange beſtehen und gedeihen wird, als ſie gerade nothwendig iſt. Denn die Sozialdemokratie iſt zur Zeit noch immer eine Nothwendigkeit. Ohne ſie hätten wir bis zur Stunde auch nicht die geringſten Anſätze zu einer ſtaatlichen Arbeiterfürſorge, ohne ſie würden die Proletariermaſſen noch heute in trägem Stumpfſinn dahin vegetiren, den Schlotbaronen und Monarchenſchärfern eine leichte Beute, und ohne die von ihr betriebene, das ganze Volk aufwühlende Propaganda würden die Gewiſſen der Beſſerdenkenden ſo bald noch nicht aus ihrer beſchaulichen Ruhe aufgeſcheucht worden ſein. Kurz: mit Fug und Recht kann man ſagen,

daß die sozialdemokratische Agitation recht vielen Nutzen schon gestiftet hat und daß es zum großen Theil ihr Werk ist, wenn heute das Interesse für die soziale Lage der unteren Klassen ein so erfreulich lebendiges ist und das soziale Pflichtbewußtsein hier und da besonders stark sich geltend macht.

Auch läßt sich gewiß nicht leugnen, daß in den Reihen der Sozialdemokratie neben vielen gewissenlosen Strebern doch auch zahlreiche Idealisten zu finden sind, die nicht Haß und nicht Verachtung sondern Bewunderung viel eher und warme Anerkennung verdienen, weil sie, voll hohen Opfermuthes, Alles hingeben für die Sache, der sie anhängen, und weil sie den egoistischen Regungen keinen Einfluß auf ihr Thun gewähren.

Zum Mindesten ist man diesen Leuten, den ehrlichen und überzeugten Anhängern einer neuen Weltanschauung, jene Achtung schuldig, auf die Jeder ein Anrecht hat, der von lauteren Beweggründen sich leiten läßt und bemüht ist, sein Leben in Einklang zu bringen mit den Anschauungen, die er verficht, und mögen die Opfer, die deßhalb von ihm gefordert werden, auch noch so große sein. Ueber eine Bewegung, wie die sozialdemokratische, läßt sich nicht so ohne Weiteres der Stab brechen, mit ihr wird man nicht fertig, indem man sie mit brutalen Machtmitteln zu unterdrücken versucht, sondern man muß sie zu begreifen versuchen, man muß sich sachlich mit ihr auseinandersetzen und ehrlich sich bemühen, ihr da Recht zu geben, wo sie unbestreitbar Recht hat, und dort mit loyalen Waffen sie bekämpfen, wo man glaubt, ihr pflichtgemäß entgegen treten zu müssen . . .

Das Alles sind freilich Gedanken, die dem Anschauungskreis eines Monarchen wohl meistens recht fern liegen. Aus diesem Grunde kann es auch keineswegs befremden, daß Kaiser Wilhelm, da er nun einmal über die Sozialdemokratie eine so sehr ungünstige Meinung sich gebildet hat, sich auch jetzt nicht dazu entschließen konnte, zu einer generellen Begnadigung für politische Vergehen und Preßdelikte die erste Anregung zu geben. Er kann ja auch gar keine Ahnung davon haben, wie ein solcher Gnadenakt in weiten Volkskreisen gewirkt haben würde. Es sitzen zur Zeit in deutschen Gefängnissen zahlreiche, theilweise zu erheblichen Freiheitsstrafen verurtheilte Personen, bezüglich deren im Volke nur eine Stimme herrscht: — daß sie makellose Ehrenmänner sind und daß ihre Handlungsweise eine löbliche, wenn auch keine gesetzliche gewesen sei.

Nirgends sind die Begriffe von Recht und Unrecht, von Gut und Böse so streitig, wie auf dem Gebiete der politischen Moral, und es ist sehr wohl der Fall denkbar, daß selbst ein durchaus anständiger Mensch sich

nicht nur für berechtigt, ſondern unter Umſtänden ſogar für verpflichtet hält, gegen irgend eine Beſtimmung des Strafgeſetzbuches oder des zur Zeit allgemein gültigen Moralkodex bewußt und planmäßig zu verſtoßen.

Alle dieſe Leute, die ſtraffällig wurden in der beſten Abſicht von der Welt, haben ein Anrecht auf unſer Mitleid. Abgeſehen von ihnen ſchmachten in unſern Gefängniſſen aber auch manche politiſchen „Verbrecher", deren Schuld auch juriſtiſch nicht einmal ganz einwandfrei feſtgeſtellt worden iſt. Irren iſt menſchlich, und auch die Angehörigen des Richterſtandes ſind dem Irrthum unterworfen. Beſonders aber, wenn ihre eigene politiſche Parteiſtellung und das herrſchende Vorurtheil ihnen die Stellungnahme des Angeklagten als beſonders verwerflich und ſtaatsgefährlich erſcheinen läßt, iſt ihr Urtheil ſelten ganz ungetrübt. Die Opfer ſolcher Urtheile leiden wohl am ſchwerſten unter den Verhältniſſen. Sie erfreuen ſich in erhöhtem Maße der Sympathien des Publikums . . . .

Das deutſche Volk würde es — wenigſtens in ſeinen beſſeren Theilen — jubelnd begrüßt haben, wenn das fünfundzwanzigjährige Beſtehen des Reiches den Anlaß gegeben hätte zu umfangreicheren Begnadigungen, als thatſächlich der Fall war, und zwar unter beſonderer Berückſichtigung der politiſchen Gefangenen. Auch hätte ſicher kein Verſtändiger etwas einzuwenden gehabt, wenn allen wegen Majeſtätsbeleidigung Verurtheilten unterſchiedslos die Freiheit geſchenkt worden wäre. Man würde darin eine Art Gewähr dafür erblickt haben, daß ſpäter doch einmal die Zeit kommen muß, wo man aufhören wird, in dem politiſchen Gegner einen ſtrafwürdigen Verbrecher zu erblicken, wo man Jedem das Recht zubilligen wird, ſeine Meinung frei und ohne Scheu zu äußern . . .

Es wäre ſo ſchön geweſen — es hat nicht ſollen ſein! Gegen die Hof- und Beſchwichtigungsräthe, die des Monarchen oft ungeſtümen Elan weiſe zu zügeln redlich ſich mühen, gegen die Kraut- und Schlotjunker, die Einfluß haben bei Hofe und dem Fürſten, dem ſie angeblich dienen, gefliſſentlich die Wahrheit vorenthalten, iſt eben allem Anſchein nach in Preußen kein Kraut gewachſen. Es iſt das Unglück der Monarchen, daß ſie ſo ſelten die Wahrheit zu hören bekommen. K. Sch.

Der große Baal.

(Zur Ausſchlachtung des Botaniſchen Gartens.)

Andre Zeiten, andre Sitten! In der Milliarden-Aera war es Mode, alle paar Jahre einmal den Antrag auf Veräußerung und Zerſchlagung der Staatsdomänen einzubringen. Der Landwirthſchaft gings gut, und man behauptete, daß die Domänen im Privatbeſitz höhere Erträge, Renten und Hypothekenzinſen abwerfen würden. Es läge alſo im öffentlichen Intereſſe ꝛc. ꝛc., wie man in den Parlamentsreden ſeiner Zeit nachleſen kann. Seitdem iſt Waſſer in unſeren Wein gegoſſen worden. Wir haben eine mit 100 Millionen operirende Anſiedelungskommiſſion zur Aufkaufung verkrachter landwirthſchaftlicher Großbetriebe in Polen, ein Rentengutsgeſetz für ganz Preußen zum ſelben Zweck, und nun ſollen die „Rentenbankrentenſchuldigen" auch noch durch das Anerbenrecht gegen die Konkurrenz anderweitiger Verpflichtungen, die aus Erbſchafts-Auszahlungen erwachſen könnten, ſicher geſtellt werden. Probatum est! Wir haben nichts dagegen.

Von der Veräußerung der Staatsdomänen auf dem flachen Lande iſt keine Rede mehr. Die hohen Lieder zum Preiſe der Segnungen der Mobiliſation ſind verklungen.

Anders auf ſtädtiſchem Boden. Zwar hat man auch hier böſe Erfahrungen gemacht. Die Stadt Berlin hat große Terrains veräußert und dann nach wenigen Jahren kleine Parzellen derſelben zur Anlage von kommunalen Gebäuden zurückkaufen müſſen — zu Preiſen, die die für das Ganze erhaltenen Summen faſt verſchlangen.

Man munkelt Mancherlei, indeſſen wir laſſen das Vergangene vergangen ſein. Wir hoffen, die Zukunft wird lehren, daß die verehrten Herren Stadtväter in ſich gegangen ſind und die Intereſſen der Kommune fürderhin beſſer zu wahren verſtehen werden, als dies in dieſer Hinſicht wenigſtens bisher der Fall geweſen.

Um ſo mehr muß es uns Wunder nehmen, daß eine andere Transaktion auf ſtädtiſchem Gebiet, wie es ſcheint, unaufhaltſam ihren Weg geht. Wir meinen die bereits auch in dieſer Zeitſchrift beanſtandete Parzellirung

des Terrains des Botaniſchen Gartens. Während der Staat an ſeinem Domänenbeſitz ſogar unter dem Anſturm der Intereſſenten der Diskontobank und ihres parlamentariſchen Vertreters, Herrn Dr. Miquel, ſelbſt in der goldenſten Zeit unentwegt feſthielt, ſoll derſelbe Staat unter finanzieller Leitung deſſelben Herrn Miquel, den an der Börſe darüber umlaufenden Gerüchten zufolge, nunmehr entſchloſſen ſein, dieſes ſtädtiſche Terrain, welches vielleicht hundert Rittergüter werth iſt, zu veräußern.

Es ſcheint uns ſelbſt dies zwar ganz unglaublich, trotzdem beſteht die Thatſache, daß am 9. Januar d. J. in vielen Börſenberichten das Steigen der Diskonto-Kommandit-Antheile mit dieſem „Geſchäft" in Verbindung gebracht wurde. Und zwar war dies Steigen allerdings um ſo mehr einer Erklärung bedürftig, da im Allgemeinen die Bankwerthe einer ausgeſprochenen Depreſſion unterlagen.

Seltſamer Zwieſpalt! Der Staat muß doch offenbar mit Veräußerung des beſagten Terrains ein ſehr gutes Geſchäft machen. Er ſchlachtet zwar ein allen Berlinern theures Kleinod; aber der Mann mit den Goldſäcken zahlt auch dafür nicht wenig. Die Börſe aber ſetzt in eigener Perverſität wegen dieſes guten Geſchäfts des Staats nicht etwa die Staatsanleihen in die Höhe — dieſe konnten ſich trotz beſter politiſcher Nachrichten eben nur behaupten — ſondern ihr Hauptſpielpapier — Diskonto-Kommandit, welches „eine lebhafte Steigerung des Kurſes erfuhr und zu großen Koſten auf Vorprämien per Februar gekauft wurde, unter ſtetem Hinweis auf das mit dem Terrain an der Potsdamer Straße bevorſtehende große Geſchäft."

Jedenfalls alſo macht die Bank nach dem in klingender Münze zum Ausdruck kommenden Urtheil des eingeweihten Spekulantenthums bei dieſem „guten Geſchäft" des Staats ihrerſeits ein noch beſſeres.

Aber auf weſſen Koſten? Denn ein gutes Geſchäft läßt ſich doch eben nicht anders machen als auf Koſten eines Andern? Nun, vielleicht auf Koſten Derer, die zur Zeit ſich der Exiſtenz der Gartenanlagen auf dem betreffenden Terrain erfreuen, der Anwohner u. ſ. w. in der Potsdamer-, Pallas-, Elßholz- und Grunewaldſtraße. Dieſe werden nun die ſchöne Ausſicht verlieren und ſie ihren Miethern nicht mehr in Geſtalt hoher Miethen in Anſchlag bringen können. Traurig genug

Was aber, ſo ſagt man ſich, gehen uns die Hausbeſitzer und ihre Miether an? Haben wir keine Ausſicht, ſo brauchen ſie auch keine zu haben. Man opfere ſie dem Baal! Ein ſogenanntes öffentliches Intereſſe iſt

jedenfalls mit dieſer Frage, ſo ſagt man, nicht verknüpft, höchſtens das einiger Tauſende, die auf dieſem Terrain gern nach wie vor ſpazieren gingen und ihre Kinder an die friſche Luft trügen, auf Koſten des Staats natürlich, der ſo und ſo viele Millionen einbüßt, die ihm die Diskontobank baar auf den Tiſch legte.

Das öffentliche Intereſſe fordert alſo offenbar, daß das Terrain veräußert werde. Baal iſt groß, und alle Profeſſoren der Nationalökonomie ſind ſeine Propheten.

Nur keine Zinſen verlieren! Baar Geld lacht.

Daß freilich ein „Terrain" mehr werth ſei als alles baare Geld, dies iſt nicht blos eine Gefühlsſache, ſondern ſogar eine Thatſache, die unſerem ökonomiſchen Verſtande nicht erſichtlich iſt. Erſt auf Umwegen gelangt man dazu, dieſes „dunkle Licht" zu ſehen, welches hierin dem der Crookes'ſchen Röhren gleicht.

Wir wollen nicht darüber rechten, wie viel Geld die Diskontobank an den Staat würde zahlen müſſen, um ihm für dieſes Terrain ein volles Aequivalent zu bieten. In der Preſſe wird zur Zeit dieſerhalb ein kleine Krieg geführt — ſehr verzwickt und verſteckt — aber uns ſoll es gleich ſein. Angeſichts der hervorragenden Wichtigkeit des in Frage kommenden Prinzips iſt die Frage des zu zahlenden Preiſes völlig nebenſächlich. Schon wichtiger iſt die Frage: Wie vollzieht ſich ein ſolches Terraingeſchäft?

Man denke wiederum an den in dieſer Zeitſchrift ſchon beſprochenen Fall Ronacher.

Dort handelte es ſich um ein Areal von nur etwa einem Morgen, des der Theater-Aktiengeſellſchaft, dem Lindenbauverein von der Bank übergeben wurde. Die Bank verſtand es nun mit Hülfe des inzwiſchen verſtorbenen genialen und muſikfreudigen Herrn aus Wien, ſich auf dieſes kleine Terrain eine Reſtkaufhypothek von 6 Millionen Mark grundbuchlich an erſter Stelle zu ſichern, alſo mit der Priorität, vor allen anderen Forderungen, auch vor denen der Aktionäre, Bauhandwerker und Lieferanten, ja, nach der Praxis ſogar auch vor denen der Künſtler und des ganzen Janhagels von Buffet-Pächtern, die hohe Kautionen hingaben, um in den heiligen Hallen jener Schauſtätte Champagner ꝛc. verzapfen und den Leuten die Röcke abnehmen zu dürfen.

Der Fall hat ſeiner Zeit viel Staub aufgewirbelt. Er hat zu mancherlei Verfilzungen durch Prozeſſe, Beſchlaglegungen, zu theilweiſen

Akkorden ꝛc. geführt. Aber die öffentliche Meinung hat sich beruhigt. Das System der Priorität ist unangefochten geblieben wie der Götze, dem die Babylonier ihre Kinder opferten. Es wird an jener Stätte Strousberg'schen und Nobiling'schen Angedenkens weiter gesungen und gesprungen, Champagner getrunken, und es werden von dort aus auf solche frivole Weise so gut es geht die ins Grundbuch eingetragenen 6 Millionen verzinst.

Das Feine an der heutigen Finanzkunst ist nun aber, daß das eigentliche große Geschäft selbst hiermit noch nicht vollzogen ist, daß es überhaupt nicht auf dieser Seite liegt, die sich vor der Oeffentlichkeit abspielt und der Presse zu kurzweiliger Beschäftigung Anlaß giebt. Das Hauptgeschäft findet gleichsam unter dem Podium, hinter den Koulissen statt.

Das Hauptgeschäft wird seitens der baronisirten hohen Finanz, nicht seitens der Wegelagerer gemacht. Sie sind Baals eigentliche Oberpriester.

Die betreffende Terrain-, Bau- oder Disconto-Bank, auf deren Namen und zu deren Gunsten das in Frage kommende mit der Priorität ausgestatte Schuldinstrument grundbuchlich eingetragen ist, lebt in Symbiose mit einer ebenfalls „privilegirten" Hypothekenbank und sogar einer solchen mit Aermeln, nämlich auf Aetien. Bei dieser wird das betreffende Schuldinstrument nun deponirt oder lombardirt und dient diesem Schwesterinstitut wiederum als Basis für weitere Operationen, ganz nebenbei auch für die Ausgabe von pupillarisch sicheren Pfandbriefen zu annähernd gleichem Betrage, die nun wieder das bevorzugte Anlageobjekt für die breiten Massen bilden.

Man muß annehmen, daß es zur besseren Handhabung dieses Geschäftstheils geschah, daß die Discontobank seiner Zeit die berühmte Preußische Hypothekenbank auf Aetien und deren Ableger in Breslau ins Leben rief. Es galt, die noch immer nicht völlig mobilen Hypotheken mit Hülfe dieses eigens hierzu privilegirten Instituts vollends zu verflüchtigen und für den internationalen Weltmarkt herzurichten.

Alle Cautelen, die man z. B. unter der Aegide des Herrn Ministers Dr. Friedenthal in der Angst erdachte, um die Pfandbriefe wirklich pupillarisch sicher zu stellen und anderweitiger Ausnützung der Hypotheken seitens der Banken vorzubeugen, konnen den üblen Ursprung derselben nicht beseitigen. Sie sind zum Theil entstanden aus der Terrainspekulation, die eine Art moderner Wegelagerei ist, und durch völlig willkürliche Eintragungen in's Grundbuch. Ihre Höhe wurde der einen Partei, die den Platz und Raum auf Erden und im Vaterlande oder gar in der Hauptstadt braucht, von der anderen Partei, der der Geldleiher und Spekulanten, welche das Geschäft in dieser „Waare" monopolisirt hat, diktirt, abgerungen, auferlegt, in einer Weise, die sehr oft der Erpressung und was die ahnungslosen Mitbetheiligten, die Lieferanten, Bauhandwerker ꝛc. anbetrifft, dem Betruge gleichkommt. Denn solche Eintragungen vollziehen sich — da das Grundbuch trotz seiner vielberufenen „Publizität" ein sekretes Buch ist, vielfach hinter dem Rücken der Meistbetheiligten. Wenn dies nicht der Fall wäre, was hätte dann die ganze Rederei vom Bauschwindel für eine Bedeutung? Es handelt sich um Erschleichung der „Priorität", um das Pfandbriefgeschäft machen zu können, welches in vieler Hinsicht nach

unserem Gefühl nicht besser ist, als das Ablaßgeschäft des hoffentlich seligen Tetzel oder das Erbschaftsgeschäft Jacobs gegenüber dem sportfreundlichen Esau.

Soll nun das außerordentlich werthvolle fiskalische Terrain des Botanischen Gartens zum Zwecke eines solchen Geschäfts einer Bank, gleichviel welcher, überliefert werden? Das ist hier die Frage. Soll, wenn ein solches großes Geschäft, das sogar zur Heraufsetzung der Bankantheile seitens der Börse Anlaß giebt, mit Hülfe dieses Terrains sich vollziehen kann, nicht der Staat lieber es selber machen? Das ist ein Vorschlag zur Güte. Und endlich, sollte nicht, damit dieses Terrain, anstatt so schnöden Wucherzwecken zu dienen, seinem jetzigen Zwecke erhalten bleiben könne, welcher ist, Tausenden täglich frische Luft, Ruhe und Seelenfrieden und eine Ahnung von Gottes Güte ins Herz zu senken, endlich der Weg einer vernünftigen Rechtsreform beschritten werden? Denn unter dem jetzigen System ist jeder Garten und jeder Park ein Greuel in den Augen des Säckelmeisters. Er denkt eben nur an die finanziellen Einbußen durch unentgeltliche Hergabe solcher Terrains, auch da, wo es sich um die Pflege des Volkswohls und der Gesundheit der Bevölkerung handelt, und wir dürfen es ihm, so lange das jetzige Recht waltet, nach welchem Geld und Grund und Boden sich in einander umsetzen lassen, kaum so sehr übel nehmen. Das wird auch unabänderlich so lange dauern, bis endlich der Weg beschritten wird, auf den alle einsichtsvollen Männer hinweisen: Einführung eines öffentlichen Rechts für den Grundbesitz, um derartige finanziellen Bedenken bei solchen Fragen rationeller Benutzung von Terrains, also des uns armen Sterblichen so eng zugemessenen Raumes, ein für alle Male auszuscheiden.

Bei dem betreffenden Terrain handelt es sich um vier lange Fronten in der Pallas-, Elßholz-, Grunewald- und Potsdamerstraße und um zwei sich kreuzende Straßen mit vier weiteren Fronten gleicher Länge, innerhalb des Terrains, also ungefähr um 200 Baustellen von höchster Verwerthbarkeit, auf deren jede ein intelligenter Ausschlächter sich eine Restkaufhypothek und Priorität von 2—300 000 Mk. sichern könnte. Die Eckgrundstücke lassen sich natürlich weit höher verwerthen — und wenn sich gar eine Aktiengesellschaft à la Ronacher findet — — so können sich die Geschäfte des Lindenbauvereins hier wiederholen. Wenn also das betreffende Terrain vom Fiskus an die Diskontobank für 10—15 Millionen unter römischem Recht ohne Vorbehalt verkauft würde, so käme das einem Geschenke des Fiskus an die Diskontobank gleich, dessen Höhe sich vorläufig gar nicht beziffern ließe.

Ein geschickter „Macher" würde wahrscheinlich noch weit mehr aus dieser Kuh herausmelken, als uns erdenklich, abgesehen von den zahlreichen Abfällen für die Herren Bauschwindler und Hypothekenschieber. Und das Alles wäre Geld, Vermögen und Steuerkraft, welche der Staat, wenn er das Terrain behielte und gegen Canon auf längere Fristen, etwa von 100 Jahren, in die Pacht gäbe, selbst verdiente resp. den Unternehmern sicherte, während er sie so der goldenen Internationale in den unersättlichen Rachen wirft.

Wir haben Experte dieser Art allerdings vorgerechnet, daß Fiskus gar nichts besseres thun könnte, als das Terrain womöglich schleunigst loszuschlagen, und wäre es für nur ein paar lumpige Millionen.

Die Ruthe in dieser Gegend wäre ja doch nur 1500 Mk. werth, und eine höhere Fruktifikation wäre nur durch eine große Finanzmacht zu erzielen. Und eine solche müsse eben spekuliren und hohe Dividenden erzielen. Sehr richtig! Das aber ist eben das Unglück unserer Zeit, daß diese Sorte von Spekulanten sich gerade ein Gebiet erwählt, das als nationales Gut und Grundlage alles Daseins ihr ewig sollte entzogen bleiben. Die Frucht dieser Sorte von Geschäft kann nie anders als ungesund sein.

Man träumt inzwischen von einer grandiosen neuen Welt, die sich auf solchen Terrains entwickeln könnte, von Geschäftsecken, Biertempeln, Theatern, Freudenhäusern und Miethskasernen aller Art. Wenn man aber dagegen hält, daß nur die gesunde Häuslichkeit ein Volk gesund erhalten kann, kommen einem solche Sophistereien beinahe beleidigend vor. Möglich, daß sie noch vielfach geglaubt werden, das Volk wird sie nicht glauben und das Resultat wird die Weisheit des grünen Tuches wie so oft wieder einmal glänzend widerlegen.

* * *

Nachschrift: Wie uns in letzter Stunde mitgetheilt wird, wäre es Dr. Miquel nicht gar so leicht um's Herz, wenn er daran denkt, daß die alten Bäume im Botanischen Garten zumeist von hohen Ahnen des Kaisers eigenhändig gepflanzt worden sind, und daß der Große Kurfürst sich wahrscheinlich im Grabe umdrehen dürfte, wenn diese edle Kulturstätte einem wüsten Spekulantenthum überliefert würde. Es träte seiner Ansicht nach an die Väter der Metropole der Intelligenz die Aufgabe heran, womöglich durch eine Immediateingabe an den Enkel jenes großen Gründers des Botanischen Gartens und mit Hülfe der vornehmlich interessirten anwohnenden Hauseigenthümer die Mittel aufzutreiben, um den Fiscus für den Ausfall einigermaßen schadlos zu halten, den er erleiden müßte, wenn das „große Geschäft" mit der großen Finanzmacht, deren Szepter Herr von Hansemann führt, rückgängig gemacht werden soll.

Berlin. Ottomar Beta.

Enthüllungen aus den Druiden-Logen.

Leitwort: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!“ Wilhelm II.

Durch die Reihen der Dreipunkte-Brüder geht eine eigenartige Bewegung. Seit Geheimrath Settegast die Kaiser-Friedrich-Loge allen Rassen geöffnet, sind zahlreiche „chauvinistische Patrioten“ in den altpreußischen Großlogen sich ihrer Nationalität bewußt geworden und stellen bei Aufnahme neuer Lehrlinge die Forderung des „Deutschthums“. Andererseits traten viele Katholiken, als Leo XIII. seinen Bannstrahl gegen die „Teufelsanbeter“ in den Freimaurer-Bauhütten sandte, zu den internationalen Druiden-Orden über, mit der reservatio mentalis, daß ja diese nicht getroffen seien; so ihrer Ueberzeugung treu bleibend, und doch vermeidend ein Aergerniß.

Der Mehrzahl der Gebildeten, ja, selbst den meisten Brr. Freimaurern dürfte ebenfalls noch nicht bekannt geworden sein, daß die uralte Gemeinschaft der alteuropäischen Druiden in unserem nüchternen Maschinenzeitalter noch einen Geheimbund hinterlassen hat, der, ohne Aufsehen zu erregen, schon manches Gute stiftete. Weiteren Kreisen werden daher einige Indiskretionen aus den modernen Druiden-Hainen von Interesse sein.

„Hohen und Niedern werde jetzt kund uralter Runen geheimes Verständniß!“ So beginnt Völuspâ, das ehrwürdige Sprachdenkmal unserer Vorfahren. Trotzdem ist ein Jahrtausend seit den Tagen der Edda verflossen, ehe man die Runen deuten lernte. In Skandinavien fängt man jetzt erst an, in Wales kennt man sie schon lange. Und in den wallisischen Bergthälern Englands, wo, fernab der Welt, sich alter keltischer Bardensang durch die Jahrtausende in die Neuzeit gerettet, im Schatten des weißhäuptigen Snowdon begann die moderne Wiederbelebung des neu-europäischen Druidenwesens. Wie schon zu Zeiten Arioviſts, wird noch jetzt dort jährlich eine feierliche Versammlung (Eysted food) abgehalten, und der vor Kurzem verstorbene hundertjährige Obererz der wallisischen Druiden war in Art und Erscheinung den würdigen Priestergestalten zu vergleichen, die Cäsar uns beschrieben hat.

In Amerika bekennen sich bereits Hunderttausende zur arischen Lehre der Druiden, und in Westeuropa bestehen mehrere sehr ansehnliche „Haine“. Der Großhain von Deutschland umfaßt ungefähr dreißig Haine mit etwa tausend Brüdern. In Augsburg erschien der „Deutsche Druiden-Katechismus“, und in Berlin blüht seit vielen Jahren die „Deutsche Druiden-Zeitung“ als geistiges Band aller Brüder.

Was sind die Druiden, und was bedeutet ihr Name? — Bekanntlich hatten die alten Nordeuropäer keinen eigentlichen Priesterstand; wie noch heute bei den amerikanischen Sekten, so versah damals der älteste Stammespatriarch das unbesoldete Ehrenamt eines Priesters. Er war zugleich Lehrer,

Arzt, Augur, Sänger und Dichter. Ihm zur Seite ſtanden bei den Amtshandlungen die weißgekleideten keuſchen Druidinnen oder Truden, welche ſpäter zu der Anſicht Veranlaſſung gaben, die Germanen hätten nur weibliche Prieſter gehabt (die „Weiße Frau“ iſt vielleicht mehr eine Rückbeſinnung auf die Oberprieſterin als auf eine Frau Holla oder Berchta).

Der Name der Druiden (mit dem das keltiſche Derwydd (= Treu — Weiſer) und das perſiſche Derwiſch ſtammverwandt ſind), wurde von den alten Klaſſikern mit dem griechiſchen Dryas zuſammengebracht, weil ſie unter Eichen opferten. Nach neueren Forſchungen kommt der Name jedoch, wie ſchon die deutſche Form Trude (vgl. Trudenfuß) vermuthen ließ, von der germaniſchen Wurzel tru und bedeutet alſo die Trauten, die Treuen (vgl. engliſch truth).

Die Druiden ſollen bereits vor vielen tauſend Jahren in dem Kulturreich „Atlantis“, das Plato uns beſchreibt, beſtanden haben. Lange für eine Fabel gehalten, wurde Atlantis in neuerer Zeit durch die Tiefſeeforſchung zwiſchen Azoren und Grönland wiedergefunden. Von dieſem vorſintflutlichen „Sonnenſtaat“, der durch eine geologiſche Kataſtrophe ſeinen Untergang fand, ſollen die alten Kulturkolonien am Mittelmeer (Atlasland) und mexikaniſchen Golf (Aztlan) herſtammen, weil die jüngſten ethnologiſchen, linguiſtiſchen und archäologiſchen Funde eine urſprüngliche Sprach- und Kultureinheit von Weſtindien bis nach Oſtindien ergeben haben. (Vgl. das tiefgelehrte Werk „Atlantis“ des Ende 1895 verſtorbenen Profeſſor Knötel und die in Amerika als klaſſiſches Werk geprieſene „Atlantis“ von Ignatius Donnelly, deutſch von Schaumburg, ſowie die Veröffentlichungen von Flinders Petrie.)

Die vom unduldſamen Chriſtenthum verſchütteten ſpärlichen Reſte der weſteuropäiſchen Druiden-Exoterik wurden erſt durch das Bekanntwerden der ſtamm- und ſprachverwandten Sanskrit-Litteratur aufgehellt, während die eſoteriſchen Runengeheimniſſe nur in Irland und Wales in dichteriſcher Umhüllung als mündliche Tradition ſich durch die Jahrtauſende hinübergerettet haben. Seit den zwanziger Jahren iſt in Frankreich, England und Amerika, zum Theil auch in Deutſchland, eine reichhaltige Litteratur über das Druiden- und Barden-Weſen angewachſen, während die alten Urſchriften eiferſüchtig in Wales verwahrt und dem Laienforſcher leider unzugänglich bleiben.

Erſt in neuerer Zeit haben die Führer angeſichts des wiedererwachten Nationalismus den Schleier der überkommenen Geheimniſſe etwas gelüftet. Und das geſchah aus Nothwehr, gegenüber der Invaſion indiſcher Theoſophie. Es wird den Leſern bekannt ſein, daß ſeit einem Jahrzehnt dieſe eigenartige buddhiſtiſche Bewegung die engliſch ſprechenden Länder durchzieht. Während die Sanskritforſcher, an der Spitze Profeſſor Max Müller in Oxford, ſich in unendlichem Fleiße bemühten, die exoteriſchen Schriften der überaus reichhaltigen Brahminen- und Buddhiſten-Litteratur zu überſetzen, wollten die Gründer der „Theosophical Society“ (Gräfin Hahn-Blavatsky, Oberſt Olcott, Judge und Sinnett) mit Hilfe des Brahminen Profeſſor Chacravarti in tibetaniſchen Geheimſchriften die Eſoterik des Oſtens aufgefunden und im geiſtigen Verkehr mit wunderthätigen Mahatmas begreifen gelernt haben. Die „Theosophical Society“ hat bereits einige Hunderttauſende Anhänger in Indien, Auſtralien, Amerika, England und Deutſchland.

Hier bei uns, im „Lande der Dichter und Denker“ fand die indiſche

Theosophie jedoch schon eine christliche Theosophie vor, die seit Paracelsus, Boehme und Görres eine respektable Litteratur geschaffen hat. In dem Kampfe zwischen beiden zog die indische den Kürzeren. Ihr Vertreter Dr. Hübbe-Schleiden, der bekannte Kolonialpolitiker und Herausgeber der „Sphinx", rettete sich nach dem heiligen Gangeslande, während die „Neutheosophie" Landbecks einen Pyrrhussieg davon trug. Denn eine dritte Richtung scheint die Oberhand erringen zu wollen: die während dieses Kampfes wiederentdeckte germanische Theosophie, deren Vertreter Dr. H. Göring ist, und Felix Dahns Verein „Edda".

Gleichzeitig regen sich in Wales, wie gesagt, die Druiden und weisen nach, daß die germanische Theosophie das Wesen des verhimmelten Buddhismus in reinerer Urfassung ohne phantastischen Lotosblumenschwindel schon vor Jahrtausenden auf europäischem Boden entwickelt habe! Ja, daß nach der Urlehre der Druiden der indische Hauptbegriff des „Karman" (Germen) bereits im „Germanenthum" lebendig wurde. Der Kampf zwischen nordischer, indischer und christlicher Mystik ist noch nicht abgeschlossen. In Berlin hat sich, von dieser Zeitströmung getragen, sogar eine neugermanische Dichterschule entwickelt, welcher Hans von Mosch, Franz Evers und Willy Pastor angehören. Hier wirkt auch der bekannte Gelehrte Carus Sterne (Dr. Ernst Krause), welcher, von Virchow und den Prähistorikern unterstützt, in seinem „Tuiskoland" die nordische Herkunft der indogermanischen Mythologie bewiesen hat Rechnet man dazu den tiefen Eindruck von Büchern, wie „Deutsche Schriften" von Paul de Lagarde, „Rembrandt als Erzieher", „Reines Deutschthum" von Dr. Fr. Lange, „Der Glaube unserer Väter" von Dr. Hoffmeister; rechnet man dazu die im Neuen Reich erwachte germanische Tendenz der bildenden Künste und der Musik (Wagner und Felix Dahn), welcher sogar die Person des Kaisers selbstschöpferisch Folge leistet, so ergiebt sich eine eigenartige „Selbstbesinnung", die mit dem Individualismus Nietzsches und dem Rassendogma Eugen Dührings Hand in Hand zu gehen scheint. Ja, in den Druiden-Logen, wo man die Erscheinung schon längere Zeit verfolgte, will man entdeckt haben, daß das neuerliche Aufflackern des ausgearteten Radau-Antisemitismus ein unbewußter Auftrieb eines falsch verstandenen Pangermanismus zu sein scheint.

Aber es thut Noth, diese in England, wie hier anschwellende Unterströmung auch den Laien öffentlich klarzulegen, weil nur auf diese Weise das hilflose Wanken hergebrachter Anschauungen erklärt werden kann. Nur aus diesem Untergrund heraus versteht man es, wie beispielsweise im kürzlich spielenden Prozeß gegen den obengenannten Hans von Mosch ein richterliches Urtheil gefällt werden konnte, das den Rassenkampf für straffrei erklärte. Nur dann versteht man, warum der Neugermane im Christenthum eine Rassenfälschung, in Jesus aber den altkeltischen Hesus = arisch ernus, heros = Herr sieht, der das Wort sprach: „Ich bin nicht gekommen, Friede zu bringen, sondern das Schwert!" Dann begreift man, daß dieser Pangermanismus mächtiger wirkt, wie die wohlgemeinten Bestrebungen der Friedensvereine, der Egidyaner, der Ethischen Kultur! Es wird diesen Lehren vorgeworfen, sie paßten nur für reiche Baroninnen, pensionirte Offiziere und „gehaltvolle" Professoren, welche den Kampf ums Dasein nicht kennen, in dem es keine „Versöhnung" gebe, sondern nur ein Recht des Stärkeren, von Ewigkeit zu Ewigkeit! — „Zuchtwahl", „Reinrassig-

keit", „individualistische Anarchie" — das sind die modernen Schlachtrufe geworden. Und wohin diese Pangermanisten stürmen, dahin scheinen auch neuerdings die Druiden zu zielen.

Wenn die Leser etwas Geduld haben, wollen wir verrathen, was in druidischen Hainen erlauscht wurde.

Wie alle Rassenfanatiker, behaupten die Druiden, daß die Arier alleinige Herren Deutschlands seien, weil sie als autochthone Aboriginer auf ihrem Heimathboden gewachsen seien. Sie berufen sich auf die Etymologie von Grimm und Simrock, wonach die Teutonen von Teut, dem westarischen Zeus, abstammen, dessen Sohn (oder Enkel) Irmin (der „Urmensch", nordisch: Jörmun, angelsächsisch: Georman) den Germanen ihren Namen gegeben. Also wahrten sie nur ihr Hausrecht, wenn sie fremde Eindringlinge und fremde Lehren abwehrten.

Und wie alle Religionsfanatiker, behaupten die Druiden, daß sie die älteste Lehre haben, welche von Orphikern, Eleusiniern, Pythagoräern und Freimaurern nachgeäfft werde, und daß ihre Religion die allein richtige und unfehlbare sei, während alle anderen Mythologien (die judenchristliche mit einbegriffen) volksfremden „Aberglauben" predigten.

Wie kommt es, daß trotz dieser Exklusivität den Druiden-Orden so viele Gebildete sich zuwenden, welches keineswegs Umstürzler oder Heiden sind?

Die Druidenlehre schmeichelt in sympathischer Weise der modernen naturwissenschaftlichen Ueberzeugung, welche einem positiven Monismus dem spiritualistischen Dualismus vorzieht. Vor Jahrtausenden schon scheinen die Druiden unbewußt die heutigen Resultate exakter physikalischer Forschungen vorgeahnt zu haben, wie ein Vergleich unserer jetzigen Naturlehre mit der Druidenlehre ergiebt.

Unsere ganze moderne Naturwissenschaft ruht bekanntlich auf dem kausalen Grundgesetz der Polarität. Aus der Spannung zwischen Plus und Minus entstehen alle Kräfte. Und die jüngste auf der Naturforscherversammlung in Lübeck inaugurirte „Energetische Weltanschauung" beruht auf diesem Gesetz. Die unseren Physikern heilige Dreieinigkeit von negativ, neutral und positiv, wie sie uns jeder Magnet physisch, jedes Atom metaphysisch zeigt, beherrscht mit der durch Robert Mayer, Helmholtz und Hertz bewiesenen Einheit aller Energie (und damit aller Materie) die ganze anorganische und organische Natur!

Nun hat schon Professor Kapp in seiner verdienstvollen „Philosophie der Technik" nachgewiesen, und die Professoren Aßmann und v. Meyer haben es bestätigt gefunden, daß alle technischen Erfindungen nur „Organprojektionen" entsprechender Naturmechanismen sind. (Camera = Auge, Harfe = Ohrlabyrinth, Telephon und Mikrophon = Trommelfell und Gehörknöchelchen ꝛc. ꝛc.)

Ebenso hat Professor Bastian, unser großer Völkerkundiger, in seiner von der Praxis gestützten Theorie der „ethnischen Urgedanken" aufgezeigt, daß alle religiösen Vorstellungen bei sonst diametral entgegengesetzten Volksstämmen dieselben Grundideen haben. Alle Götter sind „Ideenprojektionen" der in der Natur immanent vorherrschenden Weltgesetze.

Und so sieht der Druide in seinem Teut oder Tuiston den Geist der Polarität. Simrock hat Recht, den Namen mit „Zwist" zu übersetzen. Und der alte, dunkle Heraklit trifft den Kern: „der Zwist ist der Vater

aller Dinge", das heißt ins modern Physikalische übertragen: die Polaritäts-spannung ist die Ursache aller Energie und damit in der That allen Lebens. Einige kühne Etymologen wollen sogar in dem Worte „Ding" eine Zwei-einigkeit erblicken (di—ing). Diesen religiösen Urgedanken der Polarität (Dr. Maack und Prof. Schindler kamen der Ursache nahe) finden wir in der gesammten arischen Mythologie.

Die Sanskri:wurzel D I V bedeutet sowohl „theilen" (zwei—len), also polarisiren, wie auch „leucht.n" (das Licht ist eine elektrische Polarisations-erscheinung). Folglich sind alle mythologischen Bezeichnungen und Namen, die von dieser Wurzel herstammen, „Ideenprojektionen" des Weltgesetzes oder symbolisirte Polarität. Und die Himmelsworte Deva, Divus, Deus, Des, Tiu, Dieu, Dio, Theos, Zeus (Saïs?), Teut (Thoth?) ꝛc., die in den indogermanischen Sprachen „Gott", sowie Dyaus, Dies, Dis ꝛc., die „Tag" bedeuten, sind folglich idealisirte Lichterscheinungen, denen polarisch entgegen-gesetzt sind die Schatten, die Fürsten der Nacht, die Dews, der Diabolos, Diable, Deubel, Tiufel, Teufel, obgleich sie Alle vom selben Stamme D I V hergeleitet sind (daher vielleicht die sinnreiche Sage vom gestürzten Lucifer, nordisch Liosberi). Am schönsten zeigt sich diese unbewußte technische „Ideen-projektion" in dem Worte Daimon (von daiomai, entzweien und monon, die Einheit). Denn die Dämonen waren bekanntlich an beiden Polen zu finden, auf der Licht- und auf der Schattenseite. (Vgl. Giordano Brunos Ab-handlungen über Heraklits heuristisches Prinzip.)

Und die keineswegs dualistische Bedeutung „zweieinig" (Spinoza) liegt sowohl im germanischen Gotte Tuiston, wie im altitalischen Di-unus, von dem die späteren Götternamen Janus, Juno, Dione, Diana ꝛc. ab-stammen. Selbstverständlich bildete die Kunst diesen zweipoligen Zwitter-Gott zum Janus-Biceps und sogar zum Hermaphroditen, dem Doppelge-schlechtlichen, dem schönen Ideal altgriechischer Tolstois. Und nach dem zweiseitigen Janus nannte man dann die Schwelle des Tempels und später der Häuser: janua, und des Jahres: Januar. Nicht umgekehrt.

Neuerdings hat die Psychophysiologie diesen daimonistischen Janus in den polaren seelischen Zuständen des Ober- und Unter-Bewußtseins ge-funden, welche ebenso eine Empfindungs-„Schwelle" trennt. So kehrt der in der Mythologie exteriorisirte Zwittergott der Polarität wieder in sein Heiligthum des naturgesetzlichen Innenlebens zurück: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!"

Aristoteles hatte also in genialer Intuition durchaus sinnentsprechend das Wort „Metaphysik" gebildet, denn Metaphysik ist in der That metaphorische Physik. Noch weiter geht der verdienstvolle Occultist, Baron Dr. du Prel: „Mystik ist nur unbekannte Physik."

Daß die ganze nordische Mythologie (Sophus Bugge und den Euhemeristen zum Trotz) eine Natur-Symbolik ist, steht nach den Unter-suchungen von Penka, Meyer, Krause u. A. m. nun wohl definitiv fest, wenn man auch mit Lippert zugeben muß, daß animistische Vorstellungen und theilweise sogar geschichtliche Vorgänge das Detail ausschmücken halfen.

Die Kosmogenie der Nordeuropäer, wie sie (freilich schon etwas durch christliche Einflüsse orientalisirt) die ältere Edda so großartig ausmalt, ist metaphorische Kosmologie; von esoterisch einsichtigen Weisen für das sinnen-fällige Volk exoterisch verkleidet.

Vom Kampf zwischen Muspelheim und Niflheim bis zur Weltendämmerung — ein getreues, aber dichterisch, ja, man kann sagen, pantheistisch ausgeschmücktes Kant-Laplace-Du-Prel-System. Welche ander Mythologie kennt den über eine Weltperiode hinausgehenden, erhabenen Gedanken der Neuwelt in „Idarvöllr"? Die Neubildung des Planetensystems nach jedem Sonnensturz (Surtur) hat erst die hochgesteigerte Spekulation des 18. Jahrhunderts wieder neu denken gelernt.

Und wie der Makrokosmos aus den polarisch entgegengesetzten Doppelsternen entsteht, so dachten sich die alten Druiden auch im Mikrokosmos die Entstehung des Menschengeschlechtes. Schon die älteren Runen melden vom Kampf der Nordwelt mit der Südwelt, zwischen hellen Nord- und dunklen Süd-Männern. Auch diese intuitive Anschauung scheint der Wirklichkeit zu entsprechen.

Professor G. Jäger wies nach, daß das organische Leben an den zuerst erkaltenden Polen der Erde seinen Anfang genommen haben müsse. Also nach Darwin auch Thier und Mensch. In der Nähe des (damaligen) magnetischen Nordpols sucht man nun seit Plato die versunkene „Atlantis", das Urland der weißen Rasse, von der die amerikanischen und mittelländischen Kulturvölker nach der beidenseitigen Tradition abstammen wollen (was sogar der räumlich und zeitlich soweit entfernte „esoterische Buddhismus" weiß!). Und an den andern Pol setzte Professor Haeckel seine Lemuria, das Urland der schwarzen Rasse (ogl. Hermann Kurtz: „Adam"). Aus der Kreuzung und Vermischung beider Polarrassen sollen die fünf Zwischenrassen entstanden sein.

Die Druiden scheuten sich auch nicht, die Lehre der Polarität auf Person, Familie und Staat anzuwenden. Aus der Spannung zwischen den mentalen und vegetativen Neroenpolen ergiebt sich ja alle Lebensäußerung. Dringen fremde Störenfriede ein, so werden sie durch die polarische Reaktion der Säfte vernichtet, neutralisirt oder ausgeschieden. Diese alte Fiebertheorie feiert in der modernen Serumtherapie und der Phagocyten-Lehre jetzt wieder ihre Auferstehung. Mit dem Unterschiede nur, daß die alten Medizinmänner das Heilserum im eigenen Blute durch Abhärtung und Stählung des Körpers erzielten und keiner Lymph-Anleihe bei Pferden und Ochsen bedurften. Ein gesunder Körper fürchtet keine Bakterien, und daß das von den Antiseptikern angestrebte Ideal einer allgemeinen Sterilisation unrichtig ist und auch unser eigenes Leben sterilisiren und abtödten würde, da wir der Bakterien als Verdauungserreger bedürfen, das haben die Versuche von Dr. Kijanizin in Kiew über „aseptisches Leben" bewiesen.

Selbstverständlich huldigten die Druiden auf dem Gebiete der Polarität kat' exochén: im Sexualleben den angewandten Lehren der Technosophie. Getreu dem Wahlspruch der Italer „in corpore sano sana mens" richteten sie ihr Augenmerk auf die Erzielung gesunder Kinder, die Grundlage und das wahre Kapital eines vernünftigen Volkswesens. Ihre gesunde, frische Sinnlichkeit war ebensoweit entfernt von platonischer Schwärmerei wie von orientalischer Askese. Prostitution und Perversität waren ihnen unbekannt. Und deßhalb wurde es den gesunden Söhnen eines gesunden Geschlechtes so leicht, den sittenfaulen Kaiserstaat der Römer über den Haufen zu werfen. Für moderne Asketiker aber, die in Tolstoi den „Ueberwinder des Thiermenschen" verehren, dürfte es interessant sein, daß auch die Druiden der-

artige „Uebermenschen" kannten. Dieselben waren aber auch physiologisch über dem Geschlecht mit all' seinen Versuchungen erhaben, sie waren Zwitter wie ihr Gott Tuiston. Das schönheitsfrohe Hellenenthum hat diese ihm durch die germanischen Thracier bekannt gewordene Thatsache in den Hermaphroditen vergeistigt.

„Nec duo sunt, sed forma duplex, nec foemini dici —
„Nec puer ut possit, neutrumque et utrumque videtur!"

singt Ovid (Metam. IV)*). Und daß die physisch und psychisch Schöngerathenen, über niedere Sinnlichkeit erhabenen Hermaphroditen heute auch existiren, zeigt uns eine jedem Schönheitsgefühl sympathische, jugendliche Hermaphrodite, welche die französische Fachzeitung L'Anthropologie kürzlich in photographischer Nachbildung nach einer Person aus der Salpetrière brachte. Dieselbe zeigt auch psychisch und geistig viel Ungewöhnliches, sodaß man an Plato erinnert wird, der sich die Uebermenschen ebenfalls als Zwitter dachte. Und was in der Zukunft der Fall sein wird, ist nur die Wiederholung niederer Vergangenheit auf höherer Ebene; denn jeder menschliche Embryo war bis zum vierten Monat androgyn. Solange wir jedoch noch nicht streng äußerlich Alle zu Hermaphroditen emporgestiegen sind, muß jede Askese als unnatürlich bekämpft werden.

Daß Rassenreinheit Gesundheit, Kraft und Schönheit giebt, weiß jeder erfahrene Gärtner und Züchter. Und nur das genus homo sapiens glaubt sich jenseits des Naturgesetzes zu befinden. Kein Standesbeamter hindert die Ehe einer Schwindsüchtigen, eines Greises. Und was für ein Geschlecht unsere Konvenienzehen zeitigen, daß zeigt sich in der Statistik der Verbrechen und Irrenhäuser.

In Staat und Politik begünstigten die Druiden einen selbstbewußten Partikularismus, der nach Außen hin jedoch leider oft die patriotische Einheit vermissen ließ. Ebenso vernachlässigten sie in der Jugendlehre nicht die Gemüthsbildung neben einseitiger Verstandesbildung. Zum Glück beginnen einsichtige Schulmänner das heute wieder zu fordern. und auf dem IX. Deutsch-evangelischen Schulkongreß in Potsdam wurde mit Geschick von Schulrath Rempis-Heilbronn die These vertheidigt, daß vermehrte intellektuelle Bildung allein weder das Glück des Einzelnen, noch das der ganzen Nation begründe.

Damit sind wir bei der Religion angelangt, die den Druiden hauptsächlich Morallehre und weniger Dogmenanbetung war. Ihre zwei treibenden Momente der obern (Dwyvach) und untern Ursache (Dwyvack) erinnern an Rückert: „In allem Leben ist ein Trieb nach oben und nach unten." Dieser polare Wiederstreit zwischen den Daimonen, Gut und Böse, endet selbst nicht nach dem Tode.

Die druidische Esoterik kennt, im Gegensatz zur Volksmythe, kein Jenseits und keine phantastische Seelenwanderung wie der Ostarier. In dem streng-dreieinigen Monismus der in Stoff und Geist polarisirten Kraft konnte eine leibfreie Seele oder ein dualistisch gedachter, weltfremder „Geist" keinen Platz finden. Die druidische Anschauung über die Erhaltung der Energie läßt sich an einem bekannten physikalischen Beispiel erläutern. Wenn von zwei gleichgestimmten Saiten die eine zerspringt, so ertönt die andere

*) Vgl. Paul Richer, Les Hermaphrodites dans l'Art. Paris, 1892.

von selbst, vermöge der übertragenen Resonanz. Ebenso, wenn ein Personenleben endet, so weckt sein Sterbekampf in einem sympathischen Liebespaare einen Wonnerausch, und sein Tod ist gleichzeitig Zeugung eines Neulebens. In dem Moment des Ueberspringens soll die Seele ihr ganzes verflossenes Leben in einem Augenblick konzentrirt vor sich sehen: eine furchtbare Hölle für die Bösen, ein beseligender Himmel dem Guten. Der im Vorleben erworbene Schwingungsakkord erwählt und gestaltet naturgemäß die folgende Seelenperiode. Kant drückt diesen altdruidischen Satz ähnlich aus: „Unsere Eltern sind eigentlich unsere Adoptiveltern"; und Gyzicky formulirt den Gedanken so: „Die Kinder sehen den Eltern nicht deßhalb ähnlich, weil sie ihre Erzeugnisse sind, sondern weil sie ihnen (vor der Zeugung) ähnlich waren, sind sie ihre Kinder geworden." Diesen Gedanken der ein Liebespaar bestürmenden, Einlaß begehrenden Seelchen hat der berühmte Pariser Maler Bouguerau öfters zum Vorwurf seiner Gemälde genommen. Auch die Tristansage gestaltet die Identität von Todeskampf und Liebesrausch in dichterischer Form, und Wagner symbolisirt den Gedanken durch die Verwechselung von Todestrank und Liebestrank. Das ist das Geheimniß der Wahlverwandtschaft bei Goethe.

Daß die alte Druidenlehre keine Wortheiligen, sondern „Thatidealisten" (M. von Egidy) schuf, bestätigt uns u. A. Tacitus, dem die germanische Selbstverständlichkeitsmoral imponirte gegenüber der Sklavenethik des hyperkultivirten Rom. Andererseits kann man es den heutigen Druiden auch nicht übel nehmen, wenn sie gegen Rom und von ihm vermitteltes Orientalenthum protestiren. Und so erhoben sich auch die wallisischen Druiden gegen den Import des aus reinen europäischen Urmotiven zusammengetüftelten (samscrita) brahminischen Buddhismus und verwiesen auf die einheimische Esoterik. Und soll durchaus Theosophie ins Volk dringen, weil es (angeblich) nicht mehr an Konfessionen glaubt, so gebe man ihm nahrhaftes hausbackenes Geistesbrot, statt süßlicher, schwer verdaulicher Hindukuchen. Wir sind keine Lotophagen!

Aber „den vaterländischen Göttern genügt es nicht, wenn ihre Bildsäulen in Museen aufgestellt werden, sie wollen in unsern Herzen ihre Auferstehung feiern" mahnt schon Simrock. Doch muß selbstverständlich der alte Wein in neue Schläuche gefüllt werden; denn „wahrhaft berechtigt ist nichts Ueberliefertes, es sei denn durch den Geist neu geboren" (Schottmüller). Und da die Neueren Druiden im arischen Polaritäts-Gott Teutvater, Zeus patêr, Dyauspitar, Djupati, Jupiter, Japetos den biblischen Japhet wiedersehen, so nehmen sie für ihre Lehre die Prophezeihung des Moses in Anspruch: „Das Reich Gottes soll den Juden genommen und den Heiden gegeben werden, und Japhet soll wohnen in den Hütten Sems!"

Karolus Paulo.*)

*) Vergl. das im Frühjahr bei W. Friedrich in Leipzig erscheinende dreibändige Werk von Karolus Paulo: „Arische Sexual-Religion."

Die rumänische Frage in Ungarn.

II.

Ein trefflicher Kenner ungarischer Zustände*) entwirft von der thätigen Betriebsamkeit des ungarischen Judenthums folgendes anschauliche Bild: Im Jahre 1880 bezeichneten sich von den rund 640 000 Juden 55 vom Hundert als Magyaren, 1890 von den 700 000 (richtiger 707 472) schon 63 vom Hundert; die Zahl der magyarischen Juden ist um mehr als 100 000 gewachsen. Die Nachwanderung aus Galizien wird jedoch durch die Auswanderung nach westlichen Ländern und anscheinend auch durch Uebertritt zum Katholizismus so sehr übertroffen, daß die wirkliche Zunahme schon hinter dem Ueberschuß der Geburten beträchtlich zurückbleibt. Der Gewinn an magyarischen Juden wird aber 60—70 000 betragen. Es spricht eben Alles dafür, daß die Juden in Ungarn sich möglichst rasch magyarisiren — natürlich, ohne deshalb die Erlernung des Deutschen zu versäumen. Blüht und gedeiht doch das Judenthum in Ungarn, wie sonst kaum in einem Lande der Welt. In der „Pflege des patriotischen Geistes" giebt der magyarische Jude dem echten Magyaren nichts nach; er sucht ihn womöglich zu übertrumpfen, um sich bei ihm einzuschmeicheln. Die Magyarisirung der Namen freilich hat sich unter den Juden erst recht verbreitet, seit sie nur noch 50 Kreuzer (= 85 Pf.) kostet. Mit Vorliebe wählt der Jude einen Namen von Klang, wenn er ihn um 50 Kreuzer kriegt, nämlich einen adeligen. Der Schlesinger wird zum Szilagy, der Löwenmuth zum Bathory, der Seifensteiner zum Szapary, der Kohn zum Hunyady, der Eierstock zum Tokölyi, der Jeiteles zum Inkei.

Ein landeskundiger Beurtheiler faßt seine Beobachtungen über das neue Ungarn und seine Segnungen zusammen in die Worte: „So ist der ewige Wanderer der einzig Lachende in dem nationalen und konfessionellen Hader, der Ungarn durchtobt: innerhalb der roth-weiß-grünen Grenzpfähle hat er sein behaglichstes Heim gefunden, sei es in den Bergen der Hegyalja, wo er den magyarischen Kleinbauer und Händler ruinirt, oder in den Karpathenthälern unter den Slovaken und Ruthenen, die er durch den Schnaps auf Borg zu seinen Knechten gemacht, sei es in der Pußta, wo er den Grundherrn um Besitz und Stimmrecht in der Komitatsversammlung bringt, sei es in den Palästen der Pester Radialstraße, woher er die Finanzen Ungarns regulirt, sei es in den Redaktionsstuben der magyarischen Zeitungen, wo er selbstherrlich die innere und äußere Politik Ungarns macht, die Verbesserungen der christlichen Konfessionen beeinflußt und zum größten Theile den Nationalitätenhader hervorruft und schürt!"

---

*) Dr. F. Guntram Schultheis in der Beilage der „Münch. Allg. Zeitung", Nr. 114—117 v. J. 1894.

Ein Beispiel dürfte genügen, um insbesondere den letzten Punkt augenfälliger zu machen. Das älteste, reichste, am meisten verbreitete und darum einflußreichste ungarische Blatt ist der „Pester Lloyd", dessen Beziehungen zur österreichischen und ungarischen Regierung stadtbekannt sind. Der unumschränkte Herr und Leiter dieses Blattes ist Dr. Max Falk, ein schon vor Jahren zum Protestantismus übergetretener Jude. Herr Falk ist „natürlich" Mitglied des Abgeordnetenhauses, „natürlich" auch Mitglied der Delegationen, der höchsten zur Berathung der beiden Reichshälften gemeinsamen Angelegenheiten eingesetzten parlamentarischen Körperschaft, und darin wieder der ständige Generalberichterstatter eines wichtigen Ressorts. Man sieht, des Herrn Falk Beziehungen reichen durch seine amtliche Stellung, die ihn in fortwährenden unmittelbaren Verkehr mit allen Ministern und häufig auch mit der Krone bringt, sehr weit, er vereinigt eine große Machtfülle in einer Hand, und — er weiß sie auch auszunützen.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man noch heute auch nur ein Wort darüber verlieren, welcher kulturschöpferische Werth in der Völkergeschichte dem Judenthume zukommt. Zweifellos ist man aber zur Folgerung berechtigt, daß ein Volk, in dem das Judenthum im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung so ungewöhnlich stark vertreten ist und eine so außerordentlich hervorragende, in Alles und Jedes hinübergreifende Rolle spielt, nicht geeignet und nicht berechtigt ist, die Hegemonie sich anzumaßen über andere Stämme. Denn wenn die Magyaren es nicht verstehen, sich selbst rein zu erhalten von fremden Einflüssen, wie wollen sie die hohe sittliche Kraft erlangen, die erforderlich ist, fremde Elemente an sich zu fesseln, auf eine höhere Stufe zu fördern und zu stärken?

Ich glaube, daß damit die Kette geschlossen und der Nachweis nach allen Seiten erbracht ist, daß den Magyaren jegliches Recht abgeht, einen nationalen Einheitsstaat zu schaffen, daß sie mit ihren darauf bezüglichen Bestrebungen eine Verletzung der Völkerrechte begehen und daß diejenigen im Rechte sind, welche diesen Bestrebungen mit allen erlaubten Mitteln entgegenarbeiten. Der Beweis scheint mir, wie gesagt, ebenso klar wie vollständig; erstens statistisch, denn die Magyaren bilden zahlenmäßig die Minderheit; zweitens geschichtlich, denn die Magyaren haben in der Geschichte ihres Landes niemals eine übergeordnete, höchstens eine beigeordnete Rolle gespielt und die eigentliche nationalmagyarische Bewegung ist erst etwa fünfzig Jahre alt; drittens kulturgeschichtlich und sittlich, denn die Magyaren haben überhaupt einen solchen Einfluß auf andere Völker nie ausgeübt und im heutigen Ungarn ist von Kultur nicht viel und von Sitte fast gar nichts zu sehen. Nachdem dies nun klargestellt ist, kehren wir zur Rumänenfrage zurück und betrachten uns in Kürze die Behandlung, welche die Magyaren diesem ihnen seit Jahrhunderten ebenbürtigen Nachbarvolke angedeihen ließen. Die Unruhen in Ungarn Ende der vierziger Jahre, die freiheitlichen Strömungen, das Entstehen der Nationalitätenbewegung hatte auch die Rumänen regsam gemacht. Mehr als 40 000 Rumänen versammelten sich am 15. Mai 1848 in Blasendorf zu einer großen Nationalversammlung und legten ihre Wünsche und Beschwerden in einer dem Kaiser Ferdinand überreichten Denkschrift nieder, die im Wesentlichen heute noch das politische und nationale Programm der Rumänen bildet. In dieser großen Versammlung, die unter Vorsitz des Rumänenführers Bischof Schlaguna stattfand, wurde

Digitized by Google

auch, und dies ist das Bemerkenswertheste, ein feierliches, für jeden Rumänen bindendes Nationalgelöbniß geschworen, in welchem es u. A. heißt: „Ich .... schwöre bei Gott, dem Allmächtigen .... daß ich Sr. Majestät dem österreichischen Kaiser, Großfürsten von Siebenbürgen, Ferdinand I. und dem erlauchtigsten Erzhause Oesterreich ewig treu, den Freunden Sr. Majestät und des Vaterlandes Freund, und den Feinden derselben Feind sein werde"; und zum Schluß: „Ich werde nach Kräften .... zur Beförderung der Wohlfahrt der Menschen, der rumänischen Nation und des Vaterlandes mitwirken. So soll mir Gott helfen und mir das ewige Heil geben. Amen." Also ein freiwilliger Treueschwur der Dynastie gegenüber, der aus der dankbaren Anerkennung der vielfachen Förderung hervorging, welche das Haus Habsburg dem rumänischen Volksthume im Lauf der letzten Jahrhunderte hatte angedeihen lassen. Vergleicht man dagegen die kossuthistische Bewegung, deren auf völlige Losreißung Ungarns vom Erzhause Habsburg und von Oesterreich gerichtete Tendenzen heute noch fast ebenso lebendig sind, wie vor 40 Jahren, so wird jeder unbefangene Politiker es einigermaßen unbegreiflich finden, daß die jeweiligen österreichischen Berather der Krone, deren Loyalität und unbedingte dynastische Treue doch über jeden Zweifel erhaben sein soll, noch niemals Mittel und Wege gefunden haben, der magyarischen Vergewaltigung der kaisertreuesten Volksstämme Daumenschrauben anzulegen. Der Hinweis darauf, daß die österreichische Regierung in die innerungarischen Verwaltungsangelegenheiten sich nicht einmengen darf, ist eine leere Ausflucht, denn wenn der ungarische Einfluß mächtig genug war, die kaiserliche Bestätigung eines Bürgermeisters der österreichischen Residenz zu hintertreiben, so muß auch der österreichische so stark sein, Akten rohester Willkür und Vergewaltigung Einhalt zu gebieten. Ist er es nicht, so beweist dies nur, daß die österreichischen Staatsmänner dazu nicht den Willen oder nicht die Fähigkeit haben, eines wie das andere gleich — bedauerlich.

Am 25. September des ereignißreichen Jahres 1848 fand abermals eine große Nationalversammlung statt, in der sich das gesammte Rumänenvolk gegen Ungarn erklärte und sich unter Proklamation der österreichischen Verfassung unter das österreichische Reichsministerium stellte. Damals boten die Rumänen sogar ihre gesammte waffenfähige Mannschaft, mehr als 200 000 Mann auf und stellten sie dem österreichischen Generalkommando zur Verfügung. In einem Majestätsgesuche erbaten sie sich dafür Vereinigung aller Rumänen zu einer selbstständigen Nation unter dem Scepter Oesterreichs, als integrirender Bestandtheil des Staates, ein National- und ein Kirchenoberhaupt, sowie Einführung der Nationalsprache und Vertretung der Rumänen im Reichstage und im Ministerium. Der Kaiser sollte den Titel eines Großherzogs der Rumänen annehmen. Diese Forderungen waren der Ausfluß des vom Kaiser Ferdinand selbst zugestandenen Grundsatzes der Gleichberechtigung aller Nationen des Gesammtreiches, die er unter Anderem auch in einem an die Völker Ungarns gerichteten Manifest vom 20. Oktober 1848 mit den Worten aussprach: „Jede Nationalität hat bei Uns stets Schutz und in Uns einen sorgsamen Pfleger ihrer Entwicklung gefunden. Diese Richtung werden Wir stets verfolgen und nie dulden, das eine Nationalität die andere unterdrückt. Die gleiche Berechtigung Aller ist Unser Zweck, den Wir mit den Uns zu Gebote

ſtehenden Mitteln auf der Grundlage der konſtitutionellen Geſetze auch in den zur ungariſchen Krone gehörigen Ländern verwirklichen wollen.“ Man muß demnach zugeben, daß die Rumänen nicht Unbilliges verlangten, und man muß über die Kurzſichtigkeit und Haſenherzigkeit der damaligen öſterreichiſchen Politik ſtaunen, die nicht ſchleunigſt dieſe Forderungen bewilligte, um ſo mehr, als ſie zugeſtandenermaßen keinen anderen Zweck hatten und logiſcher Weiſe auch haben konnten, als dadurch ein ſtarkes Glied der öſterreichiſchen Monarchie zu ſchaffen, ſowohl zur Aufrechterhaltung des nothwendigen Gleichgewichts zwiſchen den verſchiedenen Völkerſtämmen im Innern des öſterreichiſchen Geſammtſtaates als auch zur Ausübung eines Oeſterreich unentbehrlichen Einfluſſes auf den (1848/49) ereignißſchwangeren Oſten Europas.*) Erſt im Jahre 1863 berief Kaiſer Franz Joſef den ſiebenbürgeriſchen Landtag nach Hermannſtadt ein, beſtätigte ein Einberufungsreſkript, alle von ſeinen Vorfahren den Rumänen ertheilten Privilegien und Rechte und ſtellte die Erfüllung des größeren Theiles der oben erwähnten Bitten in Ausſicht. In einer Adreſſe an den Kaiſer, deren warmer, herzlicher und aufrichtig ergebener Ton höchſt angenehm auffällt, dankten ihm die Rumänen für dieſen Akt landesherrlichen Entgegenkommens und väterlicher Fürſorge, und in einem eigenen Geſetzesartikel wurde im Jahre 1863 die Gleichberechtigung der rumäniſchen Nation und ihrer Glaubensbekenntniſſe mit den übrigen drei anerkannten Nationen und vier Religionen niedergelegt, die Gleichheit der politiſchen Rechte ausgeſprochen und im Wappen des Großfürſtenthums Siebenbürgen ein eigenes Sinnbild für die rumäniſche Nation verheißen. Aber die Freude dauerte nicht lange. 1865 ſchon war Siebenbürgen neuerlich mit dem Königreiche Ungarn zu einem Staatskörper vereinigt worden, und dabei blieb es nun trotz aller Proteſte bis auf den heutigen Tag. Aber, obwohl ein Geſetz vom Jahre 1868 nochmals die Gleichberechtigung der ungariſchen Staatsbürger aller Nationalitäten in bürgerlicher und politiſcher Hinſicht ausſprach und im ſelben Jahre dieſe Gleichberechtigung durch einen eigenen Geſetzesartikel geregelt ward, begannen die Magyaren dennoch ihre Thätigkeit damit, daß ſie an allen Unterrichtsanſtalten die magyariſche Sprache zwangsweiſe einführten, den Unterricht in anderen Sprachen ſtrenge verboten und ahndeten, diejenigen Schulen, welche ſich gegen die Einführung der magyariſchen Unterrichtsſprache ſträubten und auf die der Staat als Privatanſtalten keine Ingerenz ausüben konnte, einfach ſperren ließen, die einheimiſchen Kindergärten und -Bewahranſtalten aufhoben und dafür ausſchließlich magyariſche errichteten, an die Spitze der Gemeinden, Komitate, Geſpanſchaften, Stuhlrichtereien u. dgl. Nationalmagyaren ſetzten, eine Wahlordnung einführten, durch die Städte mit 2—3000 magyariſchen Einwohnern einen bis zwei, Landgemeinden mit 200 000 Seelen nichtmagyariſcher Bevölkerung einen Volksvertreter erhielten, die für die Magyaren einen niederen, für die Nichtmagyaren einen weitaus höheren Steuerzenſus vorſchrieb, die ferner die gebildeten Leute in den zumeiſt fremdnationalen Dörfern vom Wahlrechte ausſchloß, in den Städten dagegen für die Magyaren vorbehielt. „Es iſt,“ heißt es in einer Denkſchrift der Rumänen an den Kaiſer Franz Joſef,

*) Denkſchrift der vereinigten Rumänenführer Siebenbürgens, Ungarns, des Banats und der Bukowina vom 5. März 1849 an die Wiener Reichsregierung.

„geradezu lächerlich zu sehen, wie in manchen Wahlkreisen der rumänische Wähler gezwungen ist, einen oder mehrere Tage zu reisen, um an den Ort zu gelangen, wo er sein Wahlrecht ausüben kann." Es ist dies die Folge der ganz eigenartigen Abrundung der Wahlkreise, durch die es ermöglicht wird, daß in Siebenbürgen den 200 000 Magyaren, die zerstreut unter einer Bevölkerung von über $1^1/_2$ Millionen Rumänen leben, die Mehrheit der Wahlstimmen in der Praxis gewahrt bleibt.

Ungarn ist von jeher das klassische Land der krassesten Wahlkorruption, und wo es sich um Verdrängung nichtmagyarischer Wahlbewerber handelt, da wird keine Ungesetzlichkeit bei der Zusammenstellung der Wahllisten, keine noch so gewaltthätige Beeinflussung durch die Verwaltungsbehörden gescheut, und Bestechungen durch Geld und Bewirthungen, Bedrohungen und thätliche Verfolgungen jener, die den Muth ihrer nationalen Ueberzeugung haben, sind an der Tagesordnung. Einen breiten Raum in der langen Reihe dieser mannigfachen Verfolgungen nehmen die Preßprozesse ein. Im Verlaufe von nicht ganz vier Jahren (1891 bis Oktober 1894) gab es deren nicht weniger als 30, die mit Verurtheilungen zu insgesammt rund 48 Jahren Staatsgefängniß und Kerker und mehr als 8000 Gulden Geldstrafen endigten. Welcher Art diese Preßprozesse waren, und auf welchen Voraussetzungen sie aufgebaut wurden, möge an wenigen typischen Beispielen erläutert werden: Trajan Doda, ein verdienter alter General und Reichstagsabgeordneter, wird wegen eines Schreibens an seine rumänischen Wähler, trotz seiner Abgeordnetenimmunität, zu zwei Jahren Staatsgefängniß und 1000 Gulden Geldstrafe verurtheilt. Die Anklage wurde auf Grund folgender Stellen des Briefes erhoben: „Durch Gewaltmittel und Machinationen ist das rumänische Volk aus allen seinen Stellungen des verfassungsmäßigen Kampfes herausgeworfen worden . . . .; wir bereiten uns zum schweren und ermüdenden Kampfe vor . . .; heute ist nicht mehr die Rede von einem Sitz und einer Stimme im ungarischen Parlamente, es ist nicht mehr die Rede von kleinen nationalen sprachlichen und politischen Zugeständnissen, sondern die nationale Ehre des rumänischen Volkes steht auf dem Spiele." Derselbe General hatte in einer Rede an die Wähler die Autorität des Kaisers angerufen, um die Unzufriedenheit und die Leiden seines Volkes zu beseitigen, und gesagt: „Wenn ich als General, der für Thron und Vaterland geblutet, dies zu thun gezwungen bin, dann muß Etwas faul sein in unserem Staate, und es müssen zur Beseitigung des Uebels Maßregeln in Angriff genommen werden." Ein rumänischer Redakteur, der in der „Tribuna" diese Stelle wiedergab und die Rede besprach, wurde gleichfalls zu harter Strafe verurtheilt. Dem rumänischen Nationalausschuß, der dem Kaiser Anfangs 1892 eine Denkschrift unterbreiten sollte, worin alle Wünsche und Beschwerden der Rumänen niedergelegt waren, wurde der Zutritt zum Herrscher und die Uebergabe des Memorandums unmöglich gemacht, gegen diesen Ausschuß und die übrigen Unterzeichner und Verbreiter der Denkschrift wurde zwei Jahre später (Mai 1894) eine Anklage auf Hochverrath und Landesverrath erhoben, die bekanntlich mit der Verurtheilung fast sämmtlicher 26 Angeklagten zu zwei Monaten bis fünf Jahren Staatsgefängniß endigte. In dieser anmuthigen Tonart geht es fort — es wäre ermüdend und peinlich zugleich, alle einzelnen in der Mehrheit analogen Fälle hier anzuführen. Charakteristisch ist es zweifellos auch, daß das

Deutsche Schwurgericht in Hermannstadt 1885 durch Ministerialverfügung kurzerhand aufgelöst und sein Amtsbereich dem rein magyarischen Schwurgerichte in Klausenburg einverleibt wurde, weil es — zu viel Freisprechungen erzielte.

Die Ziele, welche die magyarische Politik verfolgt, sind ebenso klar als richtig gekennzeichnet in einer Entschließung, die der rumänische Delegirtentag vom 20. Januar 1892 zu Hermannstadt gefaßt hat. „Die Quelle alles Uebels", heißt es darin, „liegt in dem Grundgedanken der herrschenden Staatspolitik in Ungarn, die das ausschließlich nationale Sonderinteresse einer Rasse dem Gemeininteresse des Staates unterschiebt und die nationale Einheit der verschieden gearteteten nationalen Individualitäten Ungarns ganz offen als ihr Endziel proklamirt. Der Delegirtentag betrachtet dieses offen prollamirte Staatsziel als einen geradezu gegen die Existenz der nationalen Individualitäten gerichteten Angriff der Staatsgewalt, als die direkte Verneinung des Grundgedankens des modernen Staates und als eine verhängnißvolle Utopie. Diese Utopie droht mit ihren bisher schon wahrnehmbaren Wirkungen statt zu der von allen Völkern der heiligen Stefanskrone gleichmäßig angestrebten inneren Konsolidirung des ungarischen Staatswesens zu führen, dieses geradezu in entgegengesetzte Bahnen zu treiben. Der Delegirtentag erfüllt daher nur eine nationale wie patriotische Pflicht, indem er feierlich erklärt, dieser ebenso widerrechtlichen als verhängnißvollen Staatspolitik gegenüber nur um so entschiedener an dem großen Grundsatz der nationalen Rechtsgleichheit und an dem auf dieser Grundlage aufgestellten Nationalprogramm vom Jahre 1881 festzuhalten." Die Rumänen sind sich aber, und das muß besonders betont werden, darüber völlig klar, was die Magyaren wollen, sie wissen es aber auch ganz gut, welches Ende diese magyarische Politik naturnothwendig einmal nehmen muß. Sie haben im Lauf der Jahrzehnte politische Schulung und nationale Widerstandskraft genug errungen, um den magyarischen Druck mit einem hartnäckigen passiven Gegendruck zu erwidern und ruhig die Zeit abzuwarten, die für den endgültigen Sieg ihrer Forderung günstig sein wird. Wer bürgt aber dafür, daß die Magyaren in ihrem immer stärker sich entwickelnden nationalen Eigendünkel nicht zu noch ärgeren Gewaltmitteln greifen, um ihre überspannten nationalen Träume zu verwirklichen? Auch des langmüthigsten Volkes Geduldsfaden könnte dann reißen, und mit Schrecken müßte man dann — zu spät — erkennen, was man versäumt, durch müßiges Gehenlassen groß werden ließ. Fordert nicht schon das heutige Gebahren den Spott jedes vernünftig und vorurtheilslos denkenden Menschen heraus? Wenn in Konstantinopel, in Bitlis und in Erzerum die Armenier und die Türken sich gegenseitig todtprügeln, -schießen und -stechen, so tritt mit wichtiger Miene das europäische Konzert zusammen und verlangt drohend Abhilfe; wenn in Kissingen einem vorlauten „Stern" auf die Finger geklopft wird, gerathen zwei Welttheile in Aufruhr und setzen Himmel, Hölle und Botschaften in Bewegung; und wenn in einem großen Staate Deutsche, Rumänen, Ruthenen u. s. w. gleichmäßig verfolgt und unterdrückt, Hunderte von Existenzen widerrechtlich zu Grunde gerichtet, Familien des Ernährers, des Besitzes, der Freiheit, der bürgerlichen Rechte widerrechtlich beraubt werden, dann schweigt die europäische Diplomatie oder zuckt höchstens be-

dauernd die Achseln. Wo bleibt da die Logik, die so oft angerufene Humanität, die Gleichberechtigung, die Menschenwürde, wo bleiben die in der Theorie als unverletzlich angesehenen Völkerrechte?! Ich weiß recht wohl, daß jene Kreise, an die hauptsächlich dieser Appell gerichtet ist, mit mitleidigem Lächeln sich abwenden werden von dem Thoren, der nicht weiß, daß es altgeheiligter, staatsrechtlich sanktionirter Brauch ist, sich in die inneren Verhältnisse eines großen fremden Staates nicht einzumengen, besonders, wenn diese Verhältnisse durch eine Verfassung auf dem Papiere fein geregelt sind. Man wird aber mit dieser etwas altersschwachen Staatsweisheit bald zu Ende sein. Die innerpolitische Entwicklung in Oesterreich sowohl wie in Ungarn beweist es fast täglich, daß der nationale Radikalismus in nahezu geometrischer Progression im Steigen begriffen ist. In Deutsch-Oesterreich werden die Deutsch-Liberalen von den Deutschen der schärferen und schärfsten nationalen Tonart, in Böhmen die Altschechen von den Jungtschechen und diese wieder von den radikalen Omladinisten abgelöst, in Ungarn nimmt der Chauvinismus und Kossuthismus seit Tisza, Weckerle und Banffy immer offenere Formen an, zwischen Ungarn und Oesterreich selbst werden die Gegensätze mit jedem Tage spitzer, die natürliche nationale Kluft mit jedem Tage breiter, unüberbrückbarer, und das einzige bindende Glied in diesem Chaos zentrifugaler Elemente bildet der greise Kaiser Franz Josef, dessen lange, fast fünfzigjährige Regierungszeit, dessen wechselvolle, an tiefstem menschlichen Leid so reichen Schicksale den Völkern unter seinem Szepter eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu, eine menschlich völlig begreifliche Rücksicht eingeflößt haben. Sollte es für gewisse Kreise nicht eine dankbare Aufgabe sein, einmal gründlich darüber nachzudenken, was aus dem alten Oesterreich-Ungarn werden kann, wenn diese Rücksichten wegfallen? Könnte nicht der Wahlspruch des seligen Kaiser Friedrichs III.: „Austria erit in orbe ultima“ in etwas geänderter Bedeutung in Erfüllung gehen? Mit dem Augenblicke aber, wo derartige Möglichkeiten, wenn auch nur aus weiter Ferne sich zeigen und in den Bereich einer Erörterung treten, die naturgemäß nur auf Andeutungen beschränkt bleiben kann, springt auch sofort die wichtigste Aufgabe und das erste Erforderniß einer wirklich deutschen Politik ins Auge. In seiner großen Senatsrede vom 9. Dezember 1893 sagte Demeter Sturdza, daß ein großer Theil der Stärke des Königreichs Rumänien darin liege, daß die Landesgrenzen rings von Rumänen umgeben sind, und daß es eine natürliche Schwächung des Königreichs bedeuten würde, sollten diese Rumänen der Nachbarstaaten entnationalisirt werden. Es wäre daher ein Interesse ersten Ranges für den rumänischen Staat, daß kein einziger außerhalb desselben befindlicher Rumäne zu Grunde gehe. Dieser Satz hat mutatis mutandis auch für uns seine volle Berechtigung. Auch wir Deutsche sind niemals stark und zahlreich genug, um auch nur einen einzigen Stammesgenossen freiwillig und leichten Herzens preiszugeben, auch für uns ist der Deutsche, wo er immer sei, ein Träger und Schützer, ein lebendiger Zeuge unserer Kultur und unseres Namens, und jeder, auch der kleinste Verlust, den wir darin erleiden, bedeutet zugleich eine Schwächung, eine Verkürzung dieser Besitzthümer, auf die wir stolz sein und die wir hüten sollen als unser heiligstes Erbe. Und auch für die Machtstellung Deutschlands, für die Sicherheit seiner nationalen Grenzen ist es von unschätzbarem Werthe, je größer und kompakter die Masse der rings um die

Grenzen des Reiches wohnenden Deutschen ist; bilden sie doch den Damm, an dem sich die Wogen der fremdnationalen Strömungen brechen, und der die beste, sicherste Gewähr bieten soll für die ungehemmte Entwicklung des Reiches im Innern! Im ureigensten Interesse liegt es aber, von staatswegen dafür Sorge zu tragen, daß der Deutsche nicht gegen seinen Willen unterdrückt und entnationalisirt werde, sei er nun an den Ufern des Yangtsekiang oder im freien Amerika oder — in Oesterreich.

Berlin. H. Hink.

Vom neuen Schriftthum.

II.

Tino Moralt. — Fermont. — Im Malstrom. — Geschichten aus Sperlingslust.

Noch immer geschehen Zeichen und Wunder. Dann und wann, in weiten Zeitabständen allerdings, kommt es sogar vor, daß ein wirklich bedeutsames litterarisches Kunstwerk, dessen Verfasser dem plumpen Ungeschmack der Menge nicht die geringsten Zugeständnisse macht, dennoch eine zweite Auflage erlebt. Tino Moralt. Kampf und Ende eines Künstlers. Von Walther Siegfried. (Carl Rupprechts Verlag in München) ist eins dieser Werke.

Vor fünf Jahren erschien die erste Auflage des Romans. Durch einen Zufall fiel das Buch mir damals in die Hand, und nachdem ich es gelesen, hatte ich die Empfindung: Das ist einer von den ganz Großen, von denen die Kunst Bedeutendes sich versprechen darf. Freilich ein Werdender noch, keiner, der schon fertig ist und von dem sich jetzt schon sagen ließe, wie weit er gehen und nach welcher Richtung hin seine Begabung ihn vornehmlich leiten wird. Aber ein Eigner, ein Selbstständiger, ein Könner. Der „Fermont" desselben Verfassers, den ich später las, und der jetzt ebenfalls in der zweiten Auflage vorliegt, bestärkte mich in der günstigen Meinung, die ich mir über diesen Autor gebildet hatte. Eine wuchtige psychologische Schilderung, dieses eigenartige Buch — und wuchtig, bei aller ins Einzelne gehenden Feinheit der Ausarbeitung, ist auch die Darstellung im „Tino Moralt".

Es giebt so wenige Schriftsteller heutigen Tages, die es verstehen, eine Menschenseele liebevoll und verständnißreich zu beobachten und bis zu

ihren letzten Ausstrahlungen hin zu ergründen. Was ist ihnen das Individuum? Das Milieu hält sie in seinem Banne. Der Einzelmensch ist ihnen ein Produkt nur des Milieus. Sie selbst sind ja zumeist keine Individuen, sie sind Milieumenschen ohne seelische und geistige Sonderart. Was der Eine von ihnen kann, das vermag auch der Andere, und was Diesem unerreichbar ist, daran versucht in der Regel auch Jener vergebens seine Kräfte. Findige Geschäftsleute sind die meisten der „erfolgreichen" jüngeren Autoren, geriebene Fabrikanten, die den Bedarf an schöngeistiger Waare sorglich decken, und bei den Leihbibliothekaren, welche die Litteratur verhökern, erfreuen sich ihre Firmen eines guten Klanges. Sie liefern in der Regel eine gangbare Waare; sie arbeiten für den Hausbedarf und für die Küche. Sie sind unterhaltend in ihren Werken und wenn sie dabei auch manchmal dreist und unfläthig werden, so bleiben sie, im Grunde genommen, doch gute und echte Spießbürger, die jedem sich verständlich zu machen wissen, weil sie banale Geschichten nur erzählen, die allerhöchstens etwas Hautgout haben. Vielen von ihnen ist das Anrüchige die Hauptsache. Sie wissen, daß es abgebrühte Gourmets und lüsterne Dirnlein giebt, die das lieben und dafür den Preis zahlen. Und weil sie den gewissen Preis erzielen, bilden sie manchmal sich ein etwas Besseres zu sein als die Uebrigen, die im Dienste keuscher Kunst sich mühen — aber das ist eben nur Einbildung. —

Mit diesen betriebsamen Leutchen darf man den Verfasser des „Tino Moralt" und des „Fermont" nicht vergleichen. Das hieße ihm großes Unrecht anthun, weil er ein Dichter ist und kein Macher. Er ist ein Menschenkenner und Herzenskünder. Psychische Probleme haben für ihn einen ganz besonderen Reiz. Die kranke Psyche des Künstlers, den des Lebens heißer Drang verzehrt und des Herzens ungestümes Sehnen nicht zur Ruhe kommen läßt, sie führt er in „Tino Moralt" dem Leser vor Augen. Und er weiß gründlich Bescheid in den verschlungenen Gängen solch' einer irrenden Künstlerseele, die zerrissen und zerfleischt wird von dem Zwiespalt, der zwischen Wollen und Können beängstigend und verwirrend sich aufthut. Mit fester Hand läßt er das Senkblei feelischer Forschung in ihre Abgründe gleiten und recht anschaulich schildert er uns den seelischen Befund.

Die Sprache in beiden Büchern ist schön bei aller Einfachheit; sie ist markig und natürlich zugleich. Es ist eine männliche Individualität, die da zu uns spricht, und mit der herben Kunst eines ernst Ringenden, hohen Zielen Zustrebenden machen die beiden Romane uns bekannt. Romane sage ich, obwohl der Verfasser in übergroßer Bescheidenheit diese Bezeichnung für seine beiden ersten Arbeiten noch nicht in Anspruch nimmt.

Sehr erfreulich ist es, daß „Fermont" gegen „Tino Moralt" einen sichtbaren Fortschritt darstellt. Besonders in technischer Hinsicht, während in seinem Erstlingswerke der Dichter noch vielfach mit dem Stoffe ringt und ihm an einzelnen Stellen gar unterliegt, zeigt er im zweiten Roman sich bereits als souveräner Beherrscher des Stofflichen. Die Technik läßt hier wenig nur zu wünschen übrig.

In „Tino Moralt" ist Alles eitel Sturm und Drang. Chaotische Gährung umrauscht uns da, und der Held der mächtig ans Herz uns greifenden Geschichte geht nach gigantischem Ringen tragisch zu Grunde. Die dunklen Mächte ziehen ihn hinab zur Tiefe. Das Milieu — die Welt der

Münchener Künſtler — iſt mit packender Realiſtik dargeſtellt. Es iſt vielleicht etwas zu breit ausgemalt, weil eben der Verfaſſer den Stoff in dieſem Erſtlingswerk noch nicht genügend beherrſcht, aber es iſt wahr und echt in allen ſeinen Zügen.

Auch im „Fermont" ſetzt die Geſchichte mit heftigen ſeeliſchen Kämpfen ein. Auch hier ringt eine überempfindliche, von den Dämonen des Wahnſinns und des Genies zerfleiſchte Menſchenſeele mit dem gewaltigen Schickſal — aber der Weg, den die Entwickelung des Helden nimmt, führt aufwärts. Er geht als Sieger hervor aus Sturm und Drang. In dieſem Roman konzentrirt der Dichter ſich ganz auf das Schickſal ſeines Helden. Da iſt Nichts, woran unſer Intereſſe zerſplittern könnte, wir ſind allein mit dem Helden in gewaltiger Vergeinſamkeit, und dort oben in der freien Gottesnatur, an deren Buſen er inſtinktiv ſich flüchtete, nachdem ſeine Seele müde und wund geworden im Kampf des Lebens, dort ringt er ſich im Verkehr mit ſchlichten, einfältigen Menſchenkindern aus dunkler Nacht zu hellem Licht empor. Wenn gleichwohl die Geſchichte ſich nicht in ſpießbürgerliches Wohlgefallen auflöſt; wenn trotzdem der bleibende Eindruck ein erſchütternd tragiſcher iſt, ſo beweiſt das, wie ſehr der Dichter es ernſt nimmt mit ſeiner Kunſt und wie wenig er geneigt iſt, dem Publikum nützliche Zugeſtändniſſe zu machen auf Koſten der künſtleriſchen Wahrheit. Leute, wie Fermont, können ſiegen im Kampfe mit ſich und der Welt — ein banales Glück aber iſt ſelten ihnen beſchieden . . .

Aus dem Jahrgang 1894 von Kürſchners Litteratur-Kalender, der mir zur Hand iſt, erfahre ich, daß Walther Siegfried in Loſingen in der Schweiz geboren iſt. — Das Geburtsjahr fehlt. Ich ſchließe daraus, daß er noch ſehr jung ſein muß. Denn nur große Jugend kann einen Schriftſteller veranlaſſen, ſein Geburtsjahr im Kürſchner der zeitgenöſſiſchen Neubegierde vorzuenthalten. Man will eben an ſeinen Werken und nicht an ſeinen Jahren gemeſſen werden. Die ſchriftſtellernden Damen machen es umgekehrt. Sie wollen nimmermehr zur alten Garde gerechnet werden, die gewißlich gerne ſich ergäbe, wenn nur erſt einer da wäre, der ſie ernſtlich attackirte.

Von jung Siegfried verſpreche ich mir noch ganz Bedeutendes. Ich thue es ſchon deßhalb, weil er nicht ins Gelage hinein produzirt, ſondern weiſe auf wenige Leiſtungen ſich bisher beſchränkte. Die ſchreibſeligen Männlein und Weiblein, die immerzu laichen, bringen nie was Rechtes zur Welt. Dafür quaken ſie aber um ſo ſelbſtzufriedener in ihren Tümpeln und glauben wohl gar, ihr Gekrächze ſei lieblicher Geſang. — —

Geiſtesverwandt dieſen beiden Werken und doch wieder ganz anders wie ſie, iſt Stanislaw Przybyszewskis Roman „Im Malſtrom", der ſoeben im Verein für Deutſches Schriftthum (Hugo Storm in Berlin W. 30) erſchienen iſt.

Im Malſtrom iſt der dritte Band einer Roman-Trilogie, die den wohl von herber Satire eingegebenen Geſammt-Titel: Homo Sapiens führt und deren zweiter Band unter dem Titel: „Unterwegs" bei Fontane in Berlin erſchienen iſt. Der erſte Band ſoll noch im Laufe dieſes Jahres, ebenfalls im Storm'ſchen Verlage, wenn auch nicht in der Serie des Roman-Abonnenten-Vereins (Deutſches Schriftthum) erſcheinen und „Ueber Bord" betitelt werden.

Der Verfaſſer befolgt, wie man hieraus erſehen mag, einen beſonderen modus procedendi bei ſeinem Schaffen. Er fängt in der Mitte an, ſchreitet zum Ende fort und nimmt dann den Anfang in Angriff. Indeß große Künſtler haben ja wohl ihre Abſonderlichkeiten. Der gewöhnliche Sterbliche freilich vermag darin nur Marotten zu erblicken, und doch fügt ſich manchmal Alles auf ganz natürliche Weiſe ſo ſeltſamlich und wunderbar. Die Perſönlichkeit des Künſtlers, das was ſpeziell ihm eigen iſt und was er mit keinem Anderen gemein hat, drängt ihn vielleicht gerade und treibt ihn juſt auch in ſolchen Dingen zu einem Vorgehen das dem hausbackenen Philiſter thöricht erſcheint, weil er ſelbſt viel zu „vernünftig" iſt, als daß er jemals ſo könnte handeln. Und wenn eine beſtimmte dichteriſche Individualität an einen beſtimmten Stoff geräth, dann mag gerade dieſer beſondere Vorwurf manchmal Bizarrerien auch der Technik zur Folge haben, die ſich nur daraus begreifen laſſen, daß es gerade dieſer Individualität unmöglich iſt, mit dieſem beſonderen Stoffe nach der herkömmlichen Methode künſtleriſchen Zeugens fertig zu werden. Der Stoff hat dann eben den Autor, nicht er den Stoff.

Ziemlich begreiflich erſcheint ſogar eine ſolche Schaffensweiſe, wenn der Dichter Selbſtdurchlebtes zu ſchildern unternimmt. Nichts natürlicher, als daß er dann die ihm zeitlich zunächſt liegende Periode ſeiner Entwickelung zuerſt in Angriff nimmt, da dieſe ihn am meiſten intereſſirt. Auch hofft er vielleicht, daß ſeine Schilderung an Farbe und Leben, daß das, was er ſchreibt, an innerer Wahrſcheinlichkeit gewinnen werde, weil er es zum Theil noch durchlebt, während eine frühere Periode ſich ihm nur noch im Spiegel der Erinnerung darſtellt, der nicht immer ein in allen Theilen lebensgetreues Bild zurückgiebt.

Allerdings entſchuldigt das Alles noch nicht die merkwürdige Form der Veröffentlichung. Mag ein Künſtler ſein Werk zu Stande bringen, wie immer er will, das iſt ſeine ureigenſte Angelegenheit, um die Niemand ſich zu kümmern hat. Daß man uns aber einladet, den dritten Band eines Romans zu leſen, deſſen zweiten wir nicht kennen und deſſen erſter noch gar nicht einmal im Druck erſchienen iſt, das mag immerhin als eine Zumuthung gelten, die ſich ſchließlich nicht Jeder gefallen läßt . . .

Im vorliegenden Falle hat indeß die etwas auffällige techniſche Anomalie ſchon deßhalb nicht allzuviel zu bedeuten, weil dieſer dritte Band der Romanſerie ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze iſt, zu deſſen Verſtändniß für den nachdenkſamen Leſer die Kenntniß des Vorhergegangenen nicht ſo ſehr erforderlich iſt.

In ſeiner Roman-Trilogie führt Przybyszewski uns die Entwickelungsgeſchichte eines Mannes vor, der von Haus aus offenbar anormal veranlagt iſt und in einem Leben der wildeſten körperlichen und geiſtigen Ausſchweifungen eine große Kraft ſchmählich verzettelt. Der Dichter macht uns mit einem „Uebermenſchen" bekannt, dem Nichts heilig iſt, weil ſein ätzender Verſtand Alles in ſeine Beſtandtheile auflöſt, ſo daß leere Phraſen und überkommene „Begriffe" keine Macht mehr über ihn haben. Erik Falk ſteht jenſeits von Gut und Böſe. Er iſt weder ein Schurke noch ein Gerechter, er iſt eben nur er ſelbſt und will auch gar nichts anderes ſein. Ideale giebt es für ihn nicht; die Welt iſt voll von „Gemeinheit". Alle Menſchen laſſen vom „Gemeinen" ſich in Banden ſchlagen — d. h. von dem, was

man so das Gemeine nennt, eigentlich ist es ja lächerlich, solche moralische Unterscheidungen zu treffen, wo es doch nur um Natürliches, um Menschliches, Allzumenschliches sich handelt.

Dieser diabolisch geartete Mensch mit dem bei all seinem Cynismus dennoch unbefriedigten, drangvoll-heißen Herzen — dieser Don Juan und Faust in einer Person lebt in einem internationalen sozialastisch-anarchistischen Milieu — der Autor dachte offenbar bei dessen Schilderung an die Kreise des polnischen Revolutionarismus — und in der schwülen Treibhausatmosphähre dieser Umgebung schießen die giftigen Triebe seines Wesens geil und üppig in die Höhe, so daß sie schließlich Alles überwuchern und es für den Mann keinen Halt mehr giebt auf der abschüssigen Bahn, die ins Verderben führt. Nachdem er sich freigemacht von allen Moralgesetzen, nachdem er schon längst die bürgerliche Gesetzgebung als für ihn nicht mehr rechtsverbindlich erklärt hat; nachdem er als „Einer" sich hat fühlen lernen, der nach den Anderen Nichts zu fragen hat und dessen Lebensregel lautet: „fais ce que veux!" — nun endlich schreckt er vor Nichts mehr zurück, selbst vor solchen Handlungen nicht, die den Andern als Verbrechen gelten Er will sich ganz ausleben, will zügellos sein und schrankenlos, will genießen und zerstören, so viel ihm behagt und so viel er vermag. Ja, es dämmert wie eine geheime Ahnung die Anschauung in ihm auf, daß die Natur in erster Linie Zerstörerin ist, nicht Erhalterin und nicht Schöpferin. Sie vernichtet und muß vernichten, um Raum zu schaffen für neue Gebilde, und der Mensch der den Zerstörertrieb im Busen trägt, muß vernichten, was seine Wege kreuzt. Er hat kein Gewissen und darf keins haben. Ueber Leichen hinweg und an Ruinen vorbei führt sein Weg — der Weg des unverantwortlichen Genies, das eine Erscheinungsform nur ist des ewigen Allgesetzes.

Tiefer und tiefer verstrickt sich der Held des Romans in das gefährliche Netz dieser Anschauungen. Rücksichtslos vernichtet er Alles um sich und in sich. Er rodet die letzten Ueberreste veralteter Anschauungen in sich aus und läßt fortan sich nur von steuerlosen Trieben, von Launen und Einfällen beherrschen. Natürlich sind auf die Dauer Körper und Geist einem solchen Leben orgiastischen Taumels nicht gewachsen. Ein Zustand äußerster Nervenzerrüttung ist dessen natürliche Folge. Und mit dem Zerfall der Körperkräfte beginnen hysterische und ekstatische Zustände sich einzustellen. Nun ist es vorbei mit dem Uebermenschenthum, jetzt beginnt die gemeine Reue ihr nagendes, zerstörendes Werk. Das Gewissen, so lange eingeschläfert, erwacht wieder und sein Raunen hetzt immer tiefer den Elenden ins Verderben. Die Erinnyen verfolgen ihn als Halluzinationen auf Schritt und Tritt und schließlich kommt ihm in lichten Momenten zum Bewußtsein, daß sein geistiges Maß doch zu niedrig, daß er ein ganz gewöhnlicher Mensch nur ist wie die andern auch.

Es ist eine grandiose, eine grausige und erschütternde Schilderung unheimlichster seelischer Vorgänge, die der Dichter uns in diesem merkwürdigen Buche vor Augen führt. Das ist die Kunst feinster Seelenanalyse, mit der wir es hier zu thun haben, eine Kunst, die mit der allergrößten Präzision arbeitet und die erstaunlichsten Resultate aufzuweisen hat. Wir erleben Alles, was wir da lesen, selbst mit, und schaudernd machen wir die Entdeckung, daß in uns allen etwas ist von diesem unheimlichen Men-

schen, den der Dichter in voller seelischer Nacktheit uns zeigt. Auf dem tiefsten Untergrunde menschlichen Wesens lauern die ererbten Instinkte, durch Erziehung und Sitte nur gebändigt und jeden Augenblick bereit, hervorzustürzen und in wahnsinnigem Rasen Alles zu vernichten.

Stanislaw Przybyszewski ist in Bezug auf Feinheit und Exaktheit psychologischer Darstellung ein vollkommen ebenbürtiger Rivale Dostojewskijs. Er ist Pole der Abstammung nach, und das erklärt manchen besonderen Zug in seiner geistigen Silhouette. Die große Kunst Przybyszewskis ist aber auch zugleich eine kranke Kunst. Sie ist jenen wunderbar farbenprächtigen Blumen zu vergleichen, die auf sumpfigem Boden wachsen. Sie hinterläßt überdies einen peinlichen Eindruck. Es ist nicht die erhebende und befreiende Kunst, die den Kenner und die Welt mit neuer Lebensfreude und Schaffenslust erfüllen soll, sondern es ist ihre Vorläuferin erst, die jene tiefe gemüthliche Depression hervorruft, welche oft die Mutter ist hochherziger Entschlüsse und guter Vorsätze. Bei Przybyszewki sehen wir, wohin die geistige Ueberkultur, wohin die schlimme Hypertrophie des Gehirns, an der unsere Zeit krankt, schließlich führen muß. Dieses rastlose Grübeln, diese Sucht, sich selbst zu zerlegen, zu zerfasern und zu zerfleischen, die einer der wesentlichsten Charakterzüge seines Helden ist, das Alles ist typisch für unsere Zeit. Erik Falk ist der echte, vollbürtige Vertreter des mit allen Kulturen übersättigten, durch Nichts mehr zu befriedigenden Menschen, der an der Wende des Jahrhunderts steht und eine unheimlich gelle Lache aufschlägt über sich selbst und über die Thorheit der Andern, die noch Ideale haben und die noch ein höheres Streben kennen, als das, unter Bestien ein höher organisirtes Thier zu sein. Erik Falk ist die Verkörperung jenes furchtbaren Pessimismus, der als Weltekel seine höchste Darstellungsform gefunden hat.

Przybyszewskis gewaltige Kunst ist Kunst des Niederganges. Seine Freunde und Verehrer wollen das nicht Wort haben. Sie halten ihn für einen kühnen Neuerer, der rüstig am Werke ist, brachliegendes Oedland zu bestellen, um es nützlicher Kultur zu gewinnen. Ich kann diese Auffassung nicht theilen. Przybyszewski wurzelt fest und tief in den Fäulnißerscheinungen der zerfallenden Gesellschaft. Er ist kein Messias, der neue Menschheitsziele kündet, sondern ein Vorläufer nur, dessen Werk den Uebergang bildet vom verwesenden Alten zum lebenskräftigen Neuen. Seine Darstellungsmittel und seine Methode geben vielleicht die Richtung an, in der die neue Kunst sich äußerlich weiter entwickeln wird. Die neuen Empfindungen, die früher nicht geahnten Sensationen, welche in dieser Zeit des Verfalls, die zugleich eine Zeit des Uebergangs ist, der höchst differenzirten Individuen sich bemächtigen — die neugewonnenen Erkenntnisse auch und die neuen Strebungen, das Alles verlangt gebieterisch nach neuen Formen des Ausdrucks und der Darstellung. Möglich, daß Przybyszewskis Wirken in dieser Hinsicht vorbildlich wird — möglich, aber nicht gerade wahrscheinlich. Bei diesem Dichter ist eben Alles nur eigenste Eigenart. Seit er sich aus der Periode gährender Unreife herausgearbeitet hat, die in den „Vigilien" ihre litterarische Verkörperung fand, ist dies nicht mehr zu verkennen. Und im vorliegenden Roman tritt diese seine künstlerische Eigenart mit allen ihren Absonderlichkeiten, mit allen ihren Vorzügen und Fehlern besonders deutlich zu Tage . . .

* * *

Es liegt wahrlich kein Grund vor, an der Zukunft des deutschen Schriftthums zu verzweifeln. Zwar hat Gerhart Hauptmann auch im Florian Geyer den Nachweis noch nicht erbracht, daß er auch nur entfernt an Schiller oder Goethe heranreicht, und sogar dem „großen" Maximilian Harden fehlen noch etliche Zoll zum kleinen Börne. Aber die Herren Hauptmann und Harden sind zum Glück nicht das deutsche Schriftthum. Es und seine Schicksale stehen nicht auf ein paar Augen; ihm erwachsen täglich neue Vertreter, und unter den Vielen, die an die Oeffentlichkeit dringen, befindet sich doch auch mancher, von dem eine Vermehrung der geistigen Schätze zu erhoffen ist.

Manchmal hat es sogar den Anschein, als ob Gebiete, die Jahrzehnte lang brach gelegen haben, von rüstigen Pionieren neu angebaut werden sollten, so z. B. das Gebiet des Humors. Solch' ein unternehmender Pionier scheint mir, der Verfasser der „Geschichten aus Sperlingslust"*) zu sein, die um Weihnachten herum auf dem Büchermarkt erschienen sind. Der Biedere, der sichs zum Ziel gesetzt hat, den Zeitgenossen wieder einmal das Lachen zu lehren, nennt sich als Schriftsteller Knut Hjörring und ist Redakteur in Berlin. Als echter Pionier, der an der Grenzscheide litterarischer Zivilisation schaffensfroh den Acker des Humors bestellt, ist der Verfasser der „Geschichten aus Sperlingslust" etwas derb und bieder, aber er ist wirklich ein Humorist von Gottes Gnaden, und das ist doch wohl die Hauptsache. An geschniegelten und gebügelten Zierbengeln, welche die klebrigen Ausschweißungen ihres engen Hirnleins als sogenannte Humoresken in die Welt hinausgehen lassen, fehlt es uns leider Gottes nicht, dagegen ist seit langem Mangel an echten Humoristen. Man muß, wenn man ihrer auch nur einige Wenige zusammen bekommen will, sogar Julius Stettenheim dazu rechnen und den anderen großen Julius, den Stinde. Das sollte ein Grund mehr sein für die Kritik, jedem wahren Humoristen, der irgendwo sich zeigt, ein Wort der Ermuthigung mitzugeben auf seinen Weg. Jedenfalls sollten ernste Kritiker, die zugleich Förderer unseres Schriftthums sein wollen, sich die Mühe nicht verdrießen lassen, auf neue Talente gerade auf humoristischem Gebiete besonders emsig zu fahnden.

Die Arbeit ist ja schließlich nicht einmal so groß. Wenn mir ein Band Humoresken überbracht wird, so brauche ich nur zehn Seiten zu lesen, um zu wissen, ob es sich überhaupt der Mühe verlohnt, darin noch weiter nach Talent zu spüren. Wer Humor besitzt, der kann ihn nicht verleugnen, der ist in jeder Zeile humoristisch, weil nicht nur seine Ausdrucksweise, humorvoll sich giebt, sondern weil vor allen Dingen seine Auffassungs- und Denkweise humoristisch imprägnirt ist. Die dürftigen Witzbolde, die sich hier ein Silbenwitzchen und dort ein mageres Wortspiel abkitzeln, sind von den wahren Humoristen leicht zu unterscheiden.

Daß die Geschichten aus Sperlingslust seither nicht schon häufiger in der Presse besprochen wurden, hat mich sehr wunder genommen. Denn darin ist echter Humor enthalten, grobkörnig manchmal und naiv, dafür aber auch kerngesund und herzerfrischend. Der Verfasser erzählt uns die abenteuerlich bewegte Geschichte eines an der Unterspree gelegenen Vorortes von Berlin, der inbezug auf Menschen und Zustände manche Aehnlichkeit

*) Verlag von W. Pauli's Nachfolger in Berlin.

aufzuweisen hat mit jenem idyllischen amerikanischen Neste, dessen repräsentatives Organ der rühmlichst bekannte „Arizona-Kicker" ist. In Sperlingslust haben sie eine freiwillige Feuerwehr ins Leben gerufen, und die pickwickierhaften Meinungen, Reden, Thaten und Fahrten der wackeren Wehrmänner stehen im Mittelpunkt der interessanten humoristischen Schilderung.

Das Buch enthält eine Reihe amüsanter Bilder, die lose zusammengehalten werden durch eine ziemlich dünne Handlung. Aber einzelne dieser Bilder sind von überwältigender Komik. Knut Hjörrings Humor ist, wie gesagt, gesund und derb. Manchmal spitzt er sich aber auch zur feinen Satire zu, wenn es gilt, soziale Schäden und allgemein menschliche Schwächen zu geißeln. Die Art und Weise, wie der Bauschwindel und seine Leute in dem Buche behandelt werden, sowie die Schilderung der ausgetragenen Patent-Anwalt-Firma, in der gewisse Berliner Patentbureau-Inhaber sich leicht wiedererkennen werden, sind Meisterstücke einer in die Tiefe gehenden Satire, in andern Kapiteln wiederum sprudelt lauter und klar der Springquell des herzerfrischenden, schalkigen Humors. Kurz: Das Buch ist eine interessante und anregende Lektüre für Jeden, der sich auf Humor versteht, aber es hat doch auch seine Fehler aufzuweisen — seine großen Fehler sogar. Da ist zunächst die wenig straffe Komposition zu tadeln. Sodann hat der Verfasser nicht die wünschenswerthe Selbstkritik geübt. Wer über so viel echten Humor verfügt, der sollte nicht zu trivialen Kalauern seine Zuflucht nehmen. Und der Kalauer finden sich gar viele bei ihm. Auch die mehr als problematischen Witze, die bloß auf einer eigenthümlichen Namengebung beruhen, sind zu rügen. Knut Hjörring kann ein bedeutender Humorist werden. Dazu ist aber erforderlich, daß er strenger wird gegen sich selbst. Auch muß er seinen Stoff besser gruppiren, er muß ihn mehr konzentriren und beherrschen lernen, als er es in diesem seinem Erstlingswerk gethan hat. — Erwähnt sei noch, daß das von Paul Colanus köstlich illustrirte Buch frei ist von widerlicher Pikanterie, die ja meist nur ein unzureichendes Surrogat ist für die dem Autor mangelnde Begabung. An Begabung fehlt es dem Wildling Knut Hjörring wirklich nicht, wohl aber noch an Selbstzucht und, wie mir scheinen will, an einem Verleger, der es verstände, sein Buch geschickt zu lanziren. Wir haben nicht so viele Humoristen, daß wir den Herren Verlegern gestatten könnten, sie zu ihrem privaten Amusement Bücher schreiben zu lassen.

Karl Schneidt.

Amanda.

Von Ferd. Chr. von Thiede.

(Nachdruck verboten.)

Es war eine Gluthhitze in den Straßen Leipzigs. Die schwarzen, kryſtalliniſchen Rußflocken und die feinen Straßenſandkörner tanzten in der trockenen Luft umher.

Das macht Durſt.

Ich war auf dem Grimmaiſchen Steinweg; alſo zu Pighetti. Das war das Lokal, das ich in Leipzig, damals als ich ſtudirte, zu erſt beſuchte. Manchen Abend hatte ich dann da geſeſſen, manche Flaſche Chianti getrunken, manche Kellnerin geküßt . . . Damals in den beiden erſten Semeſtern, die ich in Leipzig ſtudirte.

Ich war immer der Letzte, der erſt um 2 Uhr früh dem müden Wirth und der auch nicht mehr ſehr munteren Kellnerin „Gute Nacht" ſagte.

Wenn man das ſo bedenkt: Tag für Tag bis 2 Uhr Nachts in dieſer Atmoſphäre von Tabakrauch, Weindunſt, Delikateßwaarendüften aus dem vorderen Laden, Müllgrubengerüchen aus dem Hofe, in Zimmern ohne direktes Tageslicht, geſund iſt das für ein junges Mädchen unmöglich.

Und gerade ſo verdorben wie die äußere Atmoſphäre iſt auch die geiſtige.

Aber wer will das ändern? . . . Syſiphusarbeit . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Heute war ich noch mal ſo etwas Student. Morgen wollte ich promoviren und dann wars aus mit der alten Burſchenherrlichkeit . . . ihr mußte ich noch einen Scheidetrunk darbringen.

Ja, wenn nur die dicke Elſe nicht noch da war, die hatte ich nie recht leiden können, in ihrer pomadigen Langweiligkeit.

Der ſchmale Hausflur war noch immer ſo ſchmutzig, die Wände feucht, der Putz vielfach abgeſtoßen. Die Thüre nach dem kleinen, engen, holprigen Hofe ſtand offen. Der ſtechende Duft der Aborte durchſtrömte den Flur.

Ich öffnete die Thür zur Weinſtube.

Das erſte Zimmer war dunkel; der muffige Geruch machte ſich umſo ſtärker bemerkbar.

Im zweiten Zimmer war Licht.

„Bitte, wollen Sie hier eintreten?" rief eine weibliche Stimme.

Es war die der Elſe. Ich ging ins zweite Zimmer.

„Guten Abend."

„Guten Abend, bitte, wollen Sie Platz nehmen."

Der einzige Gaſt war im Begriff zu zahlen . . . . ich ſetzte mich an den anderen Tiſch auf die Bank.

„Was darf ich Ihnen bringen?"
„Ja, was?, na einen halben Chianti."
Der Gaſt wünſchte guten Abend, die Kellnerin holte den Wein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war doch ein recht kleines, einfaches Zimmer; ſchlichte hohe Holztäfelung an den Wänden; ein paar Krüge auf dem Simſe, einfache Holzbänke mit der Wand als Lehne, zwei große Tiſche mit 'n Paar hochlehnigen Stühlen drum . . . . ſonſt keine Dekoration, nichts, garnichts, 'n ſtumpfſinniges Lokal . . . .

Die Kellnerin brachte die baſtumflochtene, dickbauchige Flaſche und ſchenkte ein; gluckſend ſtürzte der Wein aus dem langen, engen Halſe.

„Darf ich ein Glas mittrinken?"
„Bitte."
Als ſie jetzt das Glas holte, ſah ich ihr nach und betrachtete ſie genauer.

Sie war von guter Mittelgröße, mit abgerundeten, aber nicht vollen Formen. Man ſah durch ihre dünne Blouſe, daß ſie faſt noch kindlich-feine Schultern hatte. Die Taille war nicht eingeſchnürt, die Hüften erſchienen dadurch ſchmaler. In ihrer Haltung lag etwas Strammes, faſt Soldatiſches, kein Wiegen in den Hüften; ein feſter Schritt . . . es lage Raſſe drin!

Sie ſetzte ſich vor Ende des Tiſches auf einen Stuhl.

„Proſit!"
„Proſit!"
Ich ſah ſie feſt und lange an.

Schön war ſie nicht, auch hübſch konnte man ſie nicht nennen.

Der Teint war etwas grau, nur die Wangen leicht geröthet; auch die ſchmalen Lippen hatten nicht die zum Küſſen reizende Röthe. Die Naſe war ſcharf geſchnitten, doch etwas zu ſehr gebogen.

Wenn ſie ſprach, belebte ſich das Geſicht und bekam etwas Anziehendes, Feſſelndes.

„Wie heißen Sie denn?"
„Amanda!"
„Amanda?"
„Gefällt Ihnen der Name nicht?"
„Oh . . . ja . . . er iſt nur nicht mehr modern und er ſcheint auch nicht ſo recht für Sie zu paſſen."

Sie lehnte den Kopf etwas zurück und ſah mich mit halbgeſchloſſenen, funkelnden Augen an.

„Das iſt nicht hübſch von Ihnen: Amanda heißt doch: die zu Liebende."

Wie ſie das lieben betonte. Na ja, weßhalb ſollte ſie gerade nicht . . .

„Aber Kind, Du biſt mir doch nicht böſe, daß ich das geſagt habe, nein, Du biſt komiſch, aber ſieh . . . Du . . . müßteſt einen anderen Namen haben . . . ſo . . . Lucie . . . oder . . . oder . . . Hedwig . . . oder . . . Adele, ſieh' ja, Adele! . . . na proſt, Du nimmſt es mir doch nicht übel?"

„Nein, proſit!"
Die Gläſer klangen hell und rein.
„Sind Sie ſchon lange hier?"
„Nein."

„So, wo waren Sie denn vorher?"
„Ich war in Duſebüttel."
„Waaas? In Duſebüttel? Sie? Als Kellnerin?"
„Ja, auf der Maſch. Kennen Sie Duſebüttel?"
„Ja, ich ſollte meinen —"
„Kennen Sie Klatſchſtadt auch?"
„Ich glaube. Waren Sie da auch auf der Maſch?"
„Ja."
„Das iſt ja ſehr intereſſant."
Alſo, wenn man von ſeiner Vaterſtadt etwas erfahren will, muß man in Leipzig eine Kellnerin fragen.
„Wie hat es Ihnen denn dort gefallen?"
„Oh, recht gut; ich hatte viele Verehrer dort, alles Kavaliere."
„Sieh', ſieh' —"
Sie lachte mich an und zeigte ihre kleinen weißen Zähne.
„Ja, es war recht hübſch; ich habe viel Geld verdient und nachher habe ich noch mit meiner Freundin vierzehn Tage gebummelt."
„In Klatſchſtadt?"
„Ja, in Klatſchſtadt, Aufſehen gemacht, fein, fein ſage ich Ihnen, immer tſchik. Zu Sekt eingeladen . . ."
Sie jubelte, als ſie das erzählte.
„Von wem denn?"
„Lieutenant Müller, Freiherr von Berdy."
„Sagen Sie mal Müller, das iſt ſo'n langer, etwas ſchlapper Kerl mit 'n Milchgeſicht — was? Und der Freiherr von Berdy, wiſſen Sie genau, daß der Freiherr iſt?"
„Ja, er iſt früher Offizier geweſen, iſt dann geſchwenkt."
„Sollte Max wirklich? . . . Zuzutrauen wäre es ihm ſchon . . ."
„Sind Sie auch öfters bei Holſts geweſen?"
„Ja, es hat mir aber nicht beſonders gefallen. Die „Heimath" habe ich ſchon viel beſſer geſehen."
„Ah, Sie ſcheinen ja auch litterariſch gebildet zu ſein."
„Oh ja, ich kenne alle Stücke von Sudermann: Ehre, Haubenlerche . . ."
„Die Haubenlerche iſt aber doch nicht von Sudermann."
„Natürlich."
„Nein, Sie irren."
„Sicher von Sudermann."
„Wette, daß nicht. — Um einen Kuß?"
„Von wem denn?"
„Hier, ſchlagen Sie ein, wollen Sie?"
„Topp." — Sie ſchlug ein.
„Die Haubenlerche iſt von Wildenbruch."
„Das glaub' ich nicht."
„So, dann wollen wir warten, bis Jemand kommt, und den fragen."
Amanda lachte hell auf.
„Bitte, erzählen Sie mir noch etwas von Klatſchſtadt."
„Ach, ein Herr, ein Aſſeſſor aus Duſebüttel, der iſt ſo furchtbar verliebt in mich; heute hab ich 'n Brief von ihm bekommen, wir wollten

uns heute Abend in Magdeburg treffen und die Nacht da bleiben. Warten Sie, ich werde den Brief mal holen . . ."

— — — — — — — — — — — — — — —

So etwas was mir nun unfaßbar, zwei Stunden mit der Bahn fahren, sich dort mit einer Kellnerin treffen, nur um eine Nacht . . . . eh, nein, pfui. Doch daran erkenn' ich meine korrekten Klatschstädter.

Sie bedürfen des Weibes, sie lechzen nach der Befriedigung ihrer Lüste, aber sie gestehen es nicht zu, sie fröhnen ihnen im Geheimen, außerhalb der Stadtmauern, damit diese nicht darüber zu erröthen brauchen.

Und was reizt diese edlen Stützen der Gesellschaft am Weibe? Der Körper, der Leib, pfui, nur physisches, thierisches, ekles Genießen.

Wenn jetzt Einer unter sie träte, den es hinzöge zum Weibe, als Ganzes, der nicht nur ihren Körper, der auch ihre Seele besitzen wollte, um ihr die seine dafür zu geben; wenn einer ein in unglücklicher Ehe schmachtendes, zu Grunde gehendes Weib, das einst um Gold an einen Mann verkauft wurde, erlösen wollte durch die geistige Befruchtung der Sympathie, wenn er sie losrisse und befreite aus den tödtenden Banden, um mit ihr ein neues, freies, reines, aber ohne den Segen der Kirche glückliches Leben zu beginnen, das würden sie kaum verstehen; sie würden meinen, die Welt, das heißt, ihre enge bürgerliche Gesellschaft würde zusammenbrechen ob solchen Frevels und „steiniget ihn" „steiniget ihn" würden diese edlen, echten Helden wohl sattsam rufen . . .

Ich hatte mich ordentlich in Erregung gebracht und die Flasche rasch geleert.

Die Kleine kam mit dem Briefe zurück.

„Bitte, lesen Sie mal, Sie dürfen den Namen aber nicht verrathen."

„I, wie können Sie so etwas von mir denken."

Mein lieber Schatz!

Du kannst Dir garnicht denken, wie gerne ich mal wieder mit Dir zusammen sein möchte. Komm doch, bitte, Sonnabend nach Magdeburg; Du fährst um drei Uhr fort, bist um sechs da und gehst dann gleich in das Hotel, wo wir das vorige Mal waren, und frägst nach Deinem Manne. Wenn Du nicht kannst, schreib sofort, aber ich habe mich so darauf gefreut und es wird gewiß recht hübsch.

Herzlichen Gruß und süßen Kuß.

„Na."

„Ich hatte keine Lust hinzufahren, aber ich komme vielleicht in vierzehn Tagen mal nach Klatschstadt."

„Dann können Sie mich ja mal besuchen."

„Gewiß, recht gern, wo wohnen Sie denn?"

„Hier, meine Karte."

„Ist das auch richtig? Trinken Sie noch eine Flasche?"

Ich sah nach der Uhr: neun. —

„Sie wollen doch nicht schon fort?"

„Nein, aber bald."

„Bleiben Sie nur noch."

„Ja, die Wette muß ja auch erst noch entschieden werden."

Digitized by Google

Sie beeilte sich mit dem Weine, und bald stießen wir wieder an.
Amanda rückte ihren Stuhl näher an meinen Platz.
„Nun, wie stehts mit der Wette, die Haubenlerche ist von Wildenbruch?"
„Nein."
„Wenn ich es Dir auf Wort versichere, glaubst Du es dann?"
„Ja."
„Also . . ."
„Was denn?"
„Um was haben wir gewettet?"
„Ich weiß nicht mehr."
„Um was hatten wir gewettet?"
„Ich w . . ."
„. . . Um . . . um —"
„Um einen Kuß —" brach sie plötzlich aus, die Augen groß auf mich gerichtet.
„Nun?"
Amanda bog den Oberkörper vor, wir blickten uns stumm an, ich mußte etwas lächeln . . . und dann . . . dann küßte sie mich . . . sinnlich . . . wild . . . gemein.
Und sie küßte mich wieder und wieder, wir lagen Brust an Brust, ich schlang den Arm um ihren schmiegsamen Nacken und meine Fingerspitzen ruhten tastend auf ihrem jungen, zitternden, wogenden Busen.
Endlich ließen wir von einander; Amanda strich sich das Haar aus der heißen, gerötheten Stirn zurück.
Das war keine Verstellung, keine erheuchelte Lust gewesen, mit der sie mich geküßt hatte.
Und dieses sinnliche Begehren und Geben gefiel mir plötzlich an ihr, und ich riß sie an mich und küßte sie.
Es überkam sie jetzt schon jene wohlige Ermattung, die der Befriedigung sinnlichen Genusses zu folgen pflegt.
„Ach, wie süß Du küßt, hauchte sie, ich möchte immer bei Dir bleiben — und dabei streckte und dehnte sie die Glieder in schlaffer Hingebung in meinen Armen.
Herrgott . . . nur nicht heute Abend . . . diese Nacht . . . morgen das Examen . . . unmöglich . . . und doch . . . weßhalb sollte ich nicht? . . . . Nein, nein!
„Kind, komm doch mit nach Klatschstadt . . ."
„Wann reisen Sie denn?"
Amanda schien sich ihrer sinnlichen Ausgelassenheit zu schämen und schlug einen ruhigen, fast sachlichen Ton bei dieser Frage an.
„Ich reise . . . morgen Abend, kannst ja mitkommen?"
Sie schwieg.
„Nun?"
„Besuchen will ich Sie mal, und dann wollen wir zusammen ausgehen oder ausreiten. Sie können doch auch reiten? Mit dem Assessor bin ich von Dusebüttel nach Klatschstadt geritten, und dann habe ich noch Alles bezahlt. Fein, was?"
„Schön, abgemacht, Du besuchst mich."

„Da können Sie aber ſtolz drauf ſein, die Klatſchſtädter werden Sie beneiden.“

„Proſit! Auf glückliches Wiederſehen in Klatſchſtadt.“

„Proſit!“

Die Flaſche war leer.

„Trinken wir noch Etwas?“

„Ja, aber etwas Anderes, gieb mir mal die Karte . . . ſo, ja, was nehmen wir denn da“ — ich erwartete die Aufforderung von Amanda, Sekt zu beſtellen, ſie ſagte aber nichts — „alſo eine halbe Winkler Haſenſprung.“

„Eine halbe?“

„Vorläufig ja.“

Daß ich nur eine halbe beſtellte, ſchien ihr doch nicht recht zu ſein . . . vielleicht war es ihr auch nur . . . nein . . .“

Als ſie zurückkam, hatte ich gerade die Uhr in der Hand.

„Du willſt doch noch nicht fort?“

„Doch, ich muß noch einige Bekannte ſprechen.“

„Ach, Du willſt nur von mir fort, mit dem Bekannten iſt nur ein Vorwand.“

„Keineswegs; ich kann Dir ja die Namen nennen — Rauhold.“

„Was, Otto Rauhold? Mit dem habe ich ja mal zwei Jahre lang verkehrt, er war meine erſte Liebe. Ach, da war ich noch recht dumm. Jetzt hat er aber meinetwegen noch eine Menſur gehabt.“

„So?“

„Ja, und den rechten Arm haben ſie ihn ſo getroffen, daß er ſteif iſt.“

„Auf Säbel gefochten?“

„Ja,“ ſagte ſie lächelnd und erzählte mir freudeſtrahlend, wie Alles gekommen.

Ich hörte kaum zu, mich ekelte dieſe rohe Eitelkeit an.

Wie konnte man aber auch nur um eines ſolchen Mädchens willen auf Säbel . . . ?

„Ja, wenn Sie ihn beſuchen wollen, grüßen Sie ihn von Amanda aber nachher kommen Sie noch mal her, ja?“

„Feſt verſprechen kann ich es nicht.“

Amanda lehnte ihren Kopf an meine Bruſt und ſagte leiſe:

„Ich komme dann auch mit ins Kaffé.“

„Dürfen Sie denn?“

„Ja, wenn Sie für mich fragen, Ihnen erlaubt er's.“

„Und was wollen wir dann machen?“

Still lächelnd blickte ſie zu mir auf.

„Nun?“

„Das ſag ich nicht.“

„Doch, Du ſollſt.“

„Nein, nein,“ entfuhr es ihr, wie einem ungezogenen kleinen Kinde.

Ich legte den Arm auf ihren Kopf und küßte ſie auf ihr aſchblondes, weiches Haar.

„Du trägſt ja ein Haarnetz!“

„Sieht man das denn?“ fragte ſie unwillig erſtaunt.

„Ja, das mußt Du nicht tragen — aber — was machen wir nachher — ſag es mir ins Ohr."

„Ich möchte dieſe Nacht mit Dir . . ."

Dieſes Zieren, dieſes ſcheinbar mädchenhaft Scheue, reizte mich, ſie zu quälen und mich daran zu ergötzen.

„Alſo Du möchteſt dieſe Nacht mit mir . . . Na, was denn?"

„. . . Schlafen."

„Endlich . . ."

Sie lag jetzt da, feſt an mich angeſchmiegt, die Augen geſchloſſen, das Blut pochte in den Schläfen, die Hände waren feuchtkalt. Sie ſchien das Urtheil hören zu wollen.

Die Lippen waren jetzt ſo wolluſtroth, ſo kußverlangend, ſie zuckten vor Erwartung.

Das wäre ein prächtiges Sujet zum Malen geweſen, ſo recht etwas für eine lebenswahre, realiſtiſche Darſtellung, für Vogel oder Skarbina.

Ich war aufgeregt, mehr als ich es bei mir noch für möglich hielt.

Feſt drückte ich Amanda an mich, und gluthende Küſſe preßte ich auf ihre heißen Lippen.

„Was aber weiter?"

Ich konnte ihrem Wunſche doch nicht nachgeben, doch nicht um den flüchtigen Rauſch einer Liebesnacht . . . das Examen . . . das verfluchte Examen . . .

Wir ſchwiegen Beide eine Zeit lang, ich füllte die Gläſer, nur um etwas zu thun.

„Proſit!"

„Proſit!"

Amanda nippte nur.

Es war gleich zehn Uhr.

„Willſt Du jetzt fort?"

„Ich muß, aber ich komme heute Abend noch wieder."

„Das iſt ja doch nicht wahr."

„Sicher!"

Ich zahlte.

Sie nahm das reichliche Trinkgeld ſchweigend hin.

Als ich gehen wollte und wir uns ſo gegenüberſtanden und anblickten, da durchſchauerte es uns Beide, und noch ein Kuß und ein Aneinanderpreſſen.

„Auf Wiederſehen!"

„Beſtimmt?"

„Meine Hand darauf."

„Heute Abend noch?"

„Ja."

— — — — — — — — — — — — — — — —

So, draußen war ich. Die Luft war noch immer heiß und ſchwül. Die Häuſerfronten ſtrahlten die Sonnenhitze, die ſie tagsüber eingeſogen, jetzt wieder aus . . . Der Abſchied war etwas theatraliſch geweſen . . . Was aber nun?

Irgendwo noch ein Gläschen in Ruhe trinken und die Sache überlegen?

Ich ging zu Maul ... der Wein war schlecht, die Kellnerin öde .. in ein paar anderen Lokalen traf ichs nicht besser.

Ich entschloß mich kurz.

Eine Droschke fuhr vorüber. „Zu Pighetti!" Bald waren wir da.

„Warten Sie!"

Aus der vorderen Weinstube schallte fröhlicher Lärm. Amanda saß, an einen Gast angeschmiegt, sowie vorhin an mich. Aber ich hatte meine fixe Idee.

Das hintere Zimmer war leer.

Als mich Amanda erblickte, sprang sie sofort auf und kam auf mich zu: „Guten Abend!"

„Haben Sie einen Augenblick Zeit?"

Ich trat mit ihr in das zweite Zimmer und fragte sie:

„Willst Du jetzt mitkommen ich habe draußen den Wagen halten ..."

„Nein, ich kann nicht."

„Wirklich nicht?"

„Nein."

„Nun, gute Nacht."

„Aber kommen Sie morgen recht früh, ja?"

„Ja. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Ich fuhr sofort nach dem Hotel ... Behüt' Dich Gott ... tarabumdiäh ...

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Das Examen war glücklich beendet ... es war wirklich nicht nöthig gewesen, um diese Fragen beantworten zu können, die Nacht so solide zu sein ... Da hätte man mal so recht genial tollen können ... Wenns dann aber schief ging ... da klagte man sich feige an ... nun, vorbei ist vorbei.

Am Nachmittage machte ich noch einige Besuche; Abends ging ich ins Theater; es war die Première von Sergius Panin, einem entsetzlichen Stücke, nach einem Ohnetschen Roman zusammengeschneidert.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich wollte nochmals zu Amanda gehen, natürlich aber erst später. Sollte ich sie überreden, mit nach Klatschstadt zu kommen. Ich überlegte ... wenn sie mitkam, was konnte sie mir bieten? ... Anregung zum geistigen Schaffen? ... doch wohl kaum ... und sonst? faire la noce ... das kannte ich ... das bekommt man bald satt ... und dann ...

Es mochte zwölf Uhr sein, als ich zu Pighetti kam.

Im ersten Zimmer saß wieder eine lustige Gesellschaft; das zweite war leer; ich setzte mich also dort hin.

Amanda war sehr zurückhaltend.

„Nun, was darf ich bringen?"

„Eine Bordeaux."

Ich hatte eigentlich zur Feier des Tages Sekt ſpendiren wollen, aber . . . nun ich beſtellte eben Bordeaux.

Amanda ſchien den Mund ſpöttiſch zu verziehen.

Sie ſtellte die Flaſche mit zwei Gläſern auf den Tiſch.

„Weßhalb biſt Du denn nicht eher gekommen?"

„Ich konnte nicht."

„So?"

Sie ſah mich forſchend an, dann fragte ſie ängſtlich und mit einem Anfluge von Spott.

„Biſt Du geſtern Abend, dieſe Nacht, allein geweſen?"

„Aber Kind gewiß, ſei doch nicht eiferſüchtig."

Meine Ablehnung mußte ſie doch verletzt haben.

„Du biſt nun wohl mit einem Anderen ins Kaffé gegangen?"

„Nein."

„Mein . . ."

„. . . heiliges Ehrenwort! Ne Kind, nicht die Phraſe, dann weiß ich, daß Du lügſt?"

Sie lachte . . . „Alſo mein Wort."

Aus dem vorderen Zimmer rief man nach Amanda.

Ich blieb eine ziemliche Zeit lang allein, und dachte an dies und das. An der Wand hing eine neue Seidenblouſe; ob die noch nicht bezahlt war . . . und Amanda deßhalb . . .?

In dem Augenblick, als ich dieſes dachte, kam ſie zurück und zeigte mir gleich die Taille und die . . . Rechnung. Ein anderes Koſtüm hatte ſie noch beſtellt, ſie möchte die Kleider nur einige Mal anziehen, dann wären ſie ihr zuwider . . . immer tſchik . . .

Na ja, wer's haben kann.

„Kommſt Du heute Abend mit?"

„Nein, ich darf nicht, ich bin auch ſo ärgerlich . . . weßhalb biſt Du nicht eher gekommen? Ich habe den ganzen Tag gelauert . . . geſtern Abend haben wir noch Sekt getrunken . . ."

Vorn rief man ſchon wieder: „Amanda".

Es war doch wohl nur des Geldes wegen geweſen . . . aber dann konnte ſie heute Abend ja eben ſo gut . . .

Dieſe Nacht hätte mir ſchon gepaßt . . .

Es widerſtrebte mir, Amanda zu rufen, und ſo ſaß ich allein da . . wenn ſie nicht von ſelber kam . . .

Es war gleich zwei Uhr; vorn waren ſchon mehrere Gäſte gegangen.

Der Wirth bot Feierabend; bald kam auch Amanda und bat um Zahlung.

„Komm doch mit!"

„Nein."

„Ich frage Pighetti!

„Nein, ich komme nicht mit."

Ich ſtand auf und zog ſie an mich; ſie küßte mich gleichgültig.

„Ach, Du willſt nur mit einem Anderen m't . . ."

„Es iſt ja Niemand mehr da."

„Na, weßhalb willſt Du denn nicht?“

Da ſtrömte es haſtig von ihren Lippen:

„Geſtern Abend wäre mir Alles gleich geweſen, da hätte ich Kaſſe gemacht und mit Dir mit . . . aber ich bin ſo müde . . . ich hab' keine Luſt . . .“

„Bitte, bitte, komm'.“

„Nein.“

„Na, denn gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Herr Pighetti!“

„Gute Nacht, Herr Doktor “

Draußen mußte ich über mich ſelbſt lächeln. Dann ging ich noch zu Bauer . . . früh fuhr ich direkt nach Hauſe . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Tage erhielt ich einen Brief von ihr; ich ſollte ihr doch bis Magdeburg entgegenfahren, weßhalb ich nicht mehr gekommen ſei, ſie habe ſolche Sehnſucht.

Ich warf den Brief in den Papierkorb.

Sprechsaal.

„Schärfere Köpfe" trotz alledem.*)

Die Erwiderung des Freiherrn von Erhardt auf meine Ausführungen in Nr. 62 der „Kritik"**) strotzt so sehr von unwissenschaftlichen Oberflächlichkeiten und von Mißverständnissen aller Art, läßt außerdem trotz ihres mächtigen Umfanges den Kernpunkt des spiritistischen Problems so gänzlich unberührt, daß eine eingehende Widerlegung aller Einzelheiten die philosophisch gebildeten Leser nur langweilen könnte: haben diese sich doch gewiß schon selbst gesagt, was von einer derartigen Verfechtung der spiritistischen Sache zu halten ist. Um indessen nicht in den Verdacht zu kommen, als wollte ich mich nur auf wohlfeile Art der Einzeldebatte entziehen, erwähne ich beispielsweise, daß mein Gegner in dem Wahne befangen ist, der Beweis — eine reine Verstandessache — hätte irgend etwas mit der „Sittlichkeit"***) zu schaffen, und eine „Kritik des sittlichen Verstandes" für den Spiritismus in Anspruch nimmt; daß er mich, nur weil ich „Sittlichkeit" und Verstand als zwei zwar nicht mit einander unverträgliche, aber von einander verschiedene Begriffe hübsch auseinander halte, und bei einem wissenschaftlichem Beweis nur dem Verstande das „Wort lassen will, für einen minder scharfen Kopf, für einen Feind der spiritistischen Bewegung" und — für einen Gesinnungsgenossen der Naturwissenschaftler und Materialisten hält, als ob es nicht auch einen rein philosophischen Standpunkt gäbe; daß er sich berechtigt glaubt, mir kurzweg Unkenntniß der spiritistischen Litteratur vorzuwerfen, nur weil ich aus ihr nicht dieselben Ueberzeugungen geschöpft habe wie er, dessen logische Bedürfnisse so leicht zu befriedigen sind; daß er alle „auf dem Boden des Herrn von Gumppenberg (!) stehenden Gegner" ihres wissenschaftlichen Standpunktes halber für unsittlich hält und ihnen zur Belehrung und Förderung seine in einer Broschüre niedergelegten „Anschauungen von Ehre" empfiehlt; daß er es — man höre und staune! — für „edler" hält, als Wahrheitsforscher die Unsterblichkeit der Seele auch bei noch ungenügenden Beweisen als bewiesen zu proklamiren; daß er mir bei der Beurtheilung seiner prinzipiellen Irrthümer, welche aus den mir bekannten Ausführungen be-

*) Siehe den Artikel in Nr. 67 der „Kritik": „Schärfere Köpfe im Spiritismus."

**) „Mediale Mittheilungen." Eine Entgegnung auf die spiritistischen Artikel des Freiherrn von Erhardt.

***) Das Wort „sittlich" habe ich siebenunddreißigmal in seinen Artikel gezählt.

reits mit genügender Deutlichkeit hervorgingen Gewissenlosigkeit vorwirft, weil ich seine sonstigen Veröffentlichungen nicht kenne: während er selbst so gewissenhaft ist, eine Stelle in meinen eigenen Ausführungen zu verdrehen und außerhalb des Zusammenhangs wiederzugeben, um auf diese geschmackvolle Art den Anschein zu erwecken, als wäre ich ein gänzlich gehirnerweichter Schwätzer, der „über sich selbst das Urtheil spricht". Nein, Herr Rittmeister a. D. — da sitze ich denn doch fester im Sattel! Jene Stelle meines Aufsatzes spricht — wovon jeder Leser sich selbst überzeugen mag — nicht etwa von dem Beweis der persönlichen Unsterblichkeit, sondern von der „Annahme" derselben als einer Möglichkeit neben anderen Möglichkeiten, wie ja meine ganzen Ausführungen sich ausdrücklich nur mit den Möglichkeiten der Erklärung beschäftigen. Ich habe bisher noch in keiner Broschüre meine „Anschauungen von Ehre" ausgesprochen — sonst würde ich mich mit einer Empfehlung dieser Broschüre revanschiren. Vielleicht fände dann Freiherr von Erhardt auch einen Paragraphen vor, welcher das Bestreben, den Gegner im geistigen Kampfe durch Hereinziehen nicht zur Sache gehöriger „Schwächen" zu diskreditiren, in die Sphäre des nicht ganz Korrekten verweist. Nur aus diesem Bestreben heraus erklärt sich aber seinerseits das — scheinbar zu anderem Zweck unternommene — Zitiren einiger möglichst „gravirenden" Stellen aus jener dogmatisch-spiritistischen Schrift,*) welche ich im Jahre 1891 auf Grund medialer Mittheilungen veröffentlichte. In Wahrheit brauche ich mich jener Zeit des groben Irrthums, in welcher ich dem Spiritismus überhaupt noch gar nicht als aktiver Forscher gegenüberstand, keineswegs zu schämen, denn sie gab den Anfang und die nothwendigen Voraussetzungen meiner diesbezüglichen Entwickelung. Gerade weil ich alle kindlichen Stadien der Beschäftigung mit dem Occultismus im eminentesten Sinne persönlich durchgemacht und überwunden habe, stehen mir Einblicke zu Gebote, welche sich aus Büchern nicht „sittlich" studiren lassen.

Und nun noch Einiges zur Klarstellung der Hauptsache. Ich habe schon eingangs bemerkt, daß Freiherr von Erhardt den Kernpunkt der spiritistischen Forschung nicht berührt. Dieser Kernpunkt liegt in der Frage: „Ist es naturgemäß überhaupt möglich, die Identität des geistigen Ichs eines bestimmten Verstorbenen mit einer geistigen Individualität, welche sich auf mediumistischem Wege durch Schreiben, Klopfen oder auch körperliche Erscheinungen kundgiebt, wissenschaftlich zu beweisen?"

Die grundlegende Wichtigkeit dieser Frage wird noch immer verkannt. Es ist wahr, daß manche Spiritisten den „Identitätsbeweis" im Einzelnen bei besonders vollkommenen Phänomenen thatsächlich geführt zu haben glauben: hätten sie aber — wie alle besonneneren Forscher und „schärferen Köpfe" — die Frage erst prinzipiell überlegt, so würden sie ihre Resultate viel bescheidener aufge-

*) Daß ich längst nicht mehr auf dem blindgläubigen Standpunkt von damals stehe, beweisen meine seit Jahren in Berlin gehaltenen Vorträge, sowie mein kürzlich erschienener Roman „Der fünfte Prophet" (Verlag für Deutsches Schrifthum, Berlin W. 30), in welch' letzterem eine ähnliche Blindgläubigkeit mit aller wünschenswerthen Ironie dargestellt ist.

faßt haben. Nimmt man nämlich selbst den idealsten Fall der Materialisation, das heißt: die überraschendste Uebereinstimmung der mystischen Erscheinung mit dem, was von der Persönlichkeit des Verstorbenen bei Lebzeiten in Erscheinung trat, diskrete Erinnerungen, charakteristische Aussprüche u. s. w. mit eingeschlossen, läßt all' dies einen exakten Schluß darauf zu, ob das geistige Ich dieses Menschen von ehedem — *welches ja mit seinen Aeußerungen und Wirkungen in der Sinnenwelt nicht identisch war* — auch der Autor der vorliegenden Erscheinungen ist? Wer diesen exakten Schluß für möglich hält, überträgt die Erfahrungs- und Urtheilsgesetze der uns bekannten materiellen Welt willkürlicher und gänzlich unberechtigter Weise auch auf Daseinsbedingungen, die sich unserer Beurtheilung und Vorstellung vollkommen entziehen. In unserer materiellen Welt schließen wir allerdings — und zwar mit nur materialistischer Berechtigung — auf die Anwesenheit derselben geistigen Persönlichkeit, wenn wir dieselbe äußere Erscheinung und dieselben Wirkungen in der Außenwelt wahrnehmen. Wissen wir aber, ob diese Methode auch auf Wesen uns fremder Daseinssphären — und solche müßten doch die Geister der Verstorbenen sein — anwendbar ist?*) Besitzen wir überhaupt irgend ein exaktes Wissen über fremde Daseinssphären, auf welches sich ein zwingender Schluß in unserem menschlichen Sinne gründen ließe? Nein: ein solches Wissen besitzen wir *nicht*, und *können* es naturgemäß *nicht* besitzen.

Das Einzige, wozu wir als *forschende* Spiritisten in der Unsterblichkeitsfrage gelangen können, ist die Feststellung eines gewissen Grades von Wahrscheinlichkeit, auf der sehr problematischen Basis einer universellen Analogie. Von einem exakten wissenschaftlichen *Beweis* kann aber niemals eine Rede sein.

Es liegt etwas Schmerzliches darin, die „beweisende" Siegesgewißheit im Spiritismus berichtigen zu müssen: liegt es doch im Geiste unserer Zeit, die Wahrheit mit dem Beweisbaren zu identifiziren. Dennoch ist diese schmerzliche Empfindung eine bloße Schwäche: wie auch die Kardinalschwäche der Zeit in dem einseitigen Kultus des Nüchtern-Verstandesmäßigen besteht. Wollte man die Erbideale der Menschheit auf Scheinbeweise stützen, würden sie da für die Kinder dieser Zeit nicht noch mehr erschüttert? Nicht die enge Welt des irdisch Beweisbaren: die unbegrenzte Welt des Gewollten war von jeher die Lebenssphäre der Ideale, und vielleicht liegt gerade hierin, in dem Appell an das Persönlichste in jedem einzelnen Menschen, an seinen *Willen*, ihre reinste Hoheit und ihre wirksamste Kraft. In *Freiheit* wohl müssen die höchsten Ueberzeugungen erworben werden: nicht durch den Zwang einer logischen Feststellung.

Berlin. *Hanns von Gumppenberg.*

*) Sind uns doch die intellektuellen Fähigkeiten, die Wirkungskräfte, wie die Willensneigungen solcher Wesen unbekannt!

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin.

100 seltene Briefmarken v. Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaic., Java, Lomb., Luxemb., Mexico, Monac., Natal, Pers., Peru, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei 2c. — alle verschied. — garant. echt — nur 2 Mk.!! Porto extra. Preislisten gratis.

E. Hahn, Naumburg (Saale).

Ein Schutzm **Warme Fußdecken,** gegerbte „Eisbär". Heidschnuckenfelle, bestes Mittel gegen kalte Füße, langhaarig, silbergrau (wie Eisbär). Große etwa 1 qm, das Stück 3,50—6 M, ausgesucht schöne Exemplare M 7,50. Bei 3 Stück franko. Prosp. u. Preisv. gr.

W. Heino, Lünzmühle bei Schneverdingen, Lüneburg, Hann.

Einbanddecken

der „**Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens**", Bd. I, II, III, IV, V, in geschmackvoller, dauerhafter Ausführung **durch jede Buchhandlung** zum Preise von **Mk. 1,50** zu beziehen. Desgleichen „**Die Kritik**" gebunden Bd. I—V jeder Band **Mk. 7.**

Verlag von Siemenroth & Troschel in Berlin.

Geschichte des Untergangs der antiken Welt

von

Otto Seeck.

Erster Band. X u. 404 S. 8°. Geh. 6 Mark. — **Anhang** dazu, enthaltend die wissenschaftlichen Noten. S. 405—551. Geh. Mk. 2,50.
In **einem** Band, eleg. geb. Mk. 9,50.

Vollständig in 4 Bänden von gleichem Umfange.

„— Ein ganz hervorragendes Quellenwerk, überreich an literarischen Nachweisen, welches namentlich für die sozialwissenschaftliche Forschung und die Erkenntniss der Ursachen des Unterganges der antiken Welt von grossem Nutzen sein wird." Deutsche Revue 1895, November.

Bücherzettel

3 Pfennig

An die Buchhandlung

G. Heuer & Kirmse, Berlin W. 30, Graphische Kunstanstalt und Kunstverlag.

Hervorragende Kunst-Novität.

Der edelste Zimmerschmuck, das vornehmste Geschenk sind und bleiben gute Reproductionen nach Meistern ersten Ranges. Als derartige Novität empfehlen wir Prof. G. Biermann's neuestes Bild ***Königin Luise mit Prinz Wilhelm*** in vollendetstem Photogravure-Verfahren (Kupferätzung), gedruckt auf China-Papier im Format von 69:96 cm Blattgrösse (Imperial-Format), Preis 15 Mark.

Prof. Biermann stellte die unvergessliche Idealgestalt der deutschen Geschichte in bezaubernder, natürlicher Anmuth und königlicher Würde und im vollen Liebreiz der jugendlichen Mutter dar und benützte für seine Studien nur authentische ältere Gemälde und Bildwerke, während die jüngst vielverbreiteten minderwerthigen Luisen-Bilder sich meist darauf beschränkten, irgend ein modernes Modell in unnatürlicher theatralischer Stellung wiederzugeben, dessen Gesichtszüge mit den der historischen Königin Luise nur wenig zu thun haben. Ein sinnigerer und durchgeistigter, künstlerisch werthvollerer Zimmerschmuck für das vornehme deutsche Haus ist nicht denkbar. Die Beigesellung des späteren Hohenzollernkaisers im zarten Knabenalter verleiht, gleichwie die bereits betonte historische Treue, dieser Composition vor allen anderen Luisen-Bildern besonderen Werth.

Bei dieser Gelegenheit bringen wir Prof. **Fr. von Lenbach's** allerbestes

Porträt des Fürsten Bismarck

in Erinnerung, das im Format von 60:80 cm Blattgrösse den Alt-Reichskanzler in Civil darstellt und ebenfalls in vollendetster Weise in Kupferätzung hergestellt wurde. Drucke auf China-Papier 12 Mark. Beide Bilder sind durch jede Kunst- und Buchhandlung zu beziehen oder in Ermangelung passender Adresse direct durch obigen Verlag. Letzterer versendet auf Verlangen illustr. Prospekt gratis und franko.

— Amateur-Photograph. —
Illustr. Prospekt gratis.
Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Adolf Oster, Moers a. Rh., 40
versend. franco Muster sein. berühmt. mod.
Herren-Stoffe
(Spezial. Cheviots) zu feinen Anzug. u. Paletots.
Feinst. Referenz.! Enttausch. ausgeschlossen.

Wasserheilanstalt Sophienbad zu Reinbek bei Hamburg
Herrliche Lage am Sachsenwald.
Das ganze Jahr geöffnet.
Dirig. Arzt. **Dr. Paul Hennings.**

Wer aus Gesundheits-Rücksichten zu längerem Aufenthalt den **Süden** aufsuchen muß, verlange Prospekte der deutschen Pension **Monte Generoso** in **Novio** über dem Luganer See (Schweiz). Pensionspreis 4 Mk.

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin.

☛ Freunde dieses Blattes, die zu abonniren wünschen, werden gebeten, den untenstehenden Bücherzettel abzuschneiden und an eine Buchhandlung einzusenden, falls eine solche nicht erreichbar, direkt an den Kritik-Verlag, Berlin N.W. 6, Luisenstraße 36.

69

Der Unterzeichnete abonnirt hiermit auf

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

(Postzeitungsliste Nr. 3945)

für das laufende Vierteljahr zum Preis von 5 Mark. Betrag wird eingesandt — ist quartalsweise nachzunehmen.

wünscht Zusendung der bisher erschienenen Bände I, II, III, IV, V.
Preis 5 Mark, gebunden 7 Mark.

„ „ „ Einbanddecke zu Band I, II, III, IV V. Preis à Mk. 1.50.

„ „ von Heft ____ einzeln.

(Nichtgewünschtes gefl. zu durchstreichen.)

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schmidt

III. Jahrgang | Nr. 70 | 1. Februar 1896

Der selige Brausewetter.
Deutsch-Südwest-Afrika. Von — S.
Naturwissenschaftliche Märchen. Von Dr. E. Below.
Die Schopenhauersche Aesthetik. Von Eduard Engels.
Lebenswende. Von Dr. Richard Wrede.
Hieb und Stich. Von Mephisto.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag

Berlin N.W. 6, Luisenstraße Nr. 36

Fernsprecher: III, 1621.

Digitized by Google

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Berlin, den 1. Februar 1896.

Im Maistrom. Roman von Stanislaw Przybyszewski. Preis 3 Mk., geb 4 Mk Verlag des Vereins für Deutsches Schriftthum (Hugo Storm) Berlin.

Gährung, Schauspiel in vier Akten von Paul Langenscheidt. Preis 2 Mk. Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft (Dr. P. Langenscheidt) Berlin.

Die Tochter Salomos. Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von Conrad von Blumenthal. Preis 2 Mk. Verlag van C. A Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Kuno Fischer, Kritische Streifzüge wider die Unkritik Kleine Schriften, 4. Erste Reihe. Ueber die menschliche Freiheit. Ueber den Witz. Shakespeare und die Bacon-Mythen. Kritische Streifzüge wider die Unkritik Mk 3,20. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Bei der Gardr. Erlebnisse und Eindrücke aus den Kriegsjahren 1870/71 von D. Bernh. Rogge, Hofprediger in Potsdam. Mit 4 Karten brosch. 2,50 Mk., geb 4 — Mk. — **Eine Ostereise nach Jerusalem** über Aegypten und Griechenland, von D. Bernh. Rogge. Geh 2,50 Mk., geb. 4,— Mk. Verlag von Carl Meyer (G. Prior) in Hannover.

E. Schwetschke, Aus Bismarcks Zeit. (1879—1895.) Vaterländische Gedichte Preis 2,25 M., geb 3 M. Verlag von Otto Petters in Heidelberg.

Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter, von Professor Dr Hermaa Conrad. Preis 80 Pf. Verlag von Hermann Walther in Berlin.

Stanislaw Przybyszewski, de profundis. Preis 6 M. Verlag von Hugo Storm in Berlin

Richard Joozmann, Haus Recht. Ein Trauerspiel in zwei Akten. Preis Mk. 1,50. Verlag von Eduard Rentzel in Berlin.

Das Komische. Eine Untersuchung von Dr Karl Ueberhorst, ord Professor der Philosophie an der Universität Innsbruck, Bd. I: Das Wirklich-Komische, ein Beitrag zur Psychologie u. Aesthetik und eine Darstellung des Ideals des Menschen. Brosch. 12 Mk, geb. Mk. 14,50. Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Die Geistesfolter des Militarismus. Studenten-Novelle von Hermann Witte. Preis 2,40 Mk. — Johanna Elberskirchen, **Die Prostitution des Mannes,** Auch eine Bergpredigt, — auch eine Frauenlektüre. Preis 60 Pf. Verlags-Magazin (J. Schabelitz) Zürich.

Alban Förster,

op. 90 Ich kann die Rasen nicht verstehen! Lied m. Pfiebegl f. mittl Stimme 80 Pf. op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pfiebeal. à 1 Mk Verl. v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Gerhart Hauptmann, Florian Geyer Preis 4 M., gebunden 5,50 M. S. Fischer, Verlag in Berlin.

S. Viatlurr, Guardaval. Am Ende des Jahrhunderts. Eine Historie in Versen Preis 1,20 M Verlag von Jul. Rich in Cöln.

F. Schnrider, Beitrag zur Lehre von der Prokura. Preis 2 M. J. Schweitzer, Verlag in München.

S. Friedländer und **E. Nordeck,** Der Kaiser und die Sozialdemokratie. Ein Beitrag zum § 95. Preis 50 Pf. Verlag vaa Fr. Wesemann in Berlin.

C. Müller-Schochwitz, Das deutsche Kaiserpaar Wilhelm II. und Augusta Viktoria. In Liedern aus allen deutschen Gauen. Preis 1,20 M., geb in Leinwand 2 M. Verlag von Hans Bachmeister in Wiesbaden.

F. Heiderich, Die Erde. Eine allgemeine Erd- und Völkerkunde. Mit 215 Illustr., 143 Textkärtchen und 6 Karten in Farbendruck. Geb. in Hldfrz. 20 M. A. Hartleben's Verlag in Wien.

Zu beziehen durch Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin W. 30:

Schneidt, Kellnerinnen-Elend 1 Mk.
Schulz, Woher kommen die kleinen Kinder? 80 Pf.
Grobe Keile auf grobe Klötze. (Von Konrad Alberti) 1,— Mk.
Buhr, Der Sozialismus in der Armee. 50 Pf
Dan. Sanders, Sein Leben und s. Werke. Nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage. Herausgeb. v. Fr. Düsel 2 Aufl. Mit Phataar 1,60 Mk — **Huth,** Buch berühmter Landwirthe, 2,25 Mk. — **Pohl,** Pastar, Dr, D. Verhältniß d. Philasaphie zur Theologie bei Roger Bacan. 1,— Mk. — **Haberland,** Metamorphasen der Pflanzen. 50 Pf. — Wie unterscheidet sich die Methadr der Mathematik van der der Philasaphie? 80 Pf.

Neue Musikalien für Klavier. Verlag van Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen.

G. Stapel,
op. 63, Friederike-Walzer. 60 Pf. Op. 68, Adolf-Friedrich-Marsch. 80 Pf. Op. 69, Elisabeth-Walzer. 1,20 Mk. Op. 70, Mein schön Berlin, Gesangwalzer. 50 Pf.

H. Berger,
op. 10, Polka-Mazurka. 60 Pf Op. 11, Gavotte. 60 Pf.

Collection Hartlebrn. Eine Auswahl der hervarragendsten Romane aller Nationen. 4. Jahrgang. 17. Bd. **Wir und unsere Nachbarn.** Chronik einer entlegenen Straße. Von H Beecher-Stowe. 2 Bd. geb. 75 Pf. — **P. K. Rosegger's** Schriften, Volks-Ausg. 42 Lfg. à 35 Pf. **Der Gottsucher,** Roman. — **A. v. Schweiger-Lerchenfeld.** Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtsstraße und Reiseroute. Mit Abbild. und Karte. 25. Lfg. à 50 Pf. Verlag van A. Hartleben in Wien

O. v. Giese, Cultur und Colonisation der deutschen Oedländereien im militärischen und bürgerlichen Interesse. Preis 50 Pf. Verlag v. Otto Müller in Aachen.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 1. Februar 1896

III. Jahrgang | Nr. 70 | Jahrgang III

Der selige Brausewetter.

Der unter so entsetzlichen Umständen aus dem Leben geschiedene Landgerichts-Direktor Brausewetter ist zeitlebens ein sichtbarlich frommer Christ gewesen und wird daher wohl auch der ewigen Seligkeit theilhaftig geworden sein, auf die nach der verheißungsvollen Lehre der Kirche alle Diejenigen Anwartschaft haben, welche gehorsam ihre Gebote befolgen. Man darf also mit Fug und Recht von dem seligen Brausewetter reden, obwohl er als amtirender Richter eine der unseligsten Erscheinungen deutschen Rechtslebens gewesen ist, die überhaupt sich denken lassen.

Den ärztlichen Gutachten zufolge ist Landgerichtsdirektor Brausewetter jener furchtbaren Krankheit erlegen, die man vulgär als Gehirnerweichung bezeichnet, während die Wissenschaft sie euphemistisch progressive Paralyse nennt. Feststehende Thatsache ist es nun, daß diese Krankheit sich nur allmählich im Hirn ausbildet und daß ein Mensch schon Jahre lang von ihr ergriffen sein kann, bevor die ersten Symptome seiner Erkrankung nach außen hin sichtbar werden. Diese Symptome selbst sind, je nach den angegriffenen Gehirnpartieen, ganz wesentlich von einander verschieden; sie treten aber in der Regel ziemlich deutlich auf und lassen dem kundigen Arzt keinen Zweifel an der Natur des Leidens, dem sie ihre Entstehung verdanken.

Der Hausarzt des verstorbenen Landgerichts-Direktors konnte und mußte seit Jahren schon wissen, daß dieser von jener fürchterlichen Geisteskrankheit befallen war, die in der Regel einen so entsetzlichen Verlauf nimmt. Der Mann hätte daher auch wohl die Verpflichtung gehabt, wenn nicht mit dem Kranken selbst, so doch mit dessen Angehörigen Rücksprache zu nehmen, damit die berechtigten Interessen anderer nicht durch die Krankheit des Richters geschädigt wurden. Das scheint entweder nicht der Fall gewesen zu sein, oder nicht die erwartete Wirkung gehabt zu haben. In diesem Falle hätte der Arzt wohl auch noch ein Uebriges thun und der vorgesetzten Behörde des Patienten von der Natur seines Leidens Kenntniß geben müssen. Es wäre dann manches Unheil vermieden worden, und die deutsche Rechtsprechung stände heute nicht so schwer kompromittirt da, wie es thatsächlich der Fall ist.

Uebrigens gab es im Verlauf der Krankheit, von der der Landgerichts-Direktor Brausewetter befallen war, ein Stadium, in dem es jedem schärfer Hinsehenden klar werden mußte, daß dieser Mann nicht mehr ganz normal sein könne. Der Aufsichtsbehörde hätte dies eben so wenig entgehen dürfen, wie es anderen Leuten entging, die jedoch nicht wagten, ihrer Ueberzeugung öffentlich deutlich Ausdruck zu geben.

Man kann das den vorsichtigen Leuten nicht einmal verargen. Ich hätte nicht in der Haut Desjenigen stecken mögen, der damals gewagt hätte, öffentlich zu behaupten, Herr Brausewetter, der so merkwürdige Urtheile fälle und so auffällige Sentiments von sich gebe, müsse an einem geistigen Defekt leiden, der ihn untauglich erscheinen lasse für den so sehr verantwortungsvollen Richterberuf. Einem Autor oder einem Künstler kann man bei Beurtheilung seiner Arbeiten immerhin ganz ruhig allerhand Unangenehmes und Verletzendes sagen — einem preußischen Richter gegenüber muß man sich eine größere Zurückhaltung auferlegen. Seine Urtheile sind zwar wissenschaftliche Leistungen, aber kritisiren darf man sie dennoch nicht, weil die Rechtsprechung etwas über alle Kritik und über alle Logik Erhabenes ist . . .

Die Presse hat sich oft und viel mit Herrn Brausewetter be-

ſchäftigt Sie hat anfangs ſeine Sentiments mit einigem Befremden zwar aufgenommen, aber ſie hat ihn damals im Ganzen und Großen noch nicht ſchlecht behandelt. Man glaubte es eben mit einem geiſtreichen Manne zu thun zu haben, der einen Ueberſchuß an Temperament beſitze und ſich nicht immer in der Gewalt habe, ſo daß er oft Dinge ſpreche, die er beſſer im verſchwiegenen Buſen bewahren würde. Im Prozeß Ahlwardt war ſogar ein Theil der Preſſe garnicht abgeneigt, der Eigenart des Herrn Vorſitzenden großes Lob zu ſpenden, weil diesmal ein politiſcher Gegner darunter zu leiden hatte. Unparteiiſch und ſachlich urtheilende Leute waren aber ſchon damals der Anſicht, daß das unmöglich ſo weiter gehen könne, daß die vorgeſetzte Behörde nun doch wohl endlich ein Einſehen haben und den Mann von einem Poſten entfernen müſſe, dem er entſchieden nicht mehr gewachſen ſei.

Aber es kam ganz anders, als dieſe naiven Leute erwartet hatten. Herrn Brauſewetter wurde von der vorgeſetzten Behörde nicht einmal leiſe angedeutet, daß ſeine Art der Geſchäftsführung nicht paſſend ſei, ſondern es hatte vielmehr bald ſchon den Anſchein, als ob er von oben her in ſeinem Vorgehen beſtärkt werde — wenigſtens indirekt — denn ſein Verhalten ward von da ab ein noch auffälligeres und beſonders dem Angeklagten gegenüber noch rückſichtsloſeres.

Wer vor der Brauſewetterſchen Kammer ſich zu vertheidigen hatte, der hatte einen ſchweren Stand. Insbeſondere die politiſchen Angeklagten hatten ſtets die Empfindung, daß der Vorſitzende, auf den im Strafverfahren doch ſo ſehr vieles ankommt, von vornherein parteiiſch gegen ſie eingenommen und daß er nicht unbefangen genug ſei, um die Schuldfrage einer objektiven Prüfung zu unterziehen.

In jener Zeit fing die Preſſe an, ſich eingehender und zugleich auch kritiſcher mit dem Verhalten des Herrn Brauſewetter zu befaſſen. Es wurde nunmehr mancher Artikel geſchrieben, der verſteckte Andeutungen darüber enthielt, daß ein Mann wie Brauſewetter doch nicht ganz geeignet ſei, bei der Rechtſprechung in einer ſo verantwortungsvollen Stellung mitzuwirken, und wenn der Herr Juſtizminiſter Zeit-

ungen zu lesen verstände, so hätte er sich nun doch wohl die Frage vorlegen müssen, ob es nicht am Ende seine Pflicht sei, sich einmal eingehender mit der Brausewetterschen Praxis und mit den Gepflogenheiten zu befassen, durch die die Zweite Strafkammer am Landgericht I in Berlin so häufig in unangenehmster Weise von sich reden machte. Der Verdacht, daß der Mann nicht ganz normal sei, hatte sich damals schon gar vielen Leuten aufgedrängt, es hätte daher auch gar nicht auffallen können, wenn der Herr Justizminister selbst auf eine ähnliche Vermuthung gekommen wäre. Indeß, Nichts von alledem geschah. Das schneidige Vorgehen Brausewetters, besonders gegen sozialdemokratische Angeschuldigte und gegen Redakteure überhaupt, mag wohl manchen Leuten sympathisch gewesen sein. Man freute sich vielleicht gar, daß man über einen Richter verfügte, der geneigt und bereit schien, jeden politischen Angeklagten und jeden Preßsünder von vornherein für schuldig zu halten und, wenn irgend möglich, zu einer hohen Strafe zu verurtheilen, um ihn auf längere Zeit hinaus unschädlich zu machen. Die Steuerleute des neuen Justiz-Kurses, die insbesondere in der rücksichtslosen Unterdrückung der Sozialdemokratie ihre Aufgabe erblickten, hatten offenbar keinen Grund, von Amtswegen gegen einen Mann einzuschreiten, der als ein so treffliches Werkzeug sich erwies und leidenschaftlich sich zu allen ihren Ansichten bekannte . . .

So konnte es denn geschehen, daß ein geisteskranker Richter Jahre hindurch eine Art Schreckensregiment ausübte, daß er in irrem Wahn das Recht beugte, wo immer es anging und auch die übrigen Richter nach der gleichen Richtung hin zu beeinflussen suchte. Es kam sogar dahin, daß in dem Publikum und ganz besonders unter den kämpfenden Politikern sich die hoffentlich irrige Ueberzeugung herausbildete, es werde von maßgebender Seite in politischen Prozessen alles Erdenkbare aufgeboten, um sie vor die Brausewetter-Kammer zu bringen, die als Schreckenskammer weithin gefürchtet war.

Heute muß man beinahe annehmen, daß dem damals schon hochgradig geisteskranken Manne, der in so gehässiger Weise politische Ketzer verfolgte, aus den höheren Regionen, die für ihn einzig und allein maßgebend waren, Zeichen des Beifalls und der Billigung zu

Theil wurden, die in der unheilvollſten Weiſe auf ihn einwirkten und dazu beitrugen, daß der unheimliche Wahn, der ihn beſeſſen hielt, in der folgenſchwerſten Weiſe immer weiter um ſich griff, wodurch die unausbleibliche Kataſtrophe weſentlich beſchleunigt wurde. Die Thatſache, daß bei der jüngſten Ordensverleihung auch Landgerichts-Direktor Brauſewetter mit dem rothen Adlerorden bedacht worden iſt, legt dieſe Vermuthung ganz beſonders nahe. Einen Beamten, mit deſſen Amtsführung man nicht ſehr zufrieden iſt, ſchlägt man eben nicht zur Dekorirung vor.

Der Zufall hat es gefügt, daß, als die Liſte der Ordensverleihungen im Reichsanzeiger veröffentlicht wurde, der alſo geehrte Landgerichts-Direktor Brauſewetter bereits unter den furchtbarſten Qualen als armer beklagenswerther Narr ſeiner Krankheit erlegen war. Ein Tobſuchtsanfall raffte ihn dahin, nachdem er lange genug von ſeinem Richterſitz aus gegen Leute gewüthet hatte, die ihre Ueberzeugung mit dem Geſetz in Konflikt gebracht hatte, oder die auch nur durch die herrſchende Verfolgungs- und Vergewaltigungsſucht unſchuldig auf die Anklagebank gezerrt worden waren. Die Vertrauensmänner des Kaiſers trifft hierbei ein beſonderer Vorwurf. Sie thaten in hohem Maße Unrecht daran, dem Monarchen zur Auszeichnung einen Mann zu empfehlen, deſſen auffälliges Gebahren längſt ſchon Gegenſtand beſorgter Kritik geworden war. Der Umſtand, daß die Preſſe anfängt, ſich mit einem Beamten und ſeiner Geſchäftsführung kritiſch zu beſchäftigen, kann doch allein noch nicht als Empfehlung gelten. Von Rechts wegen ſollte man, ehe man eines Staatsdieners, gegen den ſchwere Vorwürfe, wenn auch nur verſteckt erhoben werden, ſich in ſo oſtentativer Weiſe annimmt, deſſen Fall doch zum Gegenſtand genaueſter Unterſuchung machen und nicht ohne weiteres Partei für ihn ergreifen, bloß weil die Angriffe und Bedenken von der ſo ſehr gehaßten Preſſe ausgehen, die ja nun doch einmal eine Großmacht iſt und als ſolche auch ernſt genommen werden muß.

Wäre der Kaiſer in dem Fall des Landgerichts-Direktors Brauſewetter beſſer berathen geweſen, ſo hätte er ſicher von der Ordensverleihung bereitwilligſt Abſtand genommen. So aber kann man nur

annehmen, er habe einem pflichttreuen Beamten, dem, nach den ihm gewordenen Mittheilungen, durch die Presse Unrecht gethan worden, seine Anerkennung ausdrücken wollen, um ihn auf diese Weise schadlos zu halten für erlittene Unbill. Wenn diese Absicht vorgelegen hat, so läßt sich gegen den auffälligen Huldbeweis sicher Nichts einwenden. Wunder nehmen muß es einen allerdings, daß dieselben Leute, welche dem Monarchen den Landgerichts-Direktor Brausewetter zur Auszeichnung empfahlen, als später an dessen geistiger Erkrankung ein Zweifel nicht mehr möglich war, nicht dafür gesorgt haben, daß der Kaiser rechtzeitig Kenntniß hiervon erhielt. In diesem Falle wäre der Gnadenakt sicher noch rückgängig gemacht worden, und es wären mancherlei Betrachtungen, die jetzt sogar harmlosen Gemüthern sich aufdrängen, hinfällig geworden.

Dem todten Brausewetter kann die ihm verliehene Ordensauszeichnung Nichts mehr nützen — vielleicht bringt sie aber dem lebenden Kaiser Vortheil. Wenn der Monarch aus dem Fall Brausewetter entnehmen wollte, daß er thatsächlich schlecht bedient wird von den Leuten, die seines Vertrauens sich erfreuen und demgemäß die Pflicht hätten, die Wahrheit ihm zu sagen, und wenn er daraus die nahe liegende Lehre ziehen wollte, dann wäre dies für ihn selbst ein großer Gewinn . . .

Seitdem der Landgerichts-Direktor Brausewetter ein so tragisches Ende genommen hat, ist seine Persönlichkeit aller Diskussion entrückt. Er war krank, der Aermste, und war in Folge dessen unverantwortlich. Was er sprach und that, das waren die Ausgeburten eines von der Krankheit zerstörten Hirns, und Nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß der Mann, der den Meisten wohl als schlimmer Streber erschien, ebenso gehandelt haben würde, wenn er normal gewesen wäre. Nach der subjektiven Seite hin ist der Fall daher gänzlich abgethan, und nur die eine Frage bleibt noch übrig, wie man es anzufangen habe, um denen nachträglich gerecht zu werden, die unter dem von dem gemeingefährlichen Irren beliebten Gerichtsverfahren zu Schaden kamen. Die Antwort auf diese Frage ist nicht leicht zu finden, und dennoch

muß ſie gefunden werden, wenn nicht das Anſehen der Rechtſprechung ſchwer und dauernd geſchädigt werden ſoll.

Im Uebrigen laſſen ſich an dieſen aufſehenerregenden Fall jetzt nur noch ernſte Betrachtungen und gute Lehren knüpfen. Die Thatſache, daß Herr Brauſewetter von den Vertrauensleuten des Kaiſers dieſem zur beſonderen Auszeichnung vorgeſchlagen worden iſt, bleibt beſtehen, obwohl der Mann am Tage nach der Ordensverleihung tobſüchtig ſtarb. Dieſe Thatſache allein ſcheint ſehr bedenklich. Es mag unter den ſtrebſamen Richtern doch wohl manchen geben, der ſich ſagt, daß der verſtorbene Kollege wohl hauptſächlich wegen ſeines ſchneidigen Vorgehens wider die „Umſtürzler" der allerhöchſten Huld empfohlen wurde. Daß er nicht zurechnungsfähig war, kommt hierbei gar nicht in Betracht. Die Schlußfolgerung liegt im einzelnen Fall ſehr nahe. Was dem Einen glückte, nämlich Karrière zu machen und wohlgelitten und ausgezeichnet zu werden, wird auch Anderen gelingen, wenn ſie derſelben Mittel ſich weiſe bedienen. Kein Wunder daher, wenn es jetzt ſchon manchmal den Anſchein hat, als ob dieſer oder jener Richter von ſolchen Erwägungen nicht ganz frei wäre. Ich möchte nicht behaupten, daß dieſe Annahme ſtets begründet iſt — indeß ſie läßt ſich manchmal doch ſo leicht nicht abweiſen.

Die Aera Brauſewetter iſt nach mehr als einer Seite hin verhängnißvoll geweſen. Vielleicht iſt das jammervolle Ende des bedauernswerthen Mannes geeignet, den angerichteten Schaden einigermaßen gut zu machen, indem es zu Betrachtungen und Entſchlüſſen den Anlaß giebt, die diesmal ganz beſonders nahe liegen. So könnte es z. B. Nichts ſchaden, wenn Diejenigen, welche den geiſteskranken Richter ſelbſt dann noch im Amte beließen, als ſein Zuſtand zu ernſten Bedenken ſchon längſt Veranlaſſung geben mußte, endlich einmal zu der Ueberzeugung gelangten, daß eine blindwüthende Verfolgung oppoſitioneller Parteien und Perſönlichkeiten nicht immer ein Beweis guter patriotiſcher Geſinnung zu ſein braucht, ſondern ebenſo gut ein Anzeichen geiſtiger Erkrankung ſein kann. Richter und Staatsanwälte die in ſo auffälliger Weiſe mit ſozialpolitiſcher Drachentödtung ſich befaſſen, ſollten von vornherein verdächtig erſcheinen. Die Diener der

Themis sollen sachlich ihres Amtes walten; wo sie sich parteiisch ereifern und erhitzen, ist etwas nicht in Ordnung — entweder in Bezug auf den Charakter oder im Kopfe. Keinesfalls aber liegt jemals ein Anlaß vor, solche Persönlichkeiten dem Monarchen zu besonderer Berücksichtigung zu empfehlen.

Das Streberthum sollte man gerade im Richterstande, wo es so großes Unheil anzurichten vermag, nicht noch künstlich großzüchten. Justitia fundamentum regnorum — wenn aber die Gerechtigkeit in ihr Gegentheil verkehrt wird, wenn Juvenals satyrisches Wort, das gegen richterliche Korruption sich richtete, sogar von einem Justizminister als bekannter römischer „Rechtsgrundsatz" hingestellt wird, so daß gefügige Richter wirklich zu der Ansicht gelangen können, wenn zwei dasselbe thun, sei es doch nicht immer in derselben Weise zu beurtheilen, dann ist die Gefahr der Verseuchung und Versumpfung unseres gesammten Rechtslebens in bedrohliche Nähe gerückt.

Der Fall Brausewetter hat das eine Gute wenigstens im Gefolge, daß er zu Betrachtungen anregt, welche diese Gefahr deutlich erkennen lassen. Nach seinem Tode nützt so der Welt ein Mann, der zu Lebzeiten Unzähligen in empfindlichster Weise geschadet hat. Mit ihm können wir ob des verursachten Schadens nicht rechten, mögen nun die Anderen, die indirekt für sein Thun verantwortlich sind, weil sie durch Gewährenlassen sich mitschuldig machten, dafür sorgen, daß die Lehren dieses eklatanten Falles nicht ungehört und ungenützt verhallen.

K. Sch.

Deutsch-Südwest-Afrika.

Die Frage der Besiedelung Deutsch-Südwest-Afrikas ist in letzter Zeit durch die traurigen Erfahrungen, welche deutsche Kolonisten daselbst gemacht haben, wiederum eine akute geworden.

Da ich mich seit vielen Jahren mit Kolonialangelegenheiten eingehend beschäftige, so sei es mir gestattet, einen Beitrag zur Lösung dieser Tagesfrage zu liefern.

Alle Kolonien sind entweder Ackerbau-Kolonien oder Plantagen-Kolonien oder Handels-Kolonien. Handels- und Plantagen-Kolonien sind alle diejenigen außereuropäischen Länder, in denen der Europäer des ungesunden Klimas wegen sich nur vorübergehend, niemals dauernd aufhalten kann. Als Ackerbau-Kolonien hingegen im weitesten Sinne bezeichnet man alle diejenigen außereuropäischen Länder, in denen der europäische Einwanderer dauernd ohne Schädigung seiner Gesundheit sich aufhalten, körperliche Arbeiten im Freien Jahr aus Jahr ein verrichten kann und durch Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle sich vermehrt, während in den beiden erstgenannten Kolonien die Todesfälle unter den Europäern stets größer sind als die Zahl der Geburten, so daß ein allmähliches Aussterben der eingewanderten Europäer erfolgt, sofern nicht aus dem Mutterlande neue Einwanderer ohne Unterbrechung eintreffen.

Eine solche Ackerbau-Kolonie im weiteren Sinne, und zwar die einzige unter allen deutschen Kolonien ist Deutsch-Südwest-Afrika, und hierin liegt die große Bedeutung dieser ältesten deutschen Kolonie für das Deutsche Reich, aus dessen Landen seit Dezennien eine starke Auswanderung nach außereuropäischen Kolonien erfolgt.

Ist es möglich, in Deutsch-Südwest-Afrika deutschen Auswanderern eine zweite Heimath zu gründen, dann ist diese Kolonie die werthvollste von allen; ist diese Annahme aber eine irrige, dann hat jenes Land keinen Werth für das Deutsche Reich, und verursacht nur beträchtliche Ausgaben.

Nahezu ein Dezennium galt Deutsch-Südwest-Afrika als eine gänzlich werthlose Kolonie, in der Hauptman v. François mit fünfzig Mann Schutztruppe stationirt war, um die Besitzansprüche Deutschlands aufrecht zu erhalten. Doch die Intriguen und Machinationen englischer Kolonialkreise, welche die deutsche Regierung zum gänzlichen Verzicht auf diese Kolonie bewegen sollten, lenkten mit Nothwendigkeit die Aufmerksamkeit der Regierung und der deutschen Kolonialkreise auf dieses Land.

Schinz's und v. François' günstige Berichte, denen man bis dahin keinen sonderlichen Werth beilegte, fanden jetzt Beachtung; Baron v. Uechtritz, Joachim Graf Pfeil, Dove u. a. wurden studienhalber nach Deutsch-Süd-

west-Afrika gesandt. Die Berichte über die Ergebnisse ihrer Forschungsreisen lauteten ermunternd, ja, bisweilen enthusiastisch, doch trotz alledem wollten die deutschen Kapitalisten von Deutsch-Südwest-Afrika nichts wissen und hielten ihre Taschen fest zu, wenn es sich um Siedelungsprojekte für jene Kolonie handelte.

Auch die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika, welcher hervorragende Bankhäuser angehörten, that und unternahm nichts, was zur Erschließung oder Besiedelung jenes Landes hätte beitragen können, sie wartete darauf, daß das Deutsche Reich oder dessen eventueller Rechtsnachfolger, England, ihr früher oder später die leicht erworbenen Besitztitel für schwere Entschädigungssummen abkaufte.

Im Reichstage mußten die Regierungsvertreter alljährlich bei der Diskussion des Etats für Deutsch-Südwest-Afrika sich die allerheftigsten Vorwürfe wegen zweckloser Geldverschwendung gefallen lassen; denn Deutsch-Südwest-Afrika, so hieß es, sei eine wasserlose Sandwüste, in der selbst den Hunden das Heulen vergehe.

Der damalige Reichskanzler Graf Caprivi war in einer verzweifelten Lage, er bat um ein letztes Probejahr für Deutsch-Südwest-Afrika, sollte nach Ablauf desselben sich nichts in Bezug auf jene Kolonie geändert haben, dann war man Willens die Sandwüste aufzugeben, oder den Engländern zu überlassen.

Ein englisches Syndikat hatte sich während dieses Probejahres mit dem Reichskanzler in Verbindung gesetzt, es hatte eine ansehnliche Summe als Kaution gestellt und sich bei Verlust dieser Kaution verpflichtet, binnen einer bestimmten Frist eine englische Kolonialgesellschaft für Deutsch-Südwest-Afrika zu begründen. Dem englischen Syndikat gelang es nicht in der kontraktlichen Frist Kapitalisten zur Begründung einer Kolonialgesellschaft zu finden. Die Kaution verfiel zu Gunsten des Deutschen Reiches. Jetzt war man allseitig darauf gefaßt, daß Deutschland seine Ansprüche auf Deutsch-Südwest-Afrika aufgeben würde.

Doch es kam anders, als die Herren Engländer es gewünscht hatten. Zwar war der Reichskanzler, nachdem die Bemühungen des englischen Syndikats zur Bildung einer Kolonialgesellschaft erfolglos geblieben waren, in arger Bedrängniß und erwog thatsächlich die Eventualität, ob es nicht rathsam sei, Deutsch-Südwest-Afrika den Engländern zu überlassen, doch andererseits bemühte er sich ernstlich noch einmal, zum letzten Male die deutschen Kapitalisten und Kolonial-Kreise für einen Siedelungsversuch in jener Kolonie zu gewinnen. Und dieser mit den allergeringsten Hoffnungen unternommene Versuch gelang wider alles Erwarten. In Deutschland konstituirte sich das Siedelungs-Syndikat für Deutsch-Südwest-Afrika, und den Bemühungen des Hamburger Rechtsanwalts Scharlach gelang es, eine aus deutschen und englischen Kapitalisten bestehende südwestafrikanische Kolonial Gesellschaft zu begründen, welche allerdings vom Deutschen Reiche ganz gewaltige Privilegien und Landbesitztitel zugebilligt erhielt.

Rücksichtslos hatte Graf Caprivi zugegriffen und die Hülfe genommen, woher sie sich bot; unter strengster Diskretion wurden von Scharlach die Unterhandlungen geleitet, bis endlich ein Vertrag zwischen dem Reichskanzler und der deutsch-englischen Kapitalistengruppe zu Stande gekommen war, und

so streng waren die Unterhandlungen geheim gehalten worden, daß die deutschen Kolonialkreise vollständig überrascht waren und vor einem fait accompli standen, als der Vertrag zwischen dem Deutschen Reiche und der South-West-Africa-Comp., Ld. publizirt wurde.

Die deutschen Kolonialkreise erhoben nun ein Zeter- und Mordio-Geschrei wegen der großen Konzessionen, die Caprivi der neuen Gesellschaft gemacht hatte; sie klagten über Rechtsbruch, weil der Reichskanzler die papiernen Rechtsansprüche der unthätigen deutschen Kolonialgesellschaft für Süd-West-Afrika nicht geachtet hatte, sie, die bisher nur Skandal machten, hohle Phrasen droschen und keinen Finger zur Erhaltung der bedrohten Kolonie rührten, warfen dem Kanzler vor, daß er de facto Deutsch-Südwest-Afrika den Engländern ausgeliefert habe.

In Wirklichkeit aber hatte Graf Caprivi's rücksichtsloses und kluges Vorgehen die Kolonie dem Deutschen Reiche erhalten, und wenn einst in Zukunft der hohe Werth gerade dieser Kolonie für das Deutsche Reich zu Tage treten wird, dann wird man auch die großen Verdienste würdigen müssen, die Graf Caprivi durch sein persönliches und sehr glückliches Eingreifen zur Zeit der höchsten Gefahr des Verlustes um die Erhaltung Deutsch-Südwest-Afrikas als deutsche Kolonie sich erworben hat.

Der Bann war von jetzt an gebrochen, die vorgefaßte ungünstige Meinung, welche bisher die richtige Schätzung Deutsch-Südwest-Afrikas unmöglich machte, war beseitigt, ein Jeder sagte sich, daß diese Kolonie doch einen erheblichen Werth besitzen müsse, wenn die schlauen, berechnenden englischen Kapitalisten zu bedeutenden Geldopfern bereit waren.

In kurzen Zeiträumen bildeten sich nun verschiedene Gesellschaften und Syndikate, welche die Besiedelung und Erschließung Deutsch-Südwest-Afrikas sich zur Aufgabe machten. Doch man hatte die Rechnung ohne die eingeborene Bevölkerung und ohne die Engländer gemacht.

Die Eingeborenen Deutsch-Südwest-Afrikas, Namas wie Hereros, hatten sich bisher zur deutschen Schutztruppe freundlich gestellt. Hauptmann v. François konnte in einem Berichte aus damaliger Zeit, die kühne Behauptung aufstellen, daß ein Einwanderer ganz Deutsch-Südwest-Afrika mit dem Spazierstock in der Hand durchwandern könne, ohne daß ihm ein Haar auf dem Haupte gekrümmt würde; denn die Schutztruppe hatte sich prinzipiell auf höheren Befehl in die Kämpfe der Namas mit den Hereros nicht eingemischt.

Doch es sollte bald anders kommen. Kaum hatten sich die ersten deutschen Ansiedler in der Kolonie seßhaft gemacht, als schon Klagen über Klagen wegen der feindseligen Haltung der Namas unter Wittboi's Führung nach Deutschland gelangten. In kürzester Zeit stand der Namahäuptling Wittboi nebst seinen Schaaren mit François' Schutztruppe in offener Fehde. Die englischen Kolonialkreise machten einen letzten Versuch, der deutschen Regierung die Freude am Besitze Deutsch-Südwest-Afrikas zu verleiden, sie hetzten Wittboi und seine Leute auf die Schutztruppe und die eintreffenden deutschen Ansiedler.

Der Reichskanzler Graf Caprivi nahm ohne Zögern den Fehdehandschuh auf, er bewilligte dem Hauptmann v. François alle Streitkräfte und Mittel, welche jener zur Niederwerfung Wittbois für erforderlich erachtete.

Doch François, ein tapferer Offizier, welcher nahezu ein Decennium in der Kolonie schon weilte, hatte seinen Gegner gewaltig unterschätzt und wählte eine gänzlich verfehlte Methode zu seiner Bekämpfung.

Eine dreimalige Erstürmung von Wittboi's Feste, Hornkranz, hatte nicht das mindeste Ergebniß. Wittboi raubte, plünderte und mordete sans gêne, er überfiel die Wagenkarawanen auf der Hauptstraße Walfischbai-Windhoeck, zerstörte die vom Staate subventionirte Herrmannsche Schäferei in Kubub, griff den volkreichsten Flecken, die Bastard-Siedelung „Rehobot" an, verhöhnte den Hauptmann v. François und geberdete sich als der souveräne Besitzer des Landes, dessen unbewohnte Terrains er den kauflustigen Boeren und Engländern zum Kauf anbot.

Die schwache deutsche Schutztruppe, mit wenig Geschick und planlos dirigirt, rieb sich in zwecklosen Eilmärschen und noch viel zweckloseren vereinzelten Scharmützeln auf. Die Zustände in der Kolonie waren trostlos.

Da war es wiederum der Reichskanzler Caprivi, der, in seinem felsenfesten Vertrauen zu François' langjähriger Kenntniß von Land und Leuten erschüttert, mit starker und glücklicher Hand eingriff. Kurz entschlossen wählte Graf Caprivi unter den deutschen Offizieren einen geeigneten Nachfolger für v. François. Seine Wahl fiel auf den Major Leutwein in Posen, und sie war eine außerordentlich glückliche und geschickte.

Kaum war Major Leutwein in Deutsch-Südwest-Afrika gelandet und hatte Zeit und Gelegenheit gehabt, den Gegner kennen zu lernen, als er sofort erkannte, daß die Wittbois ihrem Charakter nach ein Streifkorps seien, das weder eine bestimmte Operationsbasis hatte, noch auch brauchte, weder einen bestimmten Stützpunkt besaß, noch auch dessen bedurfte, weil es nach allen Richtungen der Windrose sich zurückziehen und überall sich ernähren und Unterschlupf finden konnte. Major Leutwein zog die einzig möglichen und richtigen Konsequenzen, welche sich aus diesen Thatsachen für die Kampfesweise ergaben. Man mußte dem Feinde immer auf den Fersen bleiben, und ihn so lange, ohne ihm Ruhe und Rast zu gönnen, hetzen, bis er ermattet zusammenbrach oder sich freiwillig zum Kampfe stellte und umzingelt werden konnte.

So schnell als möglich ließ sich Major Leutwein die für erforderlich erachteten Truppenverstärkungen aus dem Mutterlande nachsenden, und kaum waren diese Mannschaften in der Kolonie angelangt, als der Major auch schon mit seiner Kolonne zur rastlosen und unbarmherzigsten Verfolgung Wittbois und seiner Schaaren sich in Bewegung setzte. Er blieb den Wittbois immer auf den Fersen, gönnte ihnen weder Ruhe nach Rast und hetzte die Feinde, rücksichtslos gegen sich und seine Mannschaft, solange, bis Wittboi sich zum Kampfe stellte. Nach wiederholten Gefechten gelang es dem Major, Wittboi und seine Leute nach blutigem Kampfe in der Naukluft zu umzingeln, und nach kürzester Zeit war der Räuberhauptmann und bisherige Beherrscher Deutsch-Südwest-Afrikas vernichtet, er bat um Frieden und ergab sich mit seinen Leuten dem Major Leutwein unter bestimmten Bedingungen. Deutsch-Südwest-Afrika war endlich pazifizirt, Ruhe und Sicherheit für Leib und Leben herrschte im Lande.

Jetzt konnte die Besiedelung der großen Kolonie beginnen. Freiwillige Kolonisten in kleiner Anzahl, gingen nach der neuen Heimath, sie

machten sich dort seßhaft, doch bald hatten sie mit allerhand Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Arbeitskräfte sind theuer und schlecht, ein Markt und Absatzgebiet für landwirthschaftliche Erzeugnisse fehlt noch, Verkehrswege und Mittel zur schnellen Beförderung sind nicht vorhanden, die Viehheerden, Rinder und Pferde, erliegen zu Hunderten den verheerenden Viehseuchen.

Alle diese ungünstigen Berichte trugen mit dazu bei, daß eine beständige regelrechte Einwanderung von Kolonisten aus dem Mutterlande nicht in Gang kam, und trotzdem treffen schon im Mutterlande Berichte über Mißerfolge der Ansiedler ein.

Mit einem Worte: ein auch nur nennenswerthes Resultat ist in der Besiedelung bis jetzt nicht erreicht worden. Denn das ungeheuer große Deutsch-Südwest-Afrika war laut statistischem Bericht im Januar 1895 von 917 Weißen, ohne Familienangehörige, bewohnt; von diesen Ansiedlern waren 535 Mannschaften der Schutztruppe und Regierungsbeamte, die übrigen 482 Bewohner leben zum größeren Theile von Viehzucht und Landwirthschaft, eine Anzahl hingegen sind Frachtfahrer, Agenten und Angestellte von Kolonial-Gesellschaften, Techniker u. s. w.

Dieses ist der gegenwärtige Stand der Dinge. Worin liegen nun die Ursachen der Stagnation und der Mißerfolge?

Die Vorbedingung für eine sachgemäße, richtige Antwort auf diese wichtige Frage ist eine objektive, ungeschminkte Schilderung der zur Zeit in Deutsch-Südwest-Afrika bestehenden Lebens- und Erwerbsverhältnisse, Hülfsquellen u. s. w.

Deutsch Südwest-Afrika hat einen Flächenraum von 835 000 Quadrat-Kilometer, es ist mithin über anderthalb mal größer als das Deutsche Reich. Das Land zerfällt in drei Gebiete, in das südliche Großnamaland, in das mittlere Damaraland und in das nördlich Ovamboland.

Großnamaland ist am längsten und besten bekannt; denn schon vor Beginn der deutschen Okkupation haben namentlich Missionare hier gewirkt und Stationen errichtet, zudem grenzt es an die schon von den Holländern besiedelte Kapkolonie.

Deutsch-Großnamaland ist eine Fortsetzung des unfruchtbaren, zur Kapkolonie gehörenden Klein-Namalandes. Der Boden ist zum Theil steinig, zum Theil salzhaltig, zum Theil mittelmäßiges Weideland.

Größere Strecken Landes, welche zum Ackerbau geeignet wären, sind bis jetzt nicht aufgefunden worden. Waldungen sind nicht vorhanden. Das ganze Jahr über Wasser führende Flüsse oder Bäche fehlen im Lande gänzlich. Nur der Grenzfluß, der Oranje, führt stets Wasser; doch nur zur Regenszeit ist er ein größerer Fluß, während der ganzen übrigen Jahreszeit ein seichter, zu Fuß zu durchwatender Bach, für die Schifffahrt ist er gänzlich unbrauchbar, seine Ufer fallen steil und schroff ab. Seine Wassermassen sind daher zur künstlichen Bewässerung von Ländereien unbrauchbar, und nur zu Viehtränken verwendbar. Die Küste Großnamalands ist bis auf zehn Meilen Breite ein gänzlich vegetationsloser Sandgürtel, einen brauchbaren Hafen besitzt sie in Lüderitzbucht. Zur Regenzeit Wasser führende Wasserrinnen, Flußbette besitzt Großnamaland mehrere, doch nur der große und kleine Fischfluß sind von ihnen nennenswerth, an ihren Ufern finden

ſich kleinere Streifen zum Ackerbau geeigneten Landes und kleinere Gehölze, wie von Uechtritz berichtet.

Will der Deutſche ſich eine annähernd richtige Vorſtellung von dem volkswirthſchaftlichen Werthe des Großnamalandes machen, ſo iſt hierzu folgender Vergleich am geeignetſten.

Großnamaland läßt ſich in Bezug auf ſeine flachen Strecken am beſten mit der Lüneburger Haide, in Bezug auf ſeine gebirgigen Gegenden am treffendſten mit der deutſchen Eifel vergleichen. So wenig es möglich war, während mehr als eines Jahrhunderts das angrenzende engliſche Kleinnamaland in nennenswerther Weiſe zu beſiedeln, ebenſowenig iſt dieſes in Bezug auf Großnamaland möglich. Es iſt zwecklos, einzelne Koloniſten dort anzuſiedeln; denn die Reſultate ihrer Mühe und Arbeit können nur Mißerfolge ſein, welche den Ruf der ganzen Kolonie, den Fortſchritt der Beſiedelung in den anderen Landestheilen beeinträchtigen. Großnamaland muß den Eingeborenen ungeſchmälert überlaſſen werden.

Einen weſentlich anderen Charakter hat das mittlere Gebiet Deutſch-Südweſt-Afrikas, das ſogenannte Damara- und Hereroland. Es iſt weniger durchforſcht und bekannt als Großnamaland, und beſitzt wie letzteres einen gänzlich vegetationsloſen ſandigen Küſtenſtrich. Dieſe Küſte hat nur einen, überdies nur mittelmäßigen Hafen, die Walfiſchbai, die zur Zeit engliſcher Beſitz iſt.

Die drei Meilen von der Walfiſchbai entfernte deutſche Landungsſtelle „Swakopmund" iſt nur bei ruhiger See zur Entfrachtung von Schiffen verwendbar, bei bewegtem Meere können Ladungen nicht gelöſcht werden, ohne Gefahr des Verluſtes von Menſchenleben; ob dieſe Landungsſtelle unter Aufwendung mäßiger Mittel zu einem brauchbaren Hafen umgeſchaffen werden kann, muß unentſchieden bleiben, bis die Ergebniſſe des an Ort und Stelle geſandten Hafenbaumeiſters Mönch vorliegen.

Von dem ſandigen Küſtenſtrich abgeſehen iſt Damara-Hereroland zur Zeit ein Viehzuchtland von hervorragender Bedeutung; denn obwohl nur größere Theile dieſes Gebietes durchforſcht ſind, iſt dennoch die ſchwerwiegende unumſtößliche Thatſache feſtgeſtellt worden, daß in jenen bekannten Gegenden bereits zirka zweimalhunderttauſend Stück Rindvieh gegenwärtig weiden, und reichlich Futter und Waſſer finden. Damara-Hereroland iſt daher gegenwärtig ſeinem volkswirthſchaftlichen Werthe, nicht ſeinem landſchaftlichen Charakter nach mit den Pampas Argentiniens vergleichbar.

Zum Ackerbau geeignete größere Strecken Landes ſind im Damara-Hereroland vorhanden, in welchem Umfange jedoch lohnender Ackerbau möglich ſein wird, läßt ſich zur Zeit nicht im Mindeſten beurtheilen, alle Angaben hierüber verdienen, weil jeder ſtichhaltigen Begründung entbehrend, gar keinen Glauben. Nur ſoviel läßt ſich ſchon heute mit Beſtimmtheit über den Ackerbaubetrieb in Damara-Hereroland ſagen, daß ein landwirthſchaftlicher Betrieb in größerer Ausdehnung in jenem Lande nur bei künſtlicher Bewäſſerung (Irrigation) durchführbar iſt. Welche hervorragenden Reſultate der Ackerbau mit künſtlicher Bewäſſerung liefert und liefern kann, lehren die in Kalifornien, Indien, Egypten erzielten Reſultate. In Indien z. B. hat die engliſche Regierung ſechszehn Bewäſſerungsanlagen in vollem Betriebe, welche für den Anbau von über zwei Millionen Hektaren als Ackerland das

erforderliche Wasser hergeben, ein außerordentliches Resultat, wenn man bedenkt, daß ganz Deutschland nur 17½ Million Hektare Acker- und Gartenland besitzt.

Damara-Hereroland hat mithin natürliche Hilfsquellen, welche wie die Viehzucht sofort oder der Ackerbau unter Erfüllung bestimmter Vorbedingungen Tausenden deutscher Landwirthe eine gute Existenz bieten können; doch gegenwärtig ist eine Besiedelung in größerem Umfange unmöglich, weil die umfangreichsten und besten Ländereien von der Hereros okkupirt gehalten werden, weil Verkehrswege, billige Verkehrsmittel, Wasserreservoirs, Brunnen 2c. gänzlich fehlen.

Die Vertreibung der Hereros und ihre Zurückdrängung über die Landesgrenzen oder nach Großnamaland, die Inangriffnahme des Wegebaus, der Bewässerungs-Vorrichtungen sind unumgänglich nothwendige Erfordernisse, wenn in diesem Lande Kolonisten in nennenswerther Anzahl ihre Existenz und eine zweite Heimath finden sollen.

Heute sitzen in den beiden Hauptmannschaften des Damaralandes Windhoek und Otyimbingua im Ganzen 37 deutsche Ansiedler, und 769 Seelen zählt die weiße Bevölkerung in beiden Bezirken, ein beschämendes Ergebniß deutscher Kolonisation, wenn man weiß, daß die jetzt bereits genau erforschten Regionen dieses Landes bei gründlichster Ausnützung aller Hilfsquellen mindestens 50,000 Ansiedlern ein Heim bieten.

Ovamboland, der nördlichste und werthvollste Theil von Deutsch-Südwest-Afrika ist im großen Ganzen noch ein unbekanntes Land. Wohl haben einzelne Reisende wie Baron v. Uechtritz, Ovamboland seiner ganzen Länge nach bis zum Cunene durchzogen, doch diese schnellen Wanderungen innerhalb eines schmalen Landstreifens lassen den Reisenden nur oberflächliche Eindrücke von Land und Leuten gewinnen. Bis zum Januar 1895 war im Ovamboland noch kein Vertreter der deutschen Regierung ansässig. Deutsche Ansiedler sind noch nicht vorhanden, nur einige Missionare der rheinischen Missionsgesellschaft weilen dort. Dagegen haben sich mit dem richtigen Instinkt der erfahrenen Afrikaner 27 Boerenfamilien in diesen Landen angesiedelt.

Alle Forscher, welche Ovamboland bereist haben, sind darin einstimmig daß Ovamboland für Ackerbaubetrieb hervorragend geeignet ist, auch von den auf niedriger Kulturstufe stehenden eingeborenen Ovambos wird in primitivster Weise an einzelnen Stellen Ackerbau getrieben.

Von vielen unkundigen Laien wird Ovamboland als ungeeignet für deutsche Andsiedler bezeichnet, weil die Malaria bereits in jenen Gegenden auftritt. Die Thatsache ist richtig, doch Malaria als endemische Krankheit ist nicht in allen Fällen ein absolutes Hinderniß für die Besiedelung eines Landes, sonst müßte z. B. Italien heute noch ein unkultivirtes Land sein; denn nach den Mittheilungen des Generaldirektors der italienischen Statistik Luigi Bodio starben in den Jahren 1890, 1891 und 1892 49 407 Personen in Italien an Malaria, d. h. es kamen 54 an Malaria Verstorbene auf 100 000 Lebende. Die Malaria ist nur in den Tropenländern, wo sie fast alle europäischen Einwanderer befällt, ein unüberwindliches Hinderniß für europäische Besiedelung. Im Ovambolande aber ist von der gefürchteten Tropen-Malaria nichts zu spüren, das bestätigen alle Reisenden, welche

dorthin kamen, das beweisen die Gesundheitsverhältnisse der aus 27 Familien bestehenden Boeren-Kolonie daselbst, abgesehen davon, daß in dem Küstenstriche des Ovambolands, im sogenannten Kaokolande 62 Boeren ansässig sind und durch die Malaria sich nicht aus ihren Heimstätten vertreiben lassen.

Endlich hat die deutsche Kolonisation in Brasilien zur Genüge bewiesen, daß selbst eine so furchtbare Geißel, als es das gelbe Fieber ist, kein unüberwindliches Hinderniß für deutsche Besiedelung ist.

Der hohe volkswirthschaftliche Werth des Ovambolandes steht außer allem Zweifel, ja, der genauer bekannte Küstenstrich, das Kaokoland ist als der werthvollste aller bis jetzt bekannten Theile Deutsch-Südwest-Afrikas erwiesen; drum wird es Zeit, Ovamboland mit einem Netze von kleinen Militärstationen zu überziehen, damit von jenen Stationen aus durch unausgesetzte Rekognoszirungen eine genaue Kenntniß von Land und Leuten gewonnen wird.

Wir kommen nun zur Beantwortung der letzten Frage: welche Wege und Mittel müssen eingeschlagen und angewendet werden, um Deutsch-Südwest-Afrika endlich wirthschaftlich für das Mutterland zu erschließen?

Daß die gegenwärtigen Methoden total ungeeignet sind und zu lächerlich winzigen Ergebnissen geführt haben, mag kurz durch folgende statistische Angaben erwiesen werden.

In ganz Deutsch-Südwest-Afrika zählte die weiße Bevölkerung im Januar 1895 1732 Köpfe, hiervon waren selbstständige deutsche Ansiedler 42 Ackerbauer, 39 Kaufleute, 29 Handwerker; 42 Ackerbauer stammen aus dem Mutterlande, ist es da nicht einfach lächerlich, von einer deutschen Besiedelung zu sprechen; zumal dieser winzigen Zahl 140 Boeren als Ackerbauer gegenüberstehen?

Die gegenwärtige Methode der Besiedelung hat, wie diese Zahlen zur Evidenz erweisen, gänzlich Fiasko gemacht und eine vollständig neue muß an ihre Stelle treten.

Die Geschichte der Kolonisationen der Neuzeit lehrt uns die interessante Thatsache, daß alle jetzt blühenden Ackerbaukolonien ihrer Entwickelung nach in zwei Gruppen geschieden werden müssen. In die erste Gruppe gehören alle diejenigen Ackerbaukolonien, welche ausschließlich vom Beginn bis zum Abschluß ihrer Entwickelung von freiwilligen Kolonisten besiedelt und emporgebracht wurden. Zur zweiten Gruppe gehören alle diejenigen Ackerbaukolonien, welche im ersten Stadium ihrer Entwickelung fast ausschließlich von sogenannten Zwangskolonisten — Soldaten und Deportirten — besiedelt und über das erste Entwickelungsstadium hinausgebracht wurden, bis im zweiten Entwickelungsstadium diesen Zwangskolonisten einwandernde freiwillige Kolonisten in großer Zahl sich zugesellten.

Wo, wie in Nordamerika und in einzelnen südamerikanischen Republiken der Boden äußerst fruchtbar, Thier- und Pflanzenwelt reich und mannigfaltig waren, und der Ansiedler binnen wenigen Jahren es zur Wohlhabenheit, ja, selbst zum Reichthum bringen konnte, da stellte sich sehr schnell eine große Zahl von freiwilligen Kolonisten ein, wo aber, wie in Australien, Sibirien, Kanada diese glänzenden Hilfsquellen und Erwerbsverhältnisse sich im ersten Entwickelungsstadium nicht vorfanden, da gelang es niemals,

in der ersten Zeit eine nennenswerthe freiwillige Einwanderung in Gang zu bringen; Zwangskolonisten — Soldaten und Deportirte — mußten an ihre Stelle treten, bis das erste Entwickelungsstadium beendet war, und nun auch freiwillige Kolonisten ihr gutes Fortkommen finden konnten.

Zu jener zweiten Gruppe von Ackerbaukolonien gehört Deutsch-Südwest-Afrika. So unanfechtbar erwiesen es auch gegenwärtig ist, daß diese deutsche Besitzung eine Ackerbaukolonie im engeren Sinne ist, daß sie eine zweite Heimath für Tausende deutscher Auswanderer dereinst werden kann, ebenso unbezweifelbar ist es für jeden mit Kolonisation und Kolonialangelegenheiten Vertrauten, daß eine auch nur nennenswerthe und für die Besiedelung dieses ungeheuren, großen Landes in Betracht kommende Anzahl von freiwilligen Einwanderern aus Deutschland niemals dort sich einfinden wird, solange die Lebens- und Erwerbsverhältnisse dieses Landes in dem heutigen Zustande verharren werden.

Für Deutsch-Südwest-Afrika ist daher im ersten Entwickelungsstadium die Zwangskolonisation durch Soldaten und Deportirte die allein richtige und erfolgversprechende Methode der Besiedelung.

Versuchen wir nun eingehender zu schildern, wie die Zwangs-Kolonisation durch Soldaten und Deputirte sich vollziehen muß, so ist es unsere erste Aufgabe, uns über die Bedeutung und den Werth der zur Zeit in Deutsch-Südwest-Afrika stationirten deutschen Schutztruppe zu äußern.

Das Deutsche Reich unterhält gegenwärtig eine sehr kostspielige, 522 Köpfe starke Schutztruppe in jener Kolonie. Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften sind gediente deutsche Soldaten. Der Kommandeur jener Truppe, Major Leutwein spricht sich in einem Bericht vom Juli 1895 über die Bedeutung und den Werth derselben in folgender Weise aus. Er gesteht zu, daß diese Truppe sehr kostspielig ist, daß sie in Friedenszeiten zu stark, in Kriegszeiten aber viel zu schwach sei. Gänzlich unmöglich sei es, auf diese schwache Truppe gestützt, einen Kampf mit den Hereros zu beginnen, um die fruchtbaren und ausgedehnten Landstriche, welche jene Stämme okkupirt halten und in irrationellster Weise als Weideländereien benutzen, für Kolonisationszwecke zu erwerben.

Diesem Urtheil des Majors Leutwein kann ich mich nur ganz und voll anschließen. Die deutsch-südwestafrikanische Schutztruppe ist eine ganz verfehlte Organisation. Denn die Formirung von besonderen Schutztruppen ist nur in Kolonien mit Tropenklima berechtigt und nothwendig.

In den ungesunden Tropenländern müssen die Mannschaften der Kolonialtruppe aus den Eingeborenen rekrutirt werden, und nur die Offiziere und Unteroffiziere können aus dem Mutterlande stammende Soldaten sein weil sonst das Klima zu viele Opfer fordern würde.

In Ackerbau-Kolonien hingegen, welche ein gesundes Klima besitzen, ist die Formirung einer Schutztruppe ein Nonsens, und Frankreich sowohl wie England haben in solchen Kolonien die Militärstationen stets mit Abtheilungen des stehenden Heeres belegt. So steht in Algier ein reguläres Armeekorps, in Gibraltar, Cypern, der Kapkolonie steht reguläres englisches Militär. Diesem Beispiele muß Deutschland endlich folgen. Die kostspielige, für die zu lösenden Aufgaben viel zu schwache deutsch-südwestafrikanische Schutztruppe muß gänzlich aufgelöst werden, und mindestens eine kombinirte

Brigade des stehenden Heeres muß nach Deutsch-Südwest-Afrika verlegt werden. Einem solchen Beginnen standen und stehen noch gesetzliche Bedenken hindernd im Wege; denn kein deutscher Wehrpflichtiger ist zur Zeit verpflichtet, seiner Dienstpflicht wo anders als in Deutschland zu genügen. Doch die Kolonial-Abtheilung hat auf Leutweins Veranlassung bereits ein Gesetzprojekt ausgearbeitet, welches deutschen Wehrpflichtigen ermöglichen soll, ihrer Militärpflicht auch in Deutsch-Südwest-Afrika zu genügen; das Gesetzprojekt, welches dem Kolonialrath bereits zur Begutachtung vorlag, wird nächstens dem deutschen Reichstage zugehen, und nach erfolgter Annahme von Seiten des Reichstages Gesetzeskraft erlangen.

Major Leutwein will durch dieses Gesetz den militärpflichtigen Söhnen der deutschen Ansiedler in Deutsch-Südwest-Afrika die Möglichkeit schaffen, ihrer Dienstpflicht in der Schutztruppe zu genügen. Wäre die Zahl der deutschen Ansiedler eine große oder auch nur eine nennenswerthe, so könnte diese Maßregel zu einer erheblichen Verstärkung der Schutztruppe führen. Doch gegenwärtig und in absehbarer Zeit handelt es sich nur um einige Dutzende deutscher Rekruten, denen dieses Gesetzesprojekt die weite kostenspielige Reise nach Deutschland zur Ableistung der Militärpflicht ersparen soll.

Wohl aber ist nach Inkrafttreten dieses Gesetzes die Regierung jeder Zeit in der Lage, eine reguläre kombinirte Brigade des stehenden Heeres nach Deutsch-Südwest-Afrika zu verlegen; denn die Zahl der Rekruten, Kapitulanten und Offiziere, welche sich freiwillig zur Ableistung ihrer Militärpflicht in jener Kolonie melden würden, würde den Etat einer Brigade wohl erheblich übersteigen.

Ist vom stehenden Heere eine 3—4000 Köpfe starke Brigade nicht entbehrlich, so müßte das jährliche Rekruten-Kontingent um 1500—2000 Mann erhöht werden, eine bei der Höhe unseres Rekruten-Kontingents sehr unerhebliche Maßregel.

Ueber die pekuniären Opfer, welche der Plan in seiner Ausführung fordern dürfte, lassen sich bestimmte Angaben nicht machen. Die Verpflegung, Equipirung, Besoldung, würden keine wesentlich höheren Ausgaben erfordern, als die, welche für den Unterhalt einer kombinirten Brigade im Reiche nothwendig sind, nur für Offiziere und Unteroffiziere würden Gehaltszulagen erforderlich sein. Die wichtigsten außeretatsmäßigen Ausgaben werden die Truppen- und Materialien-Transporte verursachen.

Doch wenn man bedenkt, daß hierfür die gegenwärtigen hohen Ausgaben für die Unterhaltung der deutsch-südwestafrikanischen Schutztruppe und für die Durchführung der Leutweinschen Reform-Vorschläge frei und verwendbar werden, dann läßt sich im Allgemeinen mit Bestimmtheit behaupten, daß die Mehrkosten keine unerschwinglichen sein werden.

Die Vortheile, welche sich für die Besiedelung der Kolonie ergeben würden, wenn eine kombinirte Brigade in Deutsch-Südwest-Afrika in Garnison läge, wären ganz erhebliche.

Es wäre erstens möglich, die Hereros, welche jetzt die besten und umfangreichsten Ländereien okkupirt halten, in Güte oder mit Strenge auf bestimmte Reservationen zurück zu drängen, wie es hinsichtlich der Indianer in den Vereinigten Staaten Nordamerikas geschah, und so die erste Vorbedingung für ein größeres Siedelungswerk zu erfüllen. Denn die Verdrän-

gung der Eingeborenen, Hereros und Ovambos, aus allen zum Ackerbau geeigneten Landesstrichen ist nicht nur die conditio sine qua non einer jeden wirklichen Besiedelung der Kolonie mit deutschen Einwanderern, sondern sie ist auch ein der Zivilisation zu Gute kommendes Werk.

Ohne Kampf wird diese Zurückdrängung sich nicht vollziehen, und die gegenwärtige Schutztruppe ist nach Leutweins eigenster Erklärung viel zu schwach, um diese Aufgabe zu lösen, während eine kombinirte Brigade ohne Zögern ans Werk gehen und das werthvolle Damaraland zuerst von den Hereros säubern könnte.

Ein fernerer, sehr wichtiger Vortheil, welcher sich aus der Belegung von Deutsch-Südwest-Afrika mit einer Brigade des stehenden Heeres ergeben würde, wäre die freiwillige Ansiedelung zahlreicher Soldaten in der Kolonie nach beendeter Dienstzeit.

Eine kombinirte Brigade würde alljährlich zirka 1500—2000 Reservisten entlassen, es unterliegt aber gar keinem Zweifel, daß ein hoher Prozentsatz derjenigen Reservisten, welche in ihrer Zivilstellung landwirthschaftliche Arbeiter sind, nach beendeter Dienstzeit in der Kolonie bleiben, und sich ansiedeln würde; denn schon von den ausgedienten Soldaten der jetzigen Schutztruppe sind viele nicht mehr nach Deutschland zurückgekehrt, sondern als Ansiedler in der Kolonie verblieben; und so kann man ohne Bedenken behaupten, daß aus den jährlich entlassenen Reservisten einer kombinirten Brigade schnell ein ständiger und ansehnlicher Kolonisten-Nachwuchs hervorgehen würde. Dieser Vortheil ist aber für die Kolonie von unberechenbarer Tragweite, um so mehr, als auf eine nennenswerthe Einwanderung deutscher Einwanderer vorerst gar nicht zu rechnen ist.

Auch der Wegebau, die Anlage von Flach- und Tiefbrunnen, der Bau von Thalsperren, Wasserreservoirs könnte energisch in Angriff genommen werden, wenn der kombinirten Brigade eine möglichst starke Pionier-Abtheilung beigegeben würde, nnd so könnten allmählich, ohne besonderen Kostenaufwand die Vorbedingungen für lohnenden Ackerbau im größeren Umfange erfüllt werden.

Wie leicht und von welcher Bedeutung namentlich der Brunnenbau in Damaraland ist, darüber berichtet Leutwein in charakteristischer Weise; er kam auf seinen Streifzügen zu einem Hererostamm, welcher mehrere Meter tiefe Gruben angelegt hatte; das in diesen Gruben sich ansammelnde Grundwasser benutzten die Hereros zum Tränken der Viehheerden.

Endlich wäre die Begründung einer großen Anzahl von Deportirten-Kolonien im Anschluß an die Militärstationen durchführbar, wenn eine stärkere Militärmacht in Deutsch-Südwest-Afrika in Garnison läge. Man hat die Befürchtung ausgesprochen, daß die freiwilligen Ansiedler an den Deportirten-Kolonien Anstoß nehmen und Deutsch-Südwest-Afrika fern bleiben würden.

Daß aber das Gegentheil der Fall ist, lehrt uns die Geschichte der Kolonisation in wiederholten Fällen. Die Kolonie West-Australien, heute bekannt wegen ihrer Goldfelder, hatte anfänglich so schlechte Erwerbsverhältnisse, daß die wenigen freiwilligen Kolonisten, welche sich eingefunden hatten, ihr Fortkommen nicht finden konnten. Neuer Zuzug hatte ganz aufgehört. Da baten die wenigen freiwilligen Ansiedler die englische Regierung

um Ueberſendung von Verbrechern als Zwangskoloniſten. Zirka zehntauſend Verbrecher ſandte die engliſche Regierung in Folge dieſes Geſuchs in den fünfziger und ſechsziger Jahren nach Weſtauſtralien, und binnen kurzer Zeit beſſerten ſich die Erwerbsverhältniſſe derartig in dieſer Kolonie, daß die ins Stocken gerathene freiwillige Einwanderung wieder in Gang kam. Was wäre ferner wohl aus Sibirien, das heute volkreiche Städte, eine Univerſität, höhere Schulen ꝛc. beſitzt, ohne Zwangskoloniſation geworden? Es wäre heute noch wie vor hundert Jahren eine ſchaurige Einöde voll Schnee und Eis.

Dieſe Beiſpiele beweiſen zur Evidenz, welche ausſchlaggebende Bedeutung die Zwangskoloniſation für geringwerthige Ackerbau-Kolonien hat.

Eine geringwerthige Ackerbau-Kolonie iſt und bleibt aber Deutſch-Südweſt-Afrika, und darum iſt die Zwangs-Koloniſation durch Soldaten und Deportirte die einzige Beſiedelungsmethode, welche im erſten Entwickelungsſtadium für die Beſiedelung Deutſch-Südweſt-Afrikas anwendbar und erfolgverſprechend iſt.

S.

Naturwissenschaftliche Märchen.

I.

Eine Probe-Welt.

Der Begriff einer Probe-Welt ist den selbstständigen Geistern auf dem Gebiete der Naturforschung nicht Neues mehr. Wohl aber der großen Mehrzahl Derer, die bis jetzt noch nicht naturwissenschaftlich denken gelernt haben. Die Mehrzahl unserer, in der metaphysischen Weltanschauung auferzogenen Mitmenschen denkt gäozentrisch. Für sie ist diese Erde der Mittelpunkt, um den sich Natur und Welt dreht. Für sie ist, namentlich wenn sie trotzdem vom Materialismus, wie die Meisten heutzutage, heimlich angehaucht sind, mit diesem kleinen Planeten, außerhalb dessen es für sie Nichts giebt, Alles zu Ende, wenn er ausgelebt hat — trotz aller Dogmen von ewigen Himmelsfreuden und Höllenstrafen, die sie ewig im Munde führen.

Aber der Naturforscher, welcher die Natur im Kleinen wie im Großen, im Werden und Vergehen und im ewigen Neubilden und Neuprobiren beobachten gelernt hat, er weiß, daß der Natur tausend Jahre wie ein Tag sind, und daß sie weiter probt und weiterwühlt und, ob zehntausend Versuche mißlingen, weiterschafft, bis sie mit dem hunderttausendsten dort eine neue Meeresküste geschaffen, hier eine neue Muskellagerung gebildet, bis sie über Millionen von Leichen verfehlter Existenzen hinweg neue Arten und neue Bahnen geschaffen, neue vollkommenere Planeten geformt und alte abgestorbene wie Zunder zum Zentralfeuer hat stürzen lassen.

Der bloß metaphysisch Gebildete sucht, wo sein Wissen zu Ende geht, seinen Trost im Dogmenglauben an ein Abkommen der Gottheit mit der Bewohnerschaft dieses unseres Planeten. Darüber hinaus will und darf sich seine Philosophie nicht erstrecken. Er denkt eben gäozentrisch noch. Die Erde ist so, wie sie ist, vernünftig für ihn, weil sie so ist — frei nach Hegel.

Der naturwissenschaftlich Denkende und Fühlende hat durch Alles, was er um sich sieht, die Unendlichkeit der Entwickelung im Kleinen wie im Großen als seine Welt kennen gelernt. Für ihn ist diese Erde nur eine kleine Etappe in dem großen Entwickelungsgange des Gedankens der Natur. Sich in diesen Gedanken der Weltseele hinein zu versetzen, von dem er als einen Theil sich selbst fühlt, dies Aufgehen im Willen des Höchsten, im Willen Gottes, im Kleinen wie im Großen, das ist sein Gottesdienst. Er ist aus innerster Gottesüberzeugung Theist, der Andere ist dem Dogma zu Liebe nach Außen Verfechter seiner Konfession, im Innern aber

ohne Halt, wenn man ihm an seiner gäozentrischen Weltanschauung rüttelt; daher der überhandnehmende Atheismus und der platte Materialismus in den Reihen der einseitig metaphysisch Gebildeten. So haben die Rollen gewechselt!

Wie viel tröstlicher und einem geläuterten Menschen- und Christenthum mehr entsprechend diese natürliche Weltanschauung ist im Gegensatze zu der überlebten, sogenannten metaphysischen, übernatürlichen oder widernatürlichen, das zeigt der Begriff der „Probe-Welt", womit ich den Leser, dem er noch fremd sein sollte, bekannt machen möchte.

Er geleite mich zu dem Zweck zu dem Ufer des Meeres.

Wir schreiten auf dem gehärteten, von Kieseln, Algen, Quallen, Krustaceen bespülten Sande, dicht am Rande der Brandung entlang, wo sich Welle auf Welle bricht und mit jedem dieser Athemzüge des Ozeans eine Welt von Mollusken zerschmettert ans Land schleudert und neue Welten von Eintags-Existenzen der kleinsten Lebewesen entstehen und vergehen läßt. Sie alle kämpfen den Kampf ums Dasein, die primitivsten Weichthiere, die Mollusken, die dort am Strande verwesen, liegen bei den schon mit einer leichten Kruste umgebenen Seesternen, die dadurch dem Sturme der Brandung besser Trotz bieten und zwischen ihnen, die noch wehrlos den größeren Feinden preisgegeben sind, kriechen die kleinen Schal- und Panzerthiere umher, die schon Glieder und Fangarme zur Nahrungsaufnahme und zur Abwehr haben, mit denen sie ihre Existenz länger fristen, als jene Vorgänger in der Reihe der ersten Planetenbewohner, die noch an die frühesten Vorzeiten gemahnen, wo im Urschleim auf tiefstem, feuchtwarmem Meeresschlamm das erste organische Leben auf diesem Gestirn sich entwickelte. Stücke von Bimsstein liegen zwischen Bernsteinklümpchen und Algen zerstreut. Sie alle erzählen lange Geschichten von der Entwickelung der Erdkruste, von den begrabenen Koniferenwäldern tief unter dem Grunde des Meeres, aus deren Harz der Bernstein stammt, von den ersten Keimen organischen Lebens, die vielleicht von einem anderen Stern von Zeit zu Zeit durch Meteorolithen auf diese Erde herabgeschleudert wurden. Denn Meteorsteine sind die Träger dieser Brocken einer anderswo vernichteten Lebewelt, aus deren Keimen sich hier wieder die ersten organischen Gebilde auf unserem Planeten entfalteten.

Der abgespülte Uferrand, die Düne, der Berg, erzählen von Jahrtausenden, wo hier an Stelle des bewaldeten Landes erst Gletscher, dann Fluth Alles umher bedeckte, denn nur so können die erratischen Granitblöcke hierher geschwemmt und abgelagert sein, die dort zwischen den Fichten moosüberwachsen um Hünengräber Jahrhunderte und Jahrtausende ruhen; und wo sich jetzt in ewigem Versuchen, den Sand der Dünen abzubröckeln und zu unterwühlen die dröhnenden Sturzwellen wüthend überschlagen, da war einst wildwuchernder Harzwald, dessen Bäume den Bernstein, das Harz ausschwitzten, der hier zu unseren Füßen zwischen den durch Aeonen vom Wasser abgeschliffenen Kieseln die Vorgeschichte unseres winzigen Sternleins uns erzählt.

Da oben funkeln größere und ältere Sterne als der unsere, deren Lebensgeschichte da aufhört, wo die des unseren beginnt, andere, deren Alter das unserer Erde um das Millionenfache übertrifft und die trotzdem noch nicht aufgehört haben, organisches Leben bei sich zu bergen. — Sie spiegeln

ſich und glitzern im Waſſer und lächeln im Waſſer über unſere Parvenü-Exiſtenz, die ſich ſpreizt, einen beſonderen Kontrakt mit der Gottheit abgeſchloſſen zu haben, die im Weltall waltet.

Da kommen Fiſcher vom Netzelegen zurück. Sie bringen einen verſpäteten kleinen Fang heim, den ſie unter jenem weit in die See hinausragenden großen Felsblock hervorgezogen haben. Es iſt eine Art roh zuſammengeklopfter Korb oder Kaſten, in dem ſich noch ein paar Hummern gefangen haben neben mancherlei anderem Gethier kleinerer Sorten.

Die Fiſcher ziehen mit ihrem Fang nach einer vor dem Wind geſchützten Ecke unter einen der großen Granitblöcke, die über den ſandigen und ſteinigen Strand hie und da zerſtreut ſind und machen dort ein Feuer, um ſich ihre Seekrebſe zu ſieden.

Wen lockte es nicht, ſchon der Neugier halber, an ſolch ſeltſamer Abendmahlzeit theilzunehmen, die die Fiſcher bereit ſind, uns in der nächſten Taverne noch dazu fein ſäuberlich zu ſerviren, denn nicht allein unſer Magen, auch unſere Neu- und Wißbegier wird geſättigt, wie wir, nachdem wir die Hummerſcheeren gegeſſen und unſere Magen befriedigt, jene platte, perlmutterglänzende Schuppe näher betrachten, welche wie eine Scheidewand zwiſchen die Streck- und Beugemuskeln der Hummerſcheeren eingeſchaltet iſt. Erinnert dieſer erſter Anſatz zur Knochenbildung nicht an den durch gegenſeitige Muskelreibung und Reizung entſtandenen Enervier- und Reitknochen, der ſich auch wohl mitunter beim Menſchen bildet?

Durch Reiz und Reibung wird Entzündung und narbiges, ſehniges Gewebe gebildet zwiſchen den an einander vorbeiſtreichenden Muskeln der Abwehr und des Empfanges, zwiſchen den Fleiſchbündeln, die im Kampfe ums Daſein zur Nahrungsaufnahme und Vertheidigung nach vielen mißglückten Verſuchen der Natur bei dieſer Thiergattung entſtanden ſind. Denn jedes Muskelbündel iſt ja wieder für ſich ein Konglomerat von Zellen, von ſelbſtſtändigen Organismen, eine Welt im Kleinen.

Betrachten wir dieſen erſten Verſuch der Knochenbildung, den die Natur auf unſerm Planeten vornahm, näher bei Licht, ſo erzählt uns dieſe unſcheinbare weiße, halbdurchſcheinende Schuppe ein ganzes wichtiges Kapitel aus der Geſchichte der Entwickelung des Thierreichs: Wir ſehen an dieſer blattförmigen Schuppe von unten nach oben eine Leiſte verlaufen, welche, je weiter nach unten zu, immer deutlicher eine beginnende Rinnenbildung für den Schutz der darin entlanglaufenden Schlagadern entdecken läßt.

Bisher, ehe die Natur in ihrem ewigen verſuchsweiſen Aufbauen und Zerſtören bis zu dieſem ſeltſamen Gebilde — dem erſten Knochen — vorgeſchritten war, diente die äußere feſte Umhüllung, der Panzer, zum Schutze der weichen, verletzbaren Theile. Von den Panzerthieren, den Kruſtaceen, an aufwärts dient die röhren- und muldenförmige Geſtalt der Knochen im Innern des Körpers den Blutgefäßen dazu, ſich unter ihrem Schutze, in ihre feinen Rinnen und Mulden gebettet, entlangzuſchlängeln zu den inneren Theilen. Iſt es nicht, als wäre die Natur mit dieſer erſten Knochenbildung, welche den Gefäßen Schutz gewährt, auf einen neuen Gedanken gekommen: Sie findet von nun ab den Panzer, den äußern Kruſtenſchutz, überflüſſig und baut, indem ſie nach und nach die Muskeln von dem einengenden Panzer befreit, bei den demnächſt folgenden höheren und feiner ausgebildeten Thierſorten das innere Knochengerüſt, das Knochenſkelett auf, welches die zu

schützenden Theile ebenso in seinen Rinnen und Mulden schützt wie vorher der Panzer und dabei der freieren Körper- und Muskelentwickelung bessern Spielraum läßt. Diese Schuppe mit ihrer Blattleiste brachte die ewig probirende Natur auf den Gedanken, das System der äußeren Umpanzerung mit dem System des inneren Knochengerüstes zu vertauschen. Nur Spuren des Panzers und seiner Höhlen bleiben bei den höheren Thieren noch zurück, in Form des Beckens, worin die Baucheingeweide liegen, des Brustkastens, worin die Brusteingeweide liegen und des Schädels, worin das Hirn, wie in einer Kapsel eingeschlossen liegt. Die Muskulatur entfaltet sich freier und schöner, und die Möglichkeit der freien Bewegung, der Abwehr und Nahrungsaufnahme nimmt zu; der Kampf ums Dasein in seiner ewigen Entwickelung lehrte die höheren Wesen, die nach den Mollusken und Krustaceen auf diesem Planeten entstanden, sich aufschwingen vom kriechenden Gewürm zum schwimmenden, laufenden, fliegenden, kletternden, endlich zum aufrecht schreitenden Wesen, welches den Blick zu den andern Welten, den Sternen, erhebt und sich nach und nach gewöhnt, denkend und mitfühlend mit der ewigen Mutter Natur ihre Gesetze zu belauschen.

Wer einmal in seinem Leben angefangen hat, „der Natur den höchsten Gedanken nachzudenken, zu dem sie schaffend sich aufschwang", der beginnt im Gefühl seiner Kleinheit sich als einen winzigen Theil des Weltwillens, der Weltseele, der Mutter Natur anzusehen und sich, mit ihr denkend und ihr sich anheimgebend, in ihren Armen geborgen zu fühlen.

Es ist eine Stimmung wie ein feierliches Gebet, wie ein Gedicht an die Weltseele, wie das Largo von Haendel, welches über der Landschaft lagert, wie wir aus der Taverne heraustreten an den im Sternengeflimmer blinkenden Strand, dessen Wellen leise plätschernd an dem Ufer spielen. Der Mond ist hinter dem Felsen aufgegangen, von dem noch der Rauch aus dem verglimmenden Kohlenfeuer der Fischer aufsteigt.

Jede Trivialität wie jeder Hochmuth weicht vor dem ruhigen Ernste dieser Geisterstimmen, die zwischen dem Sternengeflimmer, dem lächelnden Monde und dem Wogenglanze auf- und niederrauschen. Denn sie halten uns die erhabenste Predigt, die je an die Menschheit ergangen ist:

Lernt aufgehen im All, Euch dem Ganzen unterordnend, die Gedanken der ewigen Mutter Natur verstehen. Dies ist der höchste Gottesdienst. Dann werdet Ihr unter einander Euch, wie es Menschen zukommt, behandeln lernen, wie die Welterlöser es wollten, die Ihr nie verstandet, als Kinder einer Mutter, eines Vaters. Dann hat auch der Gedanke des Vergehens, des Todes, seine Schauer für Euch verloren, denn selbst am Untergange Eures Planeten ist Nichts verloren, wenn es der Mutter Natur gefällt, Eure Probewelt als deren Götter Ihr Euch wähntet, zu zertrümmern und neuere, bessere Welten im ewigen Entwickelungsgange zu schaffen, zu denen Ihr nur das Versuchsmaterial im Sinne der Ewigen abgeben dürftet.

Die glänzende Scheibe des Mondes redet mit ihren ausgebrannten Kratern von einer ausgestorbenen Probewelt zu uns, von vereitelten Titanenbestrebungen einer beendeteten Versuchswelt. Wie ein Todtenkopfsgrinsen erscheint uns das Lächeln auf dem Antlitz des stillen Begleiters, dieses Erd-Trabanten; so daß uns fröstelt.

„Graut Euch vor dem Ende Eurer Probewelt?" fragt höhnisch der Mond. „Euch würde nicht grauen," fährt er fort, „wenn Ihr, deren Hirn

wie eine Knospe in seiner Schale eingeschlossen ist, wenn Ihr mit Eurem Knospenhirn eine Ahnung von der Blüthenherrlichkeit haben könntet, zu der dieser edelste Theil Eures Selbst sich einst entwickelt auf anderen Welten."

„Wie, wo?" wollte ich fragen.

Da zog er hinter eine Wolke, als wollte er sagen: „ein ander Mal."

II.

Das Hirn — eine Knospe.

„Was hast Du wieder, was stehst Du da und sinnst! Bekümmere Dich lieber um die Jungen, daß sie fliegen lernen, wie ich es thue!" sagte die Storchmutter zum alten Storch, der nachdenklich auf einem Beine stehend in sich hineinbrütete, während die Störchin die Jungen zu den ersten Versuchen, ihre Schwingen zu rühren, durch ihr Beispiel ermuthigte.

Der Storch erwiderte: „Ich denke über die Rückenmarksseele des Frosches nach, den ich eben als Atzung ins Nest bringen wollte, und der mir ausriß, als ich ihm schon den Kopf mit meinem Schnabel abgequetscht hatte. Wie ich ihn wieder fassen wollte, machte er Abwehrbewegungen und entfloh mir, ehe ich mich dessen versah!"

Es war gerade in den siebziger Jahren, als der Streit um die „Rückenmarksseele" der niederen Thiere unter den Gelehrten entbrannt war. Der Streit drehte sich um die wohlbekannten Pflügerschen und Goltzschen Versuche am decapitirten Frosch, welcher Flucht- und Abwehrbewegungen macht auch nach abgetrenntem Hirn. Davon hatte gerade die Sitzungsverhandlung unsrer Sektion auf einer der Naturforscherwanderversammlungen gehandelt, die immer im Herbst, wenn die Störche ziehen, abgehalten werden, bald in der einen, bald in der andern der deutschen Universitätsstädte, denen die reichen Welt- und Handelsstädte oft den Rang abzulaufen sich bemühen, wenn es sich darum handelt, diese Wanderversammlungen der deutschen Aerzte und Naturforscher zu sich für das nächste Jahr einzuladen.

Ich kam gerade von unserm Auditorium im Universitätsgebäude die Treppe herunter und warf in gewohnter Weise einen Blick durch das Flurfenster auf das bekannte Storchnest, das wie ein Heiligthum von den Hütern des kleinen altromantischen Nestes inmitten des Gewirres der alten Giebeldächer geschützt wurde.

Da kam der Briefträger, der mich schon gesucht hatte, mir entgegen und übergab mir ein Briefchen mit wohlbekanntem Monogramm unter der kleinen goldenen Krone. Es war von der seit Kurzem wohlbestellten Privatdozentin der Biologie an der bekannten Schweizer Universität, der Tochter meines vor einigen Jahren verstorbenen hohen Gönners, eines hochgestellten sehr einflußreichen Staatsbeamten, der seinen ihm aufgenöthigten Abschied nicht hatte verwinden können. Er war bald darauf gestorben und hatte zum Staunen Aller, die die Familie für sehr begütert gehalten, die Seinen in ziemlich bedrängter Lage zurückgelassen, so daß die Tochter sich rasch entschloß, sich selbstständig zu machen, und wie das in neuerer Zeit in Mode kam, sich dem ärztlichen Beruf zuzuwenden. — Mit schwerem Herzem löste

sie damals die schon geschlossene Verlobung mit meinem jungen Freunde Ernst, einem Privatgelehrten auf, der anfangs ganz untröstlich war, weil er sie aus tiefster Seele liebte und ohne sie nicht leben zu können wähnte, aber dennoch sich mit seinem Geschicke als einem „Muß" in männlicher Weise auszusöhnen bestrebt war.

Fräulein Anna von P., die ich vor mehreren Jahren noch als allgemein bewunderte angehende Ballschönheit auf einem der Kongreß-Bälle der Naturforscher und Aerzte gesehen hatte, war, nachdem die Trauerzeit vorüber war, zu dieser Herbstversammlung erschienen, um an den Sitzungen theilzunehmen und auch den heut Abend stattfindenden Ball zu feiern. Sie schrieb mir: „Verehrter Freund! Gestern Abend traf ich mit meinem Onkel hier ein. Da ich Ihren Namen auf der Theilnehmer-Liste fand, entschloß ich mich, heut Abend den Ball mitzumachen, um Sie zu sehen und über Verschiedenes zu sprechen."

Was sie mich fragen wollte, konnte ich mir wohl denken. Aber was wußte ich ihr denn über unsern gemeinschaftlichen Freund Ernst mitzutheilen? Ich war ebenso wie sie ohne Nachricht über ihn geblieben, seit er nach Auflösung der Verlobung über das Weltmeer gegangen war, um dort, einem kürzlich auftauchenden Gerücht zu Folge, eine Stellung an der berühmten Hopkins-Universität anzunehmen.

Es war eine herzbrechende Geschichte! Mein junger Freund hatte schwer mit sich gerungen, als die Braut ihm wegen ihrer veränderten Verhältnisse den Verlobungsring zurückschickte. Daß sie, die er auf Händen hatte tragen wollen, nun plötzlich den medizinischen Beruf als Brotstudium ergriff, wie ihm zu Ohren gekommen, machte ihn noch unglücklicher, ihn, der eine so hohe, ideale Auffassung von seinem Beruf hegte, daß er das Aufgehen in der Natur, das Naturstudium den einzig wahren, edlen Gottesdienst zu nennen pflegte und jeden Arzt bedauerte, der gezwungen war, aus den Naturwissenschaften für sich Brod herauszuschlagen, wie er sich ausdrückte.

Als Idealist im höchsten Sinne hatte er auch die Ehe idealistisch aufgefaßt.

„Für eine Körper-Ehe genügen unsere gebräuchlichen, wie auch die muhamedanischen und mormonischen Verhältnisse; aber für eine Geistesehe, wie ich sie im Sinne hatte, ist unsere Zeit noch nicht reif," hatte er in seiner abrupten Weise — unserm Gedankengange vorauseilend, geäußert, als ich ihn einst freundschaftlich zur Rede stellte, warum er in die Auflösung der Verlobung gewilligt habe, wenn er so an seiner Braut hänge."

„Wenn sie gar erst anfangen zu studiren," meinte er, und noch dazu „Medizin" unser eignes Fach, so verrennen sie sich so in die ärztliche Handwerkerei, daß von einem gemeinsamen geistigen und gemüthlichen Zusammenleben und -schaffen gar keine Rede mehr sein kann. Frauen als Aerztinnen das weiß ich, fassen den Beruf doch nur als Spezialität, als Handwerk auf. Ich fühle es: dies trennt uns ganz. Ich weiß, ich mache ein so hochbegabtes und in seinem Gemüth so hochinteressantes und trefflich veranlagtes Wesen doch nur unglücklich. Mann und Frau verstehen sich doch heute meist nur rein äußerlich und wenn sie erst gar zu dem medizinischen Handwerk schwört, das ich satt habe, dann verstehen wir uns überhaupt nicht mehr, es tritt Entfremdung ein. Darum gerade, weil meine Liebe und Anbetung für dieses holde Menschenkind eine so ernstgemeinte ist, möchte ich nicht derjenige sein,

der ſie über die Unvollkommenheiten dieſes unſres vorſintfluthlichen Inſtituts der Ehe aufklärt."

Solch ein unverbeſſerlicher Schwärmer und Idealiſt war Ernſt, daß er bis zum Fanatismus gegen ſich ſelbſt wie gegen Andere gehen konnte in der Durchführung ſolcher Grundſätze.

Ihn zum Peſſimiſten zu machen, dazu trugen auch nicht wenig die Erfahrungen bei, die er mit ſeinen himmelſtürmenden Studien und hochfliegenden Plänen in Deutſchland gemacht hatte.

Gerade an dieſem Flurfenſter mit dem Blick auf dies Storchneſt hatten wir vor Jahren, als er dem Vaterlande den Rücken drehte und von mir ſich verabſchiedete, jenes merkwürdige Geſpräch gehabt.

Schade, daß ihn das Vaterland verlor, er hatte hier einen ſo guten Anfang gemacht mit ſeinen Forſchungen über die Entwickelung der Ganglienzellen im Fötalgehirn.

Er hatte ausfindig gemacht, daß man zwiſchen den Neugebornen zwei Reihen von Weſen zu unterſcheiden hat unter den verſchiedenen höheren Thierſorten und daß der Menſch zu der Reihe der weniger entwickelt zur Welt kommenden gehört, was das Entwickelungsſtadium der Ganglienzellen anbelangt, dieſer letzten Etappe beim Suchen nach dem Subſtrat der Seelenthätigkeit. Die eine Reihe Thiere, wie Pferd, Kalb, Schwein, Schaf, Meerſchweinchen u. a. kommt ſehend zur Welt und kann ſofort ſtehen, gehen, das Euter ſelbſt aufſuchen, die andere Reihe, wie Hund, Katze, Ratte, Maus und auch der Menſch, kommt unbehülflicher zur Welt, und ihre Ganglienzellen ſind dementſprechend weniger ausgebildet im Gehirn als die der andern.

Kaum hatte er dieſe unvermuthete Entdeckung gemacht, die von großer Tragweite war, ſo beabſichtigte er, nicht nur Säugethiere und Vögel und deren Embryonen daraufhin zu unterſuchen, ſondern auch Reptilien und niedere Thiere, denn da er die erſten und die meiſten fertig entwickelten Ganglienzellen immer im Mark fand und die Entwickelung nach oben zu im Hirn erſt ſpäter nachfolgte, war er geneigt, die Sache mit der „Rückenmarksſeele" in Verbindung zu bringen. Aber die Beſchaffung von Thiermaterial hatte ihre Schwierigkeiten. Man war ihm zu langſam. Der einmal gefaßte Gedanke ließ ihm keine Ruhe, und das war wohl mit ein Motiv, welches ihn raſtlos weiter trieb, ſo daß er im Auslande ſeinem Ziele näher zu kommen ſuchte.

Aber ob es ihm dort glücken würde, war eine andere Frage.

Einmal hieß es ſogar, er wäre todt. Die Todtgeſagten ſollen ja ein langes Leben haben. Ich fürchtete nur, es würde etwas von dieſem Gerücht dem jungen Mädchen zu Ohren gekommen ſein. Ueber ihn wollte ſie jedenfalls von mir hören — und dabei war ſie, deren Anhänglichkeit an ihn ſo rührend war, mir durchaus nicht ganz gleichgültig.

Als Freund ihres verſtorbenen Vaters hatte ich oft in ihrem Hauſe verkehrt, ſie noch auf den Knien geſchaukelt, als ſie ein kleines verzogenes Schulmädchen war und dann hatte ich dieſe Liebe in den Herzen der Beiden aufkeimen geſehen und meinen jugendlichen Freund, den Idealiſten, um ein Glück beneidet, das ihm ſo ſchnell in Trümmer gehen ſollte.

Nicht ohne ein gewiſſes Herzklopfen ging ich an jenem Abend zu dem

Balle, wo ich das junge Mädchen, das so schnell sich seinen Doktorgrad erworben hatte, treffen sollte.

Wenn ihre Zuneigung zu mir sich auch auf das Vertrauen beschränkte, welches man einem väterlichen Freunde zollt, so ertappte ich mich doch so manchesmal, wenn ich an sie dachte, auf dem Gedanken: Wie, wenn der so kurz abgebrochene Brautstand durch einen Zufall wirklich und thatsächlich beendet sein sollte, könnte sie nicht doch wohl in mir Ersatz für den Verlorenen finden? Es waren thörichte Gedanken, die ich, so oft sie an diesem Tage auch sich melden wollten, nie aufkommen ließ. Aber das machte doch mein Herz schneller schlagen, als ich sie nach dem Souper zuerst im Ballsaal erblickte.

Ich mußte meine ganze mir zu Gebote stehende „ernste Wissenschaftlichkeit" zu Hülfe nehmen, nachdem ich ihr die ersten Fragen, so gut oder so schlecht ich konnte, beantwortet hatte, um nicht, mich verlierend in die Tiefe dieser schönen, schwermüthigen Augen, abzuschweifen von dem wissenschaftlichen Thema, welches ich, nach ihren neuesten Arbeiten mich erkundigend, soeben angeschlagen hatte.

Sie erzählte mir, nachdem sie sich darüber beruhigt, daß ihr früherer Bräutigam doch noch lebe, über ihre Krustaceen-Forschungen, wie ihr gelungen sei, am Seekrebse das erste Auftreten der Knochenbildung nachzuweisen, und wie von da ab in den weiter entwickelten Thierreihen die Panzerbildung und Höhlenbildung allmählich schwinde, wo die zu schützenden feineren Theile, die Gefäße namentlich, durch die muskelförmige und rinnenförmige Form der Röhrenknochen geschützt verlaufen und unser Brustkasten und unsere Schädelhöhle den letzten Ueberrest der Panzerbildung verriethen.

Was sie aber in diesem ihrem Gedankengange leitete, das war, wie die junge Forscherin mir mittheilte, das Studium des Gedankenganges und der Forschung ihres einstigen Bräutigams.

Die aus der Rückenmarksseele wie aus dem Stamm entsprossende Ganglienzellenbildung im Fötalgehirn sei für sie der Leitstern in ihrem Forschen gewesen. Für sie sei nach Ernsts Entdeckung vom aufsteigenden Gange der Ganglienzellenentwickelung kein Zweifel mehr (nach dem, was sie an den Krustaceen beobachtet), daß der letzte Rest von Höhlenabkapselung, wie sie früher den ganzen Körper der Seekrebse umschloß, bei uns am Schädel sichtbar sei.

Das Hirn, die aus dem Rückenmark hervorsprießende Knospe großer zukünftiger Entwickelung, sei mit seinen Wülsten nur zusammengedrängt im Schädel und darum in seiner freien Weiterentwickelung durch jenen Rest von Panzerbildung behindert. Einst aber werde auch diese letzte starre Kruste sich öffnen, wie sich Becken und zum Theil auch schon Brustkasten geöffnet hätten, und in weiterer Entwickelung, wie sie vielleicht schon auf einem der uns sichtbaren Sterne verwirklicht sei, würde das Organ, welches unser Theuerstes und Höchstes, der Inbegriff unseres Seelenlebens sei, hervorblühen zu einer uns unfaßlichen Schönheit, hinter der unsere knospenartige, zusammengedrängte Hirnausbildung von heute weit zurückstände.

Wie sie so begeistert sprach — wir standen in einer Fensternische — war es mir, als hätte ich plötzlich im Gedränge der Vorbeiwogenden das Gesicht meines fernen Freundes Ernst erblickt. Es war wohl nur eine plötz-

liche Sinnestäuschung. hervorgerufen durch mein böses Gewissen, denn jene Gedanken, die ich zurückdämmen wollte, kamen immer wieder, wie das junge Mädchen so anmuthig Wissenschaft mit dichterischer Phantasie zu verbinden wußte zu einem großartigen Zukunftsbilde, in welchem sie alle ihre Träume über Weiterentwickelung aller Kultur ausmalte.

Sie sprach leidenschaftlich erregt, als sie ihre Gedanken auf die angefangenen Forschungen Ernsts begründete. Sie hatte sich von dem Stuhle in der Fensternische erhoben und stand mit dem Rücken gegen Fenster und Stuhl gekehrt, mit mir unter einer jener Palmen-Mumien, welche die Nischen zierten — da näherte sich dem von ihr verlassenen Stuhle geräuschlos Der, von dem sie immer sprach und setzte sich, unbemerkt von ihr, hinter sie auf den von ihr verlassenen Stuhl, indem er mir bittend ein Zeichen gab, ihn nicht zu verrathen, und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte er ihren Worten, wie sie all sein Denken und Forschen von ihm herleitete und auf ihn bezog, und mit innigster Begeisterung schloß: „Und wenn es mir nun einmal nicht vergönnt sein soll, mich nach meiner Neigung mit dem Einzigen zu verbinden, dem meine Seele gehört und der nun nicht mehr nach mir fragt, so ist mein einziger Trost der, mich über meinen Studien in die Nirwana hineinzuträumen."

„Warum nicht der Gegenwart leben, wenn man die Welt so vor sich hat, wie Sie?" fragte ich, über ihre Schulter in das zuckende Gesicht meines jungen Freundes blickend, der, jeder ihrer Silben lauschend, noch immer seinen Zeigefinger auf die Lippen hielte und mich mit bittendem Blick anflehte, ihn doch noch nicht zu verrathen.

„Warum?" entgegnete sie mit Hoheit, „für mich, die ich das Schlimmste erduldet — die Zurückweisung — denn mein Brief an ihn war doch nur eine Probe, die zu meinen Ungunsten ausfiel — für mich, die ich das Joch des Lebens nur noch widerwillig dulde, hat die Auflösung meines Ichs und selbst der Gedanke der Auflösung dieser Welt in das Nichts durchaus nichts Schreckliches! Denn ich weiß, wir Alle sind nur Uebergangsprodukte zu einer herrlicheren Blüthe, als die Meisten ahnen. Eine Verewigung dieses Larvenzustandes, über den wir in einer anderen Welt höchstens lächeln könnten, eine Verewigung dieses unvollendeten, nur knospenhaften Daseins ist mir sogar ein viel unvollkommenerer Gedanke, als das völlige Erlöschen dieses von uns nur geträumten Ichs und ein Aufgehen und Eingehen in das All, zu der Mutter Natur, die Besseres mit uns in dieser Probewelt vorhat, die sie zertrümmert, wenn sie sie nicht mehr braucht, die aber nach all diesen Versuchen und Proben ihren ewigen Gedanken immer weiter denkt, und wir mit ihr, wenn wir in ihr aufgehen."

„Welches Bessere sollte uns nach unserem Tode erwachsen?" fragte ich.

„Nur denen erwächst es, welche auf die Selbsttäuschung ihres Ich-Begriffs verzichten und in dem All, in dem Gedanken der Natur aufzugehen in dieser Probewelt gelernt haben. Diese leben nicht ihr Ich-Dasein sondern ihr ewiges Dasein im All weiter wie die Zellen unseres Körpers, eins sich fühlend mit unserem Organismus. Dies Dasein ist nur ein Scheinen. Aufgehen in der Natur und mit ihr ihre Gedanken weiterträumen als ein Theil ihrer selbst, das ist das eigentliche Werden und Sein.

„So laßt mich scheinen, bis ich werde", singt Mignon und auch sie schaute mit ihrem inneren Auge eine Welt höherer Vervollkommnung, wie

ich sie vor mir sehe: schwebende und singende Blumen, die sich verstehen und einander das sind, was wir hier in den wenigen uns gegönnten Momenten wirklicher hoher Liebe nur ahnen können."

Da überwand Ernst sich nicht länger, sondern trat aus seinem Versteck hervor, aus dem er ihr Geständniß einer hohen, ewigen, unsterblichen Liebe und einer edlen Geistesverwandtschaft soeben vernommen und trat leise an die Erschrockene heran mit den Worten:

„Darf ich Ihnen danken, wenn Sie mir auch nie verzeihen können? Danken für das Auflebenmachen und Weiterführen eines Gedankens, der mein Leben und Forschen beseelte, des Gedankens von der Entwickelung der Thierseele zur Menschenseele, ja, von der einfachen Blumenseele zu der Sternenherrlichkeit, die Sie eben geschildert? Es ist — wenn mir auch das höchste Glück, Sie die Meine zu nennen, zur Strafe für meinen Kleinmuth nie beschieden sein sollte — mir doch das Glück wenigstens zu Theil geworden, eine Geistes Ehe, wie ich sie geträumt, als Möglichkeit von Ihnen geschildert zu hören. Unsere beiderseitigen Gedankenreihen haben sich zu einer einzigen verbunden. Im Geiste sind wir Eins."

„Und dafür habe ich Ihnen zu danken," erwiederte sie schnell gefaßt, ihn froh und vertrauensvoll anblickend, wie einen Wiedergefundenen, den man nicht mehr von sich läßt. „Denn — Du hast mir die Gedanken selbst in die Seele gegeben. Es war Dein Gedanke, auf dem ich fußte, ein Theil Deiner selbst."

„Du hegtest und pflegtest ihn," erwiderte er, ihren Arm in den seinen legend, „und Du reiftest ihn aus zu einem herrlichen, ewigen Gedanken der Zukunft, von dem die Menschheit noch lange zehren soll: Das Hirn als Knospe und als dereinstige Blüthe."

Dies glückliche Paar zu bewundern, welches Ernsts Gedanken einer Geistes-Ehe zur Wirklichkeit zu machen berufen schien, war entzückender als alle Weisheit dieser Welt, über die nachher an jenem Ballabende nicht mehr gesprochen wurde.

An jenem Morgen, da die Neuvermählten nach kurzem vierzehntägigem Brautstande die alte Universitätsstadt verlassen hatten, um zusammen nach der neuen Welt überzusiedeln, wo sie an der großen neuen internationalen Hopkins-Universität die gemeinsamen Forschungen weiterzuführen sich freuten, an jenem Abschiedsmorgen stand ich wieder wie gebannt, und die Störche machten sich zur Reise fertig, und die Storchmutter gab jedem der flüggen Jungen einen Stoß mit dem Schnabel, daß sie über den Nestrand stolperten und fliegen mußten, sie klapperte und rief: „Wenn die alte dumme Reise nur erst vorüber wäre, und man wieder wohlig in seinem Neste säße. Denn die Summe aller Weisheit dieser Welt ist doch: Nest bauen und für Nachkommen sorgen." Und damit flogen sie in die Ferne.

Dr. E. Below.

Die Schopenhauerſche Aeſthetik.

I.

Seit drittehalb Jahrzehnten hatte er ſtolz und einſam die völlige Nichtbeachtung ſeiner Werke ertragen; da wurde Freund Publikus endlich auf ihn aufmerkſam und fortan durfte er, mit den bisher ſo unſäglich geſchmähten „Philoſophaſtern" um die Wette, das ſonderbare Vergnügen ſchlürfen, von konfuſen Köpfen gekannt und von „frechen Unſinnſchmierern" genannt zu werden. Von der erhabenen Warte der Vereinſamung eines Königs war er in die Niederungen und das ſtaubige Getümmel des Marktes gerathen, ſchon verehrten ihn „Gevatter Schneider und Handſchuhmacher" und demnächſt wollte auch das von ihm ſo tief gekränkte „kurzbeinige Geſchlecht" in Gnaden Amneſtie gewähren. Schopenhauer wurde wirklich berühmt . . . ſo berühmt, daß alle Welt ſich an ſeine Rockſchöße drängte, und daß ſogar die Romanſchriftſteller es für ihre Pflicht erachteten, ein wenig in den „Parerga" herumzuſtöbern, um hinterher ihre Puppen einige Phraſen vom „Knalleffekt" ꝛc. herunter beten zu laſſen. Das Letztere war der Gipfel und die Peripherie des Satyrſpiels. Bei ſolchem Ueberſchwang zärtlicher Mißhandlung, demgegenüber der heutige Nietzſchekport nüchtern wie die Karesſen einer Verſtandesehe erſcheint, konnte das gute Einvernehmen zwiſchen Freund Publikus und dem reizbaren Philoſophen unmöglich für längere Zeit vorhalten: und wirklich, als vor etlichen Monaten die Enthüllung der Schopenhauerbüſte in Frankfurt die öffentliche Meinung nöthigte, dem Gefeierten des Tages ein paar verbindliche Worte zu ſagen, da zeigte es ſich zur allgemeinen Ueberraſchung ſonnenklar, daß von dem einſtigen Schopenhauerſpiritus nichts weiter übrig geblieben war als — das Phlegma.

Man ſtritt darüber, wie der Philoſoph ſeine Lehre im eigenen Leben zur Darſtellung gebracht habe, und dieſer ſchon in ſeiner Frageſtellung höchſt bedeutende Disput führte zu dem höchſt werthvollen Reſultate, daß der Geiſt, der das Leben ſtets verneint, ſelber mit großer Zähigkeit am Leben gehangen habe, ja, daß er, deſſen ganzes Dichten und Trachten Maulwurfsarbeit unter dem geblümten Raſen des Genuſſes geweſen, die eigenen Begierden keineswegs haben faſten laſſen, ſondern ſie im Gegentheil mit dem Raffinement eines Feinſchmeckers durch den Garten des Behagens ſpaziren führte. „Auf einem höchſt bequemen Fauteuil, mit einem Opernglaſe bewaffnet, folgte er tief erſchüttert und ſeelenvergnügt der Tragödie des Weltlebens." War der Peſſimismus unſeres Denkers zur Poſe degradirt, dachte man, ſo mußte auch ſein ganzes Syſtem höherer Humbug ſein. Indeſſen wird es doch immer fraglich erſcheinen dürfen, ob der Aſt eines Baumes der Baum ſelber ſei, und im Uebrigen hat bereits vor Jahresfriſt Rudolf Lehmann den Nachweis geführt, daß Schopenhauer durchaus nicht

der kalte, philoſophiſche Konſtrukteur war, den ſeine Gegner gerne in ihm erblicken möchten. Zu einem heißblütigen Temperament geſellte ſich ihm ſchwere erbliche Belaſtung vom Vater her, und aus dieſer Veranlagung erwuchſen ihm, nach Lehmann, Inſtinkte von düſterer Wildheit, egoiſtiſche Triebe, die, wenn jemals Leidenſchaft Leiden gebracht, Leiden dieſer dämoniſchen Natur in reicher Fülle beſcheerten. Schopenhauer weiß ſich in ſeiner Bedrängniß nur eine Rettung: er flüchtet vor dem Verſucher, dem Willen, in die lichten Höhenregionen kontemplativer Thätigkeit. So wird ihm der Intellekt zum Erlöſer, den er anbetet; auf den Willen aber, den Satan, der ihn verfolgt, wirft er im Grimme Stein auf Stein, wälzt er die Laſt dieſer ganzen Welt, denn das innerſte Weſen dieſer Welt iſt ihm Wille, eben jener Wille, der ihn martert. Dies ſein Peſſimismus.

Wenn demnach der Schopenhauerſche Weltſchmerz nicht die Flauſe eines mediſanten Epikuräers, ſondern das tragiſche Ergebniß einer problematiſchen Natur iſt, ſo hat man trotzdem ſehr wohl im Auge zu behalten, daß die Philoſophie unſeres Denkers einen ausgeſprochen äſthetiſchen Charakter zur Schau trägt, ein Umſtand, der es allerdings nur zu begreiflich erſcheinen läßt, daß Schopenhauer in den Ruf eines Herrenmenſchen gelangte, der tieferſchüttert und ſeelenvergnügt der Tragödie des Weltlebens zuſchaute.

Ehe er uns in die graue Wüſtenei ſeiner Weltverachtung führt, zeigt er uns vorher die Herrlichkeiten dieſer Welt von der höchſten Warte, die je eines Menſchen Fuß erklommen. Ueber uns der tiefe Friede ewigen Himmelsblaues, um uns kriſtallene Bergesluft, zu ätheriſch, um auch nur das leichteſte Wölkchen zu tragen; und drunten, in der Tiefe, umſpült von goldenem Abendwehen, dunkele Wälder und der wogende Segen der Saat und der Silberglanz ſacht hingleitender Ströme. Die Erde, ſo voll des Jammers ſie dem Philoſophen dünkt, ein Glück beut ſie dennoch der Kreatur: „die Seligkeit des wunſchloſen Anſchauens“, die künſtleriſche Kontemplation und Konzeption.

„Es iſt der ſchmerzensloſe Zuſtand, den Epikur als das höchſte Gut und als den Zuſtand der Götter pries. Denn wir ſind für einen Augenblick des ſchnöden Willensdranges entledigt, wir feiern den Sabbath der Zuchthausarbeit des Wollens, das Rad des Ixion ſteht ſtill.“

Solche Worte mußten, wie ſie im Künſtlerherzen verzückten Widerhall weckten, ſo andererſeits den Philoſopben in den Verdacht bringen, als ob er in dem Streben nach äſthetiſchem Genuß die höchſte Aufgabe des Menſchenlebens erblicke. Und in der That, wenn man ſieht, wie hoch und herrlich er das künſtleriſche Genie über „alle die anderen armen Geſchöpfe“ hinaushebt, die da „wandeln und weiden im dunkelen Genuß des augenblicklichen beſchränkten Daſeins“, wenn man lieſt, mit welcher Begeiſterung und welch ſchwiegſamem Verſtändniß er die innigen Erregungen und die wirbelnde Seligkeit der begnadeten Stunde künſtleriſcher Empfängniß ſchildert, ſo möchte man allen Ernſtes ſelber faſt behaupten, daß die letzte Konſequenz der Schopenhauerſchen Anſchauungen die Erhebung des genialen Genuſſes zum Moralprinzip κατ' εξοχην ſein müſſe. Aber Schopenhauer kannte die Welt zu gut, um ſich zu ſolcher Schwärmerei zu verſteigen. Unfähig zu künſtleriſchem Aufſchwung, gebeugt vom Joche der Nothdurft, wandelten vor ſeinen Augen mühſamen Schrittes durch das Flachland der All-

täglichkeit; und weil ihn dieser Anblick schmerzte, deßhalb begründete er seine Ethik nicht auf den Adelsbrief des Künstlers, die Quieszenz des Willens im ästhetischen Genusse, sondern auf jene arme, seufzende Tugend, die in das dunkele Leben des Heerdenmenschen sanften Sonnenglanz streut: das Mitleid.

Das benedeite Philisterium — denn außer ihm würde gewiß Niemand Anstoß an einer ästhetischen Moral genommen haben — kann sich also über Schopenhauer vollständig beruhigen. Anders die Künstlerwelt. Für sie ist gerade das, wodurch der Philosoph sich in der Achtung der Pfahlbürger rehabilitirt, das archimedische „δος μοι που στω" geworden, von welchem aus sie die ganze Schopenhauersche Aesthetik aus den Angeln zu heben versucht hat. Man betrachte bloß die Kunst von Schopenhauer über Wagner zu Nietzsche, und man wird das bestätigt finden. An die Stelle der Mitleidsmoral ist die Herrenmoral, an die Stelle des Verschwindens der Individualität im Zustand der „willenlosen künstlerischen Intuition" die Betonung der Individualität, der Individualismus und der Ipsismus getreten.

Und doch ist der moderne Subjektivismus nur die folgerichtige Entwickelung des Schopenhauerianismus, Nietzsche ein echter Deszendent des Weltweisen von Frankfurt! Das mag verwunderlich erscheinen, namentlich in der Konfrontation Schopenhauers mit Nietzsche. Nietzsche, der starkgemuthe Bejaher des Lebens, der lachende Held, der mit blitzblankem Schwert den Amboß mitten gespalten, auf welchem der Pessimist Schopenhauer die strotzende Lebenslust mit wüthenden Vandalenhieben plattgehämmert, Nietzsche, der sogar Freund Wagner, den gelehrigen Adepten Schopenhauers das Ungestüm seines Temperamentes in übermenschlichen Keulenschlägen fühlen ließ und dabei den Philosophen gewiß nicht minder zu treffen beabsichtigte, wie den Musikanten, — Nietzsche ein Agnat Schopenhauers?

Es ist der menschlichen Psyche eigen, mit dem ungeberdigsten Hasse das zu bekämpfen, was unbekämpft aufs innigste mit ihr verwandt erscheinen müßte. Nietzsche und Schopenhauer sind so eng mit einander verwandt, daß bloß ein einziger Gedanke sie trennt, der Selektionsgedanke.

Schopenhauer starb, als eben „On the origin of species" erschienen war, und der Nietzscheanismus ist eigentlich nur eine Kombination des Schopenhauerianismus mit dem Darwinismus. Bei der Ineinsbildung wurde der Pessimismus eliminirt, da er ja mit dem hoffnungsfreudigen, die weitesten Zukunftperspektiven eröffnenden Evolutionismus sich nicht vertrug. Die Menschheit lernte wieder hoffen, der Uebermensch legte den desillusionirten, weltschmerzlichen Asketen ab. Man hatte so lange Züchtungsversuche mit Thieren und Pflanzen vorgenommen und dabei die erstaunlichsten Resultate erzielt: warum sollte man nicht auch die Menschheit einmal als ein Gestüt behandeln und über den heutigen homo sapiens zu einer künftigen höheren Spezies Mensch vorzudringen suchen? Die Natur selbst klettert ja auch von Entwickelungsstufe zu Entwickelungsstufe hinan! Mit dem Menschenmaterial ließ sich nun ja wohl das System der unmittelbaren Ausjätung untauglicher Exemplare, die „Entfernung der Strolche", wie es die Blumenzüchter nennen, nicht gut anwenden. Wollte man zum Uebermenschen gelangen, so mußte man sich an den guten Willen des Einzelnen wenden. Und da traf es sich denn ganz charmant, daß Schopenhauer kurze

Zeit vorher den Willen für den Vater aller Dinge erklärt hatte. Ein solcher Grandseigneur, der die ganze Welt aus sich hervorgebracht, mußte natürlich „sonder Kunst und Müh" auch den Uebermenschen hervorbringen können. Er brauchte eben bloß zu wollen. Und um ihm das recht nahe zu legen, hing man ihm mit respektvoller Schmeichelei in der Bezeichnung „Wille zur Macht" so zu sagen den „Adlerorden erster Klasse" um.

Auf diese Weise lebt Schopenhauer, unerkannt, bizarr vermummt, im modernen Zeitbewußtsein weiter. Nicht zum Mindesten ist auch das Kunststreben unserer Zeit von seinem Geiste inspirirt. Trotzdem haßt man ihn, haßt vor allen Dingen seine Aesthetik. Wundert man sich über diese Feindseligkeit? Der süße Pöbel, namentlich der schöngeistige, haßt nichts so sehr wie das wahrhaft Bedeutende in Litteratur und Kunst, ihm ist nichts so abgründig zuwider, wie das Eindringen in die Gedankenwelt eines Denkriesen wie Schopenhauer. Man muß schon Bergfex sein, um Neigung zum Klettern in der unwegsamen Gebirgswelt Schopenhauerschen Tiefsinns zu verspüren. Freilich ist auch die Schopenhauersche Lehre selbst ein wenig schuld daran, daß sie heute keinen Einfluß mehr besitzt: sie ist eben nicht mehr ganz zeitgemäß. Unmittelbar an der Grenzscheide zweier Geistesepochen geboren, giebt sie die feinste Quintessenz des ablaufenden Geistesalters ohne doch den *einen* Tropfen bieten zu können, mit dem die *neue* Epoche gesalbt wurde. Wäre ihr dieser *eine* Tropfen beigemischt worden, so hätte die ganze Essenz eine vollständige chemische Umwandlung erfahren: hätte Schopenhauer „On the Origin of Species" erlebt, so würde er seinem System, das alle philosophischen, naturwissenschaftlichen und ästhetischen Theorien der Gegenwart im Keime enthält, mit leichter Mühe diejenige Vollendung gegeben haben, vermöge deren er den irrlichterirenden Stimmführern der Moderne ein ragender Oberkollege geworden wäre und die zwitschernden Stimmen eines schier unendlichen Orchesters von Solisten zur Melodie zusammengefaßt hätte.

Schopenhauers ganze Aesthetik läßt sich zusammenfassen in dem Satz: „Das Objekt der Kunst ist die platonische Idee."

Das ist nun freilich eine recht dunkele These, so dunkel fast wie die viel kommentirten Verse Schillers, die dem gleichen Gedanken Ausdruck leihen:

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten,
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt droben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die *Gestalt*.

Die platonische Idee und die Schillersche „Gestalt" bedeuten ein und dasselbe. — Platons „Ideen" beruhen auf der Erwägung, daß die Dinge dieser Welt, welche unsere Sinne wahrnehmen, gar kein wahres Sein haben, sondern nur immer werden und vergehen aber nie eigentlich *sind*. Was allein wahrhaft *seiend* genannt werden kann, weil es immer und auf die gleiche Weise ist, aber nie wird, noch vergeht, das sind die ewigen Urbilder der von uns wahrgenommenen, vergänglichen Schattenbilder, es sind die ewigen Ideen, die Urformen aller Dinge. Ihnen kommt keine Vielheit zu,

denn jedes ist seinem Wesen nach nur Eines, indem es das Urbild selbst ist, dessen Nachbilder alle ihm gleichnamigen, einzelnen, vergänglichen Schattenbilder derselben Art sind.

Es entsteht die Frage, wie der Künstler, dessen Aufgabe nach Schopenhauer in der Darstellung der Idee beruht, zunächst zur Erkenntniß derselben gelangt. Das letztere ist nun keineswegs leicht, im Gegentheil, in die Sphären der Idee aufzusteigen, das ist nur besonders begnadeten Individuen verstattet. Die Idee ist der Grenzpfahl, wo die Flügelkraft des Durchschnittsmenschen erlahmt und — Genieland anfängt. Man könnte Genie geradezu das Vermögen der Ideen nennen, ähnlich wie man Vernunft das Vermögen der Begriffe, Verstand das Vermögen der Vorstellungen titulirt. Der gewöhnliche Dutzendmensch erkennt die Dinge bloß in ihrer empirischen Realität, so wie sie sich den Sinnen unmittelbar darbieten. Diese Art Erkenntniß ist aber wesentlich beeinflußt durch die Eigenthümlichkeiten der Sinneswerkzeuge und des ihre Daten rezipirenden Intellekts. So z. B. haben Raum, Zeit und Kausalität, d. h. die Formen der Wahrnehmbarkeit der Dinge, nach Kant und Schopenhauer mit den Dingen selber nichts zu thun, sondern sie eigenen ausschließlich unserem Intellekt, der die Sinneseindrücke in eben jenen Formen zu der uns geläufigen Erscheinungswelt verarbeitet.

Das, was die Dinge an und für sich und außerhalb des Intellekts sind, ist nach Schopenhauer Wille. Die Dinge sind Objektivationen des einen allgemeinen Weltprinzips Wille, Wille auf den verschiedenen Stufen der Objektität, anfangend mit den allgemeinsten Naturkräften, fortschreitend über die verschiedenen anorganischen und organischen Bildungen und endigend im Menschen, im Genie. „Was in Wolken, Bach und Kristall erscheint, ist der schwächste Nachhall jenes Willens, der vollendeter in der Pflanze, noch vollendeter im Thier, am vollendetsten im Menschen hervortritt."

Wie aber soll sich der Künstler von den nothwendigen und unveräußerlichen Formen seines Erkenntnißvermögens losmachen, um zu dem wahren Sein der Dinge zu gelangen? Wie soll er zu den Ideen aufsteigen? Es kann dies offenbar nur dadurch geschehen, daß in dem Subjekt des Erkennens, dem Künstler, eine Veränderung vor sich geht, welche der großen Differenz entspricht, die zwischen der Vorstellung als Objekt der Erkenntniß und der Idee besteht. Um es kurz zu sagen: die Fesseln der Persönlichkeit müssen abgestreift werden, wir müssen aufhören, Individuen zu sein. Das Individuum ist eine Objektivation von Wille, und der individuelle Intellekt ist das Werkzeug dieses Willens, das „Werkzeug eines viele Bedürfnisse habenden Wesens." Dem Dienste des Willens bleibt denn auch der Intellekt des Durchschnittsmenschen zeitlebens unterworfen, das Rad des Ixion steht für ihn erst im Tode still.

Anders ist das beim Genie. Hier reißt sich die Erkenntniß gewaltsam von dem Joch des Willens los, das Subjekt der Erkenntniß hört auf ein individuelles zu sein, es wird reines, willenloses Subjekt der Kontemplation.

„Wenn man, durch die Kraft des Geistes gehoben, die gewöhnliche Betrachtungsart der Dinge fahren läßt, aufhört nur ihren Relationen zu einander, deren letztes Ziel immer die Relation zum eigenen Willen ist, am Leitfaden der Gestaltungen des Satzes vom Grunde nachzugehen, also nicht mehr das Wo, das Wann, das Warum und das Wozu an den Dingen

betrachtet, sondern einzig und allein das Was; auch nicht das abstrakte Denken, die Begriffe der Vernunft, das Bewußtsein einnehmen läßt, sondern statt alles diesen die ganze Macht seines Geistes der Anschauung hingiebt, sich ganz in diese versenkt, und sie das ganze Bewußtsein ausfüllen läßt durch die ruhige Kontemplation des gerade gegenwärtigen Gegenstandes, sei es eine Landschaft, ein Baum, ein Feld, ein Gebäude oder was auch immer, indem man nach der sinnvollen deutschen Redensart sich ganz in seinen Gegenstand verliert, d. h. eben sein Individuum, seinen Willen vergißt und nur noch als klarer Spiegel des Objekts bestehen bleibt, wenn also solchergestalt das Objekt aus aller Relation zum Willen getreten ist, dann ist, was also erkannt wird, nicht mehr das einzelne Ding als solches, sondern es ist die Idee, die ewige Form, die unmittelbare Objektität des Willens auf dieser Stufe."

Der gewöhnliche Mensch, diese „Fabrikwaare der Natur", wie sie solche täglich produziert, ist einer uninteressirten Betrachtung nicht fähig und deshalb eben kein Künstler. Der Geniale hingegen, dessen Erkenntnißkraft vermöge ihres Uebergewichts sich dem Dienste des Willens zeitweise entzieht, vernachlässigt nicht selten sogar sein nächstes Interesse, um der Idee seine Huldigung darzubringen. Die Laterne, die dem Heerdenthier mit dürftigem Scheine den eigenen Weg beleuchtet, ihm wird sie zur Sonne, welche die ganze Welt offenbar macht. Genialität ist nichts anderes als die vollkommenste Objektivität, als die Fähigkeit, sich seiner Persönlichkeit zu entäußern, um als klares Weltauge übrig zu bleiben: und dieses nicht auf Augenblicke, sondern so anhaltend und mit so viel Besonnenheit, als nöthig ist, um das Aufgefaßte mit bewußter Kunst zu wiederholen.

Das ist in ihren Grundzügen die Schopenhauersche Kunstlehre. Sie empfahl sich der Künstlerwelt außer durch ihren Geniekult vorzugsweise durch die höchst plausible Psychologie Schopenhauers, die mit der alten zopfigen Seelenlehre aufräumte und dem Künstler ein Prinzip an die Hand gab, das er nur recht erfaßt zu haben brauchte, um daraus für jeden Einzelfall die erforderliche Spezialformel mit leichter Mühe selbständig entwickeln zu können. Gleichwohl ist diese Kunstlehre unter den alten Trödel gerathen.

Macht man sich für einen Augenblick von dem Eindruck der bestechenden Reize des Schopenhauerschen Kunst-Systems frei, so wird alsbald die sonderbare Weltflucht, deren Spuren man darin entdeckt, einen leisen Verdacht aufkeimen lassen. „In dem Augenblick, wo wir vom Willen losgerissen, uns dem reinen, willenlosen Erkennen hingegeben haben, sind wir gleichsam in eine andere Welt getreten, wo alles, was vorher unseren Willen bewegt und erschüttert, nicht mehr ist. Wir sind nur noch das eine Weltauge, und es ist alsdann einerlei, ob das schauende Auge einem König oder einem gepeinigten Bettler angehört. Denn weder Glück noch Jammer wird über jene Grenze mitgenommen. So nahe liegt uns beständig ein Gebiet, auf welchem wir allem unserem Elend gänzlich entronnen sind". Ja, was heißt denn das? Sollte diese ganze Aesthetik vielleicht blos der pausbackig lockende Apfel sein, womit die Schlange Pessimismus die Eva Menschheit sicherer zu bethören trachtet? Gerade jenen Pessimismus überwunden zu haben, ist aber das große, unermeßliche Verdienst der nachschopenhauerschen Naturwissenschaft und Philosophie. Die ganze kulturelle Bedeutung des Darwinismus

beruht darauf, daß er das in Kümmerniß und knirschender Verzweiselung gesenkte Haupt der Menschheit mit neuer Hoffnung emporgehoben. Das wahrhaft unsterbliche Verdienst all der zum Theil bizarren Aspirationen der Nietzscheaner und der übrigen von Größe und Macht trunkenen Propheten der Welterneuerung ist in dem edlen Siegerstolze zu suchen, womit sie gegen die alte Hydra, die unter dem Baum der Erkenntniß sich spreizt, die blanke Klinge führen. Der Descendenzgedanke wurde uns ein Transcendenzgedanke: wie eine Brücke leitet er über die trostlosen Lagunen des Weltschmerzes zu den Gestaden einer Insel hinüber, auf welcher Nietzsche gleich das Paradies, die nüchterne Forschung, wenn schon nicht ein Eden, so doch ein sicheres Dasein etabliren möchte.

Einmal zum Verdachte angeregt und darauf hingewiesen, den Ursprung desselben bis in die vordersten Prinzipien der Schopenhauerschen Theorie hinauf zu verfolgen, fragen wir uns: was soll jene unnatürliche (weil künstliche) Konstruktion, welche zwischen der gewöhnlichen und einer angeblich höheren, im übrigen aber jedenfalls auf Treu und Glauben hinzunehmenden Erkenntnißweise via Idee unterscheiden will? Entschädigt sie für ihre Gesuchtheit und den Mangel jeder objektiven Begründung durch irgend etwas? Zu was führt sie? Sie giebt uns eine Erklärung für den Zustand des Künstlers im Stadium der Konzeption, sie erklärt uns die Genesis des Kunstwerks bis zu der Stufe, wo es dem Genie als Idee vorschwebt. Hier macht sie Halt. Wie das Kunstwerk selber geworden, sagt sie uns nicht. Das fertige Kunstwerk ist aber, was man recht wohl beachten wolle, keineswegs noch identisch mit der Idee, die nach Schopenhauer sein Prototyp sein soll. Die Idee muß unter allen Umständen, sobald sie als Kunstwerk in die Erscheinung treten soll, die Formen der Erscheinung, als da sind Raum, Zeit und Kausalität, wieder annehmen. Nicht Ideen sehen wir ja auf der Leinwand des Malers, sondern Gegenstände. Der ganze, weite, beschwerliche Weg, den das Kunstwerk aus der unmittelbaren Anschauung des Künstlers via Idee gemacht hat, war also ein Umweg, denn wir gelangen am Ende wieder dort an, von wo wir ausgegegangen: bei der ganz gemeinen Anschauung in den Formen von Raum, Zeit und Kausalität, d. h. genau derselben Anschauung, an welche die dem Willen dienende Intelligenz gebunden ist. Die ganze, überaus geschraubte Konstruktion zwischen der gewöhnlichen Vorstellung und der platonischen Idee, schon deshalb verdächtig, weil es immer recht sonderbar bleibt, alte Scharteken auszugraben, um damit neue Thesen zu putzen, ist also auch mit Rücksicht darauf zu verwerfen, daß sie ganz und gar zu nichts Weiterem führt, als daß sie zwischen der „Fabrikwaare der Natur" und dem Genie eine Scheidewand zieht, lediglich zu dem Zweck, um den Pessimismus und den Künstlerstolz zu mästen, die Kunst aber hungern zu lassen. Die Schopenhauersche Aesthetik hat deshalb mehr Anspruch darauf, eine um Liebe für den Pessimismus buhlende Künstler-Psychologie als eine Kunst-Theorie genannt zu werden. „Was man nicht weiß (resp. nicht erhält), das eben brauchte man".

Vermeiden wir indessen, „in Worten zu kramen". Name ist Rauch und Schall, und immerhin mag ja die Möglichkeit bestehen, daß die „Ideen" dem Kunstwerke auf ähnliche unsichtbare Weise immanent sind, wie den Dingen der Wirklichkeit, aus deren Anblick der Künstler sie schöpft. Mögen sie immerhin, nachdem sie das Künstlerhirn verlassen, im Kunstwerk

wieder latent werden, aus der neuen Hülle, die ihnen der Künstler giebt, treten sie vielleicht müheloser und vollständiger heraus wie aus der alten Hülle, unter welcher nur das Genie sie aufzustöbern vermochte, und wenn sich das so verhält, dann ist allerdings die unverständliche Manipulation mit der Idee nicht ganz und gar zwecklos gewesen, es findet außer der Künstlerpsychologie auch die Kunst ihre Rechnung. Aber — und auch das wolle man sorgfältig beachten! — wie steht es denn mit der Kunst, die wirklich und thatsächlich eine Verkörperung von Ideen ist oder sein will? Es steht zu befürchten, daß eine solche Kunst recht bald steril werde. — Da nämlich die Idee für die ganze Summe von Gegenständen, welche ihren Namen trägt, jedenfalls nur eine ist und sein kann, so wird die Klippe kaum zu vermeiden sein, daß gewisse Kliquen oder Schulen das Originalporträt einer oder mehrerer dieser Ideen zu besitzen vorgeben werden. Das wäre nun zwar noch gar nicht besonders gefährlich, da gewisse andere Kliquen jedenfalls mit ähnlichen Prätentionen auftreten und alsdann die Privilegierten der Idee sich gegenseitig narren und in Mißkredit bringen müßten. Allein selbst dann, wenn dies geschähe, wie auch dann, wenn niemand den ästhetischen Papst zu spielen versuchte, wenn blos im allgemeinen sich der Glaube einnistete, daß eine definitive Fixirung der Idee als solche möglich sei, so wäre der Glaube an diese Fixirung der Idee eine fixe Idee, die an verhängnißvoller Verderblichkeit für die Kunst kaum ihres Gleichen finden dürfte. Gesetzt unsere Bildhauer wollten die Idee Mensch für alle Ewigkeit fixiren, das Resultat ihres Strebens würde ein „Kanon der menschlichen Gestalt" sein, dessen Approbirung Künstler und Kritiker zwingen würde, ihres Amtes mit der Elle in der Hand zu walten. Die Kunst würde zu der edlen Langweiligkeit der Mengs-Winkelmannschen Periode zurückkehren. Da eine solche Eventualität aber nicht bloß per accidens, sondern mit Nothwendigkeit aus der Schopenhauerschen Ideen-Kunstlehre folgt, so überzeugen wir uns, daß diese gange Kunstlehre nichts anderes als eine Apologie der jeden Subjektivismus verpönenden, an ein absolutes Ideal glaubenden ästhetischen Hellenen-Orthodoxie ist. Daß Schopenhauer thatsächlich keine andere Kunst anerkennen würde als die klassizierende und allenfalls die Stilllebenmalerei gewisser Niederländer, geht aus zahlreichen Stellen in seinen Schriften hervor und war überdies von vorneherein dadurch wahrscheinlich gemacht, daß ein Sprößling der alten Griechenwelt, die platonische Idee, bei der Schopenhauerschen Aesthetik Gevatter gestanden hatte.

Damit dürfte Schopenhauer für die moderne, das Recht der Individualität über das Dogma, die Sache über die „Idee" stellende Kunst abgethan sein. Vor dem Tribunal des nach objektiver Erkenntniß ringenden Theoretikers allerdings noch nicht so ganz. Indessen wird er auch hier alsbald alle Gunst verscherzt haben. Die „Ideen" Platons sind offenbar etwas Konstantes, ja, sie sind eigentlich das Einzig-Konstante in der „Erscheinungen Flucht". Schopenhauer selbst nennt sie „bestimmte Spezies", „ursprüngliche, nicht wechselnde Formen aller natürlichen Körper." Kein Zweifel, Schopenhauer verstand unter „Idee" etwas ganz Aehnliches, wie das, was die Naturforscher, älteren, sagen wir Linné'schen, Schlages unter dem Begriff „Art", „Spezies" verstanden. Nach der Ueberzeugung der Naturforscher, welche vor Schopenhauer den Ton in ihrer Wissenschaft angegeben, waren jene Arten nicht allein durch

Schöpfungsakte in's Dasein gerufen, sondern sie waren auch dauernd unveränderlich, „konstant", wie man es nannte. Unmittelbar nach Schopenhauers Tode drang nun die Lamarck-Darwinsche Lehre siegreich durch, wonach die Arten keineswegs gesonderte und unveränderliche Charaktere darstellen, sondern durch unmerkliche Uebergänge (Varietäten, Rassen) sich stufenweise auseinander entwickelt haben und noch immerfort auseinander entwickeln. Die bisherige Stabilität der Gruppencharaktere wurde also labil nnd damit war gleichzeitig der alten verrosteten Stabilitätslehre in Kunst, Wissenschaft, Politik und Leben der Gnadenstoß versetzt: Das labile Gleichgewicht drang unaufhaltsam aus dem engen Gehege der biologischen Forschung in die ganze weite Welt hinaus. Alles Starre ward lebendig, alles Reglose sensibel, alles Ewige zeitlich die „Idee", sie ward nichtig. Gibt es keine Arten, so kann es auch keine ewigen Vorbilder der Arten geben, die Idee, die angeblich „droben in des Lichtes Fluren" wandelt, sie mag lustig dort weiter spazierengehen, hier unten will man ihr dies Vergnügen nicht stören, andererseits aber auch von ihr sich das Vergnügen nicht weiter stören lassen. Man sieht ein, daß es einem Hirngespinst nachjagen hieße, wollte man die „Idee" zu haschen suchen, und zwar sehen das die Künstler heutigentags ebenso deutlich ein, wie die Naturforscher, die darauf verzichtet haben, zu systematischen Zwecken die Linné'schen Klassifikationsprinzipien beizubehalten. Von einem Schopenhauer aber hätte man erwarten sollen, daß ihn sein eigenes hochentwickeltes Naturverständniß und sein Verkehr mit Männern wie Goethe, die dem Evolutionsgedanken längst auf der Spur waren, vor dem Aberglauben einer naturwissenschaftlich so naiven Philosophie wie derjenigen Platons und seiner Nachfolger bis zu Kant hinauf hätten bewahren müssen.

Der Anblick des Zusammenbruchs der wohlgefügten Schopenhauerschen Kunstlehre würde bei weitem nicht so verblüffend wirken, wenn man nicht das Gefühl hätte, daß unser Denker blos durch seine Verbohrtheit in den Pessimismns zu Falle gekommen. Seine Absicht war, zu folgern: Wollen entstammt aus Entbehren, Entbehren ist Noth, also ist Wollen Noth. Da nun aber die Welt Wille ist, so ist die Welt schlecht, das Dasein Uebel. Dies die Regel. Aber nulla regula sine exceptione. Als produktiver Kopf hatte Schopenhauer Gelegenheit, an sich selber zu erfahren, daß es selbst in diesem ganz und gar nichtswürdigen Dasein wenigstens *einen* Zustand giebt, in welchen keine Noth und kein Schmerz hinneinragt, den Zustand der Konzeption, der das höchste Erdenglück darstellt. Nun war guter Rath theuer. Ist die ganze Welt eine Manifestation des Willens, der Wille aber durch und durch vom Uebel, wie soll der Mensch, der doch auch nichts als Wille ist, die Möglichkeit vollkommenen Glückes haben? Doch halt ein Ausweg! Ist der Mensch schon durch und durch Wille und nichts außerdem, so hat dieser Wille im Menschen sich doch ein ganz apartes Organ, den *Intellekt* geschaffen. Hier muß also, falls man sich keine Blöße geben will auf irgend eine Weise angeknüpft werden. Es ist immer schwer, nachdem man zum Renegaten an seinem eigenen Evangelium geworden ist, dies vor den Augen der Welt bis zur Unmerklichkeit zu vertuschen. Eine Exkursion zu weitentlegenen Hülfsmitteln darf also nicht als zu beschwerlich verschmäht werden. Nach langer Irrfahrt landet man im Piräus, kauft dort die Platonische Idee, verfrachtet sie und läßt sie droben im Norden eine Mesalliance mit dem Schopenhauerschen Intellekt schließen. Der Sprößling der Mesalliance,

Euphorion filius, verleugnet natürlich aus vollem Halse seinen Vater und so ist das Kunststück vollbracht, vermittelst des Intellekts den Intellekt zu betrügen. Nachdem wir einsehen gelernt, daß die Welt ihrem innersten Wesen nach Wille ist, lernen wir uns einbilden, daß nichts die Erkenntniß der Welt mehr verdunkle als der Wille; nachdem wir einsehen gelernt, daß das Wesen der Dinge an sich nichts anderes ist als Wille, lernen wir uns einbilden, daß nur der Intellekt, der vom Willen nichts mehr weiß, das Wesen der Dinge an sich zu erkennen vermöge; nachdem wir einsehen gelernt, das der Wille das Wesen des Menschen ausmache und der Intellekt nur das Organ jenes Willens sei, lernen wir uns einbilden, daß der Intellekt vom Willen völlig lostrennbar sei und erst nach dieser Lostrennung von seiner Wurzel anfange, ein rechter Intellekt zu sein; kurz, nachdem wir einsehen gelernt, was „die Welt im Innersten zusammenhält", lernen wir uns einbilden, daß das alles Humbug sei, den wir vergessen müssen, wenn wir den Gipfel der Weisheit erklimmen wollen. Es ist, als ob die Blume nur dann Samen geben könnte, wenn man sie vom Stengel abgeschnitten, es ist, als ob die Welt nur dann offenbar werden könnte, wenn man sie mit einem großen Tuche zugedeckt hat. Und Alles das bloß, damit Herr Schopenhauer sich nicht zu widersprechen brauche, damit er seinen Pessimismus salvire.

Die Schopenhauersche Grundlehre: „Die Welt ist Wille" wird voraussichtlich demnächst wieder zu Ansehen gelangen, wenn die „energetische Weltanschauung," deren Präludien auf dem diesjährigen Naturforschertag zu Lübeck bereits gespielt wurden, die ihr gebührende Stellung wird erobert haben. Dieselbe Schopenhauersche Grundlehre ist aber auch deshalb hochbedeutsam, weil sie alle diejenigen Prinzipien, welche die moderne Naturanschauung kennzeichnen, die Lehre von der Erhaltung der Kraft (Robert Maier), den Evolutionsgedanken (Darwin) den Monismus (Haeckel) . . . im Keime antizipiert und dadurch der heutigen Philosophie, Soziologie, Entwicklungsethik u. s. w. hervorragend die Wege geebnet hat. In Anbetracht also der Tiefe und Weisheit jener Grundlehre einerseits und der Böswilligkeit, womit ihr Schopenhauer selbst ein taubes Reis aufgepfropft hat, andererseits, könnte man daran denken, durch Subtraktion aller falschen, namentlich pessimistischen Zuthaten aus der Schopenhauerschen Aesthetik eine neue Kunstlehre zu entwickeln, deren Bedeutung entsprechend dem hohen Werthe jener Grundanschauung ebenfalls eine recht große sein müßte. Versuchen wir es einmal mit einer solchen Subtraktion.

Das „Stück Wille" (sit venia) das wir Mensch nennen, hat sich in eine Menge von Funktionsinstrumenten (Gliedmaßen, Sinneswerkzeuge, Magen . . .) spezialisirt, unter denen sich auch ein Hirn (Intellekt) befindet. Nach Schopenhauer soll nun dieser aus dem Willen, wie der Kopf aus dem Rumpf hervorgewachsene Intellekt am genauesten dann über den Willen, dem er selbst und die ganze Welt entsprossen, Auskunft zu geben wissen, wenn jeder Zusammenhang zwischen ihm und dem Willen aufgehoben, die Brücke hinüber und herüber abgebrochen ist. Wie sich physiologisch dieser Vorgang darstellt, ob eine Lostrennung des Intellekts vom Willen, mit dem er doch im Grunde identisch ist, eher durchführbar ist, wie das Abschneiden des Kopfes vom Rumpfe unbeschadet des Lebens, darüber werden wir von Schopenhauer weiter nicht gefragt: es ist einfach so: Stat pro ratione voluntas,

und man muß dem Willensdogma doch auch durch die That Ehre machen. Ueberzeugt nun davon, daß die Lampe nur dann zu brennen vermag, wenn der Docht in Verbindung mit dem Oele steht, behaupten wir im Gegensatz zu Schopenhauer: Ist die Welt Wille, so hat alle Weisheit aus dem Willen zu schöpfen und nirgendanderswoher. Da es ferner ein und derselbe Wille ist, der die ganze Welt trägt, der in allen ihren tausendfältigen Gestalten zuckt und wirkt, wir aber durch die Vermittelung unserer Sinne und unseres Intellekt statt der allgemeinen Einheit eine unendliche Vielheit getrennter und einander scheinbar fremder Gegenstände erblicken, so ist die Verdunkelung des wahren Sachverhalts nicht im Willen, sondern im Intellekt zu suchen, und der wahre Sachverhalt wird sich um so unverfälschter und handgreiflicher darstellen, je vollständiger der Wille den Intellekt meistert, je gewaltsamer er ihn erstickt und zermalmt. Der Wille, der die Welt selber ist, wird das Wesen der Welt doch wohl selber gründlicher zu offenbaren im stande sein, als der Intellekt, der nicht die Welt selber ist. Freilich bedarf der Wille, um sich menschlich auszusprechen der Vermittelung des Intelleltes, und für die kurzsichtige Betrachtung ist es ja allerdings ein und dasselbe, ob der Intellekt sich der Betrachtung der Erscheinungswelt aktiv hingiebt, oder ob der Wille den passiven Intellekt zu seinem gefügigen Werkzeug macht. Für die ernste Betrachtung aber, die sich nicht durch die Schale der Dinge trügen läßt, ist es im höchsten Grade bedeutsam, ob man die gesunde Natur auf den Kopf stellt, indem man den Intellekt, den Diener des Willens, den Windbeutel spielen läßt, den Willen aber, den Herrn des Intellekts und den Geber aller Weisheit, um eines Jongleurkunststücks halber in die Ecke quetscht, oder ob man, ohne Gauklerkniffe und ohne jenen Dünkel des Intellektes, der nur allzu sehr nach der alten Seelen- und Unsterblichkeitsmarotte schmeckt, schlicht und gradsinnig konstatirt, daß aller Tiefsinn, welchen das Künstlergenie ausstrahlt, nichts anderes ist, als eine Inspiration des Willens, die um so großartiger ausfällt, je demüthiger das armselige Fünkchen Intellekt sich verleugnet und die große Willensfackel mit ihrem eigenen Lichte leuchten läßt. Statt also zu einem Gegenstande der Veneration zu werden, hat der Intellekt in der Kunstwelt völlig in den Hintergrund zu treten. Er ist geradezu ein Hinderniß für die Produktion. Die Offenbarung des Künstlers wird in demselben Grade beträchtlicher und erschütternder sein, in welchem er instinktiver und unbewußter sich von dem Allwillen leiten läßt. Er muß sich hingeben, wie ein liebendes Weib. Es ist, als ob der Künstler zu einer Harfe würde, auf welcher der Allwille seine Weisen spielt. Dies ist auch der tiefe Sinn des alten Traumes von der Musik der Sphären. Daß thatsächlich der Künstler weit mehr von seinem Instinkt, seinem Gefühl — und letzteres ist nach Schopenhauer eine Motion des Willens — wie von seinem Intellekt sich leiten läßt, ist bekannt genug, sowie auch die andere Thatsache, daß jedes Ueberwiegen des Kopfes die künstlerische Naivetät stört oder gar aufhebt.

Die Seligkeit des künstlerischen Anschauens, auf welche Schopenhauer ein so großes Gewicht legt, erklärt sich vom Standpunkt der hier gewonnenen Ansicht ganz einfach dadurch, daß der Intellekt dieses kristallharte Prisma, welches den Brechungsgesetzen seiner Substanz gemäß den einfachen Sonnenstrahl der Dinge an sich, in die tausendfachen Nuanzen des Sonnenspektrums der realen Dinge auseinanderlegt, unter der Gluth des entflammten Willens

zu weichem Wachs schmilzt und daß in dieses weiche Wachs der Wille, der Weltgestalter, sein Ebenbild hineindrückt, das arme Geschöpf in heißer, wollüstiger Umarmung begattend mit der Unendlichkeit. — Schopenhauer will dies Individuum im Künstler während des Augenblicks des Empfangens aufgehoben wissen dadurch, daß der Wille erlischt. Der Wille ist aber gar nicht das Individualisirende im Menschen, er ist das Generelle par excellence, er ist der Allgestalter, der Allerhalter, die ganze Welt. Im Intellekt hingegen wurzelt das Selbstbewußtsein; der Intellekt unterscheidet Individuen, wo in Wahrheit Erscheinungen derselben Grundsubstanz vorhanden sind; der Intellekt, der das Selbstbewußtsein bedingt, unterscheidet auch zwischen dem Ich und dem Nichtich, der Intellekt also muß gemaßregelt werden, wenn der Wille mit dem Allwillen in Eins fließen, das Individuum der Mund des Universums werden soll. Es ist ganz der gleiche Vorgang wie im Moment der Leidenschaft. Auch dort verblaßt vor der rothen Glut des ursprünglichen Willens das kühle Licht des Intellekts, und der Moment der Leidenschaft ist nicht umsonst der eigentlich künstlerische Moment im Menschenleben. Ohne Leidenschaft gibt es übrigens auch gar kein künstlerisches Produzieren: die vollständige Apathie, welche Schopenhauer vom Genie im Augenblick der Intuition fordert, wird auch der unbedeutendste Künstler durch tausendfache Selbstbeobachtung zu diskreditiren in der Lage sein. Nur das, was jemand mit seinem Blute geschrieben, ist nach Nietzsche lebensfähig. Der im Selbstbewußtsein aufgerichtete Damm, welcher den Einzelwillen hindert, seine Herkunft aus dem Allwillen zu bestätigen, stürzt unter dem Anprall der Leidenschaft zusammen, der Allwille ergießt sich schwellend in das Herz des Individuums, der Verbannte fühlt sich an der Mutterbrust, das arme Häuflein Mensch schlürft in gierigen Zügen das große Dasein der Unermeßlichkeit. Wie der Allwille da draußen in dem Chaos der Materie sich gestaltet hat als Sonne und Erde, Wald und Gethier, so vollzieht er dadrinnen in dem Material des Intellekts den gleichen Werdeprozeß, das Individuum ist mit dabei, wie sie entstehen die Sonnen und Erden, die Wälder und die Animalien, mitten darin ist es in der Schöpfung, das tiefste Geheimniß jeglichen Seins erlebt es in sich selber. Daher die heilige Weisheit des Genies.

So wären wir denn, ohne den Umweg über die Idee zu machen und ohne Schopenhauers eigener Hauptlehre Gewalt anzuthun oder sie gar in ihr Gegentheil zu verkehren, zu einer neuen Kunstlehre gelangt, in welcher für den Pessimismus eben so wenig Raum ist, wie für die übrigen Mängel, die wir an der Schopenhauer'schen Aesthetik entdeckten. Was den Pessimismus anbelangt, so ist derselbe nicht blos eliminirt, sondern sogar durch Schopenhauers eigene Waffen zu Boden geschlagen. Ist nämlich der Wille der Vater des Kunstwerks, der Zustand der Konzeption aber, wie Schopenhauer lehrt, die höchste Etappe menschlichen Glücks, so ist der Wille auch der Vater dieses Glücks und folglich selber durchaus nicht der Theaterbösewicht, zu welchem ihn Schopenhauer macht. Hinsichtlich der Idee braucht wohl nicht noch eigens darauf hingewiesen zu werden, daß dieses alte Gespenst in unserer Theorie nicht mehr herumspukt. Damit fallen natürlich auch alle Einwendungen gegen die Schopenhauer'sche Theorie, soweit sie sich auf die Idee gründeten, hier vollständig zurück. Mögen die Naturforscher alter Schule an ihren Spezies ruhig festhalten, der Künstler braucht vor diesen

Idolen nicht zu opfern, seine Thätigkeit ist vor dem Erstarren in Unfehlbarkeitsdogmen behütet. Die Individualität des Künstlers kommt zu ihrem vollen Rechte. Indem der Allwille auf der Künstlerseele wie auf einer Harfe spielt, giebt dies Instrument selber seiner Musik den Charakter. Alle Kunst darf und muß subjektiv, individuell sein.

Schließlich, und das ist vielleicht das Allerwichtigste, liefert unsere Variante der Schopenhauer'schen Aesthetik auch eine Erklärung der Kunst als Phänomen, als Phase menschlicher Bethätigung. Sie zeigt uns nämlich, wieso das seltsame Ding „Kunst" aus den biogenetischen Thatsachen mit Nothwendigkeit hervorwächst. Nach der Schopenhauer'schen Lehre ist die Kunst kaum mehr als ein feineres Vergnügen, als eine Tändelei, die der Zufall gebar. Ein durch die moderne Naturwissenschaft gewitzigtes Zeitalter kann jedoch an keinen Zufall glauben, es will Ursachen sehen und unabänderliche Wirkungen. Für die Kunst ergiebt sich nun aus der monistischen Gedankenwelt heraus folgende Genesis: Die Evolution einerseits und die geschlechtliche Zuchtwahl andererseits führen unablässig zu immer neuen physischen Differenzirungen der Gattung Mensch. Diese physischen Differenzirungen, die sich natürlich auch auf Hirn und Nervensystem erstrecken, fordern gebieterisch ein intellektuelles Korrelat. Jede neue Individualität — und jedes Individuum ist eine solche — muß in die Lage kommen, gewisse Empfindungen, Gedanken, Relationen seines Ich zu fremden Dingen, eben weil sie neu und vorher in dieser Weise weder empfunden noch ausgedrückt worden sind, intellektuell, das heißt, in einer für die Mittheilung geeigneten Form nicht aussprechen zu können. Gerade die feinsten, intimsten Regungen der Psyche würden also, wenn den physischen Differenzirungen keine Differenzirung der intellektuellen Ausdrucksmittel parallel läuft, stumm zu bleiben verurtheilt sein. Hier tritt nun die Kunst als Retter auf. Der Allwille, indem er die individuell geartete Harfe der Künstlerpsyche spielt, bringt auf ihr gerade jene ganz persönlich gearteten, der vorhandenen Differenzirung entsprechenden Töne mehr oder minder deutlich hervor. Die Summe dieser individuellen Töne häuft sich, aus der Dissonanz löst sich allmählich ein Unisono heraus: das ursprünglich individuelle Korrelat einer individuellen Differenzirung ist zum generellen Korrelat einer generellen Differenzirung geworden, es kann als Bild, Ton, Wort . . . in den Sprachschatz der Allgemeinheit übergehen. Das ist also der Ursprung und die Daseinsberechtigung der Kunst, daß sie, was die Physis physiologisch vollbringt: die Ascendenz zu höheren Formen, psychologisch leistet: die Ascendenz zu höheren Kulturen.

Ulm a. D. Eduard Engels.

Berliner Premièren.

IV.

Max Halbe: Lebenswende.

Max Halbe beliebte es einst, die Personenverzeichnisse seinerdramatischen Werke „Menschen" zu überschreiben, eine etwas geistreichelnd barocke, vielleicht sogar recht anmaßende Neuerung auf den ersten Blick, aber die „Personen" wurden nicht nur „Menschen" genannt sie waren es auch.

Ein tönendes Erz und eine klingende Schelle ward ja vielfach, was da so unter dem Titel: „Person" umherlief; getreu der alten Bedeutung des Wortes: die eherne Maske des Schauspielers, welche seine pathetischen Worte weithin durch den mächtigen offenen Theaterbau der Griechen und Römer tragen half.

Unsere modernen Theatergebäude unterscheiden sich wesentlich von jenen alten, sie sind kleiner und akustischer geworden; die Persona als solche ist damit überflüssig geworden, aber der Name ist geblieben. Wenn nun in die alte Form ein neuer Inhalt gefüllt wurde, so mag auch die Umnennung erlaubt und zweckmäßig sein.

Auch in seinem neuesten Werk: „Lebenswende", welches im Deutschen Theater kürzlich zum ersten Male aufgeführt wurde, giebt uns der Dichter Menschen, lebenswahre, lebenswarme Menschen. Das ist sehr viel, aber es ist nicht genug; es fehlt die dramatische Handlung.

Die Fabel des Stückes ist sehr einfach. In Berlin N.W. wohnt das 30jährige verwittwete Fräulein Hensel; die Tage rinnen ihr trübe dahin, seitdem „Er" in München überfahren worden; kurz vor der Hochzeit. Aber Fräulein Olga hatte das Glück schon genossen.

Damit das Leben nun nicht gar zu langweilig ist, hat sie ein Zimmer an einen Studenten Ebert vermiethet: sie hat das Bedürfniß sich mal auszuquatschen. Dieser Ebert ist ein überaus verbummelter junger Mann. Außerdem ist noch eine Nichte, eine Oberlehrertochter vorhanden. In diese Idylle werden zwei neue Menschen hineingeführt: Heyne und Weyland. Ersterer ein Jugendgespiele Fräulein Hensels, jetzt aus Amerika zurückgekehrt, verwittwet, kinderlos, reich, wie man eben aus Amerika zurückzukommen pflegt; letzterer, Eberts Freund, ein Erfinder, der die künstlerischen Ideale dahinten gelassen, um im realeren Kunstgewerbe etwas zu leisten.

Weyland nimmt, ohne es zu wollen, sofort Fräulein Hensel gefangen und bekommt die gute Stube angewiesen. Weyland erscheint ihr als Mann. Auch das Fräulein Nichte, ein kleines, klug berechnend geiles Luderchen, findet Wohlgefallen an ihm. Mit der Liebe ist aber Herrn Weyland nicht gedient: um seine Erfindung durchführen zu können, braucht er Geld. Fräulein Hensel will ihm das von Herrn Heyne besorgen, aber dieser schlägt es ihr ab, da er Weyland für zu unpraktisch und noch nicht reif genug hält, dagegen macht auch das Fräulein Hensel einen Antrag und bekommt einen Korb. Herr Ebert verlobt sich zur Abwechselung mit der Nichte, aber sie nicht mit ihm.

Um Herrn Weyland das Geld besorgen zu können, will Fräulein Hensel sogar ihren 70jährigen Hauswirth heirathen, aber ganz so schlimm wirds doch nicht. Weyland, dem sie noch einmal eine Liebeserklärung macht, nimmt sie auch diesmal nicht an, wie er gleichfalls das Gelüste habende Nichtchen scharf abblitzen läßt. Jetzt wird Heyne der Retter in der

Noth; Fräulein Henfel verlobt ſich mit ihm, er giebt das Geld her, da er ſich überzeugt hat, daß Herr Weyland gewiſſe Gefühlsregungen für das Weib nicht kennt oder zu unterdrücken weiß.

Dem Fräulein Nichte bleibt als letzte Zufluchtsſtätte noch der ehemals verſchmähte Herr Ebert.

Der Inhalt des Stückes iſt theilweiſe viel bierulkiger, als ich ihn hier referirend wiedergeben konnte. Die eigentliche äußere Handlung iſt ſehr dürftig; mühſam wird ſie durch 5 Akte gezerrt. In den erſten drei Akten werden nur die Zuſtände geſchildert, kein Schritt vorwärts gethan. Mich perſönlich hat dieſe lebenswahre Schilderung ſehr unterhalten und vergnügt, und das wird Jedem ſo gehen, der einmal in Berlin als Student „möblirt" gewohnt hat. Aber das Intereſſe und das Amuſement, welches ein paar akademiſch Gebildete an dieſen Scherzen vielleicht haben werden, iſt für die litterariſch-äſthetiſche Betrachtung des Werkes vollkommen gleichgültig. Da gilt ein ander Maß und Gewicht; wenn wir das anwenden, lautet die Antwort: Mene tekel ben upharsin, gewogen und zu leicht befunden. Und es war doch nicht ſo ſchwer, die Handlung zu vertiefen: die Handlung ſoll ſich aus den Charakteren ergeben, aber ſie muß in großen feſten Zügen vorgezeichnet ſein, ſonſt irrlichterirt man hin und her.

Ich ſagte zwar oben: Halbe hat in der „Lebenswende" Menſchen geſchildert. Menſchen ja, aber keine großen Menſchen, man fühlt ſich ihnen ſo unendlich überlegen. Fräulein Henfel, die Nichte, Ebert, Heyne, alle ſind ſie ſo klein, und die Größe Weygands iſt eine Marotte von ihm. Deßhalb iſt die „Lebenswende" auch keine Tragikomödie und Halbe hatte kein Recht, den ſtolzen Titel ſeinem Werke beizulegen.

„Die Tragikomödie des menſchlichen Lebens" kann man nur auf einem großen, ſich in die Unendlichkeit verlierendem Hintergrunde malen; es giebt nur eine Tragikomödie menſchlicher Größe, aber keine ſolche menſchlicher Schwäche.

Aber ich will mit dem Dichter nicht um Namen rechten, ſondern eine Würdigung der Idee ſeines Stückes zu geben ſuchen. „Lebenswende." Der Uebergang von der Jugend zum Mannesalter: ums dreißigſte Lebensjahr. Ein wohl noch nie behandeltes Problem hat da Halbe aufgegriffen was wohl geahnt, unverſtanden empfunden wurde, er hat verſucht es zu greifen, zu geſtalten. Aber der Stoff zerrann ihm unter den Fingern, den Geiſt vermochte er nicht in den Bann ſeines Dichterkönnens zu zwingen.

Jedes Lebensalter hat ſeine Ideale, hat ſeine Todten. Das Kind, der Jüngling, der Mann, der Greis. Adalbert von Chamiſſo hat des Kindes, werdender Jungfrau und werdenden Jünglings Leid und Luſt, frohe Spiele feinſinnig geſchildert, Max Halbes Jugend zeigt uns Jungfrau und Jüngling ahnend, erkennend, glückſelig-beſeeligend unglücklich werdend. Das ganze Herz erfüllt die Liebe, nur Liebe. Die Liebe iſt das Recht der Jugend. Ein Recht, welches nicht immer verwirklicht werden darf; das iſt die unendlich wehmüthige Stimmung, welche duftig über dieſe entzückende, hochpoetiſche Dichtung ausgebreitet iſt. Hans Hartwig iſt der Werther der modernen Litteratur; die „Jugend" wird einſt der Weltlitteratur angehören.

Jetzt kommt das ſchwärzeſte aller Ungeheuer: der Staat, und ruft ein: Genug des Spieles! zur Arbeit! Und Vater und Mutter reden auch noch drein, nach einer Stellung zu ſtreben, vernünftig zu ſein, ſich reich zu verheirathen und die nöthige Anzahl ehelicher Kinder zu zeugen.

Derartige Ermahnungen sind aber überflüssig: der Mann kann von Natur gar nicht anders, er muß arbeiten, muß schaffen. Darin findet er jetzt seine Befriedigung, nicht mehr leichte Tändeleien mit Weibern oder anderen Spielzeugen, sondern das Niederzwingen feindlicher Gewalten unter seinen Willen: Herr sein, Sieger sein im Leben und über das Leben!

Ein langsamer Prozeß ist dieser Uebergang: Absterben und Neugeborenwerden, Tod und Auferstehung. Uebergangszustände erzeugen ein Gefühl des Unbehagens, noch haftet manches von dem Alten und hindert, schon erkennt man das Neue und zögert, da muß der Wille durchbrechen, stark und siegend.

So glaube ich die abstrakte Idee der „Lebenswende" auffassen zu müssen. Drei Menschen stehen an der „Lebenswende", Olga Hensel, Ebert, Weygand.

Des Weibes Beruf ist Liebe, echte, wahre, selbstlose Liebe: Olga Hensel erwählt ihn, indem sie aus Liebe zu Weyland einen Anderen heirathet.

Ebert geht unter, er ist ein Opfer des Umwandelungsprozesses, er stirbt an dieser sittlichen Kinderkrankheit.

Weyland — ein kämpfender Mann, starke Konzentration im Wollen, nur das eine Ziel im Auge: seine Erfindung. Glücklicher Unglücklicher Du! Ist Dir nicht doch des Lebens Blüthe abgestreift, hast Du nicht, was uns Liebliches gegeben, zwecklos aus Herz und Gemüth verbannt? Für den Augenblick vielleicht: ja; für immer, glaube ich: nein! Weyland wird, ein gesetzter Mann, einst noch glücklich werden und glücklich machen.

So stellt sich die Lebenswende bei den Menschen in der Dichtung dar. Und im Leben? Ob sie bei Jedem eintritt? Mancher kommt vielleicht nie über diesen Zustand hinaus, oder er geht als beklagenswerther Sieger daraus hervor: ein Hagestolz.

Die Idee der „Lebenswende" ist so interessant, poetisch ausgiebig, daß Halbe wohl ein würdiges Seitenstück zu seiner „Jugend" hätte schaffen können. Aber wieder ein Ikarus: die Aufgabe war zu groß für ihn, er ist ihr erlegen. Und er mußte ihr auch wohl erliegen. Nur ein Genie kann intuitiv erkennen und schildern; die „Jugend" hatte Halbe erlebt, und sie lag hinter ihm, in der Lebenswende steht er mitten drin, und darum konnte er sie noch nicht dichterisch gestalten. Ich wollte, Halbe hätte sein Stück zehn Jahre später geschrieben; aber er thats nicht, ich bedauere das aufrichtig.

Es ist die zweite Schlacht, die er verloren, und er glaubte seine Truppen wohl geschult und allsiegend. Es ist ein Unglück der Dichter, daß sie so selten die Wahrheit zu hören bekommen. Zu Halbe hätte Jemand sprechen müssen; ganz einfach und natürlich: Lieber Freund, Ihre Idee ist groß und tief, die Charaktere sind vorzüglich gezeichnet, wenn wir uns auch eigentlich für die Bohème u. s. w. nicht mehr interessieren; jetzt machen Sie mal aus den fünf Akten drei, dann wird die Handlung schärfer hervortreten, ein paar Striche werde ich schon machen, und Sie sollen sehen, das Stück wirkt großartig, wenn Sie nicht lieber noch warten wollen.

Einen solchen Freund scheint Halbe nicht zu besitzen, schade darum, so mußte er den äußeren Mißerfolg auf sich nehmen.

Mögen Mittel und Wege noch falsche sein, mögen wir so das Neuland zwischen Jugend und Mannesalter noch nicht erreichen, einen Blick in die Ferne ließ uns der Dichter werfen, möge er uns einstens auch hingeleiten!

Berlin. Richard Wrede.

Hieb und Stich.

Im Reichstag hat die patriotiſche Begeiſterung allem Anſchein nach ihren Siedepunkt erreicht. Um auch nach außen hin ſo recht ſinnenfällig darzuthun, wie weit die Einigung des Deutſchen Volkes vorgeſchritten iſt, haben in einer der letzten Sitzungen die Herren Kardorff und Barth einander allerhand Liebenswürdigkeiten, wie: „infamer Lügner“ und „Grobheit und Unverſchämtheit“ an den Kopf geworfen. — Eine Beſſerungsanſtalt für ſittlich verwahrloſte Parlamentarier würde augenſcheinlich einem dringenden Bedürfniß entſprechen.

— Die achte Strafkammer des Berliner Landgerichts I hat den Buchdruckereibeſitzer Bading von Neuem unter Zuhülfenahme des dolus eventualis für den Inhalt der bekannten rothen Märznummer verantwortlich gemacht und zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt. Herr Bading hat indeß Glück gehabt. Die Verurtheilung fällt unter den Gnadenerlaß, er braucht alſo die vierzehn Tage nicht abzuſitzen, was für einen Mann, der als ſozialdemokratiſcher Parteidrucker jährlich zirka 75 000 Mark verdient, in der That ja auch gar zu hart geweſen wäre.

— Der Rechtsanwaltsberuf iſt nicht nur mit ſittlichen, ſondern auch mit leiblichen Gefahren für ſeine Angehörigen verknüpft. Vor dem 2. Strafſenat des Reichsgerichts hatte unlängſt Rechtsanwalt Coßmann aus Berlin zu plaidiren. Er redete dabei ſo eindringlich und herzergreifend, daß ſogar die Glasglocke des Kronleuchters dadurch gerührt wurde, ſich loslöſte und herabfiel. Zum Glück war Herr Coßmann, als dies geſchah, von ſeinem Platze abgetreten; wenige Minuten früher würde die ſchwere Glasglocke ihm auf den Kopf gefallen ſein. Nur durch einen Zufall blieb der durch ſeine Vorliebe für „einfach Sekt“ berühmt gewordene Vertheidiger der Anwaltſchaft und der Schaumwein-Induſtrie erhalten.

— Das „Komitee zur Sammlung von Beiträgen für die verwundeten Transvaalbürger“ veröffentlicht eine bereits recht ſtattliche Quittungsliſte. Einzelne wohlthätige Bankiers und Kommerzienräthe, die in Goldminenaktien offenbar recht gute Geſchäfte gemacht haben, ſind mit Hunderten und ſogar Tauſenden von Mark darin vertreten. Das beweiſt doch wohl, daß es in Deutſchland keinen Nothſtand giebt, ſonſt würden dieſe wohlthätigen Leute ſich nicht der Transvaal-Burghers anzunehmen brauchen, die alle in mehr oder minder auskömmlichen Verhältniſſen leben.

— Am Hofe der Königin von England ſoll man über das Telegramm des deutſchen Kaiſers an Ohm Paul noch immer ſehr ungehalten ſein. Es ſoll ſogar angeordnet worden ſein, daß in Zukunft der Berliner Gilka aus der Liſte der bei Hofe zugelaſſenen Spirituoſen zu ſtreichen wäre. Für die deutſche Induſtrie iſt das bei dem nicht unerheblichen Spirituoſen-Konſum des engliſchen Hofes ein großer Nachtheil.

— In Belgien iſt die Frage der Spielbanken wieder einmal akut geworden. Der König ſelbſt will angeblich im Intereſſe der Badeorte das Spielen geſtattet wiſſen, und alle höheren Kreiſe ſind Anhänger des Spielens und Wettens. Der Senatsausſchuß iſt zu einem Auswege in dieſer heiklen Frage gekommen. In Oſtende und Spaa ſoll unter Staatsaufſicht geſpielt, auf den Rennplätzen unter ſtaatlicher Kontrolle gewettet werden. Der ge-

sammte, dem Staate zufließende Gewinn soll gemeinnützigen Werken, insbesondere der Hilfskasse für die Invaliden der Arbeit zufließen. — Wenn sich also in Zukunft die Edelsten und Besten in Spaa und Ostende am grünen Tisch ruiniren, so kann ihnen Niemand daraus einen Vorwurf machen. Sie thun es dann lediglich aus Liebe zu den Enterbten. Das Beispiel verdiente Nachahmung in Deutschland.

— Vom Altonaer Landgericht ist der kaum zwanzigjährige Barbiergehülfe Mertens wegen Majestätsbeleidigung zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt worden, weil er, als der Kaiser, der zur Besichtigung eines bei Blohm & Voß im Bau befindlichen Kriegsschiffes nach Hamburg gekommen war, durch die Bahnstraße fuhr: „Hoch die Anarchie!" gerufen hatte. — Acht Monate Gefängniß also für je ein unbedachtes Wort! Der Altonaer Gerichtstarif scheint sehr gesalzen zu sein.

— Der kaiserliche Gnadenerlaß kam keineswegs allen davon Betroffenen gelegen. Die armen Teufel, die irgend eines kleinen Deliktes sich schuldig gemacht hatten, um im Gefängniß überwintern zu können, sahen sich nach ihrer Entlassung genöthigt, gleich wieder zu betteln oder zu stehlen, um abermals aufgegriffen und für die nächsten Wochen versorgt zu werden. — Auch ein Bild der Zeit!

— Der Hofprediger Faber hat eine neue christliche Tugend entdeckt, die ihren klassischen Ausdruck in Rom fand, wo die Gladiatoren mit dem Gruß: Morituri, Caesar, te salutant! in den Tod gingen. Herr Faber hofft, daß die biedern Deutschen sich gegebenen Falles mit derselben hündischen Unterwürfigkeit werden abschlachten lassen. — Hoffen und harren macht Manchen zum Narren.

Mephisto.

Wir erhielten folgende Zuschrift:

Sehr geehrte Redaktion!

Der unterzeichnete Verlag bittet höflichst um Aufnahme folgender Berichtigung in ihrer Wochenschrift: „Die Kritik":

Die Geschäftsverbindung der „Welt am Montag" mit Herrn Gerhart Hauptmann beschränkt sich auf Folgendes: Herr G. Hauptmann erlaubte uns den Abdruck einer Szene aus dem „Florian Geyer" und ordnete an, daß das ihm dafür gebührende Honorar von 100 Mark einem armen Künstler als Weihnachtsgeschenk überwiesen würde.

Hochachtungsvoll

Verlag der „Welt am Montag"

C. Rutzemann.

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin.

100 seltene Briefmarken v. Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaic., Java, Lomb., Luxemb., Mexico, Monac., Natal, Pers., Peru, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei 2c. — alle verschied. — garant. echt — nur 2 Mk.!! Porto extra. Preislisten gratis.

E. Hahn, Naumburg (Saale).

Große delikate **Fettbücklinge,** täglich fr. geräuchert, Postkorb 10 Pfd., 1,25 M.; grüne Heringe, Postk. 10 Pfd., 1 M.; ff. Gelée- od. Tafelbrath. 4½-Liter-Dose, 10 Pfd., 1,50 M.; ff. Tafel-Rollmops, 4½-Ltr.-D., 1,60 M.; ff. Bismarckh. ohne Grät., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,50 M.; ff. Delikateßh., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,75 M.; ff. Salzfettb., 4½-Ltr.-Dose, 10 Pfd., 1,90 M.; Milchr. u. Rg., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,80 M.; Bahn-Send. 240 ff. Bücklinge 4,50 verf. geg. Nachnahme **E. Köpp, Misdroy,** Ostsee, Fischkonserven-Fabr. Zeitung angeben.

Eing. Schutzm. „Eisbär". **Warme Fußdecken,** gegerbte Seidenschnuckenfelle, bestes Mittel gegen kalte Füße, langhaarig, silbergrau (wie Eisbär). Große etwa 1 qm, das Stück 3,50–6 M, ausgesucht schöne Exemplare M 7,50. Bei 3 Stück franko. Prosp. u. Preisv. gr.

W. Heino, Lünzmühle bei Schneverdingen, Lüneburg, Hann.

Apfelwein

von unübertroffener Güte, goldklar, haltbar.

14 mal preisgekrönt

versendet in Gebinden von 35 Litern aufwärts à 30 Pf. per Liter exklusive Gebinde ab hier gegen Kassa oder Nachnahme.

Export-Apfelwein-Kelterei

Ferd. Poetko, Guben 32

Inhaber der Kaniß Preuß.-Staatsmedaille „Für besten Apfelwein."

Thee

Vorzügl. Theemischungen à Mk. 2,80 und 3,50 per Pfund, in höchsten Kreisen eingeführt. (Kais. Kgl. Hofl.) Probepackete 60 und 80 Pf.

„MESSMER"

Baden-Baden und Frankfurt am Main.

Für unsere Abonnenten.

Zur Aufbewahrung und bequemeren Lesens unserer Zeitschrift **„Die Kritik"** haben wir **eine elegante Lesemappe** zum Authängen mit Schnüren, für 1—2 Nummern passend, anfertigen lassen, die wir zum Preise von 75 Pf. unseren Abonnenten und Käufern der Kritik hiermit zur Anschaffung bestens empfehlen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder von uns direkt.

BERLIN N.W. 6,
Luisenstr. 36.

Kritik-Verlag.

Bücherzettel

3 Pfennig

An die Buchhandlung

100 große echte Harzkäse,
3,50 Mk. franko mit Kiste, Gust. Mackenrodt, Quedlinburg.

Feine Harzer
!Kanarien-Vögel!
mit den seltensten Touren zu Mk. 6, 8, 10, 12, 15 und 20 per Stück, empfiehlt und versend. unt. Garantie laut Preiscourant
H. Natermann, Clausthal, Oberharz.
NB. Zahlr. Anerkennungsscheiben sieh. z. Diensten.

Garantirt reiner Seimhonig
4,50 Mk., feinster Heideschleuderhonig 6,25 Mk. Beides netto 8 Pfd. franko. Garantie für feinste Waare, nehme sonst zurück. Herm. Hettmann, Bienenzüchter, Brockel b. Rotenburg i. Hannover.

Frische Naturbutter,
9 Pfund netto 8,50 Mk. frei Nachnahme. M. A. Cassens, Großefehn, Ostfriesl.

— Amateur-Photograph. —
Illustr. Prospekt gratis.
Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Adolf Oster, Moers a. Rh., 40
versend. franco Muster sein. berühmt. mod.
Herren-Stoffe
(Spezial. Cheviots) zu feinen Anzüg. u. Paletots. Feinst. Referenz.! Enttausch. ausgeschloss.

Allen Gartenfreunden empfohlen!
Grottensteine, Grottenbauten, Skizzen frei. O. Zimmermann, Hoflieferant, Greußen i. Thür.

Ravensberger Hafer Cacao,
ärztlich empfohlen, Gutachten vereidigter Chemiker, unentbehrlich für Blutarme, Nervöse, Magenleidende und Kinder. 5 Pfund franco 6 Mk. Hafercacaofabrik Robert Helbver, Bielefeld.

Heidelbeerwein,
vorzüglicher Gesundheitswein, à Fl. 70 Pf. Proben frei. Gudehus, Goslar (Harz).

9 Pfund ff. Tafelbutter
franko für 8 Mk. liefert Ferdinand Jahn, Kassel

Kopf- und Rücken-Geradehalter
nach einem neuen eigenartigen System, wirkt in sicherer naturgemäßer Weise bei größter Bequemlichkeit. Beschreibung und Urtheile durch C. von Wolff, Dresden, Dornblüthstraße 3.

Sensationell! **Sensationell!**
Isabella-Accord-Zither
von Jedermann ohne Musikkenntniß sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rococo-Arbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, 2 Zitherringen, Notenhalter und **3 Notenheften** je ca. 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur M. 12,50** incl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18—20 M.
Richard Fox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin.

☛ Freunde dieses Blattes, die zu abonniren wünschen, werden gebeten, den untenstehenden Bücherzettel abzuschneiden und an eine Buchhandlung einzusenden, falls eine solche nicht erreichbar, direkt an den Kritik-Verlag, Berlin N.W. 6, Luisenstraße 36.

70

Der Unterzeichnete abonnirt hiermit auf

Die Kritik
Wochenschau des öffentlichen Lebens
(Postzeitungsliste Nr. 3945)

für das laufende Vierteljahr zum Preis von 5 Mark. Betrag wird eingesandt — ist quartalsweise nachzunehmen.

wünscht Zusendung der bisher erschienenen Bände I, II, III, IV, V. Preis 5 Mark, gebunden 7 Mark.

„ „ „ Einbanddecke zu Band I, II, III, IV V. Preis à Mk. 1.50.

„ „ von Heft einzeln.

(Nichtgewünschtes gefl. zu durchstreichen.)

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

III. Jahrgang | Nr. 71 | 8. Februar 1896

Morituri te salutant!
Das neunzehnte Jahrhundert. Von D. Haek.
Die Lage in Elsaß-Lothringen. Von Dr. A. Haas.
Zur Kritik des Erbrechts. Von J. Matern.
Der Verbrecher-Typus. Von M. Brasch.
Hotel Briefkasten. Von Hans von Reinfels.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag

Berlin N.W. 6, Luisenstraße Nr. 36

Fernsprecher: III, 1621.

Preis für den Raum eines Feldes (4 Zeilen) nur 1 Mark netto.

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Berlin, den 8. Februar 1896.

Richard Voszmann, Uns Recht. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Preis Mk. 1,50. Verlag von Eduard Rentzel in Berlin.

Im Malstrom. Roman von Stanislaw Przybyszewski. Preis 3 Mk., geb 4 Mk. Verlag des V.reins für Deutsches Schriftthum (Hugo Storm) Berlin.

Michael. Dichtung von Martin Frehsee. Herausgegeben zum Besten des Baues der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnißkirche. Eleg. drosch. 1 Mk. Verlag von Max Schildberger in Berlin.

Gewerblicher Rechtsschutz und Urheberrecht. Zeitschrift des Deutsch. Ver. z. Schutz d. gewerbl. Eigenthums. I. Jahrg, Nr. 1. Halbjährlich 10 Mk. — Carl Heymann's Verlag in Berlin.

Gotthard Hirschfeld, Der Reichszivilprozeß. Eine Darstellung nach Zivilprozeßordnung und Gerichtsverfassungsgesetz zur Vorbereitung für die erste juristische Prüfung. Eleg. g-b. 3,60 Mk. Verlag von Paul Nitschmann in Berlin.

Albert Pulitzer, Der Roman des Prinzen Eugen. Eine Idylle unter Napoleon I. Mit 3 Heliogravuren. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Preis 4 Mk. Verlag von Wilhelm Braumüller in Wien und Leipzig.

Alban Förster,

op. 90 Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied m. Pftedegl f mittl Stimme 80 Pf. op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pftedegl. à 1 Mk Verl. v Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Durch alle Buch- u Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

E. Schweitschke, Aus Bismarcks Zeit. (1879—1895.) Vaterländische Gedichte Preis 2,25 M., geb 3 M. Verlag von Otto Petters in Heidelberg.

Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter, von Professor Dr Herman Conrad. Preis 80 Pf. Verlag von Hermann Walther in Berlin.

253 der schönsten Lieder
älterer und neuerer Meister (mit Klavierbegleitung) in elegantem Album nur 3 Mk. Paul Zschocher, Musikverl, Leipzig.

Gährung, Schauspiel in vier Akten von Paul Langenscheidt. Preis 2 Mk. Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft (Dr. P. Langenscheidt) Berlin.

Die Tochter Salomos. Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von Conrad von Blumenthal. Preis 2 Mk. Verlag von C. A Schweitschke und Sohn in Braunschweig.

Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk von Dr. Wilhelm Martens. Preis 8 Mk, geb. 10 Mk. Verlag von Manz & Lange in Hannover.

Gerhart Hauptmann, Florian Geyer. Preis 4 M., gebunden 5,50 M. S. Fischer, Verlag in Berlin.

S. Plattner, Guardaval. Am Ende des Jahrhunderts. Eine Historie in Versen. Preis 1,20 M. Verlag von Jul. Rich in Chur.

F. Schneider, Beitrag zur Lehre von der Prokura. Preis 2 M. J. Schweitzer, Verlag in München.

S. Friedländer und E. Nordeck, Der Kaiser und die Sozialdemokratie. Ein Beitrag zum § 95. Preis 50 Pf. Verlag von Fr. Wesemann in Berlin.

C. Müller-Schochwitz, Das deutsche Kaiserpaar Wilhelm II. und Augusta Viktoria. In Liedern aus allen deutschen Gauen. Preis 1,20 M, geb in Leinwand 2 M. Verlag von Hans Baemeister in Wiesbaden.

F. Heiderich, Die Erde. Eine allgemeine Erd- und Völkerkunde. Mit 215 Illustr., 143 Textkärtchen und 6 Karten in Farbendruck. Geb. in Hldfrz. 20 M. A. Harlleben's Verlag in Wien.

Zu beziehen durch **Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin W. 30:**

Schneidt, Kellnerinnen-Elend. 1 Mk.
Schulz, Woher kommen die kleinen Kinder? 80 Pf.
Grobe Keile auf grobe Klötze. (Von Konrad Albert) 1,— Mk.
Buhr, Der Sozialismus in der Armee. 50 Pf.
Dan. Sanders, Sein Leben und s. Werke. Nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage. Herausgeb. v. Fr. Düsel 2. Aufl. Mit Photogr. 1,60 Mk. — **Huth**, Buch berühmter Landwirthe. 2,25 Mk. — **Pohl**, Pastor, Dr., D. Verhältniß d. Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon. 1,— Mk. — **Haberland**, Metamorphosen der Pflanzen. 50 Pf. — Wie unterscheidet sich die Methode der Mathematik von der der Philosophie? 80 Pf.

Neue Musikalien für Klavier. Verlag von Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen.

G. Slapek,
op. 63, Friederike-Walzer. 60 Pf. Op. 68, Adolf-Friedrich-Marsch. 80 Pf. Op. 69, Elisabeth-Walzer. 1,20 Mk. Op. 70, Mein schön Berlin, Gesangwalzer. 50 Pf.

H. Berger,
op. 10, Polka-Mazurka. 60 Pf Op. 11, Gavotte. 60 Pf.

Kritische Studien zur Psychologie der Litteratur von Rudolph Lothar. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottländer.

Frithiof. Ein Schauspiel in fünf Akten (nach E. Tegners Frithiassage) von Ferdinand Herdrich. Preis 2 Mk. Verlag von Hansch & Tiesler in Dresden.

Stanislaw Przybyszewski, de profundis. Preis 6 M. Verlag von Hugo Storm in Berlin.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 8. Februar 1896

III. Jahrgang | Nr. 71 | Jahrgang III

Morituri te salutant.

Die dem Tod Geweihten grüßen Dich, o Caesar! — Aus rauhen Sklavenkehlen drang dieser Ruf zum Kaiser empor, dem verweichlichten und in widernatürlichen Lüsten verkommenen Tyrannen der weltbeherrschenden Roma, wenn er, von dem Troß seiner Schmeichler und Buhlknaben umringt, im Zirkus erschien, um dort am Anblick grausiger Gladiatorenkämpfe sich zu ergötzen, die bestimmt waren, dem vornehmen und geringen Pöbel jener Zeit die schlaffen Nerven zu kitzeln und die stumpfgewordenen Sinne auf flüchtige Augenblicke wieder zu beleben.

Die dem Tod Geweihten grüßen Dich, o Caesar! — Dieser Ruf, der an eine der schmachvollsten Perioden alter Geschichte erinnert und ewig im innigsten Zusammenhang stehen wird mit des römischen Volkes und des römischen Kaiserthums allertiefster Entwürdigung, und durch den ein aller Menschenwürde bares Gesindel seine tiefe Gesunkenheit schamlos öffentlich bezeugte; diesen Ruf, oder doch zum Mindesten die Gesinnung, welche darin ihren Ausdruck findet, möchte man jetzt gar in Deutschland einbürgern, unter den Angehörigen der deutschen Armee nämlich, deren Aufgabe es doch sicher nicht sein kann, nach Klopffechterart seinen Kaiser zu begrüßen, der es ge-

wiß als Schmach empfinden würde, wollte man mit einem römiſchen Caeſaren ihn vergleichen.

Bezeichnend iſt es, daß der beſchämende Verſuch, niedere Sklavengeſinnung in der Armee einzubürgern, von einem hochgeſtellten Geiſtlichen ausging, der des kaiſerlichen Vertrauens ſich erfreut. Der Hofprediger Faber iſt zudem kein unreifer Jüngling mehr, er iſt kein unbedachtſamer Feuerkopf, der von der Eingebung des Augenblicks ſich fortreißen, von dem ſchillernden Glanz eines ſchiefen Bildes ſich verführen läßt und dann Dinge ſagt, die er hinterher lieber nicht geſagt haben möchte.

Wenn ſolch' ein Mann bei feierlichem Anlaß den Soldaten zuruft, ſie ſollten des alten Gladiatorenwortes eingedenk ſein: Morituri te salutant! — ſo weiß er ganz genau, was er thut. Es kann ihm dann nicht einen Augenblick zweifelhaft ſein, daß er damit den Verſuch unternimmt, ſklaviſche Knechtſeeligkeit zu züchten in deutſchen Herzen, daß er von dem jungen Soldaten verlangt, er ſolle die Tugend der Selbſtentäußerung ſteigern bis zum Gefühl der Selbſtverachtung, er ſolle das eigene Leben gering ſchätzen und jeden Augenblick bereit ſein, auf ſeines Monarchen Befehl ſich blindlings ſelbſt zu opfern. Denn es wird durch dieſe Mahnung indirekt von ihm gefordert, er ſolle bereit ſein, auch für eine Laune ſeines kaiſerlichen Herrn ſein Leben in die Schanze zu ſchlagen, nicht weil er damit einem Einzelnen oder der Geſammtheit nützt, ſondern bloß, weil es jenem gerade ſo beliebt und weil an ſeiner eigenen kläglichen Exiſtenz ſo herzlich wenig doch gelegen iſt.

Aber unſere deutſchen Soldaten, die Söhne unſeres Volkes, ſind keine römiſchen Gladiatoren, und Kaiſer Wilhelm iſt kein Caeſar. In der Preſſe und auch ſonſt noch in der Oeffentlichkeit iſt das anſtößige Wort des Paſtors Faber nach Gebühr zurückgewieſen worden, und wenn der fromme Herr es heute noch einmal zu ſagen hätte, ſo würde er jedenfalls davon Abſtand nehmen. Er würde dem, was er an Gedanken und Empfindungen in die Herzen der Vaterlandsvertheidiger verpflanzen möchte, zum Mindeſten eine vorſichtigere Faſſung geben, würde nicht wieder ganz ſo rückſichtslos als höchſtes

Ideal militärischer Erziehung die gesindelhafte Charakterlosigkeit römischer Klopffechter hinstellen, die, um der sadistischen Laune eines mit unumschränkter, durch keine Verfassung eingeengter Gewalt bekleideten gekrönten Scheusals willen, ihr eigenes Leben willig in die Schanze schlugen und, bevor sie zum grausen Mordwerk schritten, durch jenen unheimlichen Gruß an den Caesar einen letzten vollgültigen Beweis der hündischen Gesinnung erbrachten, die durch barbarische Drillmeister ihnen zugleich mit den Handgriffen und Kniffen ihres Bullenbeißergewerbes eingepaukt worden war . . .

Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß Herr Faber keineswegs aus Streberei jenen Ausspruch that, sondern lediglich deßhalb, weil er vom deutschen Volk sich eine Meinung gebildet hat, auf Grund deren er sich für berechtigt hält zu der Annahme, daß es ein Leichtes würde sein, die von ihm als ideal hingestellte Gesinnung durch geschickte erzieherische Einwirkung in den Herzen der Volkssöhne zu erwecken. Sollte das der Fall sein, so möge der Herr sich sagen lassen, daß er sich gründlich irrt. Unser deutsches Volk mag elend sein und an Charakterfestigkeit gerade keinen allzu großen Ueberfluß haben, bei jener tiefen Stufe der Gesinnungslumperei aber, daß es bedingungslos einem Caesar sich zu Füßen würde legen, ist es denn doch noch nicht angelangt.

Der Ruf: Morituri te salutant! findet keinen Widerhall in deutschen Herzen — wenigstens nicht in seiner ursprünglichen Bedeutung. Es ist freilich nicht ausgeschlossen, daß es Lagen geben kann, in denen Tausende von deutschen Männern bereit wären, einem Kaiser oder Heerführer, der das volksthümliche Denken und Empfinden verkörperte, der dem idealen Streben und Sehnen des Volkes Ausdruck gäbe, durch Mühen und Gefahren zu folgen und dabei selbst ihres Lebens nicht zu achten und mit dem brechendem Auge noch das Banner zu grüßen, unter dem sie gekämpft, und dem Fahnenträger einen letzten Gruß treuer Kameradschaft zuzunicken, aber nicht, weil er just der Fahnenträger und der Kaiser ist, sondern weil er selbst treulich seine Schuldigkeit gethan.

Die Vorstellung, als ob das deutsche Volk durch irgend welche

Bande ganz besonderer Art mit seinen verschiedenen Herrscherhäusern verbunden sei und als ob, gewissermaßen ein kunstvoller Ueberbau auf diesen loyalen Gefühlen, das Gefühl einer ganz besondern Anhänglichkeit gegen den Kaiser im deutschen Herzen unausrottbar vorhanden sei — diese Vorstellung entspricht ganz und gar nicht den thatsächlichen Verhältnissen. Schon ein flüchtiger Blick auf die Politik des Tages müßte die guten Leute und schlechten Musikanten, die solchen verworrenen Anschauungen huldigen, eines Andern belehren. Hunderttausende, Millionen von deutschen Männern sind heute weit davon entfernt, ihrem Landesvater oder dem Kaiser jene blindergebene Anhänglichkeit entgegen zu bringen, welche die Voraussetzung ist kritikloser Unterordnung unter den Herrscherwillen. Wir sind, Gott sei Dank, denn doch schon so weit, daß auch des Monarchen Worte und Handngen gewogen und gemessen, daß sein Charakter und seine Gesinnungen geschätzt werden und daß alle die, welche sich selbst achten, sich stets Freiheit nehmen, von Fall zu Fall ihr Urtheil zu fällen, von Fall u Fall auch Stellung zu nehmen zu den Anschauungen und Thaten Derjenigen, die auf der Menschheit Höhen thronen, sobald diese Thaten und Handlungen nach irgend einer Richtung hin das öffentliche Interesse berühren. Was die Monarchen als Privatleute thun und lassen, was sie in dieser ihrer Eigenschaft denken und empfinden, geht Keinen etwas an — wobei allerdings bemerkt werden muß, daß der Kreis, innerhalb dessen sich der Monarch persönlich ausleben kann und darf, naturgemäß etwas enger gezogen ist, als bei Leuten in minder verantwortungsvoller Stellung.

Die Verantwortlichkeit seiner Stellung — wenn auch die moralische nur und nicht die gesetzliche — das ist es ja gerade, wodurch der moderne Monarch sich vom antiken Caesar unterscheidet. Dieser konnte jeder seiner Launen nachgeben, durfte von jedem Augenblickseinfall zu unbedachtem Handeln sich hinreißen lassen, von ihm galt das Wort: regis voluntas suprema lex! Er war Keinem verantwortlich, und der Begriff der mit Rechten und Ansprüchen ausgestatteten Volkheit war in jener Zeit des Niederganges den Römern ganz verloren gegangen. Das Reich und seine Bewohner waren Caesars Eigen-

thum, ſie waren ſeine Sache, über die er nach Belieben verfügen konnte.

Eines Theils dieſer Vorrechte erfreut ja auch der moderne Monarch ſich noch —: auch er iſt geſetzlich nicht verantwortlich und kann in gewöhnlichen Zeitläufen nicht zur Rechenſchaft gezogen werden. Nur in außergewöhnlichen Zeiten, wenn der Löwe der Revolution brüllend und ſeine Flanken peitſchend durch die Gaſſen ſchreitet, iſt es denkbar, daß er, der ſo lange über dem Geſetze geſtanden hat, auch einmal dem Geſetze unterworfen wird, falls die reſpektloſen Empörer es nicht gar vorziehen, ihn als außerhalb des Geſetzes ſtehend zu erklären und kurzer Hand vom Diesſeits ins Jenſeits zu befördern, wie dies in der Geſchichte ja mehrfach ſchon geſchehen iſt. Sie ſcheuen dann eben vor dem Odium ungeſetzlicher Handlungsweiſe nicht zurück.

Aber auch in friedlichen Zeiten, ſolange er im Vollbeſitz ſeiner königlichen Befugniſſe und Prärogative ſich befindet, iſt heutigen Tages ein Monarch doch ſchon nicht mehr ganz ſouverän. Er unterſteht ſchon mehr oder minder der Gerichtsbarkeit der öffentlichen Meinung, die ihm oft ein gar ſtrenger und rückſichtsloſer Richter iſt. Mit dieſer Thatſache muß der moderne Monarch rechnen, mag ſie ihm auch nicht gerade lieb und angenehm ſein. Und Wilhelm II. ſcheint auf die öffentliche Meinung mehr Rückſicht zu nehmen, als mancher andere Herrſcher —: er iſt bemüht, in ununterbrochener Fühlung mit ihr zu bleiben. An wichtigen Wendepunkten der inneren wie der äußeren Politik hat er es ſogar wiederholt für geboten erachtet, ſich in direkten Kontakt mit der öffentlichen Meinung zu ſetzen. Er that dies vielleicht nur, um ſie in einem gewiſſen Sinne zu beeinfluſſen; das vermag aber ſeiner Handlungsweiſe nichts von ihrer ſymptomatiſchen Bedeutung zu nehmen. Wenn ein ſo willensſtarker, von ſo gewaltigem Perſönlichkeitsdrang erfüllter Monarch wie der deutſche Kaiſer es für nothwendig hält, auf die öffentliche Meinung geſtaltend und beſtimmend einzuwirken, ſo beweiſt das klar und deutlich, daß gerade er immer mehr der im Werden begriffenen neuen Anſchauung ſich nähert, wonach auch der Monarch verantwortlich iſt für ſein Thun und Laſſen, zum Mindeſten moraliſch verantwortlich ſeinem Volke, welches das Recht in Anſpruch nimmt, über ihn ein Urtheil zu fällen.

Dieſes Recht kann ſelbſt bei dem gegenwärtigen Stand der Geſetzgebung, der doch ſo Vieles noch zu wünſchen übrig läßt, dem einzelnen Volksangehörigen nicht verwehrt werden. Nur vorſichtig, überaus vorſichtig muß er bei Formulirung ſeines Urtheils zu Werke gehen, damit er nicht in geſetzliche Verſtrickung falle und als Majeſtätsbeleidiger vor den Kadi geſchleppt werde, der in ſolchen Fällen ſelten zur Milde geneigt iſt.

Neuerdings ſcheint die Neigung, den Kaiſer und ſein Thun zu kritiſiren, ziemlich weit verbreitet zu ſein. Es häufen ſich wenigſtens die Fälle der zur gerichtlichen Aburtheilung gelangenden Majeſtätsbeleidigungen in geradezu bedenklichem Maße Die Staatsanwälte, welche ſo raſch mit der gerichtlichen Klage bei der Hand ſind, haben offenbar keine Ahnung davon, daß ihr übereifriges Vorgehen dem Anſehen der Krone mehr ſchadet als nützt. Die vielen Verurtheilungen wegen Majeſtätsbeleidigung ſind ein ſchlimmes Zeichen der Zeit — ſie ſind keineswegs darnach angethan, das Anſehen und den Glanz der Krone zu erhöhen. Und die harten Strafen erſt, die in einzelnen Fällen verhängt ſind worden, obgleich es ſich nur um thörichte, unbedachte Aeußerungen handelte, oder aber um Auslaſſungen, die aus einer Augenblicksſtimmung heraus, aus einer plötzlichen Temperamentsaufwallung zu erklären waren, dieſe Urtheile, für die das Volk kein Verſtändniß hat, haben vielfach zu bitteren Bemerkungen Anlaß gegeben, die auch nicht immer allzu loyal klangen.

Der gegenwärtig mit verſtärktem Eifer geführte Kampf wider die angeblichen Verächter und Beleidiger der Krone und ihres Trägers beweiſt deutlich, daß ſogar den Hütern des Geſetzes, die hinter dicken Paragraphenwällen ſich abſperren gegen den Entwickelungskampf der Zeit, nachgerade eine Ahnung davon aufzugehen beginnt, wie ſehr die angeſtammte Unterthanentreue zu ſchwinden begonnen hat und auf der ganzen Linie ſieghaft die Anſchauung im Vordringen begriffen iſt, daß auch der Monarch nicht mehr Achtung und Liebe beanſpruchen kann, als er durch perſönliche Tüchtigkeit, durch ſein Pflichtbewußtſein und die davon zeugenden Thaten ſich zu erwerben weiß.

An dieſer Thatſache läßt Nichts ſich ändern. Der Zug der

Zeit ist nun einmal den unbegründeten Privilegien nicht günstig, und solchen Vorrechten Achtung zu verschaffen, fällt heute schwerer als je. Das Gerechtigkeitsprinzip ringt aussichtsvoll nach Anerkennung. Und die Gerechtigkeit verlangt, daß Jeder, auch der Höchststehende, an seinen Thaten und an seinem Wollen nur gemessen werde, nicht aber an Aeußerlichkeiten, die mit seiner Wesensart in gar keinem Zusammenhang stehen. Das muß auch der Monarch sich schließlich gefallen lassen, dagegen kann auch er Nichts einzuwenden haben, wenn er wirklich ein Sohn seiner Zeit will sein und nicht ein Ueberbleibsel aus der Vergangenheit, das als altehrwürdiger Hausrath von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wird, ohne einem wesentlichen Bedürfniß zu entsprechen.

Der deutsche Kaiser scheint nicht der Mann zu sein, der ein Wort ehrlicher Kritik nicht könnte vertragen. Unlängst wurden sogar Aeußerungen von ihm berichtet, die klar erkennen lassen würden, daß er das Urtheil ehrlicher, gesinnungstüchtiger Männer wohl zu schätzen weiß und es in seiner nächsten Umgebung gar sehr vermißt. Dadurch würde jedenfalls weit mehr seinen Interessen gedient werden, als durch den läppischen Uebereifer Derjenigen, die das Bildniß des Kaisers zu schwindelnder Höhe emporheben und von den „Unterthanen" verlangen möchten, daß sie in scheuer Demuth nur zu ihm emporblicken und niemals ein kritisches Wort über die Person des Monarchen sich erlauben.

Der moderne Fürst ist kein römischer Caesar; unsere Soldaten, unsere Brüder im Waffenrock, sollen nicht zu Klopffechtern herabgewürdigt werden, und dem Bürger muß es unbenommmen bleiben, auch dem Monarchen gegenüber seine Mannheit und die Selbstständigkeit seiner Gesinnung hervorzukehren. Der Ruf berufsmäßiger römischer Kehlabschneider soll nie von deutschen Lippen zu den Stufen des Thrones emporschallen. K. Sch.

Das neunzehnte Jahrhundert.

Beneidenswerthe Enkelkinder, die nicht nur im Genusse alles dessen sein werden, was wir als keimfähige Saat der Erde anvertraut, oder was wir als zarten Triebling mit unserem Schweiß und Blut benetzt und genährt haben, sondern auch einen deutlichen Ausblick auf das neunzehnte Jahrhundert genießen können, auf einen Zeitabschnitt, der mehr gepriesen und gescholten wurde, als irgend einer seiner Vorgänger, und der auch mehr des Interessanten bietet als irgend eine im Zeitenstrom verrauschte Epoche.

Zahlreich sind die Namen, die dem neunzehnten Jahrhundert bisher schon beigelegt wurden, und es ist kaum ein bedeutsames politisches Ereigniß geschehen, oder eine wichtige wissenschaftliche oder technische Entfaltung vorgekommen, die nicht versucht hätte, der Zeit ihren Namen zu geben. In den meisten Fällen ist die Bezeichnung auch zutreffend, wenn auch nicht völlig umfassend und kennzeichnend. Am trefflichsten dürfte wohl das neunzehnte Säkulum „das weibliche Jahrhundert" genannt werden, nicht nur, weil in ihm die Erörterungen über die gesellschaftliche Stellung des Weibes einen breiten Raum einnehmen, sondern weil diese Epoche von ihrem Beginn bis zu ihrem Ende einen vorzugsweise femininen Charakter hat, trotz der unerbittlich harten Kämpfe, die sie durchtoben, trotz des starren Egoismus, der sie ganz durchsetzt zu haben scheint. Es sind dies nur allgemeine Erscheinungen, nothwendige Folgen des Vorhergegangenen oder Reflexe des Vergangenen. Ueberhaupt haben wir in derartigen Fällen unter weiblich einzig ein Prinzip zu verstehen, das sich mehr schaffend als schöpfernd bethätigt und das der Empfindung selbst einen breiteren Spielraum einräumt, als der nackten Reflexion.

Ein Jahrhundert muß gerade nicht zweimal fünfzig Jahre zählen und ist eben so wenig wie die Jahreszeit vom Kalender abhängig. Wir können 1789, den Beginn der französischen Revolution, als Geburtsjahr des neunzehnten Jahrhunderts betrachten, wenn wir schon eine Feststellung vornehmen wollen, was bei der ewigen Verkettung der Ereignisse allerdings nur unter Einschränkungen möglich ist. Die große Revolution, als deren Vorfrucht der amerikanische Unabhängigkeitskampf zu betrachten ist, mußte siegen, schon darum, weil ihr kein lebensfähiges Prinzip gegenüberstand. Aber auch sie trägt ganz den Stempel der Weiblichkeit, trotz ihrer Großthaten und ihres gigantischen Schreckens. „Mon caractère est efféminé et pourtant indomptable," sagte Rousseau in einer Stunde der Selbsterkenntniß von sich selbst und ebenso „weiblich und dennoch unzähmbar" war die Revolution, in der nur im Vollklang erdröhnte, was dieser pessimistische Idealist, dieser misanthropische Menschenfreund schon vorher, bewundert und verspottet, zum

Ausdruck brachte. Der Kampf zwischen den männlich-kühleren Voltairianern und den weiblich-empfindsameren Anhängern Rousseaus, ein Kampf der Jahrzehnte auf geistigem Gebiete währte und in dem naturgemäß die ersteren die Oberhand gewinnen mußten, konnte ebenso naturgemäß nur zum Sieg der letzteren führen, als diese Ideen auf dem Blachfeld des Lebens aufeinanderstießen. Bald mußten denn auch die voltairianischen Girondisten das Blutgerüst besteigen, während die rousseauischen Jakobiner ihre Macht immer mehr ausbreiteten, immer mehr in Uebertreibungen verfielen, bis der unvermeidliche Sturz eintrat. Sehen wir also, daß die für das neunzehnte Jahrhundert bestimmende große Revolution einen femininen Hauptzug aufweist, so darf es uns auch nicht verwundern, daß darin die Frauen eine Hauptrolle spielten, die Damen der Salons ebenso gut wie die Damen der Halle. Revolutionen tragen — es dürfte vielleicht etwas wunderlich klingen — überhaupt einen weiblichen Charakter, und dasselbe kann auch von den meisten Kriegen gesagt werden, die im neunzehnten Jahrhundert geführt wurden; entschieden auszunehmen sind nur die Kriege des ersten Napoleons und die Kämpfe Preußens im Jahre 1866. Und in der That sehen wir auch ein Vorherrschen des männlichen Elementes bei den beiden Hauptakteuren dieser Handlungen, bei Napoleon I. und Bismarck. Es wird für einen künftigen Plutarch eine schöne Aufgabe sein, das Leben dieser zwei Männer, die dem Anfang und dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts das politische Gepräge gaben, vergleichsweise zu schildern, wobei sicherlich so manche interessante Parallelen zum Vorschein kommen würden. Und nichts dürfte auch mehr den Unterschied zwischen Beginn und Ende dieser Epoche illustriren, als die Thatsache, daß trotz aller Bewunderung und Verehrung das Individuum am Ende des Jahrhunderts doch nicht mehr jene große Geltung hat, wie es zu dessen Anfang der Fall war. Es ist nicht allein der Unterschied an Titel und Rang, der wohl ein „Zeitalter Napoleons", aber kein „Zeitalter Bismarcks" werden ließ. Nur bei Männern, wie Carlyle, die noch unter dem Einfluß des napoleonischen Epos standen, konnte sich im neunzehnten Jahrhundert eine Theorie des Heroenkultus festigen: der Menge aber kommt selbst unwillkürlich zum Bewußtsein, daß nicht der Mann die Zeit, sondern die Zeit den Mann macht, und daß selbst der Größte nichts anderes zu thun vermag, als die zerstreuten Gefühle und Gedanken zu einem thatfähigen Ganzen zu vereinen.

So wie die politische, trägt auch die soziale Gestaltung des neunzehnten Jahrhunderts einen weiblichen Hauptzug. Die mit jedem Tag zunehmende Arbeitstheilung ist ein entschieden weibliches Element unserer kulturellen Entwickelung, ebenso der mit ihr paralell gehende Sozialismus, welcher schließlich doch nur auf einen mehr oder minder ausgebildeten Kommunismus hinausläuft. Es ist kein Zufall, daß die Frauen in dieser Bewegung eine bedeutendere Rolle spielen, als in jeder andern; dasselbe zeigte sich bereits im ursprünglichen Christenthum, das ebenfalls kommunistisch veranlagt war. Auch ist das Bestreben, in Handel und Wandel, Lernen und Lehren, Schalten und Walten eine Gleichstellung der Geschlechter herbeizuführen, noch nie kräftiger hervorgetreten, als in dieser Zeit, und die Frauen haben auf diesem Gebiete einen größeren Erfolg zu verzeichnen, als den meisten Vertretern und Gegnern ihrer Sache bewußt zu sein scheint. Damit soll keineswegs auf die stellenweise sehr beträchtliche Erweiterung des Gebietes weib-

licher Thätigkeit hingewiesen sein, die für die Sache selbst von geringerer Bedeutung ist, als die Verhältnisse der Zeit augenblicklich dünken lassen. Der wichtige Erfolg besteht vielmehr darin, daß die sogenannte Frauenfrage nunmehr weniger vom Standpunkt des Prinzipes, als von dem der Utilität angegriffen wird, und es ist vielleicht mehr als ein zufälliges Zusammentreffen, daß der entschiedenste Verfechter des Rechts der Minorität, Stuart Mill, auch am eifrigsten für die soziale Gleichstellung des Weibes eintritt. Es ist hier nicht der Ort, diese wichtige Frage eingehend zu erörtern, deren Lösung eine völlige Umgestaltung unserer Erziehungsweise als Vorbedingung haben dürfte. Es will scheinen, als ob die Gegner der Frauenbewegung durch kleinliche Bedenken den Ausblick auf die wirklich ernsthaften Einwände verloren haben. Sitte und Brauch sind etwas Wandelbares und unterscheiden sich von der Mode und durch eine größere Dauer; was heute als unerläßlich erscheint, kann morgen belächelt oder gar verlacht werden, ewig sind aber die von der Natur gezogenen Schranken, die vielleicht vereinzelt eine bizarre Laune überspringen mag, die jedoch allen kindischen Bemühungen zum Trotz ihre Bestimmung der Menge gegenüber stets erfüllen werden.

Daß die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts einen vornehmlich weiblichen Charakter zeigt, ist um so begreiflicher, als sie selbst in der männlichsten Periode von einer hermaphroditischen Beschaffenheit und im Grunde genommen nichts anders, als das in Wort, Bild oder Ton ausgedrückte Geistesleben ihrer Zeit ist. Selbst die der anfänglichen Romantik scheinbar so entgegenstehenden hypernaturalistischen Ismen des letzten Vierteljahrhunderts sind mit jener engverwandt und trotz ihrer rauhen und gar rohen Außenseite durchaus weiblich. Wir ersehen dies am besten aus der Thatsache, daß diese Systeme mit einer verblüffenden Verwandlungskunst in Symbolismus oder Mystik sich darzustellen vermögen. Von den „mondbeglänzten Zaubernächten" der Romantik vom Beginn des neunzehnten Jahrhunderts bis zu den mystischen Gestaltungen des letzten Jahrzehntes führt der Weg keineswegs über alle die Schründe und Schroffen, die sich während dieser Zeit dem Blicke zeigen. Auch die Wissenschaft unserer Epoche weist einige markante weibliche Züge auf, obgleich sie ihrem Wesen nach entschieden männlich ist. Wie sehr das neunzehnte Jahrhundert einen weiblichen Charakter aufweist, erkennen wir aus der Thatsache, daß alle Denker dieser Zeit, die mit ihr im entschiedenen Widerspruch standen, mehr oder minder entschiedene Gegner der Frauen waren, es sei hier nur an Schopenhauer, an Stirner und seinen ebenso genialen wie verschrobenen Nachfolger Nietzsche erinnert.

Das neunzehnte Jahrhundert kann in zweiter Reihe als „Jahrhundert der Großstadt" gelten. Zu keiner Zeit, selbst in den Tagen des allbeherrschenden Roms nicht, konnte der Großstadt eine so große Bedeutung beigemessen werden, wie in der zweiten Hälfte unseres Säkulums. Die entwickelten Verkehrs- und Verständigungsmittel haben ihnen die entfernten Ortschaften derart näher gebracht, wie es früher kaum die benachbarten waren; die zahlreichen Erfindungen und Verbesserungen begünstigten hauptsächlich die Masse, und so war es kein Wunder, daß die Einwohnerzahl der Städte von Jahr zu Jahr sich rapid vermehrte, zumal hier auch die Fabriken eine günstigere Ansiedlungsstelle fanden, als an kleinen Orten, an welchen sie nur gewisse natürliche oder künstliche Vortheile festzuhalten

vermochten. Mit Unrecht hat man diese „Verstärkung" der Gesellschaft als ein beklagenswerthes Ereigniß hingestellt. Beklagenswerth ist es nur insofern, als es das Ableben eines früheren Zustandes bedeutet, der uns, verklärt von der Erinnerung, schöner dünkt, als er wirklich war. Jede systematische Neuerung ist eine Verbesserung, wenn sie auch auf ihrem Uebergangswege selbst den Einsichtigeren nicht als solche erscheinen mag. Wer wollte auch bestimmen, welche Form unser Städtewesen im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts annehmen wird, sofern dieser Zeitraum überhaupt zu einer gänzlichen Umgestaltung genügen sollte? Unleugbar ist, daß unsere Lebensweise in einer kurzen Spanne Zeit einen fast märchenhaft erscheinenden Fortschritt gemacht hat; selbst ein bescheidenes Dorf von heute weist mehr Bequemlichkeit auf, als eine Großstadt vor hundert Jahren zu bieten vermochte. Und am verwunderlichsten von allem ist, daß wir alles ohne die geringste Verwunderung als etwas Selbstverständliches hinnehmen. Es ist einer der markantesten Züge des „Jahrhunderts der Großstadt", daß der Kulturmensch in seiner zweiten Hälfte das Erstaunen verlernt hat. Wir nehmen es als selbstverständlich hin, daß wir mit einer leichten Reibebewegung Feuer entzünden können, und es fällt uns dabei kaum ein, daß wir selbst in unserer Mitte noch Greise besitzen, die in ihrer Jugend mühsam mit Stahl und Stein den Funken hervorzulocken versuchten. Ein leiser Druck des Fingers, und die elektrische Glocke ruft Leute aus den fernsten Winkeln des Hauses herbei, ein flinkes und auch ruhiges Mittel, verglichen mit den schwerfälligen Klopfern, die noch anfangs des Jahrhunderts an den Hausthoren zu finden waren. Selbst in der dürftigsten Hütte wirft heute die Petroleumlampe einen hellen Schein, während noch vor Jahrzehnten das trübflackernde, mit ranzigem Fett gefüllte Oellämpchen oder die Unschlittkerze allgemein im Gebrauch war, sofern nicht der qualmende Kienspan, der in einer Eisenklammer befestigt von der Decke herabhing, die Stelle vertrat.

Wer wollte auch alle die Verbesserungen aufzählen, die das Leben selbst der ärmsten Menschen mit einer Bequemlichkeit umgeben, welche den Großvätern noch undenkbar war. Sie alle sind Produkte derselben Kulturbewegung, die ein „Jahrhundert der Großstadt" geschaffen hat. Freilich hat dies auch seine Schattenseiten. Die zusammengeströmte Menge ist rücksichtsloser in ihrem Gehaben, als die, welche auf der Scholle ihrer Ahnen haust und durch das Herkommen oder den Blick des Nachbars zu Rücksichten genöthigt ist, die ihr eigentlich gar nicht lieb sind. Ferner äußert sich, angespornt von der Oeffentlichkeit der Lebensführung eine innere Unruhe, die um so niederdrückender wirken muß, als sie den Menschen verhindert, Einkehr in sich selbst zu halten, dem einzigen Ort wo wirklich Ruhe und Erholung zu finden ist. Bismarck sprach einmal von einem „gesunden Egoismus"; es wird Sache der Zukunft sein auch einen „heiligen Egoismus" im Gemüth des Menschen erstehen zu lassen, verwandt, aber doch grundverschieden vom Hochmuth des Ichs, der aus manchen unseren Modegedanken hervortönt und seine das Mittelmaß überragende Geisteshöhe für die Gestalt des „Uebermenschen" hält. . . . . .

Jahrhundert des Dampfes, des Verkehrs, der Elektrizität, der Maschinen und wie sonst noch die zahlreichen Namen lauten, die dem Neunzehnten beigelegt wurden — sie lassen sich alle zu der einzigen Bezeichnung: „wissen-

schaftliches Jahrhundert" zusammenfassen. Wie das Weltall, wie das materielle Leben seinen ewigen Kreislauf hat, so auch das geistige. Was als Gedanke dem Gehirn entkeimt, entwickelt sich zur technischen That, und diese liefert wieder der Forschung Mittel und Wege, die ihr selbst zugute kommen. Nichts ist ganz unabhängig von anderen Dingen, und selbst das scheinbar am Entferntesten auseinander Liegende ist durch Zwischenglieder zu einem Ganzen verbunden; und es ist eine der interessantesten Aufgaben, wenigstens die Hauptphasen des neunzehnten Jahrhunderts näher in Betracht zu ziehen und auf ihren Zusammenhang hin zu prüfen. In aller Kürze charakterisirt stellt sich uns diese Epoche, die mit mehr Recht als jede andere das „große Jahrhundert" genannt werden kann, innerlich als von hauptsächlich weiblicher Beschaffenheit dar, äußerlich als eine wissenschaftliche Zeit, die infolge der von ihr hervorgebrachten Verbesserungen in der Großstadt ihren Sitz hat. Vielleicht haben wir sogar schon unbewußt die Grenze des zwanzigsten Säkulums überschritten und vielleicht bildet die in den letzten Jahrzehnten eingetretene Erforschung Afrikas einen bedeutsameren Wendepunkt, als wir vorläufig noch zu ahnen vermögen. Es ist nicht so unwahrscheinlich, daß die nachfolgende Zeit vom dunkeln Welttheil her ihren Namen erhält. Aber auch diese Erforschung ist vorzugsweise weiblicher Art, mehr von dem Gefühl veranlaßt worden, als von materiellen Interessen, mögen diese schließlich auch vorwiegend geworden sein. Gewinnsucht, Geldgier oder Handelsinteressen haben zur Entdeckung Amerikas und auch Australiens geführt: die Erschließung Afrikas ist hauptsächlich ein Werk frommer Missionsthätigkeit oder selbstlosen Forschertriebes.

Berlin. D. Haek.

Die Lage in Elſaß-Lothringen.*)

Während des verfloſſenen Sommers, im Verlauf der Feierlichkeiten, die zur Erinnerung an die Ereigniſſe des Jahres 1870 in Deutſchland abgehalten wurden, iſt viel die Rede geweſen von den Fortſchritten, welche die Germaniſation Elſaß-Lothringens in dieſen fünfundzwanzig Jahren gemacht habe. Der „Matin" hat ſich damals veranlaßt geſehen, Erhebungen über dieſen Gegenſtand anzuſtellen, indem er durch einen ſeiner Mitarbeiter mehrere politiſche Perſönlichkeiten des Reichslandes ausfragen ließ, die von den verſchiedenſten Geſichtspunkten aus zu dieſer Frage Stellung nahmen.

Da ich perſönlich während der letztverfloſſenen drei Jahre einen ganz beſonderen Antheil an der Politik Elſaß-Lothringens genommen habe und da ich außerdem durch meine ärztliche Praxis ſtändig in innigſter Fühlung ſtand mit allen Klaſſen der reichsländiſchen Bevölkerung, glaube ich wohl in der Lage zu ſein, dieſe Frage in ſachlicher Weiſe in den Spalten dieſer Zeitſchrift zu beleuchten.

Verſtändigen wir uns zunächſt über die Bedeutung des Wortes: Germaniſation. Wenn man von der Germaniſation Elſaß-Lothringens ſpricht, kann man damit offenbar nur die materielle und moraliſche Annäherung der Bewohner des eroberten Landes an Deutſchland meinen, d. h. die fortſchreitende Umwandlung ihrer Anſchauungen, ihrer Sitten und Bräuche, ihrer Sprache und endlich auch ihrer Gefühle, welche immer mehr das ſpe-

*) Der frühere Reichstagsabgeordnete Dr. Haas, gegen den vor einiger Zeit die reichsdeutſche Preſſe heftige Angriffe richtete, weil er ſeinen Sohn die Kriegsſchule in St. Cyr beſuchen ließ, und der dann ſpäter nach Frankreich auswanderte, veröffentlicht in dem neueſten Hefte der „Revue des Revues" einen für ein deutſches Publikum beſonders intereſſanten Artikel, in dem er ſeine Anſicht über die Zuſtände in Elſaß-Lothringen vorträgt. Dank dem Entgegenkommen der Redaktion der vortrefflichen Pariſer Halbmonatsſchrift ſind wir in der Lage, dieſen ſehr beachtenswerthen Artikel, der für das Denken und Empfinden einer gewiſſen Bevölkerungsſchicht in Elſaß-Lothringen ſymptomatiſche Bedeutung hat, unſern Leſern ſeinem Hauptinhalt nach zugänglich zu machen. D. Red.

zifiſch franzöſiſche Gepräge verlieren und allmählich deutſchen Charakter annehmen.

Dieſe Erklärung halte ich für die allein zutreffende, im Gegenſatz zu jenen Beurtheilern, welche in der ſcheinbaren Reſignation der Elſaß-Lothringer angeſichts einer Lage, die ſie doch nicht zu ändern vermögen, einen Beweis fortſchreitender Germaniſation erblicken wollen.

Die Frage lautet nun: Bis zu welchem Grade hat ſich die ſoeben angedeutete Umbildung und Annäherung an deutſches Weſen im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre in Elſaß-Lothringen vollzogen?

Indem wir ſchrittweiſe die Anſtrengungen verfolgen, welche die deutſche Regierung machte, um eine ſchleunige Germaniſation herbeizuführen, und indem wir dieſen Anſtrengungen die erzielten Erfolge gegenüberſtellen, wird uns am eheſten klar werden, wie wenig eigentlich die Erfolge den Bemühungen entſprechen und wie groß demnach der von der Bevölkerung Elſaß-Lothringens geleiſtete Widerſtand geweſen ſein muß.

Gleich nach der Annexion wurde das Reichsland der Herrſchaft eines Statthalters unterſtellt, dem die ausgedehnteſten diktatoriſchen Vollmachten zur Seite ſtanden. Die natürlichen Vertreter des Volkes waren zum Stillſchweigen verurtheilt, die Preſſe ward geknebelt, das Vereins- und Verſammlungsrecht aufgehoben, und die lokalen und provinzialen Vertretungskörper wurden ſuspendirt. Der erſte Statthalter war Herr v. Möller.

Seit 1872 verlangte man von allen denen, die irgend welche öffentlichen Funktionen bekleideten, von Notaren, Gerichtsvollziehern, Briefträgern u. ſ. w., daß ſie den Eid auf die Verfaſſung leiſten und dem Kaiſer Treue und Gehorſam ſchwören ſollten. Damals gaben nicht nur einige Notare ihren Beruf auf, ſondern auch arme Briefträger und andere ſchlechtbeſoldete Unterbeamte, die zur Ernährung ihrer Familien auf das kümmerliche Beamtengehalt angewieſen waren, ließen es ruhig auf ihre Abſetzung ankommen, ehe denn ſie eine Vorſchrift erfüllten, die ihrem Gefühl widerſtrebte. Auch ich ward damals der Ehre theilhaftig, von dem beſcheidenen Poſten eines Gefängnißarztes in Saargemünd abberufen zu werden, weil ich mich gleichfalls weigerte, den fraglichen Eid zu leiſten.

Im Jahre 1873 machte die deutſche Regierung den Verſuch, die ehemaligen Vertretungskörper, die General- und Arrondiſſementsräthe wieder ins Leben zu rufen. Dieſer Verſuch ſcheiterte anfangs kläglich, indem die Gewählten ſich in der Regel weigerten, den Treueid zu leiſten. Dies wiederholte ſich ſo oft, bis endlich die Wähler ſich eines Anderen beſannen und

ſolchen Kandidaten ihre Stimmen gaben, von denen ſie wußten, daß ſie den Eid leiſten würden. Man wollte eben das Zuſtandekommen dieſer Körperſchaften nicht dauernd verhindern. Die Neugewählten waren übrigens zum großen Theil Notare, die aus beruflichen Rückſichten ſich bereits genöthigt geſehen hatten, den Eid zu leiſten.

Im Jahre 1874 entſchloß man ſich ſodann, dem Lande eine Vertretung im Deutſchen Reichstage zuzubilligen. Der politiſche Zuſtand Elſaß-Lothringens war damals ein wenig erfreulicher. Ein öffentliches Leben gab es eigentlich gar nicht, da die deutſche Gewaltherrſchaft jede ſeiner Lebensäußerungen unterdrückt und alle politiſchen Organiſationen rückſichtslos zerſtört hatte. Einige Perſonen nur, die von vornherein entſchloſſen waren, ſich den neuen Verhältniſſen anzupaſſen, hatten eine ſogenannte Autonomiſtenpartei gebildet. Dieſe Leute, welche größtentheils nur durch ihren Eigennutz ſich leiten ließen, ſtellten ſich auf den Boden des Frankfurter Vertrages, den ſie mit allen ſeinen Folgen anerkannten, und bemühten ſich, aus Elſaß-Lothringen ein autonomes Land zu machen, das ſeine eigene Landesgeſetzgebung hätte und ſeine eigene Verfaſſung, nach der es von einer eigenen Regierung unter der Kontrolle eines elſaß-lothringiſchen Parlamentes regiert würde. Kurz und gut: Elſaß-Lothringen ſollte ein Bundesſtaat werden wie alle übrigen und nicht ferner ein Reichsland darſtellen. Selbſtredend gedachten dieſe Herrſchaften, wenn man erſt ſoweit wäre, alle einflußreichen und einträglichen Aemter des neuen Bundesſtaates unter ſich zur Vertheilung zu bringen.

In Elſaß-Lothringen ſah man die Autonomiſten als Abtrünnige an und behandelte ſie demgemäß. Die Kandidaten dieſer Richtung erzielten, obwohl ſie von der Regierung ermuthigt und unterſtützt wurden, bei den erſten Wahlen von 1874 nur einen geringfügigen Erfolg; ſie wurden in allen Wahlkreiſen durch die Kandidaten des unverſöhnlichen Proteſtes gegen den Frankfurter Friedensvertrag geſchlagen. Die erſte That der neuen Abordnung beſtand darin, daß ſie von der Tribüne des Reichstags herab eine Erklärung abgab, durch welche ſie gegen die Annexion proteſtirte. Einen nennenswerthen Nutzen erzielte ſie durch dieſen Proteſt aber keineswegs. Der Biſchof von Straßburg, Herr Raeß, trennte ſich überdies von ſeinen Kollegen und gab, unmittelbar nachdem der Geſammtproteſt, den er m unterſchrieben hatte, zur Verleſung gelangt war, eine private Erklärung ab, durch die er die Rechtsbeſtändigkeit des Frankfurter Vertrages anerkannte. Dieſe zweideutige Haltung des Kirchenfürſten, der im Hinblick auf kirchliche

Intereſſen alſo gehandelt haben mochte, ſtieß im Elſaß allgemein auf Mißbilligung und zwar unter den Katholiken und dem katholiſchen Klerus ebenſo wohl wie bei den Proteſtanten, die in großer Anzahl für den Biſchof geſtimmt hatten.

* * *

Das diktatoriſche Regiment des Herrn von Moeller wurde im Jahre 1879 durch das des Generalfeldmarſchalls von Manteuffel abgelöſt, den Kaiſer Wilhelm zum Statthalter ernannte. Der alte Kaiſer, der ein Mann von ritterlichem Charakter war, war mit Recht der Meinung, daß ein Regiment der Milde und des Entgegenkommens weit eher geeignet ſein würde, dem Deutſchen Reiche die Sympathien der Elſaß-Lothringer zu gewinnen, als ein Regiment der Härte und Strenge. Der Feldmarſchall von Manteuffel war ganz der Mann, das Programm ſeines kaiſerlichen Herrn zu verwirklichen. Durch ſeine vornehmen Manieren, ſeine diplomatiſche Geſchicklichkeit und ſeine Leutſeligkeit gegen Jedermann, durch die Bereitwilligkeit ferner, mit der er auf Klagen nnd Beſchwerden der Bevölkerung einging, ſobald ſie ihm durch ihre zuſtändigen Vertreter vorgetragen wurden, durch alles dieſes gewann er eine gewiſſe Beliebtheit im Lande, und wenn Einer, ſo wäre er im Stande geweſen, das Ziel, welches dem Kaiſer vorſchwebte, zu erreichen. Leider brachen ſeine Bemühungen ſich an dem böſen Willen des Beamtenthums, das ſich ſtets als der unverſöhnliche Feind der Eingeborenen gezeigt hatte und hinter dem man Bismarcks haßerfüllte Seele ſpürte. Durch die Quertreibereien und den ſtillſchweigenden Widerſtand des Beamtenthums ward die Stellung des Herrn von Manteuffel bald ſchon eine ſehr mißliche, und es war mehrfach die Rede von ſeiner bevorſtehenden Demiſſion. Indeß ganz ſo leicht ſollten die Gegner des Feldmarſchalls ihr Ziel doch nicht erreichen. Der alte Kaiſer ließ ſich nicht irre machen; er wollte die begonnene Probe zu Ende führen und dachte gar nicht daran, den Mann ſeines Vertrauens zu entlaſſen. Da ſtarb am 17. Juni 1885 Herr von Manteuffel unverhofft in Karlsbad, wo er ſich zur Kur aufhielt.

Die Germaniſation hat auch unter der Herrſchaft des Herrn von Manteuffel keine bedeutenden Fortſchritte aufzuweiſen gehabt. Aber das neue Syſtem der Milde hatte doch zur Folge, daß eine Art Beruhigung der Gemüther eintrat, und wenn auch die Bevölkerung noch immer bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit ihre Anhänglichkeit an Frankreich bekundete, ſo brachte ſie den neuen Herren doch nicht mehr jene heftige Abneigung der

ersten Zeit entgegen, und man konnte schon den Zeitpunkt voraussehen, da Elsaß-Lothringen, nachdem es mit seinem Schicksal sich ausgesöhnt, ebenso behandelt werden und derselben politischen Rechte sich erfreuen würde wie die übrigen deutschen Bundesstaaten.

Unter dem Fürsten von Hohenlohe, der die Manteuffelsche Erbschaft antrat, trat das Bismarcksche System wieder in seiner ganzen Schönheit zu Tage. Die Beamten kehrten der Bevölkerung gegenüber wieder ihre frühere Bärbeißigkeit hervor, dem Regiment der Milde und Ueberredung folgte das der rohen Gewalt.

Im Jahre 1887 fanden in Folge der Reichstagsauflösung aus Anlaß der Septennatsfrage Neuwahlen statt. Eine außerordentlich gereizte Proklamation des Fürsten von Hohenlohe, in der es hieß, daß eine erneute Ablehnung der Septennats-Vorlage das Zeichen zum Kriege sein würde, wirkte wie ein Peitschenhieb, unter dem Elsaß-Lothringen sich aufbäumte und sich wieder auf sich selbst besann, indem es den Protest von 1874 dadurch erneuerte, daß es mit vernichtender Majorität in fünfzehn Wahlkreisen die Kandidaten der Protestpartei wählte. Auf solche Weise konnte z. B. auch geschehen, daß in dem Wahlkreis Erstein-Molsheim der Baron Zorn von Bulach, der dort eine einflußreiche Stellung einnahm, von dem radikalen Protestkandidaten Dr. Sieffermann geschlagen wurde, dessen Kandidatur erst einige Tage vor der Wahl aufgestellt worden war. Zu Metz erhielt Herr Antoine, dessen aggressive Haltung gegenüber der Regierung ihm vielfach zum Vorwurf gemacht wurde, 15 000 Stimmen, 1500 mehr als selbst der Erzbischof Dupont des Loges bei der Wahl von 1874 auf sich vereinigt hatte.

Die Strafe hierfür ließ nicht lange auf sich warten. Im Mai 1888 wurde die bekannte Paßverordnung über das Land verhängt, welche ihrem Wortlaut nach gegen alle Fremden gerichtet war, die von der französischen Seite her die Grenze überschreiten wollten. Ihrem innersten Wesen nach richtete diese rein vexatorische Vorschrift sich indeß ausschließlich gegen die Franzosen und dadurch indirekt gegen die Elsaß-Lothringer. Während nämlich die Regelung der Paßfrage zu einer einfachen Formalität zusammenschrumpfte, sobald es sich um andere Ausländer handelte, wurden die eingehendsten Erhebungen und Nachforschungen angestellt, wenn es sich um Franzosen handelte, die um die Erlaubniß zu längerem oder kürzerem Aufenthalt im Reichslande einkamen. In solchen Fällen wurde häufig die Angelegenheit ungebührlich lange hinausgeschoben und sehr oft wurden die Aufenthaltserlaubniß und die

Ausstellung eines Passes einfach verweigert. Die Gründe hierfür wurden niemals bekannt gegeben; in letzter Linie war es eigentlich der Gensdarm, der über die Paßbewilligung verfügte, weil er in diesen Fällen die Recherchen an den Orten vornahm, für die die Aufenthaltserlaubniß nachgesucht wurde.

Mit den Akten der Unmenschlichkeit, welche damals an der Grenze geübt wurden, könnte man dicke Bücher füllen. Söhne, die ans Krankenbett ihrer Eltern eilen wollten, Greise selbst und harmlose Frauen, Kinder, die noch an der Mutterbrust lagen, und die man vergessen hatte mit auf den Paß setzen zu lassen, wurden oft brutaler Weise an der Grenze zurückgewiesen.

„Ich bin in der ganzen Welt herumgekommen", sagte einmal ein Deutscher, der an einer Grenzstation zurückgehalten wurde, weil er keinen Paß mit sich führte, „ich war bei den Irokesen und andern wilden Völkerschaften, nirgends aber bin ich einer so barbarischen Maßregel begegnet, wie in meinem eignen Heimathlande."

Diese Periode äußerster Strenge zeitigte verhängnißvolle Früchte. Die konstitutionelle Opposition wurde endgültig dadurch vernichtet, daß man en letzten protestlerischen Abgeordneten, Herrn Antoine, außer Landes trieb und bei einer großen Anzahl von Personen, die im Verdacht standen, Mitglieder der Patriotenliga zu sein, Haussuchungen über Haussuchungen abhielt. Großes Mißbehagen bemächtigte sich des Landes; Beunruhigung, Entmuthigung und blasse Furcht ergriffen die Gemüther. Gleichzeitig wuchs aber auch der Haß gegen den fremden Eindringling und Unterdrücker, und zwar um so mehr, als es nur noch möglich war, ihm in aller Stille und Heimlichkeit Ausdruck zu geben . . .

Drei Jahre hindurch herrschte in dem Reichslande eine wahre Schreckensherrschaft. Und trotzdem behaupteten die Deutschen, daß die Maßregel des Paßzwanges die Sache der Germanisation wesentlich gefördert habe!

* * *

Indeß die deutsche Regierung, die zu Zeiten ja doch auch wieder eine gewisse Geschicklichkeit an den Tag legt, weiß nicht nur zu züchtigen, sondern sie versteht auch bei geeigneter Gelegenheit zu belohnen. Manchmal bekundet sie sogar ein großes Entgegenkommen, wo sie dies nämlich für angebracht und aussichtsvoll hält. Sie vertheilt ihre Belohnungen mitunter praenumerando und manchmal wieder postnumerando.

Zu den im Voraus gewährten Vergünstigungen ist das Entgegen-

kommen zu zählen, welches ſie von vornherein dem katholiſchen Klerus gegenüber an den Tag legte. Sie erhöhte das Einkommen der Geiſtlichen, ſchuf ihnen gewiſſe Erleichterungen in Bezug auf Penſionirung, gewährte den Seminariſten die Befreiung vom Militärdienſt und bewilligte endlich den einzelnen Kirchengemeinſchaften ziemlich erhebliche Zuſchüſſe. Dennoch aber entſprach der Erfolg nicht den aufgewendeten Bemühungen. In der deutſchfreundlichen Preſſe findet man auf Schritt und Tritt die Belege hierfür. Sie wimmelt von Angriffen gegen den Klerus, dem immerfort vorgeworfen wird, er ſei reichsfeindlich und hege nach wie vor den franzöſiſchen Geiſt in der Bevölkerung.

Allerdings gilt dies hinſichtlich der jüngeren Geiſtlichen nur mit einer gewiſſen Einſchränkung. Der Einfluß der deutſchen Erziehung und des deutſchen Unterrichts macht ſich bei ihnen doch ſchon fühlbar. Und dennoch kenne ich genug junge Geiſtliche, die, obwohl ſie die deutſche Univerſität beſucht haben, dennoch vom reinſten franzöſiſchen Patriotismus beſeelt ſind — vielleicht gerade deßhalb, weil ſie an der deutſchen Univerſität ſtudirt haben.

Man muß übrigens berückſichtigen, daß es einen Umſtand giebt, der ſehr wohl im Stande war, die Anhänglichkeit des elſaß-lothringiſchen Klerus an Frankreich weſentlich zu dämpfen —: die Kirchenpolitik nämlich, welche die franzöſiſche Regierung ſeit geraumer Zeit befolgt. Dennoch aber iſt bei den meiſten Geiſtlichen die Liebe zum franzöſiſchen Vaterland ſo groß und ſtark, daß ſie es trotz aller Irrthümer ſeiner Regierung lieben, ebenſo wie ein Sohn ſeine Mutter trotz ihrer Fehler liebt.

Im Jahre 1884, bei Gelegenheit einer Nachwahl zum Reichstag, glaubten einige Geiſtliche des Metzer Wahlkreiſes die Kandidatur eines der Ihrigen gegen diejenigen Antoines aufſtellen zu müſſen, angeblich weil dieſer Freimaurer und Freidenker war. Dieſer Verſuch, ſo übel angebracht er auch geweſen ſein mochte, wurde durch einen Umſtand veranlaßt, der nachträglich erſt akut geworden iſt. In Folge perſönlicher Verwendung des Generalfeldmarſchalls von Manteuffel war der Biſchof von Metz, Dupont des Loges, nicht abgeneigt, ſich die Kandidatur eines mit den neuen Verhältniſſen ausgeſöhnten lothringiſchen Geiſtlichen gefallen zu laſſen, wenn auch nicht ihr ausdrücklich ſeine Zuſtimmung zu ertheilen. Damals nun hielt der Abbé Jacques, deſſen franzoſenfreundliche Geſinnung Jedermann kannte — die Deutſchen nannten ihn Antoine den Zweiten — es für ſeine Pflicht, ſeine eigne Kandidatur gegen diejenige Antoines aufzuſtellen und zwar einmal, um die Kandidatur des deutſchfreundlichen Prieſters unmöglich zu

machen, ſodann aber auch in der Abſicht, das Banner des Proteſtes aus den Händen Antoines in ſeine eignen übergehen zu laſſen. Er hoffte, daß es ihm gelingen würde, dem Proteſtlerthum mehr Nachdruck und Lebensfähigkeit zu verleihen, indem er die Oppoſition in mildere Formen kleidete und ihr außerdem den Schutz ſeines geiſtlichen Gewandes angedeihen ließ. Nun wurde aber mit einem Male der Biſchof anderer Anſicht. Als das Erſuchen an ihn gerichtet wurde, er möge doch der Kandidatur des Abbé Jacques ſeine Zuſtimmung ertheilen, gab er bezeichnender Weiſe zur Antwort: „Wenn ich einen Mann zu wählen hätte, der mich auf einem Konzil vertreten müßte, ſo wäre Herr Antoine ſicher der Letzte, auf den meine Wahl fiele; da es ſich aber nur darum handelt, einen nach Berlin zu ſchicken, damit er dort Politik mache, ſo gebe ich gerade ihm vor allen Andern meine Stimme.“ Und viele Prieſter dachten ganz ebenſo. „Wir müſſen Frankreich doch wirklich ſehr lieb haben,“ ſagte einer von ihnen, „um Antoine unſere Stimme zu geben“, und ein anderer wiederum that den für die damalige Denkweiſe eines großen Theiles des Klerus höchſt bezeichnenden Ausſpruch: „Wenn der Teufel gegen den Erzengel Michael kandidiren würde und der Teufel franzöſiſch geſinnt, der Erzengel Michael aber deutſchfreundlich wäre, ſo würde ich für den Teufel ſtimmen.“

Erwähnt ſei übrigens noch, daß Angehörige des Klerus ſeit Jahren im deutſchen Reichstag ehrenvoll den Poſten behaupten, den Andere nicht haben beziehen wollen, und daß ſie nur auf den Augenblick warten, da muthige und unabhängige Laien kommen werden, ſie abzulöſen. Aus alledem geht doch zur Genüge hervor, in wie hohem Grade bei der elſaß-lothringiſchen Geiſtlichkeit die Erinnerung an das verlorene Vaterland noch immer lebendig und wirkſam iſt.

* * *

Die deutſche Regierung verſteht ſich auch darauf, denjenigen Gemeinden Belohnungen und Anerkennungen zuzuwenden, deren Bürgermeiſter ſich mit der Landesverwaltung zu ſtellen wiſſen, und die bei den Reichstagswahlen nicht allzu ſchlechte Abſtimmungsreſultate aufzuweiſen haben. Solchen Gemeinden werden gerne Subventionen und Entlaſtungen zugebilligt, man bewilligt ihnen Eiſenbahnlinien u. dgl. Uebrigens muß man gerechter Weiſe hervorheben, daß die Deutſchen nicht allein dieſe Praxis befolgen.

Ich ſpreche hier nicht von den perſönlichen Gunſtbezeugungen, die wie ein wohlthätiger Mannaregen auf alle Diejenigen ſich herabſenken, welche

eine irgendwie einflußreiche und angesehene Stellung einnehmen und sich herbeilassen, der deutschen Regierung gefällig zu sein. Ihnen gegenüber knausert man nicht mit der Verleihung von Orden, Aemtern u. dgl. Und dennoch erreicht man mit dem allen nicht immer das angestrebte Ziel.

* * *

Eins der hauptsächlichsten Germanisationsmittel, auf das die Regierung in erster Linie sich verläßt, ist die Schule. In den Schulen derjenigen elsaß-lothringischen Gemeinden, in denen nur deutsch gesprochen wurde, wurde von vornherein der französische Sprachunterricht beseitigt. Nach und nach wurde die Zahl der französischen Unterrichtsstunden auch in denjenigen Gemeinden vermindert, in denen das Französische die Muttersprache ist, und heutigen Tages ist man bereits soweit, daß die französische Sprache fast gänzlich aus dem elsaß-lothringischen Schulunterricht verdrängt ist. Um so weit als irgend möglich den Gebrauch der französischen Sprache im Schulunterricht zu vermeiden, werden z. B. Gegenstände auf die Wandtafel gezeichnet, deren deutsche Benennung man dann den Schülern angiebt, um zu vermeiden, daß sie sich die Sachbezeichnungen aus ihrer französischen Muttersprache ins Deutsche übersetzen müssen.*) In Folge dessen lernen die Schüler nur mit großer Mühe deutsch lesen und schreiben, deutsch sprechen und verstehen lernen sie aber keineswegs, während sie andererseits weder französisch lesen noch schreiben können, obwohl dies ihre einzige Umgangssprache ist. Die beklagenswerthen Ergebnisse eines solchen Unterrichts-Systems im Hinblick auf die geistige und sittliche Entwickelung der jungen Generation liegen ziemlich klar zu Tage. Aber auch in materieller Hinsicht werden die jungen Leute durch ein solches System schwer geschädigt; es wird ihnen das spätere Fortkommen dadurch erheblich erschwert. Alle Vorstellungen hiergegen, mochten sie nun vom Klerus ausgehen, der sich der Möglichkeit beraubt sah, in wirksamer Weise den Kindern einen ins Herz dringenden Religionsunterricht zu ertheilen, oder von den Gemeindeverwaltungen und Vertretungskörpern bis zum Landesausschuß hinauf — alle diese Beschwerden vermochten nicht das Mindeste gegen die Voreingenommenheit der Verwaltung auszurichten.

Unlängst erst hat ein Metzer Lehrer, Herr Mayaux, in einer Schrift:

---

*) Der Herr Verfasser hat offenbar keine Ahnung davon, daß das eine auf den Anschauungsunterricht begründete Lehrmethode ist, die in ganz Deutschland gehandhabt wird.

„Die zwei Sprachen in den lothringiſchen Schulen" in überaus lichtvoller Weiſe die Gefahren dargethan, die aus dem gegenwärtig herrſchenden Syſtem dem jungen Geſchlecht in materieller, intellektueller und ſittlicher Hinſicht erwachſen. Und um zu zeigen, daß ſeine Schrift nicht in deutſch-feindlicher Abſicht geſchrieben worden ſei, führte er den Nachweis, daß der gegenwärtige Zuſtand der Dinge der Germaniſation Elſaß-Lothringens geradezu hinderlich ſei. Die gewiſſenhafte und gründliche Arbeit dieſes Mannes hätte ihm eigentlich ein Lob, wenn nicht eine Belohnung eintragen müſſen. In Frankreich wäre Herr Mayaux zum Offizier der Akademie oder des öffentlichen Unterrichtsweſens ernannt worden, in Elſaß-Lothringen aber wurde er — ſeines Amtes entſetzt.

* * *

Nach der Schule kommt die Kaſerne. Um den jungen Elſaß-Lothringern Liebe zu ihrem neuen Vaterlande einzuflößen, müßte man ſie doch mindeſtens als Menſchen betrachten und behandeln und ſie nicht den in deutſchen Kaſernen üblichen Beſchimpfungen und Rohheiten unterwerfen, von denen beſonders den „Franzoſenköpfen" gegenüber reichlich Gebrauch gemacht wird.*)

Die militäriſche Erziehung iſt zweifellos geeignet, den jungen Mann, dem ſie zu Theil wird, inniger an das Land zu ketten, von dem ſie ausgeht, und in ihm das Gefühl des Patriotismus zu entwickeln, deſſen erſte Keime er in der Schule oder in der Familie in ſich aufgenommen hat. Dieſes Erziehungsreſultat hat man in vereinzelten Fällen ſicher auch in Elſaß-Lothringen zu verzeichnen gehabt; mir iſt ſogar der Fall bekannt, daß ein lothringiſcher Soldat es nicht verſchmäht hat, ſich zum Reſerve-Offizier der deutſchen Armee machen zu laſſen. Und dennoch, wie viele junge Leute kommen vom Militär zurück, im höchſten Grade erbittert über die Behandlung, die ſie während ihrer Dienſtzeit mußten über ſich ergehen laſſen, und entſchloſſen, bei den erſten Anzeichen eines nahenden Krieges die Grenze zwiſchen ſich und die deutſche Armee zu legen!

Im Ganzen und Großen bewahren auch — das kann ich aufs Beſtimmteſte hier verſichern — nach ihrer Militärzeit die jungen Elſaß-Lothringer

*) Hier übertreibt der Herr Verfaſſer ſicher. Es iſt nicht gut anzunehmen, daß die elſaß-lothringiſchen Landeskinder in der Kaſerne ſchlechter behandelt werden ſollten, als die übrigen Soldaten. Es wäre dies ja auch pädagogiſch ſo falſch wie möglich. D. Red.

in treuem Herzen die Erinnerung an das, was ſie im Schooße der Familie in ſich aufnahmen, und auch ſie werden dieſe Gefühle auf ihre Nachkommenſchaft vererben . . .

* * *

Bei manchen jungen Leuten dient die Univerſität zur Ergänzung der Schule und der Kaſerne. Auf dieſem Gebiete hat das Deutſche Reich wirklich Bedeutendes geleiſtet. Es hat in Straßburg eine Hochſchule ins Leben gerufen, die in Bezug auf Großartigkeit und Luxus der Einrichtung ſowohl, als auch im Hinblick auf die Reichhaltigkeit der Unterrichtsmittel und die Bedeutung ihrer Lehrkräfte den Vergleich mit den beſten deutſchen Univerſitäten nicht zu ſcheuen braucht. Hauptſächlich mit Hülfe der Univerſität hofft die Regierung die Angehörigen der gebildeten Klaſſe dem Deutſchthum zu gewinnen, und man muß zugeben, daß aus ihnen eine Generation hervorgeht, die allmählich anfängt, den Gefühlen, welche Frankreich den Leuten meines Alters einflößt, entfremdet zu werden. Aber darf man deßhalb wirklich behaupten, daß dieſe jungen Leute beim Verlaſſen der Univerſität für Deutſchland gewonnen ſind? Sicher nicht. Denn bis auf den heutigen Tag beſteht an der Univerſität in Straßburg keinerlei Gemeinſchaft zwiſchen den altdeutſchen und den elſaß-lothringiſchen Studenten. Die letzteren haben ihre beſondere Organiſation, ihre Verbindungen und Vereine, die ſehr häufig ſchon mit der Polizei hart zuſammengeriethen und auch aufgelöſt wurden, weil ſie deutſchfeindlicher Geſinnung verdächtig waren. Auch auf dieſem Gebiete alſo hat Deutſchland heute, nach fünfundzwanzig Jahren das Ziel, welches ihm vorſchwebt, noch immer nicht erreicht und wird es auch ſo bald nicht erreichen.

* * *

Der wirkſamſte Faktor der Germaniſation iſt die Einwanderung des altdeutſchen Elementes, das die einheimiſche Bevölkerung immer mehr zurückdrängt, ſo daß dieſe entweder zu Grunde gerichtet oder zur Auswanderung gezwungen wird. Dieſer Faktor iſt beſonders in der Stadt Metz in Wirkſamkeit, woſelbſt die Einwanderung ſchon gleich nach der Annexion einen großen Umfang angenommen hat und ſeither noch immer im Zunehmen begriffen iſt. In Metz bilden die Deutſchen gegenwärtig die erhebliche Mehrheit, und man kann dreiſt die Behauptung aufſtellen, daß nach weiteren fünfundzwanzig Jahren Metz eine durchaus deutſche Stadt ſein wird, in der die Franzoſen auf eine ſo verſchwindend kleine Minderzahl zuſammenge-

ſchmolzen ſein werden, daß ſie dann keinerlei politiſche Bedeutung mehr haben. In Straßburg dagegen machen ſich die Folgen der Einwanderung viel langſamer bemerkbar, weil die eingeborene Bevölkerung größtentheils dort verblieben iſt. Auf dem flachen Lande hat ſich wenig nur verändert; es iſt dort ſo ziemlich beim Alten geblieben. Die ländlichen Bezirke leiſten jetzt und auf noch recht lange Zeit hin der Germaniſation den denkbar ſtärkſten Widerſtand.

Ein Rückblick auf das bisher Geſagte ergiebt, daß bisher alles Mögliche verſucht wurde, um Elſaß-Lothringen binnen Kurzem deutſch zu machen. Nur an eins hat man niemals gedacht — nämlich daran, daß es vielleicht außerordentlich praktiſch wäre, den wirkſamſten Faktor in ſolchen Dingen, die Zeit, ruhig ihr Werk thun zu laſſen — die Zeit, den großen Arzt der alle Wunden heilt . . .

Und nun noch einige Worte über die eigentliche Proteſtbewegung im Reichslande.

Der erſte Proteſt gegen den Frankfurter Frieden wurde erhoben, als der Friedensvertrag noch nicht geſchloſſen war. Damals haben die Abgeordneten, welche Elſaß-Lothringen zur Nationalverſammlung nach Bordeaux entſandt hatte, von der Tribüne herab Proteſt erhoben gegen den Gedanken der Losreißung der beiden Provinzen von Frankreich. Es wurde eine Erklärung verleſen, die von ſämmtlichen Abgeordneten unterzeichnet war; an ihrer Spitze ſtand Gambetta, der in vier Wahlkreiſen von fünfen gewählt worden war. Herr Keller, der Vertreter des Departements du Haut-Rhin, begründete alsdann dieſe Erklärung, welche mit den Worten ſchloß: „Kurz: Elſaß und Lothringen proteſtiren laut und feierlich gegen jede Gebietsabtretung; Frankreich kann eine ſolche nicht zugeſtehen, Europa darf ſie nicht billigen. Wir rufen unſere franzöſiſchen Mitbürger, wir rufen die Regierungen und Völker der ganzen Welt als Zeugen dafür an, daß wir im Voraus für null und nichtig alle Akte und Abmachungen, jede Abſtimmung und jegliches Plebiszit erklären, wodurch unſere beiden Provinzen ganz oder theilweiſe an eine ausländiſche Macht abgetreten werden ſollen. — Wir erklären hiermit auch als unverletzlich das Recht der Elſaß-Lothringer, Angehörige der franzöſiſchen Nation zu bleiben, und wir ſchwören ſowohl für uns, als auch im Namen unſerer Auftraggeber, ſowie unſerer Kinder und ihrer Nachkommen, daß wir immerdar dieſes Recht in Anſpruch nehmen werden, mit allen Mitteln und gegen jegliche fremde Uſurpation.“

Die erſte That der im Jahre 1874 in den deutſchen Reichstag gewählten elſaß-lothringiſchen Fraktion, die ſich aus fünfzehn Mitgliedern zuſammenſetzte, beſtand darin, daß ſie ſich über eine feierliche Erklärung einigte, durch die der Proteſt von Bordeaux wieder erneuert wurde. Da es nach Lage der Sache nicht angängig war, einen einfachen Proteſt gegen die Annexion von der Tribüne des Reichstags herab zur Verleſung zu bringen, weil die Geſchäftsordnung dem im Wege geſtanden haben würde, brachten die elſaß-lothringiſchen Abgeordneten einſtimmig den Antrag ein, daß die definitive Einverleibung Elſaß-Lothringens nachträglich der Sanktion des elſaß-lothringiſchen Volkes unterbreitet und daß dieſes aufgefordert werden ſolle, darüber abzuſtimmen, ob es zu Deutſchland gehören wolle.

Herr Teutſch, der Vertreter des Wahlkreiſes Zabern, begründete in längerer Rede dieſen Antrag. Er wies darin auf das Ungeheuerliche der Thatſache hin, daß gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts im ziviliſirten Europa es noch immer möglich ſei, daß eine ganze Bevölkerung mit Gewalt annektirt werde von einer fremden Nation, der ſie garnicht angehören wolle. Er verwies ferner auf Bluntſchli und andere Völkerrechtslehrer, die längſt ſchon die Anſchauung vertreten hätten, daß eine Gebietsabtretung nur dann volle Rechtskraft erlange, wenn ſie nachträglich die Beiſtimmung derjenigen Perſonen fände, die jenes Gebiet bevölkern. Der Redner ſchloß an ſeine leidenſchaftlich erregten Ausführungen noch einen Appell an die Großmuth der Sieger, indem er ſagte: „Laſſen Sie uns Gerechtigkeit widerfahren, meine Herren, und wir wollen dann gern die drei Jahre der Leiden vergeſſen, die hinter uns liegen, um nur noch des Edelſinns zu gedenken, den Sie zuletzt uns gegenüber bethätigten. Wir werden ihnen dann in Zukunft verbunden ſein als ein befreundetes Volk, durch das einzige Gefühl, das von Dauer iſt, weil es auf gegenſeitiger Acht beruht.“ . . . .

Dieſe Rede war, wie Herr Teutſch ſpäter ſelbſt berichtet, von Anfang bis zum Ende durch Zwiſchenrufe und Lärm unterbrochen worden. Dieſes Benehmen eines großen Parlamentes gegenüber den Beſiegten wurde in einem einzigen deutſchen Blatt, der Frankfurter Zeitung gebührend gekennzeichnet.

Die unzeitgemäße Erklärung, die nach der Rede des Abgeordneten Teutſch der Biſchof von Straßburg für ſeine Perſon abgab, war der erſte öffentliche Akt, durch den ein erwählter Verteter Elſaß-Lothringens die Rechtsbeſtändigkeit des Frankfurter Friedensvertrages anerkannte.

Bei den verſchiedenen Wahlen, die ſpäter vorzunehmen waren, kamen hauptſächlich zwei Parteien in Betracht —: die Proteſtler und die ſog. Ralliirten. In Wirklichkeit aber gab es der Proteſtler im ſtrengen Wortſinne nur ganz wenige, nämlich diejenigen, welche ihrer Mandatspflicht genügt zu haben glaubten, indem ſie gegen die Annexion öffentlich proteſtirten und alsdann nach Hauſe zurückkehrten, ohne weiterhin an den Parlamentsverhandlungen Theil zu nehmen. Es waren dies die vier lothringiſchen Abgeordneten, die Herren Dupont des Loges, Abel, Germain und Pougnet, ſowie auch vier von den elſäſſiſchen Deputirten —: Haeffely, Lauth, Abbé Soehulin und Teutſch. Die ſieben anderen elſäſſiſchen Abgeordneten, unter ihnen die Herren Guerber und Winterer, waren dagegen der Anſicht, daß, nachdem einmal von der Reichstagstribüne herab eine Rechtsverwahrung gegen die Annexion eingelegt worden ſei, es ihre Pflicht wäre, nur noch an die Zukunft zu denken, ſowie mit gegebenen Thatſachen zu rechnen und an dem politiſchen Leben Deutſchlands, zu dem Elſaß-Lothringen nun doch einmal thatſächlich gehöre, Theil zu nehmen und mit allen Miteeln darauf hinzuarbeiten, daß dem Lande, das ſie mit ſeiner Vertretung betraut hatte, alle ſtaatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten zu Theil würden. Für ſie war der Proteſt eine Thatſache, die inskünftig der Geſchichte angehören würde, auf die man aber nicht immer wieder zurückzukommen brauche.

Die ſpäter gewählten Volksvertreter huldigten übrigens ganz derſelben Auffaſſung der Sachlage, und ſelbſt Diejenigen, welche bei Abgabe ihres politiſchen Glaubensbekenntniſſes ausdrücklich erklärten, daß ſie auf dem Standpunkt des Proteſtes ſtänden — auch ſie nahmen, wenn auch immerhin in beſchränktem Maße, thätigen Antheil an den parlamentariſchen Arbeiten des deutſchen Reichstages, wenigſtens ſoweit dieſelben ſich auf elſaß-lothringiſche Angelegenheiten bezogen. Sie nahmen an den Reichstagsſitzungen Theil in der zwiefachen Abſicht: für die elſaß-lothringiſchen Intereſſen einzutreten und eine Oppoſition verſtärken zu helfen, deren Zweck es war, das Kaiſerreich zu ſchwächen. Obwohl ſie gegen den Frankfurter Vertrag ihre Rechtsverwahrung einlegten, ſtellten ſie ſich dennoch auf den geſetzlichen Boden, der durch dieſen Vertrag geſchaffen worden war. Dieſe ihre Handlungsweiſe entſprach übrigens den damals im Reichslande herrſchenden allgemeinen Anſchauungen. Mit Herrn Antoine verſchwand aus dem deutſchen Reichstag der letzte Abgeordnete, den man als Proteſtler bezeichnen konnte.

Deutſcherſeits iſt in Folge deſſen die Behauptung aufgeſtellt worden, daß die Proteſtbewegung todt ſei, während man gleichzeitig in Frankreich

behauptet, ſie lebe nach wie vor und ſei noch immer rüſtig am Werke. Die Einen haben Recht und die Anderen auch.

Der Proteſt als politiſches Syſtem iſt thatſächlich ein überwundener Standpunkt. Dieſes Syſtem wurde ſchon in der erſten Stunde aufgegeben von denjenigen Abgeordneten, die, nachdem die Rechtsverwahrung gegen die Annexion im Reichstag zu Gehör gebracht war, an den Reichstagsarbeiten ruhig Theil nahmen, um die Intereſſen ihrer Wähler wahrzunehmen. Es wurde dieſes Syſtem in der Folge ſogar von denjenigen Abgeordneten fallen gelaſſen, welche in der Wahlbewegung ausdrücklich erklärten, daß ſie auf dem Boden des Proteſtes ſtänden. Und endlich haben das Syſtem des fruchtloſen Proteſtes alle Diejenigen verworfen, die es ſich angelegen ſein laſſen, für Elſaß-Lothringen die unentbehrlichen Rechte und Freiheiten zu fordern, welche die Regierung dem Lande beharrlich verweigert. Thöricht und ſchädlich in der Praxis, würde das Syſtem des nutzloſen Proteſtirens überdies große Gefahren im Gefolge haben; es würde die ganze Strenge der Regierung und der Geſetze gegen Diejenigen herausfordern, welche es unausgeſetzt predigen wollten. Wohl oder übel müſſen ſich daher die Elſaß-Lothringer in ihrer politiſchen Thätigkeit auf den Boden des Beſtehenden ſtellen und dies laut erklären, wenn ſie darum befragt werden. Es wäre daher auch weit zutreffender, wenn man in Zukunft unter den elſaß-lothringiſchen Abgeordneten zwiſchen Unabhängigen und Ralliirten unterſcheiden wollte, je nachdem ſie zur eingeborenen oder zur eingewanderten Bevölkerung halten. Die Bezeichnung „Proteſtler" entſpricht nicht mehr den Thatſachen.

Und dennoch iſt der Proteſt noch nicht aus der Welt geſchafft. Die Proteſterklärungen von Bordeaux und Berlin behalten nach wie vor ihre Rechtskraft. Das zeigte ſich noch vor einiger Zeit in Straßburg, als die Nachricht von der Wahl des Sozialdemokraten Bebel durch den Ruf: Vive la France! begrüßt wurde. Der Proteſt lebt ſtumm und ſtill fort in der Seele des Volkes, das in ſeinem tiefſten Herzensinnern eine unverwüſtliche Anhänglichkeit an Frankreich bewahrt.

Vor ganz Kurzem erſt hat der Abgeordnete Preiß hiervon Zeugniß abgelegt, indem er zu einem Redakteur des „Petit Journal", der ihn ausfragte, die Worte ausſprach: „Vom Standpunkte des Rechts aus betrachtet, liegt die Sache ſo, daß Frankreich und Deutſchland einen Vertrag geſchloſſen haben, zu dem Elſaß-Lothringen ſeine Zuſtimmung nicht gegeben hat, und der daher für uns nicht rechtsverbindlich iſt. Wir haben keinerlei Verpflichtung, da man uns über unſere Meinung nicht befragt hat. Nur

durch einen gleichwerthigen Akt könnte der Proteſt von Bordeaux aufgehoben werden, welcher der letzte politiſche Akt war, den wir öffentlich vollzogen, der letzte deutliche Ausdruck auch unſerer Gefühle und unſeres Willens." — Im weiteren Verlauf der Unterhaltung ſetzte Herr Preiß dann noch hinzu: „Selbſtredend ſind wir keine Umſtürzler. In unſerer öffentlichen und privaten Thätigkeit werden wir niemals den Boden ſtrengſter Geſetzlichkeit verlaſſen."

Der Proteſt, der nur als politiſches Syſtem ſich überlebt hat, beſteht alſo ruhig weiter, trotz des gegentheiligen Anſcheins, den der Ausfall einiger Wahlen erwecken könnte, die deutſchfreundlich ausgefallen ſind. Die Proteſtbewegung wird aber todt ſein an dem Tage, an dem das elſaß-lothringiſche Volk durch einen klaren und unzweideutigen Akt der Willensäußerung zu erkennen giebt, daß es mit Deutſchland vereinigt bleiben will. Wenn dieſe verhängnißvolle Stunde ſchlagen wird, von der ich mit Herrn Preiß glaube, daß ſie noch ſehr ferne iſt, wird Frankreich, da es das freie Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker achtet, nichts Anderes übrig bleiben, als reſignirt die Folgen ſeiner Niederlage anzunehmen und abzurüſten. Bis dahin aber iſt es bei ſeiner Ehre verpflichtet, Gewehr bei Fuß auf ſeinem Poſten zu verbleiben und die Hoffnung nicht aufzugeben, daß es ihm dennoch eines Tages vergönnt ſein werde, die unglücklichen Provinzen, welche ein barbariſcher Mißbrauch der Rechte des Siegers ihm gewaltſam raubte, wieder an ſeinen mütterlichen Buſen zu nehmen und mit nie erloſchener Liebe aufs Neue zu hegen.

Dr. A. Haas,
ehemaliger Reichstagsabgeordneter.

Zur Kritik des Erbrechts.

Allen gegenwärtigen Kulturvölkern ist die Institution des Erbrechts eigen, und zwar durchgängig nach Maßgabe des römisch-rechtlichen Eigenthumbegriffs. Dieser und das durch ihn bedingte Erbrecht bilden die festesten Stützen der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung — sie genießen das Ansehen einer sozusagen „heiligen Institution."

Die Institution des Erbrechts wird allgemein als der durchaus folgerichtige Ausfluß der Geltendmachung der freien Persönlichkeit, des ureigensten Auslebens seines Selbst erachtet. Die volle, uneingeschränkte Verfügungsfreiheit über das persönliche Eigenthum über den Tod hinaus erscheint an und für sich nichts weniger als unvernünftig — d. h. unter der Voraussetzung, daß man unter „Eigenthum" die Frucht der eigenen Arbeit versteht. Der Besitzer des nicht selbst erarbeiteten Eigenthums kann vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes selbstredend keinerlei Anspruch auf Verfügungsrecht erheben — es ist widerrechtlich erworbenes Eigenthum, das zwar durch unsere heutigen Gesetze für gleichwerthig mit dem selbst erarbeiteten Eigenthum erklärt wird und demgemäß auch den gleichen Schutz genießt, allein deßhalb noch keinen Anspruch auf Gleichstellung mit letzterem bei einer rein theoretischen Erörterung erheben kann, bei der von den heute geltenden Gesetzen völlig abstrahirt und nur die nackte Vernünftigkeit als alleiniges Rechtspostulat gelten gelassen wird.

Da nun der weitaus größere Theil alles vorhandenen „Eigenthums" von unserem Standpunkt aus als widerrechtlich erworben zu erklären ist, so würde daraus folgen, daß selbiges als bei der vorliegenden Betrachtung gar nicht in Frage kommend auszuscheiden habe, insofern wir hinsichtlich alles widerrechtlich erworbenen Eigenthums eo ipso den Besitzern jegliche Verfügungsberechtigung absprechen und die Ueberweisung desselben an die berechtigten Eigenthümer als allererste Forderung aufstellen. Weil nun aber eine solche Forderung keinen praktischen Zweck haben würde und unsere Erörterung keineswegs an praktischer Bedeutung verliert, wenn wir einmal annehmen wollen, daß alles vorhandene „Eigenthum" selbst erarbeitetes sei, so wollen wir diese an und für sich sehr begründete Unterscheidung zwischen selbst erarbeitetem und widerrechtlich erworbenem „Eigenthum" fallen lassen und analog den heutigen Gesetzen keinerlei Unterschied zwischen den Eigenthumsarten machen; was für das selbsterarbeitete Eigenthum gilt, gilt natürlich erst recht für das widerrechtlich erworbene.

Das Erbrecht ist eine der festesten Stützen unserer heutigen Gesellschaftsordnung, und wer letztere als besonders konservirungswerth erachtet, der muß auch das Erbrecht als unantastbar erkären. Mit unserem heutigen Erbrecht steht und fällt die heutige Gesellschaftsordnung.

Die landläufige Begründung des Erbrechts kann man in den Lehrbüchern unserer bürgerlichen Nationalökonomen nachlesen. So heißts beispielsweise bei Roscher:

„Für jeden gewöhnlichen Menschen ist die Gewißheit, daß seiner Kinder wirthschaftliches Glück zum großen Theil von seiner Thätigkeit und Sparsamkeit abhängt, einer der wirksamsten Antriebe zum Guten. Hierauf beruht der volkswirthschaftliche Nutzen des Familienerbrechts."

Oder bei Kleinwächter:

„Die Institution des Erbrechts entspricht einer allgemein anerkannten sittlichen und rechtlichen Anschauung."

Solche und ähnliche „Begründungen" des Erbrechts kann man nun aber für keine wirklichen Begründungen erachten — sie sind nichts als inhaltlose Redensarten, die in Nichts zerstieben, sobald man sie auf ihren Gehalt zu prüfen beginnt. In Wirklichkeit lassen sich sehr viel triftigere Gründe für das Erbrecht anführen als die welche von unseren Professoren der Nationalökonomie ins Feld geführt werden, und man könnte deßhalb leicht auf den Gedanken kommen, daß dieselben eine den berechtigten Ansprüchen des gesunden Menschenverstandes einigermaßen gerecht werdende Begründung zu geben für überflüssig erachten, weil diese Institution „einer allgemein anerkannten sittlichen und rechtlichen Anschauung entspricht"; was allgemein anerkannt wird, braucht ihrer Ansicht nach nicht erst erwiesen zu werden!

Dem vorgeschrittenen, geläuterten Rechts- und Sittlichkeitsempfinden der Gegenwart entspricht die übliche Auffassung von der Selbstverständlichkeit des Erbrechts aber ganz und gar nicht. Wir verlangen nach einer stichhaltigen Begründung des Verfügungsrechts über das Eigenthum über den Tod hinaus, wenn wir selbiges respektiren sollen als eine unantastbare Institution; kann eine solche nicht gegeben werden, so ist die ganze Frage als eine offene zu behandeln, deren eifrigste Diskussion zu den dringlichsten Aufgaben der Spezialrechtsforschung gehört.

Das Verfügungsrecht über das Eigenthum über den Tod hinaus entspricht durchaus dem römisch-rechtlichen Begriff vom absoluten Eigenthum — dem Recht der Vernichtung des Eigenthums. Dieser römisch-rechtliche Eigenthumsbegriff ist nun aber die ausgesprochene Negation des modernen Staatsgedankens, dem zufolge der Staat keine Masse von Einzelindividuen darstellt, die völlig unabhängig von einander, jeder vom anderen getrennt, sich wirthschaftlich rein individuell bethätigen können, sondern eine enggeschlossene Völkerfamilie, in der ein Jeder mit dem Anderen innig verbunden ist, insofern die wirthschaftliche Thätigkeit Aller in so hohem Grade vergesellschaftet wird, daß das Arbeitsprodukt des Einzelnen zu einer selbstständigen individuellen Erscheinung nicht mehr gelangt, und der Einzelne nicht in der Lage ist, sich in den abgesonderten Besitz seines eigenen Arbeitsproduktes zu setzen, in Folge dessen die Theilung des Ertrages des gemeinschaftlichen Arbeitsproduktes zu einer ungemein schwierigen Aufgabe sich gestaltet.

Hieraus resultirt die Erkenntniß, daß eine derart vergesellschaftete Arbeit eine absolut gerechte Theilung der Arbeitsprodukte ganz unmöglich macht, und daß deßhalb jeder Besitz nur ein bedingt berechtigter ist, woraus sich dann weiter die Folgerung ergiebt, daß alles Privateigenthum zu einem gewissen, aber nicht bestimmbaren Theil Gesellschaftseigenthum verkörpert.

Diese moderne Auffassung vom Arbeitseigenthum erfährt nun weiter

durch die neuere Auffassung vom „Eigenthum" an Grund und Boden eine erhöhte Bekräftigung.

Die Institution des Privateigenthums an Grund und Boden im heute geltenden römisch-rechtlichen Sinne gehört zu den allerrückständigsten Gesellschaftseinrichtungen. Das Widersinnige des Privateigenthums an der Mutter Erde leuchtet sofort auch dem beschränktesten Kopfe ein, sobald man die aus einem solchen Eigenthumsrecht sich logisch ergebenden Konsequenzen zieht — ganz davon abgesehen, daß ein privates Eigenthumsrecht an unserem Planeten mit den Gesetzen der Vernunft völlig unvereinbar ist, insofern es dem Naturrecht des Menschen zuwiderläuft, der zu seiner Existenz des Raumes unbedingt bedarf.

Daß diese Vernunftwidrigkeit nicht allseitig begriffen wird, ist lediglich auf den Umstand zurückzuführen, daß eine fortgesetzte Gewöhnung uns die allergrößten Vernunftwidrigkeiten als die klarsten Vernünftigkeiten erscheinen zu lassen vermag; unsere Gesellschaftsinstitutionen strotzen von haarsträubenden Unvernünftigkeiten, denen wir uns trotzdem unterwerfen, weil sie uns durch die Gewöhnung vertraut geworden sind. Die Unvernünftigkeit des privaten Eigenthumsrechts an unserem Planeten würde an und für sich kein zwingender Grund zur Beseitigung dieses Rechts sein — wohl aber würde die allgemeine Erkenntniß der Unzweckmäßigkeit dieser Institution vom Standpunkte des Gesammtwohles des Volkes sehr bald zu ihrer Beseitigung führen. Diese Erkenntniß würde blitzartig schnell um sich greifen, wenn die Besitzer von Grund und Boden aus irgend welcher Ursache einmal die vollen Konsequenzen aus ihrem Eigenthumsrecht ziehen würden; die große Masse des Volkes würde sich dann keinen Augenblick besinnen, die Axt an diese Wurzel der heutigen Gesellschaftsordnung zu legen. Es wäre nur nöthig, daß ein einziger Mann im preußischen Staate es sich beikommen ließe, von seinem Eigenthumsrecht am Raume vollen Gebrauch zu machen, und sofort würde dieses Eigenthumsrecht in Trümmer geschlagen werden; — ein Rothschild könnte dies bewirken.

Die von Marx für die Zukunft in Aussicht gestellte Expropriation der Expropriateure durch die Expropriirten würde sich im Handumdrehen vollziehen, wenn das Haus Rothschild seine Milliarden verwenden wollte zum Ankauf von Ländereien mit der Absicht, die auf denselben lebenden Menschen nicht als Pächter, Arbeiter, Handwerker u. s. w. dort leben zu lassen, sondern sie durch Rehe, Hirsche, Büffel, Auerochsen oder dergleichen Gethier als Objekte des edlen Waidwerks zu ersetzen.

Alle Professoren- und Juristenweisheit, die sich etwa abmühen wollte, die völlige Berechtigung dieser Benutzungsart zu beweisen, würde ohnmächtig an dem groben Bauernschädel abprallen, während ihm sein Recht zur Expropriation des Expropriateurs sonnenklar erscheinen würde. Eine Rechtsinstitution aber, die die Ziehung ihrer Konsequenzen nicht vertragt, ist in ihrem Prinzip falsch — der Privatbesitz am Raume steht mit der Vernunft im Widerspruch, weil ohne den Raum die Existenz des Menschen nicht denkbar ist, und andererseits die Existenz des einen Menschen nicht von dem Belieben eines anderen abhängig gemacht werden kann.

Nun ist aber der Besitz an Grund und Boden, und damit am Raume, die selbstverständliche Voraussetzung für jede wirthschaftliche Bethätigung — die Mutter Erde ist die Urquelle aller zur Befriedigung der menschlichen

Bedürfnisse dienenden Güter — es existirt keinerlei „Eigenthum", das nicht in materieller Beziehung ein Stück der Mutter Erde ist Die menschliche Arbeit beschränkt sich lediglich auf die Umformung der von der Mutter Erde produzirten Güter — das Wesentliche jedes „Eigenthums" ist demnach ein Bestandtheil der Mutter Erde — und diese kann eben, wie vorhin ausgeführt, vernünftiger Weise von keinem Menschen als Privateigenthum in Besitz genommen werden.

Ist nun schon, wie oben erwähnt, zufolge der totalen Vergesellschaftung aller Arbeit, eine absolut gerechte Theilung der Arbeitserträgnisse unter den einzelnen Mitwirkenden ganz unmöglich, so läßt der Umstand, daß das Wesentliche aller Arbeitsprodukte ein Bestandtheil der Mutter Erde ist, daß diese sich leider widerrechtlich (d. h. nach dem Naturrecht) im Privatbesitz befindet, während sie vernünftiger Weise doch nur unveräußerlicher Gemeinbesitz sein kann — daß also an jedem Arbeitsprodukt die Besitzberechtigung in Bezug auf seinen wesentlichsten Grundbestandtheil von vornherein im höchsten Grade anfechtbar ist, den Ausspruch wohl sehr begründet erscheinen, daß unter den heute obwaltenden Umständen die Theilung der Arbeitserträgnisse nicht nach Recht und Billigkeit erfolgt, sondern ausschließlich nach Maßgabe der Konstellation der Gewalten.

Müssen wir diesen Theilungsmodus nach Maßgabe der Gewalt an und für sich auch als einen äußerst ungerechten und verbesserungsbedürftigen bezeichnen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß er das Ergebniß der historischen Entwickelung ist, und daß ihm insofern eine gewisse relative Berechtigung innewohnt. Es ist unsere Pflicht, unablässig an einer Weiterentwickelung dieses Theilungsverfahrens der gesellschaftlichen Arbeitserträgnisse nach der naturrechtlichen Richtung hin zu arbeiten — allein es kann solches mit gutem Erfolg nur geschehen, wenn wir dem historisch Gewordenen, uns Ueberkommenen, gebührend Rechnung tragen. Die widersinnigste Gesellschaftsinstitution hat eine relative Berechtigung, insoweit sie sich als ein Entwickelungsprodukt zu erkennen giebt. Es ist unsere Aufgabe, das Widersinnige in unseren Gesellschaftseinrichtungen nachzuweisen, und die Mittel und Wege zu bezeichnen, auf denen wir zu vernünftigeren Zuständen gelangen können.

Liegt die heutige, unzweifelhaft höchst ungerechte Theilung der Arbeitserträgnisse in den gegenwärtigen fehlerhaften Gesellschaftsinstitutionen, insbesondere im Privatbesitz an der Mutter Erde begründet, so wird die in dieser Theilung liegende Ungerechtigkeit und ihre bösartige Folgewirkung durch das bestehende Erbrecht in einer Weise gesteigert, die mit der Zeit unzweifelhaft zu einer furchtbaren, gewaltsamen Reaktion führen muß.

Kann man die Frage des Erbrechts in Bezug auf das rechtmäßig erworbene Arbeitseigenthum auch als diskutabel behandeln, so leuchtet's doch ein, daß es kein Recht zur Vererbung unrechtmäßig erworbenen Eigenthums geben kann. Da nun die weitaus größere Menge alles Privateigenthums nicht auf rechtmäßig erworbenes Arbeitseinkommen, sondern auf unrechtmäßige, auf Gewalt und Privilegien begründete Einkünfte zurückzuführen ist, so folgt daraus, daß das heutige Erbrecht eine der unheilvollsten Institutionen ist, — selbst wenn wir annehmen wollten, daß ein Erbrecht in Bezug auf rechtmäßig erworbenes Arbeitseigenthum begründet wäre.

Um eine heilsame Reform in den Einkommensverhältnissen, anzu-

bahnen, muß deßhalb auf unser Erbrecht als den Potenzirungsfaktor der aus der Vertheilung der Arbeitserträgnisse resultirenden Ungerechtigkeiten hingewiesen werden, — es muß weiter die Erkenntniß in den weitesten Volksschichten geweckt werden, daß dieses Erbrecht die momentan aus der Unvollkommenheit der gesellschaftlichen Institutionen ganz unvermeidlich erwachsenden Ungerechtigkeiten nicht nur verewigt und in Zukunft immer krasser gestaltet, sondern auch seinem inneren Wesen zufolge im höchsten Grade kulturfeindlich ist — sogar soweit es sich um rechtmäßig erworbenes Arbeitseinkommen handelt.

Zu dieser Erkenntniß führen folgende Erwägungen. Wie schon bemerkt, ist gegenwärtig die Güterproduktion derart vergesellschaftet, daß die Arbeitsleistung des Einzelnen individuell nicht mehr unterscheidbar und in Folge dessen eine zutreffende Werthschätzung außerordentlich schwierig ist. Naturgemäß zieht der wirthschaftlich Schwächere bei der Werthschätzung, resp. Theilung den Kürzeren. Gegenwärtig vollzieht sich diese Theilung der Erträgnisse der vergesellschafteten Arbeit zwischen Arbeiter und Kapitalist, da nach der Lehre unserer Nationalökonomen nur Arbeit und Kapital als werthschaffende Faktoren in Betracht kommen, insofern der Faktor Natur unentgeltlich arbeite. Zwar übersehen diese Nationalökonomen hierbei, daß der unentgeltlich arbeitende Faktor Natur von einer kleinen Minderheit als Privateigenthum usurpirt worden ist, denn wer den Grund und Boden usurpirt, der usurpirt selbstverständlich die der Gesammtheit zukommende Produktivkraft der Natur, die ja an den Grund und Boden unlösbar gebunden ist.

Die unentgeltliche Produktivkraft der Natur kommt demnach eo ipso ausschließlich dem Kapitalisten zu gute, für den Arbeiter fällt hierbei nichts ab. Da nun weiter die Theilung zwischen Arbeiter und Kapitalist lediglich eine Machtfrage ist und auch unmöglich etwas anderes sein kann, so ists natürlich, daß sie ganz gewiß nicht der Gerechtigkeit und Billigkeit entspricht, womit aber keineswegs gesagt sein soll, daß sich der Kapitalist des von ihm am Arbeiter begangenen Unrechts bewußt ist. Die Begehung des Unrechts liegt unabwendbar begründet in der Institution, nicht in der Person des Kapitalisten.

Aus dem Umstande, daß man bislang lediglich Natur, Arbeit und Kapital als Produktionsfaktoren bezeichnete und die Theilung der Arbeitserträge lediglich zwischen Arbeit und Kapital sich vollziehen ließ, resultirte ein großer Uebelstand. Es leuchtet jedem Kinde ein, daß wir neben jenen drei Produktionsfaktoren einen vierten von der allergrößten Bedeutung haben, dem gegenüber die drei ersteren bisweilen völlig bedeutungslos werden — das ist die staatliche Gemeinschaft. Ich will hierbei nur an jene Werthschöpfungen erinnern, bei denen der Faktor staatliche Gemeinschaft eine so hervorragende Rolle spielt, daß er selbst dem blödesten Auge offenbar wird — an die Werthschöpfungen bei Grund und Boden im Allgemeinen und in den großen Städten im besonderen. Der Besitzer eines Hauses „Unter den Linden" in Berlin hat keinen Deut zur Wertherhöhung seines Hauses beigetragen — sie ist auch nicht einmal eine ausschließliche Schöpfung der Stadtgemeinde Berlin, sondern des ganzen Deutschen Reiches — jeder der 50 Millionen Einwohner hat sein Scherflein dazu beigetragen — und doch fließt dem Eigenthümer des Hauses allein der ganze Werth zu.

Dieſe Thatſache widerſpricht der Vernunft aufs äußerſte; aber auch jedes beliebige andere Arbeitsprodukt ſtellt ſich in der heutigen Geſellſchaft als das Reſultat des organiſchen Zuſammenwirkens des ganzen Staatskörpers dar, an dem bisweilen der nominelle Produzent einen geringeren Antheil hat als die ſtaatliche Gemeinſchaft. Der Produktionsfaktor „ſtaatliche Gemeinſchaft" ſpielt im Kulturleben der heutigen Zeit die allererſte Rolle, und dieſem Umſtande muß Rechnung getragen werden.

Ein gerechter Unwille über die Bereicherung des Einzelnen auf Koſten der Geſammheit (à la Schöneberger Bauern) macht ſich ja zuweilen ſchon Luft, weil hier die Unvernunft unſeres Beſitzrechtes zu draſtiſch in die Erſcheinung tritt, um überſehen werden zu können; allein dieſer Mangel einer rechtlichen Begründung der unentgeltlichen Inanſpruchnahme der ſtaatlichen Mitwirkung iſt jedweder anderen wirthſchaftlichen Thätigkeit eigen, wenn er auch nicht immer ſo kraß auftritt wie bei einem Schöneberger Millionenbauer. Wird unter ſolchen Umſtänden die Forderung nach einer verſtändigen Reform unſeres Beſitzrechts nicht von Vernunft, Gerechtigkeit und Klugheit auf das nachhaltigſte unterſtützt?

Iſt aber die Thatſache nicht mehr zu leugnen, daß der ſtaatlichen Gemeinſchaft als vierter Produktionsfaktor eine Antheilnahme an den Arbeitserträgniſſen zuſteht, ſo kann es ſich nur um die Frage handeln, auf welche Weiſe eine Theilung zwiſchen den drei Antheilsberechtigten zu bewerkſtelligen iſt.

Dieſe Frage legt die Erwägung nahe, ob ſolches nicht auf dem Wege einer Erbrechtsreform zweckmäßig bewirkt werden könnte.

Alles Privateigenthum, das auf Grund unſeres heutigen Erbrechts nach dem Tode des Beſitzers auf deſſen Kinder oder ſonſtige Verwandte übergeht, iſt zu einem erheblichen Theil Erzeugniß der ſtaatlichen Gemeinſchaft, und der Uebergang deſſelben auf einen Einzelnen involvirt deßhalb eine Beraubung der Geſammtheit. Unzweifelhaft hat die ſtaatliche Gemeinſchaft daher ein Antheilrecht an dem Eigenthum ihrer Angehörigen — und zwar mit unzweifelhaft beſſerer Begründung als deren nähere oder entferntere Verwandten, die bei dem Erwerb des Eigenthums in keinerlei Weiſe mitgewirkt haben. Es kann nur als eine vernünftige Forderung erachtet werden, daß man lediglich die Früchte ſeiner eigenen Arbeit genießen darf, nicht aber die Arbeitsfrüchte Anderer; deren Genuß erſcheint inſofern durchaus unzuläſſig, weil hierdurch höchſt korrumpirend in die natürliche Entwickelung der Menſchheit eingegriffen wird. Alles, was einer Entwickelung des Menſchengeſchlechts hinderlich iſt, hat keine Daſeinsberechtigung. Die Entwickelung der Menſchheit knüpft ſich an den Segen der Arbeit. Zwar beliebt man vielfach noch immer, die Arbeit als den Fluch Gottes zu bezeichnen, mit dem Johova Adam und Eva aus dem Paradieſe ſtieß — allein unſerer heutigen Anſchauung entſpricht dieſe bibliſche Auffaſſung von der Arbeit durchaus nicht — wir erblicken vielmehr in den Worten: „Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen" einen väterlichen Segen, aber keinen Fluch, und die Gerechtigkeit erheiſcht es, daß dieſer Segen einem Jeden unverkürzt erhalten bleibe, auf daß er ihn ſchütze vor dem Fluche des ſchweißloſen Müßigganges. Dieſer Segen wird aber gar ſehr beeinträchtigt durch unſer Erbrecht, das in unheilvollſter Weiſe ſich wie Mehlthau auf die Arbeitsluſt und Arbeitskraft der Menſchen legt und ſie hindert, ihre ganze Perſönlichkeit frei auszuleben.

Die große Mehrzahl der Menschen ist heute leider noch der Ansicht, daß das Essen des Brotes im Schweiße des Angesichts ein bitteres Loos ist, und daß es daher die Aufgabe eines jeden für das Wohl seiner Kinder besorgten Vaters sei, ihnen dies Loos nach Kräften zu erleichtern, indem er ihnen einen möglichst großen Theil seiner eignen Arbeitsfrüchte zu müheloſem Genuß zu hinterlassen strebt. Diese falsche Auffassung vom Zweck und sittlichen Werth der schweißkostenden Arbeit wurzelt tief, sehr tief, im Volksbewußtsein und behindert in hohem Grade die Führung der Menschen zu lichteren Höhen. Man preist wohl den Segen der Arbeit mit hochtrabenden Worten — allein es sind leere Phrasen, an die man selbst nicht glaubt, wie das Thun und Lassen der Menschen täglich beweist.

Das Bestreben, seinen Nachkommen ein möglichst bequemes, üppiges Lotterbett zu hinterlassen, erweist sich in den meisten Fällen als ein Fluch für diese, was auch ganz natürlich ist. Man betrachte die sogenannten selbstgemachten Männer und daneben ihren Nachwuchs; in drei Fällen von vieren wird der selbsterworbene Reichthum des Vaters durch Umwandlung in ererbtes Vermögen des Sohnes diesem zum Fluch, da es für einen jungen Mann unendlich leichter ist, in bescheidenen Verhältnissen lebend seine Beanlagung zur höchsten Entfaltung zu bringen, als im Bewußtsein gesicherter Existenzmittel den Lockungen eines müheloſen Dahinlebens von Genuß zu Genuß zu widerstehen. Man sehe sich nur in den großen Städten die jeunesse dorée und ihre Leistungen für das Wohl der Menschheit an, und man wird die fluchwürdigen Wirkungen des Erbrechts nicht in Abrede stellen können. Diese erbärmlichen Kreaturen, die eine wahre Geißel für das Menschengeschlecht sind, sind von Natur wahrscheinlich durchaus gut geartete Geschöpfe; lediglich ein sorgenloſes Wohlleben hat sie zu dem gemacht, was sie sind: nichtswürdige Tagediebe, die pestartig vergiftend auf Alles wirken, was mit ihnen in Berührung kommt — ihnen blieb eben der Segen versagt, im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen zu dürfen.

Aber nicht nur aus Gründen der Menschheitserziehung, sondern auch aus sozialrechtlichen Gründen erscheint unser heutiges Erbrecht höchst verwerflich. Die Natur lehrt uns, daß nur der Genuß der Früchte eigner Arbeit dem Geschöpfe heilsam, zweckdienlich und deßhalb gestattet ist. Es ist dies ein Naturgesetz, das wir bei allen Lebewesen bestätigt finden. Jedes Thier sorgt für die Existenz seines Jungen nur so lange, bis des Letzteren Fähigkeiten zur eigenen Aufnahme des Kampfes ums Dasein genügend ausgebildet sind. Kein Bienenvolk läßt es sich beikommen, so viel Nahrung herbeizuschleppen, daß die nächste Generation des mühsamen Einsammelns des Honigs überhoben wäre — würde doch die Folge hiervon auf eine Depravation des Geschlechtes hinauslaufen, da die Erwerbsfähigkeit der kommenden Generation der Gefahr der Entartung der Organe in Folge mangelhaften Gebrauchs derselben ausgesetzt sein würde. Und der Mensch unterliegt diesen Naturgesetzen gleich jedem anderen Lebewesen. Beeinträchtigt aber der müheloſe Genuß die Ausbildung und Entwickelung der Organe, bewirkt er demnach eine Entartung der Geschöpfe, so ist er zweifellos naturwidrig und kann durch keinerlei juristische und sozialökonomische Sophismen als eine menschenwürdige Rechtsinstitution dargethan werden. Nichts, was dem Naturgesetz einer höheren Entwickelung der Arten zuwiderläuft, kann jemals einen begründeten Anspruch auf Vernünftigkeit und darauf machen, eine Rechtsinstitution zu sein.

Dagegen ist es die Pflicht der Eltern, der zweckdienlichsten Ausbildung ihres Nachwuchses die größte Sorgfalt zu widmen und hierbei keine Kosten zu scheuen, um ihn für den Kampf ums Dasein mit möglichst guten Waffen ausgestattet bei eintretender Reife sich selbst zu überlassen — ganz nach dem Vorbilde aller Lebewesen der Erde. Gegen diese heiligste aller Elternpflichten wird aber vielfältig gröblich verstoßen.

Haben wir gesehen, daß der müheloſe Genuß der Arbeitsfrüchte der Eltern von seiten der Kinder absolut schädlich für diese selbst wirkt, so kann mit vernünftigen Gründen dieser Mitgenuß als berechtigt von irgend welchem Standtpunkt aus nicht dargethan werden, und damit fällt jedwede Begründung für unser Privaterbrecht. Als einzig berechtigter Erbe erscheint die staatliche Gemeinschaft, die an der Schaffung der Hinterlassenschaft des Erblassers von vornherein in hohem Grade mitgewirkt und bis zum Tode desselben auf Auszahlung ihres Antheils verzichtet hat.

In dieser Rolle als Erbe der Hinterlassenschaften der Kapitalisten — die Arbeiterklasse hinterläßt nichts — liegt die größte Bedeutung der staatlichen Gemeinschaft als ausgleichender Faktor der Gerechtigkeit, für die bei der Theilung zwischen Arbeit und Kapital auftretenden, durch die menschlichen Gebrechen und Schwächen bedingten etwaigen Unregelmäßigkeiten, beziehentlich Ungerechtigkeiten, wie solche jeder menschlichen Institution nun einmal eigen sind. Hat nämlich der Produktionsfaktor „Kapital" sich bei der Theilung mit dem Faktor „Arbeit" einen ungebührlichen Antheil angeeignet, sei es wissentlich oder unwissentlich, so tritt nach seinem Ableben die ausgleichende Gerechtigkeit in Wirkung und führt „unrecht Gut" dem kommenden Arbeitergeschlechte zu, als dem rechtmäßigen Erben des heimgegangenen, vom Faktor „Kapital" übervortheilten Geschlechts, denn alle der staatlichen Gemeinschaft zufließenden Arbeitsfrüchte würden ja eben zum größten Theil jenen Mitgliedern der Gesellschaft zugute kommen, die einer Unterstützung im Kampfe um's Dasein am meisten bedürfen.

Und fragen wir nun, wie es mit der Einsicht in dieser Frage inmitten unserer heutigen Gesellschaft steht, dann beschleicht den Menschenfreund heimlich unendliche Wehmuth, und er könnte verzweifeln am Fortschritt der Menschheit. In keiner Frage menschlicher Einsicht und menschlichen Wissens waltet eine solche Kurzsichtigkeit ob als in der Frage des Besitz- und Erbrechts. Das Besitz- und Erbrecht eines seit ca. $1^1/_2$ tausend Jahren von einer fortschreitenden Menschheitsentwickelung zufolge seines rechtlichen und sittlichen Verhaltens vom Erdball hinweggefegten Staates, der lediglich von der Beraubung und Unterdrückung seiner Nachbarstaaten lebte — dieses selbe Recht ist in seinen Grundzügen auch heute noch maßgebend für uns und wird von der großen Mehrheit der Menschen für die Panacee aller Kultur gehalten, — es ist maßgebend für uns, die wir längst begriffen haben, daß sich ein Besitzrecht nur auf die Arbeit, d. h. auf die selbsteigne Arbeit, stützen kann, nicht aber auf Raub und Mord wie bei den alten Römern! Die Widersinnigkeit der Geltung des alten römischen Besitzrechts in unserer Zeit müßte dem simpelsten Verstande einleuchten, — allein die Scheuklappen verkehrter Erziehung und Gewohnheit lassen uns „Vernunft als Unsinn, Wohlthat als Plage" erscheinen.

Die landläufigste Begründung des Privaterbrechts gipfelt in der Behauptung, daß das Hauptmotiv für die Schaffensfreudigkeit und höchste Kraftentfaltung in der Sicherung des erworbenen Besitzes zum ausschließlichen

Genusse desselben seitens der eigenen Kinder oder sonstiger Verwandten nach dem eignen Tode besteht, und daß mit dem Fortfall des Erbrechts der Hauptsporn für alle menschliche Thätigkeit fortfallen und ein allgemeiner Niedergang der Kultur die unvermeidliche Folge sein müßte.

Eine solche Behauptung zeugt aber lediglich davon, daß man trotz sehender Augen blind ist gegenüber den täglichen Geschehnissen, — daß man die Triebfedern für das menschliche Schaffen dort sucht, wo sie nicht zu finden sind. Ein Jeder dürfte bei einer Musterung in seinem Bekanntenkreise auf mehr als Einen stoßen, bei dem diese Begründung für sein Schaffen und Raffen von vornherein ausgeschlossen ist, insofern keine Kinder, deretwegen man sich abmühen könnte, vorhanden sind, — und die Annahme, daß man solches wegen eines Verwandten im zweiten, dritten und vierten Gliede thue, ist doch zu fadenscheinig, um ernst genommen werden zu können.

Es ist völlig unzutreffend, daß derartige Rücksichten die treibende Kraft im Menschen wären. Wäre solches wirklich der Fall, so stände es sehr bedenklich um die Menschheit. Gottlob steckt in jeder Menschen-Brust für die Bethätigung auf jedem Gebiet ein unendlich machtvollerer Antrieb als die liebende Rücksicht auf die Nachkommenschaft, — es ist die Selbstsucht, ohne die jene liebende Rücksicht auf Andere sich als höchst unwirksam erweisen würde. Man halte nur Umschau im Kreise seiner Bekannten, und man wird finden, daß man oft bei den wirthschaftlich höchstbegabten und erfolgbeglücktesten Männern jenes fragliche Motiv für ihre Thätigkeit als nicht zutreffend ausscheiden muß, weil eigne Nachkommenschaft nicht vorhanden ist. Aber auch dort. wo mehr oder weniger Kinder vorhanden sind, tritt die Fürsorge für diese, als Motiv für die wirthschaftliche Bethätigung ganz zurück, gegenüber dem Motiv Selbstsucht. Die wirkliche fürsorgende Liebe der Eltern äußert sich nicht in der Zusammenraffung eines möglichst großen Vermögens, das man seinen Kindern dereinst hinterlassen kann, sondern in dem Bemühen, ihnen eine möglichst vollkommene Ausbildung uud Erziehung zu theil werden zu lassen. Die Selbstsucht und das jedem Menschen von Natur innewohnende Bedürfniß der Bethätigung seiner Persönlichkeit sind die hauptsächlichen Motive, und ohne sie wäre keine Weiterentwickelung möglich. Das Erbrecht ist nichts weniger als kulturförderlich, es ist im Gegentheil kulturfeindlich, es ist ein Geißel der Menschheit, und eine allmähliche Einengung desselben — schroffe Uebergänge sind durchaus zu vermeiden — ist eine der vornehmsten Aufgaben einer weitschauenden Sozialpolitik.

Allein selbst jeder bescheidene Anlauf auch nur gegen die krassesten Auswüchse des römischen Besitz- und Erbrechts wird von der großen Masse der Menschen, selbst von solchen, die man schlechtweg als aller Logik bar nicht bezeichnen kann, für ein fluchwürdiges Attentat auf die Grundlagen der „Ordnung" erklärt! Kommt da kürzlich der Justizrath und frühere Rechtsanwalt beim Reichsgericht Dr. Neuling, ein in den Anschauungen des römischen Rechts grau gewordener Jurist, der also ganz sicher frei vom Verdacht einer vorgeschrittenen Auffassung in sozialrechtlichen Fragen ist, und macht den gewiß ganz bescheidenen und vernünftigen Vorschlag, das Erbrecht auf die Nachkommen im ersten und zweiten Gliede zu beschränken, an Stelle entfernter Verwandten des Erblassers aber den Staat treten zu lassen.

Gewiß brauchen wir uns nicht der kühnen Hoffnung hinzugeben, daß in sozialrechtlichen Fragen innerhalb der leitenden Kreise in absehbarer Zeit eine so wesentliche Wandlung platzgreifen könnte, daß dort auch nur ein

leiser Zweifel an der prinzipiellen Vernünftigkeit unseres römischen Besitz- und Erbrechts aufsteigen dürfte, — allein wenn aus den Reihen der Vertreter dieses Rechts der bescheidene Vorschlag gemacht wird, die geradezu lächerlichen Auswüchse desselben ein wenig zu beschneiden, damit die Unvernunft dieser Rechtsinstitution nicht allzuklar zutage träte und herausfordernd wirke, so sollte man doch meinen, daß ein solcher Vorschlag wenigstens eine sachliche Prüfung finden müßte.

Hören wir nun, was diesem Reulingschen Vorschlage gegenüber die „Nordd. Allg. Ztg.", die Ablagerungsstätte für die Quintessenz aller Regierungsweisheit, sich für eine Ansicht leistete. Sie schrieb wörtlich:

> „Der Vorschlag greift so tief in die Eigenthumsordnung ein, daß seine Ausführung eine in jeder Generation sich wiederholende Konfiskation eines großen Theiles des Nationalvermögens zu Gunsten des Staates bewirken müßte, und wir glauben, daß alle bürgerlichen Parteien mit uns dahin einverstanden sein werden, daß ein solcher Eingriff in das Privateigenthum, um den Staat reich zu machen d. h. zu Steuerzwecken, unzulässig erscheinen muß. Nur bei der Sozialdemokratie könnte Herr Reuling auf Zustimmung für seinen Vorschlag rechnen."

Wenn derartige sehr mäßige und praktische Vorschläge wie der Reulingsche schon als sozialdemokratisch bei den Weisen der „Nordd. Allg. Ztg." gelten, dann dürfte man die Träger solcher sozialrechtlichen Auffassungen wie die hier vertretenen wenigstens zu Genossen eines Caserio und Vaillant stempeln, für die ungesäumt eine neue, schneidige Umsturzvorlage fabrizirt werden muß, um die „Ordnung" aufrecht erhalten zu können, zum Wohle aller Dummköpfe und Schlafmützen.

Und trotzdem sind wir bis dahin der Meinung gewesen, daß wir „folgerichtige Individualisten" seien, die die Veredelung der Menschheit in einer möglichst weitgehenden Individualisirung und Differenzirung des Einzelmenschen erblicken, nicht in seiner Umwandlung zum Heerdenmenschen, zum wohlgesitteten Bellamyschen Zuchthäusler. Als so vermeintlich folgerichtige Individualisten sind wir zu der Erkenntniß gekommen, daß unser heutiges Besitz- und Erbrecht mit den Forderungen des Individualitätsprinzips in unlösbarem Widerspruch steht, ein wahrer Anachronismus ist — daß es eine völlige Verkennung der Thatsachen ist, wenn man unsere heutige „Ordnung" für eine individualistische ausgiebt — daß sie individualistisch nur für die Vertreter des Großkapitals wirkt, die thatsächlich „ihre Kräfte frei spielen" lassen können, und solches auch zum sehr fühlbaren Leidwesen der übrigen Menschheit in kräftigster Weise thun, daß sie für die übergroße Mehrzahl der Menschen aber in noch höherem Grade die freie Geltendmachung ihrer Individualität unterdrückt, als es der Sozialismus thun könnte, wenn er je zum geltenden Gesellschaftsprinzip erhoben werden würde.

Und die Weisen der „Nordd. Allg. Ztg." geben sich gleichfalls für Individualisten aus — beanspruchen für sich wahrscheinlich auch noch das Prädikat „folgerichtig"!!

Wünschendorf bei Lauban. Julius Matern.

Der Verbrechertypus.

Eine kriminal-psychologische Studie.

Seit etwa einem Dezennium kann man das Werden und Wachsen einer höchst interessanten neuen Wissenschaft beobachten: der Kriminalpsychologie. Nicht als wenn man auf diesem Gebiete nicht schon früher mancherlei Erfahrungen gesammelt hätte —; wer die ältere psychiatrische Litteratur, insbesondere die Werke von Esquirol, Heinroth, Nasse, Schröder, van der Solk, Ideler, Griesinger u. a. kennt, der weiß, daß hier manches werthvolle Material in kriminal-psychologischer Hinsicht niedergelegt ist. Nur hat man weder so methodisch, noch so exakt beobachtet, und seitdem man durch die unausgesetzten Bemühungen moderner, insbesondere französischer und italienischer Anthropologen eine völlig neue Disziplin, welche den Zusammenhang moralischer Defekte und Verirrungen mit körperlichen Fehlern und Mißbildungen zu erforschen sucht, geschaffen hat, können die Beobachtungsresultate früherer Forscher mit kritischem Maßstabe auf ihren Werth hin gemessen und den Forschungsergebnissen der Gegenwart angereiht werden. Daß die Kriminalpsychologen selbst an richtiger Stelle ihr Arbeitsfeld noch sehr eng begrenzen und zwar hauptsächlich gegen die verwandten Gebiete der weiten Anthropologie zunächst abschließen, zeugt davon, daß sie über die Ziele und Wege ihrer jungen Wissenschaft sich sehr klar sind. Was man auch neuerdings — vielfach nicht mit Unrecht — gegen die in unserm Jahrhundert oft zu weit getriebene Spezialisirung gesagt hat, so offenbart sich hier doch ein Entwickelungsgesetz, welches man in der mehrtausendjährigen Geschichte der Wissenschaften zu oft bestätigt findet, um nicht seine volle Berechtigung auch für die Gegenwart anzuerkennen. Ohne Spezialisirung keine Vermehrung unsrer Kenntniß wissenschaftlicher Thatsachen; ohne Wachsthum der Wissenschaften an einzelnen Thatsachen keine Möglichkeit, zu allgemeinen Gesetzen zu gelangen . . .

Es hat der jungen Wissenschaft nicht an Gegnern und Angriffen gefehlt. Seitens der spekulativen Philosophen und Ethiker, welche von der Verbreitung kriminalpsychologischer Anschauungen eine Erschütterung des Glaubens an die absolute Freiheit des menschlichen Willens und der juristischen Forderung der sittlichen Verantwortlichkeit des Einzelnen für seine Handlungen fürchten, wurde geltend gemacht: daß, wenn moralische Verirrungen auf körperlichen Fehlern beruhen, man kein Recht mehr habe, den Verbrecher zu bestrafen. Und wenn das Gesetz aufhört, was soll dann aus Staat und Gesellschaft werden, die ja — leider — immer noch, bis die rosenfarbene, „herrschaftslose" Utopie Bakunins und des Fürsten Krapotkin sich einst realisirt haben werden, dieses Schutzmittels bedürfen?

Andere Angriffe mußten die Vertreter der jungen Wissenschaft von der entgegengesetzten Seite erdulden. Die exakten Physiologen und Anthropologen machten geltend, daß weder das Beobachtungsmaterial bereits so groß sei, um daraus psychologische und moralische Folgerungen zu ziehen, noch jene Erfahrungsthatsachen genügend exakt seien. — Demgegenüber weist einer der hervorragendsten Vertreter der Kriminalpsychologie, Professor Cesare Lombroso in Turin, darauf hin, daß seine Wissenschaft auf durchaus fester Grundlage beruhe, da das Thatsachenmaterial gewissenhaft beobachtet und gesammelt und aus guten zuverlässigen Quellen geschöpft sei. Im Verlaufe von etwa 7—8 Jahren seien nicht weniger als 54 131 Wahnsinnige, Verbrecher und Normale, von denen 200 einzeln in besondern Monographien behandelt wurden und 344 Originalabhandlungen und 39 Werke hervorriefen, von tüchtigen und geübten Beobachtern behandelt worden. Daß die junge Wissenschaft aber ihre Resultate nicht verschlossen hält, sondern durch sie wichtige Fragen und Probleme der Seelenlehre, der Rechtswissenschaft, der Gesellschaft, Litteratur, Kunst und Pädagogik zu lösen sich anschickt, zeigen die Schriften von Lombroso selbst und seinen Anhängern und Mitarbeitern wie Salvioli, Tarnowsky, Riccardi, Currieri, Kurella, Lesort, Carrara, Zerboglio u. a.

Will man überhaupt ein getreues Bild von der jetzigen wissenschaftlichen Bewegung im Gebiete der Kriminalanthropologie gewinnen, so darf man nur einen Blick werfen in die beiden Revuen, welche ausschließlich dieser Wissenschaft gewidmet sind, die „Scuola positiva di diritto“ und das „Archivio di psichiatria, scienze penale et anthropologia criminale“. Hier kann man nicht nur mehr oder minder umfangreiche Abhandlungen aus dem Gebiet der Kriminalpsychologie und Kriminalstatistik, sondern auch aus der Physopathologie, Kraniologie, Biologie und besonders aus der Physiognomik der Verbrecherwelt finden. Lombrosos größere Publikationen, welche er in italienischer, französischer und deutscher Sprache herausgegeben hat, sind zum Theil Zusammenfassungen der Ergebnisse der in den vielen (Forri's „Sociologia“, die zuverlässigste und vollständigste Bibliographie auf diesem Gebiete, zählt ihrer 1369) Monographien niedergelegten Spezialforschungen. Hierbei sind es gewisse, zwar ungewöhnliche psychische Erscheinungen zeigende, aber immer wiederkehrende und gewissermaßen typische Probleme, welche die Kriminalpsychologen mit Vorliebe bearbeiten. Genie, Epilepsie, angebornes Verbrecherthum, Pyromanie, Satyriasis, Kindesmord, Fruchtabtreibung, Selbstmord, politisches Verbrechen, Anarchismus, politische Epidemien, Prostitution u. s. w. Alle diese Erscheinungen, theils individueller, theils gesellschaftlicher Natur, beruhen angeblich auf anormaler Seelenfunktion, welche wiederum auf bestimmte körperliche Defekte und Störungen zurückzuführen sind. Im Einzelnen werden die körperlichen Anomalien, insbesondere wo die hieraus folgenden Psychosen einen epidemischen Charakter annehmen, kaum nachweisbar sein. Aber das Prinzip ist unzweifelhaft richtig, wenn es auch, ähnlich wie bei körperlichen Epidemien (Cholera, Typhus) lange dauert, ehe die Wissenschaft die die Krankheit erzeugenden ätiologischen Momente erforscht. Daß alle dem Intellekt und der Vorstellungssphäre angehörenden Störungen auf körperlichen Erkrankungen, speziell auf solchen des Cerebral- und Nervensystems beruhen, ist die Grundvoraussetzung aller Psychiatrie seit hundert

Jahren. Daß aber nicht minder alle moralischen Defekte auf anatomische und physiologische Störungen zurückzuführen sind, ist das Grundprinzip der heutigen Kriminalpsychologie. Eine Ahnung von der Wahrheit dieses Satzes hat immer bestanden, und lange schon, bevor die wissenschaftliche Forschung auf dem mühsamen Wege der Beobachtung und Untersuchung zu ihrem Prinzip gelangt ist, ist das Leben sowohl, als die Litteratur und die Kunst in ihren Werken unbewußt so verfahren, als wenn die erst spät entdeckte wissenschaftliche Wahrheit schon bekannt gewesen wäre.

Unter den vielen interessanten Partien des neuesten obengenannten Werkes von Lombroso, von denen wir nur z. B. die Untersuchungen über die Skelette und Schädel der Verbrecher, ferner über die Gehirne, die Eingeweide und die Physiognomien derselben, über geschlechtliche und andere biologische Anomalien, über die ätiologischen Differenzirungen dieser Erscheinungen nach Alter, Geschlecht, Rasse und Erblichkeit hervorheben, möchten wir, als für das große Publikum geeignet, einiges aus dem Kapitel XII mittheilen, welches den Verbrechertypus in der bildenden Kunst und Litteratur behandelt. Lombroso stützt sich hierbei zum Theil auf die Untersuchungen Leforts in seinem interessanten und anziehend geschriebenen Werke: „Le type criminel d'après les savants et les artistes." (Lyon 1892). Nach Lefort hat schon Michelangelo die thierischen Formen der Teufel durch die menschliche Gestalt, durch einen Dämon mit zurückfliehender Stirn, spitzer Nase und großen Henkelohren ersetzt. Im Nachen des Charon sehen wir einen Verdammten, der thierähnlich gebildete Ohren hat, das Gesicht eines andern zeigt mongolischen Typus, das eines dritten Negertypus. Alle diese Verdammten und Teufel haben ein stupides, idiotisches Aussehen. Auf einem Gemälde des Andrea Mantegna, des großen Lehrers Correggios, welches ein Martyrium darstellt, hat ein Scharfrichter, der eben zum Schlage ausholt, zurückfliehende Stirn, Stulpnase, breiten Mund, wulstige Lippen, vorstehende Unterlippe und viereckiges Kinn. — Auch der Henkersknecht auf Tizians „Martyrium des heiligen Lorenz" zeigt einen großen, starken Kopf, ein in die Breite entwickeltes Gesicht und einen reichlichen, tief in die Stirn hinabreichenden Haarwuchs. In Tizians „Geißelung und Verspottung Jesu" zeigt sich derselbe moralische Idiotismus, da der Mensch, welcher Christus mit einem Stocke die Dornenkrone aufs Haupt zu drücken sucht, quadratische Schädelform und eine stark ausgesprochene Gesichtsasymmetrie hat, welche von allen Kriminalpsychologen als besonderes Merkmal des Verbrechertypus angesehen wird. Auch einige Gemälde Raphael Sanzios sind in dieser Hinsicht charakteristisch: auf seinem „Abendmahl" z. B. ist der Judas mit breitem Kopf, zusammengezogenen Brauen und dicker Oberlippe dargestellt. In der „Kreuztragung" desselben großen Künstlers ist der Mensch, welcher Christus mit dem Stricke schlägt, ausgesprochen prognatisch, und der andere Mensch, welcher Christus mit seiner Lanze vorwärts zu treiben sucht, zeigt ein stark in die Breite gehendes Gesicht, tief in die Stirn hineingewachsenes Haar und dicke hervorstehende Lippen — alles Anzeichen eines rohen, zu Gewaltthätigkeiten neigenden Gemüthes. Paolo Veronese hat in seiner „Kreuzigung" einen Henkersknecht von ausgesprochenem Verbrechertypus gemalt: in dem Kopfe desselben überwiegt der Vertikaldurchmesser; die Augenbrauen sind zusammengezogen, die Augen klein, der Mund ist halb offen und links nach

unten verzogen, das Haupthaar tief in die kurze, schmale Stirn hineingewachsen, der Bart spärlich. Lucas van Leyden stellt „Deborah" im Augenblick ihrer That dar: ein berückend schönes Weib, noch in der Nachwirkung leidenschaftlichster Erregtheit; aber dieser Kopf ist ein höchst merkwürdiges Beispiel jener Asymmetrie, welche die Kriminalpsychologen als ein Hauptmerkmal einer Verbrecherphysiognomie bezeichnen. Francisco Goya, der berühmte spanische Maler und Kupferstecher, hat bekanntlich mit Vorliebe leidenschaftliche Szenen gemalt, in denen die moralischen Nachtheile des Lebens, das Schauerliche und Schreckliche, überwiegen, ohne daß gewisse satirische Züge darin zu verkennen wären, so daß seine Personen oft wie Hyänen, Eulen, Katzen, Esel, Schweine aussehen. Bei alledem aber welch' eine Fundgrube sind seine Bilder für den modernen Kriminalpsychologen! Alle menschlichen Laster und Leidenschaften, wie sie uns in diesen Szenen blutigen Spiels, der falschen Liebe, des nächtlichen Mords, des wüsten Aberglaubens, dieser ganzen Pfaffen- und Banditenwirthschaft, wie des Hexen- und Zigeunerlebens im alten Spanien entgegentreten, sind, mit einem anatomischen und physiognomischen Ausdruck und einer Treue gemalt, daß man aus diesen Bildern allein schon ein vollständiges Lehrbuch der Kriminalpsychologie zusammenstellen könnte. Der so jung verstorbene Theodore Géricault hat unzweifelhaft unter allen französischen Malern des 19. Jahrhunderts am meisten die Verbrecherwelt studirt und sein „Gerichteter" hat mit Recht eine große Berühmtheit erlangt. Aber man sehe doch dieses Bild an, es befindet sich in der Gemäldegalerie des Louvre: ist es nicht, als wenn die Natur hier selbst ein Meisterstück einer Verbrecherphysiognomie habe liefern wollen. Auch Ary Scheffers „Mephistopheles" und sein „Judaskuß", sowie Delacroix' geniale Zeichnungen zu Goethes „Faust" und Shakespeares „Hamlet" bieten in kriminal-psychologischer Hinsicht gute Ausbeute. — Schließlich wollen wir den nervösesten und verwegensten aller psychologischen Maler der Gegenwart, den genialen Belgier Wierz, noch erwähnen, der in einer grandiosen, aber halb wahnsinnigen Komposition „die Gedanken eines enthaupteten Kopfes" uns vorführt. Doch hier fragen wir skeptisch: Wie will uns Hr. Wierz beweisen, daß dieses Chaos von kaum erkennbaren grotesken und schrecklichen Figuren halb thierischer und halb menschlicher Leiber wirklich die Abbilder der im enthaupteten Kopfe noch vorhandenen Vorstellungen sind? — Und was soll und kann überhaupt dieser ganze Exkurs in die Kunstgeschichte beweisen? Jedenfalls so viel, daß die großen Künstler die Natur gut beobachtet haben zu einer Zeit schon, als noch gar nicht an eine kriminal-psychologische Theorie zu denken war. Doch geben wir Lombroso selbst das Wort zur Vertheidigung: „Alles in Allem," sagt er, „hat es wohl keinen großen Künstler gegeben, der bei seinen Verbrechergestalten nicht alle jene Charakterzüge zur Anwendung brachte, die nun die neue anthropologische Schule festgestellt hat. Und wenn es auch wahr wäre, daß alle diese von Künstlern geschaffenen Typen Karikaturen wären, so würde das dem aus diesen Kunstwerken entspringenden neuen Beweis zu Gunsten des Verbrechertypus auch nicht das Geringste von seiner Richtigkeit und Giltigkeit rauben, denn die Karikatur muß, wenn sie wirken soll, stets die Uebertreibung eines wirklichen, eines thatsächlichen Typus sein — ganz abgesehen davon, daß ich nicht wohl glauben möchte, daß die genannten Künstler in

ihren doch meist ernsten, insbesondere religiösen Gemälden durch Karikatur — also humoristisch wirken wollten."

Wenn aber schon die bildende Kunst für die Wahrheit des kriminalpsychologischen Prinzips zeugen soll, wie beweiskräftig müßten erst die Gestalten und Charaktere der Dichtung sein? Thatsächlich hat auch Lombroso einen ganzen Abschnitt seines umfangreichen Werkes diesem Gegenstand gewidmet. Insbesondere ist es die neueste realistische Litteratur (Dostojewski, Ibsen, Zola, Garborg), deren Hauptwerke er auf ihren kriminalpsychologischen Gehalt analysirt. — Und hier ist das Ergebniß in der That ein überraschend reichhaltiges. Aber mit noch größerem Rechte als oben bei der Malerei dürfte hier im Roman und im Drama der Einwand erhoben werden können: Was beweisen wissenschaftlich alle diese Gestalten der Poesie, die ja nur willkürliche Erfindungen und Produkte der dichterischen Phantasie sind? Zugegeben, daß die Realisten die wirkliche Natur dieser Gesellschaftstypen gut beobachtet haben: wer garantirt uns dafür, daß gerade das, was in allen diesen Scheusalen, die uns im Roman und auf der Bühne so ergreifen und so abstoßen, der Wirklichkeit entnommen und nicht ein Zusatz aus der dichterischen Phantasie ist? Man thut hier immer so, als ob der berühmte Name eines Erzählers oder Bühnendichters schon genüge, um die Naturwahrheit ihrer Figuren als unumstößliches Dogma erscheinen zu lassen. Ist dies aber nicht der Fall, so leidet auch die kriminal-psychologische Beweiskräftigkeit ihrer Gestalten eine bedenkliche Einschränkung.

Immerhin, wie weit Lombroso, Lefort und die andern Vertreter dieser Wissenschaft berechtigt sind, die Kunst und die Litteratur als Eideshelfer heranzuziehen, mag dahingestellt sein. Es wird dieses immer eine zweifelhafte ästhetische Frage bleiben. Weniger Zweifel aber verdienen die realen und statistischen, einer wissenschaftlichen Kontrolle sehr wohl unterworfenen Thatsachen, die Lombroso in großer Fülle beibringt. Und hier, meine ich, sollten unsere deutschen Forscher — Anthropologen, Psychiatriker, Gerichtsärzte — sich nicht mehr so vornehm ablehnend gegen die neue Wissenschaft verhalten, wie dies bisher geschehen ist. Die Sache verdient wohl, sowohl in wissenschaftlicher als in ethisch-sozialer Hinsicht, eine nähere und ernstere Prüfung und Kenntnißnahme. Und an Material für derartige kriminalpsychologische Untersuchungen in Irrenhäusern und Gefängnissen fehlt es uns leider auch in Deutschland nicht.

M. Brasch.

Hotel Briefkasten.

Von Hans von Reinfels.

(Nachdruck verboten.)

Es war eine ziemlich gemischte Gesellschaft, welche heute Nacht sich im „Hotel Briefkasten" zusammengefunden hatte. Man war sich dessen hüben und drüben wohl bewußt, deßhalb herrschte im Kreise der Vornehmen wie der Geringen einige Verschlossenheit, und Jeder dachte in stiller Beschaulichkeit schon an den Augenblick, wo man die Mauern dieses gewaltigen Eisenhauses wieder verlassen konnte.

Merkwürdig, daß heute die Stimmung eine so frostige blieb; wie ganz anders ging es zu anderen Zeiten hier zu. Möglich, daß die Witterung dabei nicht ganz ohne Einfluß war. Draußen fiel so recht träge und schwer Schnee, aber die Flocken waren groß und stark porös, so daß sie schnell vergingen, wenn sie kaum die durchwärmten Paletots der Passanten berührt hatten. Auf der Straße bildeten sie den mit Recht so gefürchteten Schneepamp, gegen dessen durchdringende Nässe und Kälte weder Leder noch Gummi schützen. Stellen, welche der menschliche Fuß nicht betrat, erglänzten zwar von Weitem in verführerischem Weiß, aber beim Näherkommen sah auch diese Decke wie ein gelochtes Canevastuch aus, ein Beweis dafür, daß der Niederschlag mit feinem Regen vermischt war. Blieb es da zu verwundern, wenn man seinen Eintritt ins „Hotel Briefkasten" stets mit einem Fluch begleitete? Kam man doch meist naß in die Gesellschaft! Und die sich draußen vor der eisernen Pforte von dem Eintretenden verabschiedeten, fluchten nicht minder. Oft schien es, als ob den Begleitern die kleine Pause des Stehenbleibens schon zu lange währe, und als ob sie ihren bisherigen Busenfreund jetzt mit einer gewissen und zwar unsanften Eile, die einem Schieben, Stoßen oder Werfen sehr ähnlich sah, in den „blauen Kasten" beförderten, wie der Volksmund diese Filiale des berühmten Hotels Stephan nannte. Ja, ja, so sind die Menschen. Eitel Egoisten sind sie alle! Daß sie nur nicht leiden!

Eben war ein neuer Gast ins „Hotel Briefkasten" gefahren. Er war von ziemlicher Behäbigkeit und berechtigte auch durch seine übrigen Dimensionen, welche in keinem erlaubten Verhältnisse standen zu den Raumweiten des Gasthauses, daß man ihn als Sehenswürdigkeit in ein Berliner Panoptikum schickte.

„Wenn es viele Ihresgleichen giebt," bemerkte ein körperlich gleichfalls nicht unbedeutender Gast, der den Stempel einer wohllöblichen Magistratsperson auf der Stirne trug, „dann dürften wir weiteren Filialen

des Hotels Stephan fürderhin die Konzession versagen. Wo kommen Sie denn so spät her, und wohin wollen Sie eigentlich?"

Der so Angeredete hatte sich durch einige Stöße und Tritte in seine Umgebung Raum verschafft, wobei er das Wimmern und Stöhnen der Kleinen garnicht beachtete. Er schien sich bereits behaglich zu fühlen, und das genügte. Das „eigentlich" in der Anrede des Fragers ärgerte ihn, und er grinste daher überlegen, als er ihm antwortete:

„Bei Ihnen, mein Lieber, braucht man nicht lange zu fragen. Ihrer Neugier und Ihrem Wissensdurst merkt man es ohne Weiteres an, daß Sie zur allwissenden „Hochlöblichen" gehören. Doch nichts für ungut, Sie sollen befriedigt werden. Gott Lob, daß es nicht viele Meinesgleichen giebt; so haben wir Wenigen doch den Vorzug, beachtet zu werden. Aber die Zeit wird kommen, da man uns in ganz anderer Weise ehren wird. Sehen Sie mich an: was ich in mir berge, ist abstrakte Wahrheit und Klarheit. Ich komme aus der geistigen Werkstatt eines unserer Modernen und bin auf dem Wege zu neuem Ruhm und neuer Ehre. Wie Sie mich vor sich sehen, verkörpere ich ein ganzes Schauspiel; nennen Sie mich „Die Noth". Bitte mich aber nicht mit eines anderen Herrn „Frau Sorge" in verwandtschaftliche Beziehungen zu bringen. Wir haben mit dieser Klique nichts gemein. Ich will noch heute oder, da der neue Tag schon angebrochen ist, doch morgen früh zu dem Königlichen Kommissionsrath Angler, dem bekannten Verleger und Freie-Bühne-Leiter, der mich sehnsüchtigst erwartet. Sie werden von mir hören."

„Vielleicht auch Sie von mir," gab der Frager zurück. Seitdem unsere Hochwohllöbliche es sich zur Pflicht gemacht hat, dem lieben Herrgott bei der Lösung seiner Aufgabe beizustehen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, seitdem sind wir mit dem Kraut, das jetzt so wuchernd emporschießt, ziemlich vertraut. Vielleicht gleiten auch Sie mir dabei durch die Finger. Ich werde es der Frau Noth dann schon besorgen."

Damit wandte sich der an seinem Embonpoint durch den Neuling übertroffene Magistratler achselzuckend von dem Modernen ab und trat auf die Gruppe der Unterdrückten zu. Dort suchte er sich einen Platz, von welchem aus er die jetzt etwas lebhafter in Fluß gekommene Unterhaltung ungestört mit anhören konnte. Dann und wann warf er auch der übrigen Gesellschaft einen Blick zu, in den Bart brummelnd: „Man darf keins von seinen drei Augen zumachen".

Es sprach da Jemand, den anfänglich alle über die Achsel angesehen hatten, denn sein Aeußeres verrieth Armuth. Offenbar war dasselbe im Hause und nicht in einer großen Werkstatt hergerichtet, auch trug es keinerlei Werthzeichen an sich, was allgemein auffiel, denn ohne solchen Schmuck war sonst Niemand. Viele bewiesen sogar, daß sie die Berechtigung besaßen, ungehindert ins Ausland zu reisen. Aber jetzt war der Arme im selbstgefertigten Kleide Gegenstand größter Aufmerksamkeit. Er sprach:

„Mich schickt meine Herrin. Ach Gott, sie ist ein so blutjunges Ding, und so schön war sie, daß man sie immerfort ansehen mochte. Aber wo ist all ihre Lustigkeit, wo ihre glockenhelle Stimme, wo ihr süßer Gesang, ihr

blitzendes Auge? Dunkel ist es um sie, und nackt und bloß hockt sie in den vier kahlen Wänden, sie, kaum siebenzehn Jahre alt, und es, das Neugeborene, um dessenwillen sie all das Elend jetzt ertragen muß. Ihre Eltern wollen nichts von ihr wissen; schon vier meiner Genossinnen haben es versucht, zu ihnen zu dringen. Man hat sie einfach abgewiesen. Jetzt will ich den letzten Angriff wagen. Ich wende mich aber nicht an die Alten, sondern an den jungen Herrn, den Bruder meiner Theuren. Er ist der Stolz der Familie, der Augapfel seines Vaters. Und gerade er hat seine Schwester mit jenem Manne zusammengeführt, der jetzt sich nicht erinnern kann, daß sein Fleisch und Blut lebt im Kinde meiner jungen Herrin." — „Franz", so werde ich ihm im Namen meiner Auftraggeberin zurufen, „Franz, ich weiß, daß ich schuldig bin, daß ich grenzenloses Elend über die Meinen und auch über Dich gebracht habe, der Du des Königs Rock tragen wolltest, daß ich ein leichtsinniges, lüderliches Mädchen war, als ich Josephs Flehen nachgab. Aber Du! Sag' an, wie wägst Du Deine Schuld? Du, der Aeltere von uns, brachtest mich mit Deinem Freunde zusammen, weil Du seine Schwester liebtest. Du vertrautest mich blindlings diesem Don Juan an, wie Du ihn selbst nanntest, als ich Dir bange Vermuthungen über ihn aussprach. Du glaubtest, er würde nicht so schurkisch sein! Du glaubtest es, aber Du warntest mich nicht. Du lebtest nur in eigener Lust, unbekümmert um das Schicksal Deiner Schwester. Könntest Du Diejenige noch zu Deiner Frau machen wollen, deren Bruder Deine kleine Ada vernichtete, deren Bruder Deiner Eltern Herz brach, deren Bruder Deine stolzen Zukunftspläne zerstörte, deren Bruder die Geliebte und sein eigenes Kind vor Hunger und Kälte dahin siechen läßt, während er mit neuen Weibern Orgien feiert? Du wärest nicht werth, Deines Vaters Namen zu tragen, und Du wärest nicht werth, mag ich noch so tief gesunken sein, mein Bruder zu sein, wenn Du es vermöchtest, trotz alledem! Zeige, daß Du würdig bist des Einen wie des Anderen. Tritt hin vor unseren Vater, ertrage seinen Zorn, aber beichte Deine Schuld an meinem Fehl und dann bete und bitte für mich und mein süßes Kind, den letzten Anker meines Lebens. Ich will nicht sterben, denn ich gebrauche Zeit zum Sühnen."

Aus einer Ecke, in welcher dicht bei einander wohl ein Dutzend gleichartiger Freunde standen, ertönte unterdrücktes Schluchzen. Einer derselben, welcher sich in seinem eleganten Aeußern durch nichts von den anderen unterschied, vielmehr auf die enge Zusammengehörigkeit aller schließen ließ, raunte seinen Genossen zu, daß die eben vernommene Geschichte ihn stark an ihres Herrn Abenteuer gemahne. Doch da sie jetzt seine Verlobung anzumelden hätten, so wäre es wohl gescheidter, man schweige und thue, als ob man nichts gehört habe. Man könne gegebenen Augenblicks vielleicht etwas verlauten lassen, dann würde der junge, schneidige Herr für das arme Ding schon etwas übrig haben. Alle waren feige genug, ihre Zustimmung zu geben.

Fern von dieser Gruppe hatten sich zwei Freunde postirt, welche heimlich mit einander tuschelten.

„Was hast Du denn so Wichtiges?" fragte der Eine.

„Meine Exiſtenz, mein Name und guter Ruf ſtehen auf dem Spiele," entgegnete der Andere. „Ich wende mich an meine alte Mutter und verſetze ihr vielleicht den Todesſtoß. Gott helfe mir, aber ich kann nicht anders. Du weißt, ich bin Präſident der gemeinnützigen Geſellſchaft und verwalte ihr Vermögen. Ich hab es verbraucht. Unglückliche Spekulation trieb mich in's Verderben. Meine Mittel reichten nicht, ich griff zu den fremden. Alle meine Hoffnungen, durch Gewinn das Depot wieder zu erſetzen, ſcheiterten. In wenigen Tagen muß Alles offenbar werden. Dann bin ich entweder ein Schurke, oder — — — nun, meine Mutter wird mich nicht im Stiche laſſen. Allerdings, ſie verarmt und wird ſich auf einen ſonnenloſen Lebensabend einrichten müſſen. Sie hat die Wahl, Geld oder meine Leiche."

„Du biſt auf alle Fälle ein Schurke murmelte ſein Gegenüber und ſuchte ſich einen anderen Platz. —

„Ich bitte von mir mit etwas mehr Achtung zu ſprechen", rief ein nach Gigerlart Enveloppirter. „Ich bin reich, wenn ich's auch nicht an der Stirne geſchrieben trage. Faßt nur meine Taſchen an. Ihr glaubt, ich berge Papier darin? Pah, Hundertmarkſcheine ſind es! Wer wird das aber gleich verrathen, man legt mir ja höhere Steuer auf. Ich gehe immer mit der niedrigſten Steuerſtufe durch die Welt."

„Bis Sie abgefaßt werden," raunte ihm der Magiſtratler zu, einig mit ſich, in Zukunft noch etwas mehr hinter die Couliſſen ſchauen zu wollen. „Welch' eine Schwindlergeſellſchaft. Um ein paar Groſchen Steuern zu ſparen. Oh, oh!"

„Ich ſuche eine Stelle," hörte man von anderer Seite berichten, „und will mich nach Buenos Aires begeben, wenn ich ſie bekomme. Mein Mütterchen ſieht mich zwar ungern ziehen, aber es muß ſein. Wovon ſoll ſie ſonſt leben? Es iſt nicht leicht für ein junges Mädchen, aber bleibt mir denn eine Wahl?"

„Ich habe gelernt, allen Stürmen zu trotzen, und ich kenne die Welt. Mein armer Vater, dem ein zuſammenſtürzender Neubau das Leben koſtete, hat mich ſchon früh mit den Gefahren des Lebens vertraut gemacht. Ich kenne ſie alle, die leichtlebigen Männer, die ſo ſchön zu reden wiſſen und deren durchdringender Blick forſchend bis auf den Grund der Seele ſchaut. Aber ihr Auge weicht aus und ſucht ſich zu verbergen, wenn ich ihnen klar mache, daß mich etwas anderes überzeugen muß, als Worte. Ich will Thatenſehen, die Ergebniſſe fleißiger Arbeit. Ich fürchte mich nicht, denn ich habe ſelbſt arbeiten gelernt."

Kichernd wendeten ſich Einige ab, deren geiſtiger Gehalt auch nur in leeren Worten beſtand, beſtimmt, zu verführen und zu betrügen.

Zu der Gruppe der Sozialen ſchien jener beredte Mund zu gehören, der ſo feurig auf ſeine Umgebung einſprach:

„Brod iſt die Loſung, und Brüderlichkeit. Was ſollen wir uns um den Groſchen quälen, wo jene da, mit den eleganten Kleidern in allen Farben und Wappen, den Thaler vergeuden? Haben ſie ihn verdient? Ja Kuchen! erſchlichen, erſchwindelt, ererbt iſt er im beſten Falle. Uns muß ein Schluck aus der gemeinſamen Flaſche erquicken, aber jene ſtillen ihren

Durst am schäumenden Champagner. Ist das Recht? Nein, es ist Unrecht, dreimal Unrecht und ungerecht. Sorgen wir dafür, daß es anders wird. Nieder mit dem Kapital! Nieder mit . . ."

Weiter kam er nicht, da hielt es der Magistratler für geboten, sich als Keil in die Gruppe zu schieben. Schweigend ließen sie sich bei Seite drängen. Es trat eine Pause in der Unterhaltung ein. Doch nun wollte der Moderne wieder das Wort ergreifen, um über den Zug der Zeit, der Alles mit fortreißt, über gesellschaftliche Sitten im Allgemeinen und den Sozialismus im Besonderen zu sprechen. Alles drängte sich um ihn und belagerte ihn förmlich, so daß ihm selbst angst und bange wurde.

Da rasselte der Schlüssel im Schloß und es krachte gleich einer Lawine oder einem gewaltigen Erdbeben, das Häuser und Menschen vernichtet. Groß und Klein, Arm und Reich, wie es hier versammelt war, stürzte geräuschvoll in einen tiefen Abgrund, der sich plötzlich unter ihren Füßen aufgethan hatte. Jetzt gab es keine sozialen Unterschiede mehr, sie alle erduldeten das gleiche Schicksal und fielen — in den Postsack, den der Posthülfsbote unter den blaugestrichenen eisernen Kasten geschoben hatte. Ihre Stunde war gekommen, und das eigenartige Hotel war auf Augenblicke verwaist.

„Schade, es hätte noch Manches zu hören gegeben," waren die letzten Worte, welche gesprochen wurden.

Sie entstammten dem Munde des Magistratlers.

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin.

100 seltene Briefmarken v. Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaic., Java, Lomb., Luxemb, Mexico, Monac., Natal, Pers., Peru, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei 2c. — alle verschied. — garant. echt — nur 2 Mk.!! Porto extra. Preislisten gratis.

E. Hahn, Naumburg (Saale).

Große delikate **Fettbücklinge,**

täglich fr. geräuchert, Postkorb 10 Pfd., 1,25 M.; grüne Heringe, Postk. 10 Pfd., 1 M.; ff. Gelée- od. Tafelbrath. 4½-Liter-Dose, 10 Pfd., 1,50 M.; ff. Tafel-Rollmops, 4½-Ltr.-D., 1,60 M.; ff. Bismarckh. ohne Grät., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,50 M.; ff. Delikatessh., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,75 M.; ff. Salzfettb., 4½-Ltr.-Dose, 10 Pfd., 1,80 M.; Milchr. u. Rp., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,80 M.; Bahn-Send. 240 ff. Bücklinge 4,50 verf. geg. Nachnahme **E. Köpp, Misdroy,** Ostsee, Fischkonserven-Fabr. Zeitung angeben.

Eing. Schutzm. **Warme Fußdecken,** gegerbte „Eisbär". **Heidschnuckenfelle,** bestes Mittel gegen kalte Füße, langhaarig, silbergrau (wie Eisbär). Große etwa 1 qm, das Stück 3,50—6 M, ausgesucht schöne Exemplare M 7,50. Bei 3 Stück franko. Prosp. u. Preisv. gr.

W. Heino, Lünzmühle bei Schneverdingen, Lüneburg, Hann.

Apfelwein

von unübertroffener Güte, goldklar, haltbar

14 mal preisgekrönt

versendet in Gebinden von 35 Litern aufwärts à 30 Pf. per Liter exklusive Gebinde ab hier gegen Kasse oder Nachnahme.

Export-Apfelwein-Kelterei

Ferd. Poetko, Guben 32

Inhaber der Königl. Preuß. Staatsmedaille „Für besten Apfelwein."

Thee

Vorzügl. Theemischungen à Mk. 2,80 und 3,50 per Pfund, in höchsten Kreisen eingeführt. (Kais. Kgl. Hofl.) Probepackete 60 und 80 Pf.

„MESSMER"

Baden-Baden und Frankfurt am Main.

Busch, Barnewitz & Co., Konserven-Fabrik

Wolfenbüttel

empfehlen alle Arten eingemachter Gemüse und Fleischspeisen etc. (prämiirt auf Ausstellungen des In- u. Auslandes) in vorzüglichster Qualität unter Garantie der Haltbarkeit zu den billigsten Preisen. **Preiscourante gratis.**

HAMMONIA-FAHRRÄDER

sind die feinsten, beliebtesten und billigsten. Preislisten gratis.

Hammonia-Fahrrad-Fabrik

A. H. Veltzen, Hamburg.

Nur 4½ Mark.

Goldin-Remontoir-Anker-Uhr garantirt gut gehend nur Mk. 4,50, **Goldin-Damen-Anker-Uhren** nur Mk. 5,50, **Goldin-Ringe und Ketten** à Mk. 1,50, ausgezeichnete **Wecker-Uhren** nur Mk. 3,—; zahlreiche Anerkennungen. Versandt durch **Feith's Neuheiten-Vertrieb** in **Berlin C.,** Seydelstr. 5.

Harzkäse, echt,

hochfeiner Qualität, 1 Kiste ca. 100 St. incl. Verpackung 2,80 Mk. ab hier. Größere Posten billiger offerirt Harzkäse-Fabrik

C. Eisenhuth, Hasselfelde, Harz.

Liebig'scher

Fleisch-Extract

Stiermarke

Ueberall zu haben.

Gegen Schweissfuss

und seine Folgen bewähren sich vorzüglich und allein

Beckstroems

Moos-Sohlen.

Zu haben in allen Schuhwaaren-Geschäften.

En gros bei

G. Beckstroem, Neustrelitz.

Photographische Vergrösserungen

nach einges. auch mangelhaft. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Greiz, Reuss ält. L. Preislisten postfrei.

Digitized by Google

Fahnen, gestickte, für
Vereine aller Art.
Osiander'sche Paramenten- und Fahnenstickerei.
Ravensburg (Wttbg.) Kgl. Hoflieferant.
7mal präm. für hervorr. Kunstleistungen.

MUSIKINSTRUMENTE
jeder Art direkt von der Fabrik Illustr. Prachtkatalog franco.
Ernst Hess, Klingenthal i. Sachsen.

Cognac
der
Deutschen Cognac-Gesellschaft
Berlin NW., Georgenstr. 47.
Bestes deutsches Product!
Versand in Flaschen und Gebinden.

Gegen Einsendung von Mk. 30,— versende 50 Liter weissen **Rheinwein** incl. Fass.
Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.

Viel Geld!
und **Zeit** bei unbedingter Zuverlässigkeit erspart jeder Geschäftsmann, wenn er sich **Rein's Durchschreibebücher** bedient.
Versuch Mk. 1,—.
Eduard Rein, Chemnitz,
Durchschreibebücher-Fabrik.

Jedem Etwas,
bietet größte Musterauswahl in Stoffen aller Art, erprobt solide Qualitäten. Anerkannt billigste Preise, Specialität: „En-tous-cas-Stoffe".
Franz Riemann, Gotha.
Bei Angabe alter Wollsachen biete besondere Vortheile.

Kopf- und Rücken-Geradehalter
nach einem neuen eigenartigen System, wirkt in sicherer naturgemäßer Weise bei größter Bequemlichkeit. Beschreibung und Urtheile durch C. von Wolff, Dresden, Dornblüthstraße 3.

Für Pfeifen-Raucher!
Hofkanaster von reinem, angenehmem Tabakgeschmack, 9 Pfd. 5 Mk., frei Nachn., empfehlen H. Duhr & Korth, Berlin NW., Alt-Moabit 119.

Hoffmann-Pianos
neukreuzi., Eisenbau, mit gedeckt. Tonfülle, in schwarz od. Nußb., liefert i. Fabrikpreise, unt. 10jähr. Garant., geg. Theilzahlg. monatl. 20 Mk ohne Preisverh., nach auswärts frk., Probe (Referenzen u. Kataloge gratis)
Berlin, Jerusalemerstr. 14.

1000 **Geschäfts-Converts**
Mk. 2,10. Preislisten gratis.
J. Badrinas 25 e. Berlin C.

Allen Gartenfreunden empfohlen!
Grottensteine, Grottenbauten, Skizzen frei. O. Zimmermann, Hoflieferant, Greußen i. Thür.

Ravensberger Hafer Cacao,
ärztlich empfohlen, Gutachten vereidigter Chemiker, unentbehrlich für Blutarme, Nervöse, Magenleidende und Kinder. 5 Pfund franco 6 Mk. Hafercacaofabrik Robert Helbeer, Bielefeld.

Heidelbeerwein,
vorzüglicher Gesundheitswein. à Fl. 70 Pf. Proben frei. Gudehus, Goslar (Harz).

Klimat. Kurort Görz,
Hôtel de la Poste.

Patentbureau Eduard Franke
Berlin NW., Luisenstr. 31.

Sensationell! Sensationell!
Isabella-Accord-Zither
von Jedermann ohne Musikkenntniß sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Solten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rococo-Arbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, 2 Zitherringen, Notenhalter und **3 Notenheften** je ca 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur M. 12,50** incl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18—20 M.
Richard Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Amateur-Photograph.
Illustr. Prospekt gratis.
Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Adolf Oster, Moers a. Rh., 40
versend. franco Muster sein. berühmt. mod.
Herren-Stoffe
(Spezial. Cheviots) zu feinen Anzüg. u. Paletots.
Feinst. Referenz.! Enttäusch. ausgeschlossen.

Garantirt reiner Seimhonig
4,50 Mk., feinster Heidescheibenhonig 6,25 Mk. Beides netto 8 Pfd. franko. Garantie für feinste Waare, nehme sonst zurück. Herm. Heitmann, Bienenzüchter, Brockel b. Rotenburg i. Hannover.

Frische Naturbutter,
9 Pfund netto 8,50 Mk. frei Nachnahme. M. A. Cassens, Großefehn, Ostfriesl.

Feine Harzer
!Kanarien-Vögel!
mit den seltensten Touren zu Mk. 6, 8, 10, 12, 15 und 20 per Stück, empfiehlt und versend. unt. Garantie laut Preiscourant
H. Natermann, Clausthal, Oberharz.
NB. Zahlr. Anerkennungsschreiben steh. z. Diensten.

Mosel- Rhein- Bordeauxweine
J. P. Trarbach Nachf.
Berlin W. u. Traben a. M.
Preislisten franko.

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schmidt

III. Jahrgang | Nr. 72 | 15. Februar 1896

Bücher auf dem Kriegspfad.
Raoul Pictets Theorie. Von Ernst Gystrow.
Medizin und Heilkunst. Von Anti-Galenus.
„Liebelei." Von Dr. Richard Wrede.
Der zerstreute Professor. Von Verrina.
Magenphilosophie. Von Dr. Ph. Maquet.
Das allerneueste Bismarck-Interview. Von F. von Stenglin.
Des Künstlers Traum. Von A. M. Brandenburg.
Neue Bücher. Von G. J. Krauß.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag

Berlin N.W. 6, Luisenstraße Nr. 36

Fernsprecher: III, 1621.

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Berlin, den 15. Februar 1896.

Zu beziehen durch **Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin W. 30:**

Schneidt, Kellnerinnen-Elend. 1 Mk.
Schulz, Woher kommen die kleinen Kinder? 80 Pf.
Grobe Keile auf grobe Klötze. (Von Konrad Alberti.) 1,— Mk.
Buhr, Der Sozialismus in der Armee. 50 Pf.
Dan. Sanders, Sein Leben und s. Werke. Nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage Herausgeg. v. Fr. Düsel. 2. Aufl. Mit Photogr. 1,60 Mk. — **Huth,** Buch berühmter Landwirthe. 2,25 Mk. — **Pohl,** Pastor, Dr., D. Verhältniß d. Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon. 1,— Mk. — **Haberland,** Metamorphosen der Pflanzen. 50 Pf. — Wie unterscheidet sich die Methode der Mathematik von der der Philosophie? 80 Pf.

Neue Musikalien für Klavier. Verlag von Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen.

G. Stapel,

op. 63, Friederike-Walzer. 60 Pf. Op. 68, Adolf-Friedrich-Marsch. 80 Pf. Op. 69, Elisabeth-Walzer. 1,20 Mk. Op. 70, Mein schön Berlin, Gesangwalzer. 50 Pf.

H. Berger,

op. 10, Polka-Mazurka. 60 Pf. Op. 11, Gavotte. 60 Pf.

Alban Förster,

op. 90 Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied m. Violoncell f. mittl. Stimme 80 Pf. op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Violoncell. à 1 Mk. Verl. v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Kritische Studien zur Psychologie der Litteratur von Rudolph Lothar. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottländer.

F. Heiderich, Die Erde. Eine allgemeine Erd- und Völkerkunde. Mit 215 Illustr., 143 Textkarten und 6 Karten in Farbendruck. Geb. in Hldrz. 20 M. A. Hartleben's Verlag in Wien.

C. Müller-Schochwitz, Das deutsche Kaiserpaar Wilhelm II. und Augusta Viktoria. In Liedern aus allen deutschen Gauen. Preis 1,20 M., geb. in Leinwand 2 M. Verlag von Haus Baemeister in Wiesbaden.

Albert Pulitzer, Der Roman des Prinzen Eugen. Eine Idylle unter Napoleon I. Mit 3 Heliogravuren. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Preis 4 Mk. Verlag von Wilhelm Braumüller in Wien und Leipzig.

E. Schwetschke, Aus Bismarcks Zeit. (1879—1895.) Vaterländische Gedichte. Preis 2,25 M., geb. 3 M. Verlag von Otto Petters in Heidelberg.

Max Halbe, Lebenswende. Eine Komödie. Preis 2 Mk. Verlag v. Georg Bondi in Dresden.

Franz von Sickingen. Eine dramatische Dichtung in fünf Akten von Ferdinand Lassalle. Für die Bühne bearbeitet und eingerichtet von O. E. Flüggen. Preis Mk. 1,50. — **Pro et contra,** dramaturgische Studien von Ludwig Nelter. Preis 50 Pf. Verlag von August Schupp in Leipzig.

Liebelei, Schauspiel in drei Akten von Arthur Schnitzler. Preis 2 Mk. — **Tedeum,** Gemüthekomödie in fünf Akten von Ernst Rosmer. Preis 2 Mk. S. Fischer, Verlag in Berlin.

Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge von Dr. Lassar-Cohn, mit 19 in den Text gedruckten Holzschnitten. Preis 4 Mk. Verlag von Leopold Voß in Hamburg.

Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion von O. Oldenberg. Preis 1 Mk. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Aus meiner Wandermappe. Reiseskizzen von Anna Mayer-Bergwald. A. Adam's Verlag in Garmisch (bayr. Hochland).

Gustav Renner. Gedichte. Selbstverlag des Verfassers, Rixdorf-Berlin.

R. Falb's Neue Wetter-Prognosen und Kalender der kritischen Tage f. 1896. Januar—Juni. Preis 1 Mk. Hugo Steinitz Verlag in Berlin.

Gotthard Hirschfeld, Der Reichszivilprozeß. Eine Darstellung nach Zivilprozeßordnung und Gerichtsverfassungsgesetz zur Vorbereitung für die erste juristische Prüfung. Eleg. geb. 3,60 Mk. Verlag von Paul Ruschmann in Berlin.

Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk von Dr. Wilhelm Wartens. Preis 8 Mk., geb. 10 Mk. Verlag von Manz & Lange in Hauzaver.

Michael. Dichtung von Martin Fredsee. Herausgegeben zum Besten des Baues der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche. Eleg. broch. 1 Mk. Verlag von Max Schildberger in Berlin.

Gewerblicher Rechtsschutz und Urheberrecht. Zeitschrift des Deutsch. Ver. z. Schutz d. gewerbl. Eigenthums. I. Jahrg., Nr. 1. Halbjährlich 10 Mk. — Carl Heymann's Verlag in Berlin.

Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter, von Professor Dr. Herman Conrad. Preis 80 Pf. Verlag von Hermann Walther in Berlin.

---

253 der schönsten Lieder
älterer und neuerer Meister (mit Klavierbegleitung) in elegantem Album nur 3 Mk. Paul Zschocher, Musikexport, Leipzig.

F. Schweider, Beitrag zur Lehre von der Prosura. Preis 2 M. J. Schweitzer, Verlag in München.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 15. Februar 1896

III. Jahrgang | Nr. 72 | Jahrgang III

Stöcker auf dem Kriegspfad.

Eins der bedeutsamsten Ereignisse jüngster Zeit war der Austritt Stöckers aus dem Elsenausschuß und aus der konservativen Partei. Das müssen selbst die liberalen Gegner des ehemaligen Hofpredigers zugeben, die doch stets bemüht sind, ihn als Politiker nicht nur lächerlich, sondern auch verächtlich zu machen Wäre Stöcker wirklich ganz der, als welcher seine Verkleinerer ihn hinzustellen bemüht sind, so würde es kaum zu rechtfertigen sein, daß gerade sie seiner Abkehr von den Konservativen eine so eingehende Würdigung zu Theil werden lassen und daran die verwegensten Zukunftshoffnungen knüpfen, von denen sich jetzt noch nicht absehen läßt, ob sie jemals sich verwirklichen werden.

Stöcker ist für sich allein ein ernst zu nehmender Faktor politischen Lebens. Daran ist ein Zweifel nicht länger zulässig. Seine Feinde selbst räumen es ein. Er hatte seine große Bedeutung innerhalb der konservativen Partei, obwohl fortwährend Reibungen bestanden zwischen ihm und anderen einflußreichen Parteiführern, und er wird einen noch größeren Einfluß ausüben, jetzt, da er seine Unabhängigkeit wieder gewonnen hat und sich als Freischärler anschickt, den Kampf auf eigene Faust weiter zu führen.

Man mag über Stöcker denken, wie immer man will, eins wird man ihm nicht absprechen können —: daß er nämlich in seiner besonderen Art

ein ganzer Kerl ist. Er ist ein Mann von in sich geschlossener Wesenheit; wenn man ihn kennt, weiß man, wessen man sich von ihm zu versehen hat, und seine Ziele verfolgt er mit rücksichtsloser Energie. Er ist äußerlich eine kräftige Erscheinung und auch geistig und seelisch erfreut er sich einer robusten Konstitution, die einen Puff gar wohl vertragen kann. Feinfühlige Erwägungen, ängstliche Rücksichtnahme und allzu bedachtsames Handeln darf man von ihm nicht verlangen; das Alles liegt seiner derben, ursprünglichen und leidenschaftlichen Natur zu fern. Wohl haben sich unter dem Einfluß des politischen Kampfes Eigenschaften in ihm ausgebildet, die man bei einem so hanebüchen veranlagten Mann eigentlich kaum suchen sollte, eine hohe Verschlagenheit nämlich und jene Skrupellosigkeit, die, sobald es ein Ziel zu erreichen gilt, vor Nichts zurückscheut. Indeß diese Eigenschaften sind doch mehr oder minder schon vorgebildet in der Bauernnatur, als deren ächter Vertreter Herr Stöcker wohl gelten kann. Bei ihm, dem geistig hochbegabten Manne, haben diese Keime sich nur übermäßig entwickelt. Sie wuchsen zu übermenschlicher Größe empor und fallen daher unangenehm an ihm auf.

Die jüngsten Vorgänge haben uns den Mann von einer ganz neuen Seite gezeigt. Wir haben gesehen, daß Stöcker bei wichtigen politischen Dingen die Verschmitztheit und Verschlagenheit doch nur bis zu einem gewissen Punkte treibt und daß er, wenn es um eine Frage politischen Seins oder Nichtseins sich handelt, doch wieder auf seine grobschlächtige Bauernnatur sich besinnt und seinen Mann steht, so gut wie einer.

Ich bin kein Freund Stöckers; aber ich gestehe offen, daß sein Verhalten der konservativen Partei gegenüber mir eine gewisse Achtung abgenöthigt hat. Der Mann hätte ja, wenn es ihm nur um politischen Einfluß zu thun wäre, den ultrakonservativen Heißspornen nachgeben, er hätte an ihre Spitze sich stellen, hätte jeden ihrer Wünsche erfüllen und sie dadurch auch weiterhin beherrschen können. Sie haben ihn gewiß nicht gerne scheiden sehen, und wenn er ihnen in der Frage des sozialen Christenthums auch nur einiges Entgegenkommen bewiesen, wenn er die evangelischen Sozialpolitiker schroff verleugnet und mit ein paar schleimigen Redensarten dem sozialen Christenthum, das er verficht, eine politisch harmlose Deutung gegeben hätte, durch die ihm das Mark ausgesogen worden wäre, so würde man ihn sicher mit tausend Freuden in der Partei behalten haben. Daß er, der doch so oft schon als schmiegsamen Geistes und als außerordentlich gewandt sich erwies, das nicht gethan, daß er ehrlich das Tischtuch zwischen sich und den konservativen Ultras entzwei geschnitten hat, daß er nicht

länger über Dummköpfe herrſchen wollte, das rechne ich dem Manne, deſſen politiſcher Gegner ich bin, zum Verdienſt an.

Allerdings, man weiß niemals, wie man mit Stöcker dran iſt. Von allen lebenden Parteipolitikern iſt gerade er vielleicht der verſchlagenſte und verſchmitzteſte. Er hat es am Beſten verſtanden, den wechſelnden Anforderungen des politiſchen Lebens und parteiiſcher Taktik ſich unzupaſſen, und ſein innerſtes Weſen hat unter den Erforderniſſen einer politiſchen Karrière, deren Bahn in merkwürdig verſchlungenen Linien ſich bewegt, entſchieden Schaden genommen. Es iſt daher keineswegs undenkbar, daß die fernere Entwickelung des Mannes eine große Enttäuſchung für alle Diejenigen ſein wird, welche beſtimmte Hoffnungen auf die Trennung Stöckers von den Konſervativen ſetzen.

Indeß, wie Stöcker ſich weiter entwickeln, welches insbeſondere ſeine Haltung den jungen Chriſtlichſozialen gegenüber ſein wird, das Alles iſt eigentlich Nebenſache. Hauptſache iſt und bleibt es, daß alle Welt jetzt einſehen lernte, wie gänzlich unfähig die konſervative Partei iſt, ſich mit den zeitgemäßen Anſchauungen und Strebungen abzufinden. Der chriſtliche Sozialismus ſtellt die neueſte Form dar, in der ein ſozialiſtiſcher Gedankeninhalt an den modernen Menſchen herantritt. Und da der Sozialismus nun einmal da iſt, da er eine der treibenden Kräfte unſerer Zeit geworden und allem Anſchein nach im Begriffe ſteht, eine neue Kulturepoche einzuleiten, ſo ſollten alle Parteien bemüht ſein, ihm ſo weit als möglich gerecht zu werden. Aus dieſem Grunde hätten gerade die Konſervativen den Leuten, welche es verſtanden, dem Sozialismus eine rein chriſtliche Begründung zu geben, indem ſie den Zuſammenhang der weſentlichſten ſozialiſtiſchen Forderungen mit der chriſtlichen Lehre darthaten, verſtändiger Weiſe alles nur erdenkbare Entgegenkommen erweiſen, ſie hätten die ſo außerordentlich ausſichtsvolle Bewegung nach Kräften hegen und fördern müſſen. Daß ſie das nicht thaten, daß ſie auf einem längſt ſchon veralteten Standpunkt ſtehen blieben und nicht Willens ſind, in der ſozialen Frage den Ideen der neuen Zeit irgend welche Zugeſtändniſſe zu machen, und daß ſie durch ihre Verſtändnißloſigkeit ſogar einen Stöcker zwangen, ſich von ihnen zu trennen, das iſt der beſte Beweis für die Entwickelungsunfähigkeit der konſervativen Partei.

Dieſe Partei iſt an einem Punkte angelangt, wo ſie im kraſſeſten Egoismus zu verſinken droht. Sie hat allem Anſchein nach den Zuſammenhang mit den großen Intereſſen der Nation verloren und kennt nur noch

die kleinlichen Intereſſen des Beſitzes, dem ſie als Schutzwall dienen ſoll gegen die anſtürmende Hochfluth des Sozialismus.

Der Egoismus der Großgrundbeſitzer hat in der konſervativen Partei ſeine klarſte Verkörperung gefunden, ganz ebenſo wie in der liberalen Partei der Egoismus des mobilen Kapitals ſich verkörpert. Aus dem wirthſchaftlichen Antagonismus zwiſchen Großgrundbeſitz und Induſtrie, der ſich ſeit vielen Jahrzehnten durch unſere Politik hinzieht, erklärt es ſich zum Theil, daß der Liberalismus in manchen Fragen vernünftiger denkt, als die Vertreter konſervativer Anſchauungen und daß insbeſondere die Beſtrebungen der chriſtlichſozialen Geiſtlichen der Naumannſchen Richtung in einem Theil der liberalen Preſſe mit einigem Verſtändniß beurtheilt werden.

Der chriſtliche Sozialismus erſcheint den Rittern vom mobilen Kapital zunächſt noch nicht gefährlich. Sie wiſſen, daß auf dem flachen Lande das vielgerühmte patriarchaliſche Syſtem zu Zuſtänden geführt hat, die kaum länger haltbar erſcheinen und ſie hoffen, daß, wenn es gelänge, den jetzt allenthalben erwachenden ſozialen Reformeifer zunächſt auf dieſe Zuſtände hinzulenken, dem induſtriellen Ausbeuterthum noch eine weitere Galgenfriſt erwirkt werden könnte. Und wer weiß, was innerhalb einer ſolchen Friſt dann Alles noch geſchehen wird.

Der chriſtliche Sozialismus, deſſen Träger zumeiſt junge, vom beſten Willen beſeelte Geiſtliche ſind, wird, wenn ein weiteres Wachsthum ihm beſchieden ſein ſollte, thatſächlich in erſter Linie ſich eine Verbeſſerung der ländlichen Verhältniſſe zur Aufgabe machen müſſen. Der Landgeiſtliche iſt ſchon jetzt vielfach auch in wirthſchaftlichen Angelegenheiten der Berather und Vertrauensmann ſeiner Gemeindeangehörigen, deren Nöthe und Kümmerniſſe ihm keineswegs fremd ſind. Er kennt beſonders genau das Elend der ganz Kleinen, der Tagelöhner und Inſtleute, und immer deutlicher drängt ſich ihm, falls er über einigen Scharfſinn verfügt, die Erkenntniß auf, daß er die ſittlichen Aufgaben ſeines Berufes nimmer löſen kann, wenn nicht in den Lebensbedingungen der Leute, auf die er hauptſächlich eine Einwirkung verſuchen muß, eine Aenderung zum Beſſeren eintritt. Der Landgeiſtliche iſt darum hervorragend geeignet, die Ideen der Chriſtlichſozialen in ſich aufzunehmen und, wenn dies geſchehen iſt, wenn auf ſolche Weiſe die chriſtlichſozialen Anſchauungen auf dem flachen Lande feſten Fuß zu faſſen beginnen, dann iſt dem Großgrundbeſitz ein gefährlicher Feind erwachſen, auf deſſen Bekämpfung er einen Theil der Kraft verwenden muß, die er jetzt noch zum Kampf gegen das mobile Kapital und ſeine politiſche Vertretung, den Liberalismus, zur Verfügung hat.

Der Liberalismus rechnet ganz schlau, wie man sieht. Wenn er daher gelegentlich mit Naumann und Konsorten liebäugelt, so darf man deshalb noch lange nicht glauben, daß er wirklich im Begriffe stehe, sich mit den sozialen Ideen zu befreunden, oder daß er in sozialer Hinsicht auch nur weniger egoistisch dächte, als der Konservativismus.

Die Interessenwirthschaft unserer Tage zeitigt die merkwürdigsten Erscheinungen. Auch die stellenweise auftretende Vorliebe des im Innersten seines Herzens egoistischen Liberalismus für den altruistischen christlichen Sozialismus gehört hierher. Der christliche Sozialismus, dessen Hauptleitern man nachrühmen muß, daß sie ehrliche und doch auch weltkluge Leute sind, läßt sich natürlich jegliche Unterstützung gefallen, einerlei von welcher Seite sie kommen möge. Dagegen glaubt er — und zwar mit Recht — zur Dankbarkeit in keiner Weise verpflichtet zu sein. Wenn der Liberalismus bei passenden Anlässen mit dem christlichen Sozialismus liebäugelt, so thut er es lediglich um seiner selbst willen, auf Dankbarkeit kann er daher keinen Anspruch erheben. Uebrigens steht auch zu erwarten, daß über kurz oder lang der Liberalismus sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln gegen den christlichen Sozialismus wenden wird. Es wird dies sicher geschehen, sobald die Christlichsozialen als Partei einen nennenswerthen Einfluß auf die Gestaltung der Dinge bei uns ausüben werden. Sobald dieses der Fall ist, sind die Interessen des Kapitalismus, zu dessen unerbittlichsten Beurtheilern der christliche Sozialismus gehört, ernstlich gefährdet — und die Kapitalsinteressen sind das unantastbare Heiligthum, für das der liberale Mann voll und ganz und unentwegt einzutreten hat.

Vielleicht wird der Austritt Stöckers aus der konservativen Partei den publizistischen und parlamentarischen Vertretern des bürgerlichen Liberalismus das Signal geben zum Beginn des Kampfes wider den christlichen Sozialismus. Nachdem Stöcker angeblich wegen seiner sozialen Anschauungen sich von den Konservativen getrennt hat, ist Nichts natürlicher, als daß er im weiteren Verlauf seiner öffentlichen Agitation, auf die er ja als geborener Agitator keineswegs verzichten mag, zunächst hauptsächlich das christlichsoziale Moment betonen und seine konservativen Anschauungen mehr zurücktreten lassen wird. Trotzdem aber muß er den Liberalismus stets bekämpfen, einerlei für welche Anschauungen er eintreten mag. Stöcker ist der Vater des Antisemitismus; er hat durch sein öffentliches Auftreten, das ein außerordentlich kraftvolles und vielfach auch ein sehr kluges und geschicktes war, eine Geistesströmung entfesselt, die den Liberalismus nicht nur in ihrer

ſpezifiſch antijüdiſchen Einkleidung, ſondern auch durch ihren ſozialen Grundcharakter zum heftigſten Kampfe herausforderte. Herr Stöcker mag ſich daher auf wuchtige Angriffe von dieſer Seite für die nächſte Zeit gefaßt machen. Und die Chriſtlichſozialen dürfen ſich nicht wundern, wenn ſie von dieſen Angriffen ſo nebenbei mitbetroffen werden. Sie dürfen es um ſo weniger, als ihnen offenbar daran zu liegen ſcheint, Herrn Stöcker, nun er von den konſervativen Feſſeln ganz befreit iſt, zu ſich herüberzuziehen und ihn der von ihnen vertretenen Sache dauernd zu gewinnen.

Vom Standpunkt praktiſcher Politik aus würde man es mit Freuden zu begrüßen haben, wenn dadurch, daß Stöcker jetzt ſtärker zum chriſtlichen Sozialismus hinzuneigen begänne, die Liberalen ſich veranlaßt ſähen, mehr aus ſich herauszugehen und ihr innerſtes Weſen, das durchaus antiſozialiſtiſch und antiſozial iſt, darzulegen. Es würde dadurch Klarheit geſchaffen, und es würde jene beklagenswerthe Verſchwommenheit beſeitigt werden, die heutigen Tages noch ſo manchen Ideologen täuſcht, der da glaubt, der Liberalismus ſei doch wohl noch fähig, ſich eines Tages den ſozialen Aufgaben unſerer Zeit zuzuwenden und an ihrer Löſung nach Kräften mitzuarbeiten.

Ob es freilich im Intereſſe des chriſtlichen Sozialismus läge, wenn Stöcker von nun an hauptſächlich für ſeine Forderungen eintreten würde, dieſe Frage läßt ſich nicht ſo ohne weiteres bejahen. Man kann vielmehr ſehr leicht zu der Anſchauung gelangen, daß der chriſtliche Sozialismus im gegenwärtigen Stadium ſeiner Entwickelung durch Stöcker nicht mehr gefördert, ſondern nur noch gehemmt und geſchädigt werden kann. Er hat ſich nämlich theoretiſch und praktiſch ſchon längſt über das Ziel hinaus entwickelt, das Stöcker ihm anfänglich geſteckt hatte. Der chriſtliche Sozialismus, wie ihn die jüngeren, thatkräftigeren und ehrlicheren Anhänger dieſer Richtung vertreten, hat ſich durchaus folgerichtig entwickelt, da ſeine Hauptträger bis jetzt charakterfeſt genug waren, vor keiner Folgerung zurückzuſchrecken, die ſich ihnen aufdrängte. Ihre Kritik der herrſchenden Unordnung giebt an Schärfe und Gründlichkeit der ſozialdemokratiſchen Kritik nichts nach, und derjenige ihrer Vertreter, welcher ſagte: „Wir werden bald ſchlimmere Gegner des Kapitalismus ſein, als die Sozialdemokratie“ hat wahrlich nicht übertrieben. Die chriſtlichſoziale Kritik der herrſchenden Eigenthums- und Produktionsordnung iſt viel wirkſamer als die ſozialdemokratiſche, weil ſie nicht von vornherein in grundſtürzende Formen ſich kleidet, ſondern lediglich reformatoriſch auftritt und an dem Beſtehenden nur ſoviel geändert und gebeſſert haben

will, als sich zur Zeit ohne gewaltsame Erschütterung aller Verhältnisse erreichen läßt.

Der christliche Sozialismus der Naumann, Göhre, Weber, Kötzsche und Genossen ist durch und durch evolutionistisch. Sie wollen keinen jähen Umsturz herbeiführen und verwerfen jedes überhastete Vorgehen. Ihre Agitation zielt in erster Linie auf eine Umbildung in den Anschauungen ab, welche der sozialen Reformation die Wege eben soll. Die Sozialreform läßt sich nicht von oben herab anordnen und durchführen. Wenn das Verständniß für die zeitgemäßen Reformen nicht in breiten Volksschichten geweckt ist, werden sie niemals zu eigenem Leben erwachen. Sie können dann wohl mechanisch durchgeführt und eine Zeit lang durch büreaukratische Einflüsse künstlich belebt werden, früher oder später aber sterben sie dennoch ab und lassen kaum eine Spur ihres Daseins zurück.

Indem der christliche Sozialismus darauf ausgeht, die christliche Gesinnung, welche in der Nächstenliebe ihren ethischen Höhepunkt erreicht, zu vertiefen, indem er sie ferner auf den festen Boden der sozialen Pflichten zu stellen bemüht ist und sich angelegen sein läßt, das Verständniß für die pflichtmäßigen sozialen Nothwendigkeiten in alle Volkskreise zu tragen, wirkt er in ganz anderer Weise kulturfördernd, als die Sozialdemokratie, deren Weg doch zunächst wieder durch die tiefste Barbarei führt, insofern, als sie zur Haupttriebfeder ihrer Agitation den Neid und Haß der Enterbten gegen die Besitzenden macht.

Durch den christlichen Sozialismus kann, wenn er nicht durch äußere Einflüsse von seiner Entwicklungsbahn abgedrängt wird, obwohl seine Erfolge bis jetzt noch recht bescheidene sind, recht viel Gutes geschaffen werden. Ihm ist es vielleicht vorbehalten, das Verständniß für die sozialen Pflichten und Aufgaben unserer Zeit selbst in solche Kreise zu tragen, die der sozialdemokratischen Agitation stets verschlossen bleiben und gerade dadurch, daß er die in den Anschauungen vorhandenen Gegensätze überbrücken hilft, indem er eine Verständigung zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten anbahnt, mag er Manches erreichen, was ohne sein Dazwischentreten niemals würde erreicht werden.

Aus allen diesen Gründen muß man aber auch wünschen, daß die bis jetzt eigentlich ziemlich homogene und zukunftsvolle Bewegung nicht von ihrer Bahn abgelenkt werde durch Einflüsse, die ihr eigentlich fernbleiben müßten. Herr Stöcker sollte mit dieser Bewegung, nachdem sie endlich seinem Einfluß entwachsen, niemals wieder etwas zu schaffen haben, denn

er ist zu sehr er selbst und ist zu wenig im Stande, seinen Vorurtheilen und vorgefaßten Meinungen zu entsagen. Der zähe politische Konservativismus dieses Mannes und seine Orthodoxie in Glaubenssachen lassen ihn ganz ungeeignet erscheinen, in irgend einer nützlichen Weise an der sozialen Reformarbeit positiven Antheil zu nehmen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß Stöcker keinen politischen Wirkungskreis mehr habe. Er ist ein Vorläufer gewesen und mag auch in Zukunft ein Vorläufer bleiben. Er mag noch manchmal den Acker lockern für die christlichsoziale Aussaat, der Säemann selbst aber muß ein Anderer sein.

Herr Stöcker hat in den heftigen politischen Kämpfen, deren Mittelpunkt er so viele Jahre hindurch bildete, Eigenschaften angenommen, die ihn ganz ungeeignet erscheinen lassen zu einem Werke lauterer Menschenliebe. Er ist ein rüder Kämpfer, und seine leidenschaftlich bewegte Gluthseele athmet weit mehr Haß und Verachtung als nachsichtige Liebe. Er ist stolz und hochfahrend und nicht gewillt, demuthsvoll Anderen zu dienen. Er wird jetzt, da er wieder auf den Kriegspfad sich begeben hat, seinen wilden Instinkten erst recht keine Zügel anlegen. Männer wie er müssen so verbraucht werden, wie sie sind. Sie ändern sich nicht. Die Oberwinder und Genossen, die er so oft mit zweideutigen Worten zu verleugnen suchte, mögen sich das gefallen lassen, die Jungen im christlichsozialen Lager aber sollten nicht kokettire mit einem Manne, der so ganz und garnicht zu ihnen paßt.

K. Sch.

Raoul Pictets Theorie vom Leben.

Unser Zeitalter steht wissenschaftlich im Zeichen des ausgebildetsten Spezialistenthums. Das kann man sehen an den verschiedenen Zweigen, die den sprachlich-historischen Disziplinen entsprossen sind; daß muß man sofort erkennen bei dem flüchtigsten Blick, den man auf die Naturwissenschaften wirft. Ich will diese Spezialitäten um des Himmels Willen nicht etwa alle hier aufzählen; ich will nur sagen, daß die Befürchtung nicht nur nahe liegt, sondern sich täglich erfüllt, daß man auch in der Naturwissenschaft den Blick auf das Ganze verliert, ja, daß Forscher, die von der allgemeinen Art abweichen, von ihren spezialistischen Kollegen als minderwerthig angesehen werden. In einer solchen Zeit ist es denn immer erwünscht, wenn aus der Reihe der Spezialforscher einmal einer mit allgemeineren Arbeiten an die Oeffentlichkeit tritt; und so konnte man es auch als erfreulich begrüßen, als Herr Professor Raoul Pictet vor nicht langer Zeit eine Reihe neuer Beobachtungen und im Anschluß an dieselben eine ganz neue, allgemein Verwunderung hervorrufende Hypothese über das Lebensproblem veröffentlichte.

Beim genaueren Lesen dieser Theorie freilich berührte mich schon ein — vielleicht mehr als äußerlich zu bezeichnender — Umstand unangenehm. Die Darlegung erschien mir zu populär gehalten. Nicht als ob ich ein Gegner volksthümlicher Belehrung wäre: aber eine so hochwissenschaftliche Hypothese muß auch wissenschaftlich gehalten sein; es ist mißlich, wenn sie mit — wie wir später sehen werden — wenig zutreffenden Vergleichen arbeitet. Ich begann darauf, wissenschaftlich die Sätze zu prüfen; und nachdem ich Schluß für Schluß, Satz für Satz genau durchgesehen und zergliedert, mußte ich mir sagen, daß die ganze Theorie unhaltbar sei.

Ich schicke dies voraus, um Niemanden über den Zweck dieser Arbeit im Unklaren zu lassen. Vielleicht hätte ich mich noch nicht zu einer Widerlegung bewogen gefühlt: allein, je genauer ich die Hypothese durchdachte, je mehr ich mich mit ihr beschäftigte, um so deutlicher wurde mir klar, daß sie nicht allein unhaltbar, sondern daß sie auch gefährlich sei. Diese Wahrnehmung wurde für mein weiteres Verhalten entscheidend.

Ehe ich aber an die Theorie selbst herangehe, kann ich nicht umhin, einiges über die Geschichte der Lebenshypothesen vorauszuschicken.

Das Leben ist schon seit jeher den Menschen als etwas Räthselhaftes erschienen, und bereits in der antiken Philosophie finden sich hier und da Anläufe, es zu erklären. Daß dies bei der geringen Kenntniß, die man

damals von den Naturvorgängen hatte, nie glücklich ausfallen konnte, ist wohl selbstverständlich. Jedenfalls bildete und erhielt sich lange Zeit hindurch der Glaube, daß gewisse geheimnißvolle Mächte, die sogenannten Lebensgeister, die Ursache des Lebens seien. Später, als die polyistischen Anschauungen schon mehr den monistischen (das letztere nicht in unserm modern-philosophischen Sinne) zu weichen begannen, setzte man an die Stelle dieser Lebensgeister eine Lebensseele, die durch einen ihr eigenen formativen Trieb das Leben hervorrufen sollte. Noch später, als das Persönliche mehr und mehr dem Unpersönlichen Platz machen mußte, nahm man die Existenz von vitalen Kräften oder überhaupt einer einzigen „Lebenskraft" an.

Zweifel an dieser Ansicht regten sich schon vielfach am Anfange unseres Jahrhunderts. Der Bedeutendste, der ihnen Ausdruck gab, war Alexander v. Humboldt, dessen Anmerkungen zu dem Aufsatz über die „Lebenskraft" auch jetzt noch interessant zu lesen sind. Er spricht hier als seine Ueberzeugung jene „mechanische" Auffassung des Lebens aus, die bald nachher den Sieg erringen sollte.

Bedeutend für die Lebenshypothesen waren besonders vier naturwissenschaftliche Ereignisse.

Das erste war die für die ganze organische Chemie grundlegende Entdeckung Wöhlers im Jahre 1827, deren immense Bedeutung ich wohl nicht erst hervorzuheben brauche.

Das zweite waren die Forschungen Ehrenbergs über die Mikroorganismen, wodurch man zu der Kenntniß weniger kompliziert gebauter lebender Wesen gelangte.

Wichtig war drittens die Theorie Darwins. Dann allerdings war die Annahme, jede lebende Art sei durch einen besonderen Schöpfungsakt entstanden, für den Forscher eine starke Zumuthung; die Möglichkeit einer Abweisung dieser Ansicht aber gab Darwin erst an die Hand; denn hatte auch Lamarck 1809 die Deszendenztheorie schon ausgesprochen, so erbrachte doch Darwin erst wieder den Nachweis für die Möglichkeit einer Deszendenz.

Viertens aber — und vielleicht nicht zum geringsten! — wurde die Anschauung über das Leben beeinflußt von der unwiderleglichen Bestätigung des Gesetzes über die Erhaltung der Energie. Denn durch diese gewaltige naturwissenschaftliche That wurde der Begriff „Kraft" des Unerklärlichen, Geheimnißvollen entkleidet und der Lebenskraft — worüber ich mich weiterhin noch genauer auszusprechen habe — der Boden unter den Füßen weggezogen.

In den Kreisen der Naturforscher und auch über dieselben hinaus hatte sich im Laufe dieser Entdeckungen mehr und mehr die schon von Humboldt bestimmt angenommene materiell-monistische*), auch mechanisch genannte, Anschauung Bahn gebrochen: daß das Leben nichts weiter sei als eine Summe mechanischer, physikalischer und chemischer Vorgänge, deren völlige

*) Die meines Erachtens treffendste Bezeichnung. Ich habe im weiteren Verlauf auch dieselbe „mechanisch" genannt und bitte dies nicht allzu speziell, sondern als Gegensatz zu „dynamisch," aufzufassen.

Enträthselung durch die Komplikation*) einer großen Anzahl von Prozessen allerdings große Schwierigkeiten biete.

Freilich war diese Theorie nicht exakt zu beweisen. Aber nachdem die alten Anschauungen mit den Ergebnissen der Forschung überall im Widerspruch standen, war dies der einzige Weg, der den Naturwissenschaftler befriedigen konnte.**) Man war eben darauf angewiesen, vorläufig sich mit einer hypothetischen Erklärung zu begnügen, bis man, durch weitere Arbeiten auf dem Gebiete der Biologie, Chemie, Physiologie und Pathologie gefördert, an ihre Stelle exakte Thatsachen würde setzen können.

Einer Wissenschaft, von der man es vielleicht am allerwenigsten erwartete, der physikalischen Chemie, war es beschieden, früher in dem besagten Zustande eine Aenderung herbeizuführen, durch einen ihrer bedeutendsten Vertreter, Herrn Raoul Pictet.

Pictets Name hat in der wissenschaftlichen Welt einen guten Klang. Er hat durch seine Forschungen Vieles zur Aufklärung auch in Gelehrtenkreisen beigetragen — ich erinnere nur an die Verdichtung der Gase; seine in den letzten Jahren angestellten Beobachtungen über die Kältewirkungen sind physiologisch und pathologisch von hohem Interesse; für uns aber verdienen dieselben besondere Beachtung, da auf ihnen Pictet seine Lebenstheorie aufgebaut hat.

Pictet hatte an einer Reihe von lebenden Wesen die Wirkungen sehr niedriger Temperaturen beobachtet. Bei allen gelang es ihm, durch die Kälte die Organismen selbst oder die Embryonen (Eier) zu tödten; nur die Mikroorganismen, die Bazillen und ähnliche überdauerten selbst die niedrigste herstellbare Temperatur von etwa — 200 Grad C. Andererseits war festgestellt, daß bei etwa — 100 Grad die Körper ihre Fähigkeit, chemisch zu wirken, verlieren; daß also alle chemischen Vorgänge bei dieser Temperatur aufhören.

Aus beiden Thatsachen bildete nun Herr Pictet eine nahe liegende Kombination; der Schluß, der daraus resultirte, war seine Theorie.

Da, so sagt Pictet, bei — 100 Grad alle chemischen Prozesse aufhören, die Mikroorganismen aber auch die — 200 noch überdauern, könne das Leben kein chemischer Prozeß sein; es müsse vielmehr eine Kraft sein, die nie sterbe und nur einer bestimmten Organisation bedürfe, um sich daran zu manifestiren. Diese Organisation sei freilich noch nicht künstlich dargestellt; sicher aber sei das Leben unter die konstanten Kräfte zu rechnen, und fände man die betreffende Organisation, so habe man dann nur Licht, Wärme und Feuchtigkeit zuzuführen, so werde das Leben erwachen, wie eine Dampfmaschine, die man anheizt.

---

*) A. v. Humboldt vergleicht die hier vorliegenden Schwierigkeiten mit denen, die dem Meteorologen entgegenstehen. Vgl. „Die Lebenskraft" v. Humbold, „Erläuterungen und Zusätze".

**) Vergl. Du Bois-Reymonds Rede über die sieben Welträthsel. In gewissen Kreisen herrscht allerdings noch der Glaube an „vitale" Kraft, ja, sogar an „Kräfte"! So theilt das auf höheren Schulen vielfach eingeführte „Lehrbuch der Chemie" von Loosceid die Kräfte ein in anorganische und vitale. Die letzteren seien die Ursachen der organischen „Gebilde", deren künstliche Darstellung darum unmöglich sei. So die neueste Auflage von 1894.

Das sind die Hauptsätze von Pictets Theorie. Gehen wir nun darauf näher ein.

Bei oberflächlicher Betrachtung hat das Ganze etwas Bestechendes an sich. Der erste (und maßgebende) Schluß scheint, flüchtig besehen, allen logischen Anforderungen zu entsprechen. Sehen wir ihn uns einmal genau an.

1. Bei — 100 Grad hören alle chemischen Prozesse auf.
2. Folglich stehen sie bei — 200 Grad völlig still.

Dieser Satz ist unwiderleglich richtig. Gehen wir weiter:

1. Vordersatz: Bei — 200 Grad geht kein chemischer Prozeß vor sich.
2. Vordersatz: Bei — 200 Grad bleiben die Mikroorganismen am Leben.

Schluß: Das Leben kann also kein chemischer Prozeß sein.

Das ist wieder ganz richtig. Aber hat denn auch je ein Mensch behauptet, das Leben sei ein chemischer Prozeß? So viel ich weiß, nein. Soll das etwa die sogenannte „mechanische" Definition des Lebens sein? Mit Verlaub; das ist sie nicht! Denn die lautet: Das Leben ist die Gesammtheit mechanischer, physikalischer und chemischer Erscheinungen. Und daß man die mechanischen und physikalischen, vor Allem die letzteren, nicht ohne Umstände bei Seite schieben darf, das zeigt eine ganz flüchtige Betrachtung. Als „Urstoff" des Lebens nimmt man das Protoplasma an. Zum Segen der Naturforschung giebt es Wesen, die in höchst einfacher Weise sind, als Protoplasma. Weshalb bezeichnen wir diese als lebend? Wegen ihrer selbstständigen Bewegung. Und es wird doch Niemand sagen wollen, daß diese Reizbarkeit des Protoplasmas, die der Bewegung Ursache ist, ein chemischer Vorgang sei? Es ist überhaupt um das Wort „chemisch" eine eigene Sache. Die neueste Forschung — das wird Herrn Pictet bekannt sein — hat den Begriff des „Atoms" dahin modifizirt, daß die chemischen Atome Gruppen der „physikalischen Atome" seien. Und die Wissenschaft lehrt uns doch, daß die Affinität eine Erscheinungsform der Energie ist, wie die anderen „Kräfte". Im Grunde ist der chemische Prozeß doch also ein — wenn auch eigenartiger — physikalischer Vorgang, und es ist sehr zu loben, daß man in neuester Zeit auch in diesem Punkte der beinahe dualistisch gewordenen Unterscheidung zwischen „physikalisch" und „chemisch" möglichst entgegenarbeitet. Es gehen im Protoplasma sicherlich physikalische Vorgänge vor, von denen wir vorläufig noch keine Ahnung haben, und man braucht da nicht immer gleich chemische Prozesse anzunehmen. Im Allgemeinen ist ja alles dies noch sehr wenig aufgeklärt, und die Behandlung derartiger Fragen bereitet bedeutende Schwierigkeiten.

Aber, wird man mir einwerfen, das Leben ist an die Ernährung gebunden, und diese ist doch ein chemischer Prozeß. Das Letztere ist richtig, ob aber das Leben im Allgemeinen wirklich an die Ernährung gebunden ist, ist vorläufig hinreichend noch nicht erwiesen. Die höheren Organismen dürfen wir freilich dabei nicht ins Auge fassen; wenn wir das Leben erforschen wollen, so müssen wir es dort thun, wo seine Vorgänge am einfachsten sind. Und daß bei den niedrigsten Protozoën eine Ernährung zum Leben unumgänglich ist, hat uns noch Niemand erwiesen.

Nun aber kommt ein heikler Punkt, den ich am liebsten vermieden hätte. Herr Pictet behauptet nämlich, seine Mikroorganismen hätten sich bei

Digitized by Google

— 200 Grad entwickelt. Ich traue es Herrn Pictet nicht zu, daß er in irgend welcher Absicht eine unkorrekte Angabe macht, aber den Glauben daran muß ich ohne Weiteres ablehnen. Denn zur Entwickelung, ja, da gehört unbedingt die Ernährung, und diese ist ein chemischer Prozeß. Eine Entwickelung ohne Ernährung ist ein Unding; Leben ohne Ernährung ist nicht unmöglich. Ja, wird man fragen, jedes lebende Wesen ist doch das Produkt einer (oft sehr komplizirten) Entwickelung. Ich liebe nun aber das Komplizirte durchaus nicht und berufe mich immer wieder auf meine Protozoën. Wenn deren Leben die Folge einer „Entwickelung" im biologischen Sinne ist, so will ich zugeben, nicht zu wissen, was Entwickelung ist. Und dabei sind diese Protozoën wahrscheinlich noch nicht einmal die einfachsten Formen, sondern aus noch einfacheren hervorgegangen, wie Nägeli es annimmt.*)

Also, daß die Mikroorganismen bei — 200 Grad sich entwickelt haben, das kann ich nicht glauben. Allerdings heißt es, eine einzige Beobachtung stoße die beste Gedankenreihe um, wenn sie von ihr abweiche; allein unsere Physiologie der Ernährung ist keine bloße Gedankenreihe, sondern sie gründet sich auf Millionen von Beobachtungen; denen steht die eine gegenüber, die Pictet gemacht hat, — und wenn ich wählen soll, so wähle ich — die Physiologie der Ernährung.

Ich fasse in Kürze nun zusammen: angenommen die Mikroorganismen lebten bei — 200 Grad, so ist damit die mechanische Auffassung des Lebens noch nicht umgestoßen. Denn wir können sehr wohl glauben, daß die chemischen Vorgänge suspendirt sind, und das Wesen durch die „rein physikalischen" — (sit venia verbo!) — Vorgänge weiterlebe.

Ueberdies bietet sich ein Ausweg, den ich allerdings nicht als wirklich und erwiesen, sondern nur als möglich anzunehmen bitte. Bekanntlich wird Wärme durch chemische Prozesse, ebensowohl aber auch durch Bewegung erzeugt. Es ist meines Erachtens denkbar, daß die Organismen durch irgend welche Bewegung soviel Wärme erzeugten, daß in ihrer unmittelbarsten Umgebung oder doch wenigstens als „Eigenwärme" ihres Körpers eine Temperatur von mehr als — 100 Grad geblieben wäre. Der Gedanke scheint etwas kühn, ich halte ihn nicht einmal für sehr wahrscheinlich; allein er könnte uns auch die Möglichkeit einer „Entwickelung" glaubhaft machen und so Herrn Pictet von dem Vorwurfe einer unkorrekten Beobachtung oder Angabe reinigen.

Aber, wie gesagt: auch ohne dieses künstliche Mittel hat Herr Pictet keinen Grund, der zwingend wäre, die mechanische Auffassung umzustoßen

*) Häckel meint, seine „Moneren" müßten die einfachsten aller organischen Wesen sein. Es wäre unnütz, über den noch so ganz dunklen Punkt eine Kontroverse zu führen. Jedenfalls nimmt auch Häckel für diese einfachsten Moneren „Urzeugung" und nicht Entwickelung an. Die Entwickelung beginnt erst nach der Zeugung aus anorganischer Substanz durch die bei diesen Wesen primitivste Ernährung. Diese führt, als Folge von Reizbewegungen, zum Wachsthum. Dieses zur Vermehrung durch Theilung. Das ist das „große Geheimniß" der Lebensverrichtungen.

und den Schluß zu ziehen, daß das Leben eine Kraft sei. Weil aber, wie ich schon bemerkte, in dieser Sache so unendlich schwer ein Nachweis zu führen ist, wo so sehr, sehr Vieles noch völlig dunkel und unerforscht daliegt, so will ich mich nicht mit diesen Sätzen begnügen (die man schließlich einfach abstreiten kann), sondern will im Weiteren die positive Unmöglichkeit der Pictet'schen Annahmen und damit die Hinfälligkeit seiner Theorie nachzuweisen versuchen.

Pictet fordert als Grundbedingung für die Manifestirung des Lebens eine „präexistirende Organisation". Der Ausdruck an sich ist allerdings nicht ungeeignet, einem harmlosen Menschen Bewunderung einzuflößen, indessen konnte er mir nur ein Lächeln abnöthigen.

Es ist nämlich — wie wir es weiterhin noch zu wiederholten Malen beobachten werden — für den kalt Urtheilenden nicht ganz klar, was Herr Pictet damit eigentlich besagen will. Versteht er unter Organisation den Komplex chemischer Verbindungen — das Protoplasma oder die Zelle? Vom sprachlichen Standpunkte aus glaube ich, daß das Protoplasma die Bezeichnung Organisation noch nicht verdient. Wohl ist das Urthier, das nur Protoplasma ist, ein Organismus, denn es finden sich an ihm die Kriterien des Lebens; trotzdem aber bleibt es etwas Form- und Organloses, und etwas Derartiges kann man wohl nicht als Organisation bezeichnen. Man werfe mir nicht Wortklauberei vor: der Punkt ist sehr wichtig, denn wenn Herr Pictet thatsächlich nicht das bloße Protoplasma, sondern die Zelle meint, so ist seine Behauptung falsch. Das Leben bedarf keinesfalls der Zelle, um sich zu manifestiren;*) denn offenbar sind jene von mir nun schon so oft berufenen rein protoplasmatischen Urthiere auch Lebewesen, ohne sich darum schon zur Zelle entwickelt zu haben. Es bleibt also, wollen wir nicht schon hier die Unrichtigkeit der Behauptung annehmen, nichts weiter übrig, als die sprachliche Ungenauigkeit hinzunehmen und unter der Organisation jenen Komplex chemisch-organischer Verbindungen, das Protoplasma, anzunehmen.

Von diesem Protoplasma sagt nun Pictet weiter, es sei noch nicht gelungen, es herzustellen, und er läßt es — mit vollem Recht — auch dahingestellt sein, ob es in kürzerer oder längerer Zeit gelingen werde. Angenommen aber, man habe es künstlich darzustellen vermocht, so brauche man ihm nur Licht, Wärme und Feuchtigkeit zuzuführen und — das Leben erwache. Es folgt dann der weiterhin noch zu besprechende Vergleich mit der Dampfmaschine.

Das Rezept klingt allerdings einfach und — billig. Aber ich glaube: wenn wir die „präexistirende Organisation" hätten, nie würde ein Versuch kläglicher mißlungen sein, als der von Pictet hier angegebene. Man wird mir sagen, das könne ich ebenso wenig beweisen, wie vielleicht Herr Pictet die Wahrscheinlichkeit des Gelingens; nun, ich kann meine Behauptung wohl

*) Die Zelle entsteht bekanntlich erst durch Bildung des Kernes. Einige bezeichnen sogar erst das von einer Hülle umgebene, kernhaltige Protoplasma als Zelle, da diese erst durch Zusammensein mit anderen gleichartigen Gebilden zur „Zelle" werde und für dieses Zusammensein die Haut nicht entbehrt werden könne. Meines Erachtens ist dies ein Streit um Worte.

verantworten und — ich hoffe — auch ziemlich beweisen. Das Eine möchte ich vorausschicken: daß hier diejenige Stelle der ganzen Theorie ist, wo Herr Pictet sich nicht nur geirrt, sondern sich thatsächlich eine unerklärliche Blöße gegeben hat. Und nun betrachten wir uns das Experiment näher.

1. Das Licht. Sicherlich hat damit Herr Pictet eine Thatsache entdeckt, die weit interessanter noch ist, als die ganze übrige Theorie. Mir wenigstens war es neu und sehr überraschend zu lesen, daß das Licht zu den Vorbedingungen des Lebens bezw. der Erweckung des Lebens gehöre. Meine Protisten — man verzeihe! — leben, soviel ich weiß, zum Theil in ganz beträchtlichen Tiefen des Meeres, in Tiefen, wo allerdings nach Jules Verne ein phosphoreszirendes Licht, nach den Forschungen der Wissenschaft aber absolut nichts als vollkommenste Finsterniß herrschen soll. Freilich, man kann ja annehmen — es ist das sehr leicht, denn es läßt sich ebenso wenig widerlegen wie beweisen —, daß diese Thiere öfter sich in jene oberen Regionen erheben, um Licht zu schlürfen;*) aber — wir brauchen auch gar nicht so weit zu schweifen (ich hätte mir die Protozoën diesmal wirklich sparen können): ich möchte nur wissen, ob Herr Pictet es je beobachtet hat, daß die Keime, die Embryonen höherer Organismen, sich bei Beleuchtung entwickeln? Man braucht nur den Rückschluß zu thun: Ist das Licht zum Erwecken des Lebens nöthig, so führt die Entziehung des Lichtes zum Absterben — eine Thatsache, die ich noch nicht zu beobachten Gelegenheit hatte. Sollte — aber das wäre ja schrecklich! von einem Forscher, der über das Leben eine Theorie aufstellt — sollte Herr Pictet das Leben mit der — Chlorophyllbildung verwechselt haben? Oder hat ihn die Anpreisung des Lichtes in Schillers Tell zu dem Irrthum verleitet? Dort steht allerdings, die Pflanze wende sich zum Lichte; in der Wissenschaft nennt man das heute Heliotropismus, schreibt es aber nicht mehr der zarten Zuneigung, sondern bekanntlich gerade dem Gegentheil zu: der Schädigung des Wachsthums der dem Lichte direkt ausgesetzten Stellen — doch ich wollte das nur noch mit anführen, kann aber leider hier nicht näher darauf eingehen. Jedenfalls können wir das Licht von dem Rezepte schon streichen.

2. Die Wärme. Herr Pictet hat in den letzten Jahren fast ausschließlich Beobachtungen über thermische Wirkungen angestellt, und darum erscheint es mir um so unbegreiflicher, wie er hier so vollständig den Boden der Wissenschaft verlassen konnte. Ich möchte nämlich vor allem Anderen fragen, was er unter Zuführung von Wärme versteht. Die Physik hat mit vielen alten Vorstellungen aufgeräumt, und so auch mit dem Begriffe „Kälte" im populären Sinne. Wir wissen — das lernt jeder Sekundaner —, daß die Temperaturen unter 0 Grad immer noch „Wärme" bedeuten. Ich frage also, ob Pictet unter der zuzuführenden Wärme im alten, volksthümlichen Sinne Temperaturen über 0 Grad meint oder — irgend eine beliebige Temperatur? Das Letztere halte ich deshalb für weniger wahrscheinlich, weil die vom Forscher hergestellte „Organisation" sich unbedingt in einer Temperatur befindet; aller Wahrscheinlichkeit nach sogar in der

*) Die von Häckel entdeckten Moneren thun dies sicher nicht; sie leben auf dem Meeresgrunde.

dem Menschen angenehmen von 15 bis 18 Grad, falls nicht der betreffende Naturwissenschaftler seine Arbeiten aus besonderer Neigung im Kälteschacht ausgeführt hat. Das Erstere aber, die Zuführung einer Temperatur von mehr als 0 Grad, ist ein Widerspruch gegen Pictets eigene Beobachtungen, da ja seine Organismen bei — 200 Grad noch lebten, ja, nach Pictets eigenster Behauptung nicht nur lebten — denn da könnte man allenfalls einen scheintodartigen Zustand annehmen —, sondern sich entwickelten: wahrlich, ein böses Dilemma. Aber, vielleicht meint Herr Pictet diejenige Wärme, die dem betreffenden Einzelwesen zukommt: das käme freilich darauf an, zu welchem Wesen die präexistirende Organisation gefunden würde: aber einen Homunkulus des sel. Wagner dürfen wir wohl kaum erwarten, sondern müßten mit dem einfachsten, protoplasmatischen Urthier höchst zufrieden sein, dessen Wärmebedürfnisse allerdings noch wenig erforscht, wohl aber ebenso oder noch mehr bescheidene sind, wie die der Pictet'schen doch schon höher entwickelten Mikroorganismen, sodaß man gar nicht an eine Wärmezufuhr zu denken braucht. Das Rezept wird noch kürzer: es bleibt uns nur noch:

3. die Feuchtigkeit übrig. Hierbei kann es allerdings scheinen,*) als hätte Herr Pictet Recht, denn man hat stets die Vorstellung, ohne Feuchtigkeit könne nichts Lebendes bestehen. Diese Frage freilich gehört nun wieder in jenes noch nicht völlig erforschte Gebiet der Abhängigkeit des Lebens von der Ernährung, denn die Feuchtigkeit ist wohl eigentlich nur eine nothwendige Voraussetzung der Ernährung. Indessen liegt die Beobachtung vor, daß z. B. die Moose jahrelang von der Feuchtigkeit abgeschlossen sein können und doch leben: freilich welken sie und trocknen, aber sie leben bei neuer Feuchtigkeitszufuhr ganz frisch auf, was nicht etwa — wie man voreilig urtheilen könnte — für die Nothwendigkeit der Nässe für das Leben spricht, sondern im Gegentheil beweist, daß das Leben ohne Feuchtigkeit bestehen kann, diese jedoch die Voraussetzung der Ernährung ist. Noch einfacher gestaltet sich der Beweis, wenn wir Pictets eigene Forschungen zu Hülfe nehmen: bei — 200 Grad ist eine Zuführung von Feuchtigkeit undenkbar, weil bei dieser Temperatur Alles fest ist: und selbst wenn sie denkbar wäre, so würde sie doch vollkommen überflüssig sein, weil eine Ernährung, wie ich oben dargelegt habe, unter — 100 Grad — was wir Pictets eigenen Forschungen verdanken — als unmöglich erkannt ist; trotzdem aber leben die Organismen und Pictets Rezept — fällt in Nichts zusammen.

An den Satz: daß bei — 200 Grad es keine Feuchtigkeit mehr giebt, möchte ich noch eine kurze Betrachtung anknüpfen: Herr Pictet stellt die

*) Ich weiß sehr wohl, auf wie starken Widerspruch diese Ausführungen stoßen werden. Indessen glaube ich im Stande zu sein, auf Verlangen meine Behauptungen rein wissenschaftlich zu vertreten. Selbst Preyer („Die Erforschung des Lebens") steht auf dem allgemeinen Standpunkte, der durch seine eigenen Experimente widerlegt wird. Zur Aushülfe konstruirt er dann einen Unterschied zwischen „todt" und „leblos", natürlich mit „Kriterien für diese Zustände"! Der Pluralismus scheint doch in manchen Köpfen nie aufhören zu wollen.

Feuchtigkeit als nothwendiges Ingredienz des Lebens hin, und doch muß er einsehen, daß das Protoplasma bei — 200 Grad längst fest sein muß! Oder nimmt er an, das Protoplasma bleibe vor der Erstarrung bewahrt? Gut! Dann fällt seine Theorie wieder zusammen, weil es sich dann eben nicht um die niedrigen Temperaturen handelt, auf die die Hypothese zurückgeht. So durchdenkt ein Forscher grundlegende Theorien!

Aus den letzten Betrachtungen im Allgemeinen geht wohl klar hervor, wie sehr der Versuch, eine gefundene Organisation zu einem lebenden Wesen zu machen,*) mißlingen müßte. Ich muß hier wiederholen, daß es mir unverständlich ist, wie Pictet aus seinen Beobachtungen derartige Schlüsse ziehen konnte, während man sich, wie ich gezeigt zu haben glaube, dieser Forschungen bedienen kann, um Pictets Behauptungen zu widerlegen. Ich glaube, daß Herr Pictet sich einmal den Gedanken, das Leben müsse eine Kraft sein, sofort derartig angeeignet hatte, daß er auf diesem unbewiesenen Satze das Uebrige aufbaute. Wie wenig aber Pictet sich eine klare Vorstellung von seiner Theorie gemacht hat, will ich im Folgenden noch kurz klarlegen.

Wie ich schon früher bemerkte, ist diejenige naturwissenschaftliche That, welche vielleicht den bedeutendsten Antheil an der Ausbildung der mechanischen Auffassung vom Leben gehabt hat, die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie. Dadurch wurden sämmtliche Erscheinungen, die mit den Sinnen wahrnehmbar sind und als schwingende Bewegungen schon vorher erkannt waren, früher aber als Wirkungen je einer besonderen Kraft betrachtet worden waren, als die Folge der einen Energie erwiesen. Was diese Energie sei, das zu fragen gehört ins Reich der Philosophie, und dafür mag der Einzelne die ihn am meisten befriedigende Lösung suchen. Jedenfalls ist diese Energie immer da, kann nie verloren gehen und ist entweder thätig oder ruhend (aufgespeichert). Die einzelnen Erscheinungsformen, „Kräfte", hat man in zwei große Gruppen getheilt, in die Bewegungen der Körper: Mechanik, Wärme, Akustik und Affinität,**) und in die des hypothetischen Aethers, allgemein auch „elektrische" genannt: Licht, Elektrizität und Magnetismus. Diese „Kräfte" können sich auch in einander umsetzen, wofür das schönste Beispiel eine elektrische Batterie mit eingeschaltetem Leuchtapparat ist.

Zu diesen Kräften (ich bediene mich des alten Ausdrucks der Kürze halber) bringt nun Pictet noch das Leben hinzu. Es würde zunächst die Frage aufzuwerfen sein, welcher Gruppe dasselbe zuzurechnen sei. Damit aber hat uns Herr Pictet im Stich gelassen. Allerdings sagt er: das Leben

---

*) Es ist natürlich nicht unmöglich, daß einst eine „Organisation", ein Verbindungskomplex, gefunden wird, der lebend ist, d. h. der in dem eigenthümlichen, fest-flüssig-schleimigen Aggregatzustande die selbstständigen Bewegungen zeigt. Vergl. übrigens weiter unten.

**) Die Wärme nimmt eine Mittelstellung ein, je nachdem es sich um strahlende oder leitbare Wärme handelt. Ich glaube aber, daß sie hier besser der ersten Gruppe zugewiesen wird, wegen ihres Zusammenhanges mit Bewegung und Affinität. Ich schreibe diesen Zusatz für die Leute, welche bei jeder nur scheinbaren Ungenauigkeit die Unwissenheit des Gegners auszuposaunen pflegen.

ſei eine konſtante Kraft, wie Schwerkraft und Gravitation, welche Zuſammenſtellung nicht eben einen ſehr wiſſenſchaftlichen Eindruck macht; über den Ausdruck „konſtante Kraft“ will ich hinwegsehen, um mich nicht länger beim Nebenſächlichen aufzuhalten; aus dieſem Vergleich alſo will nun ich einmal den gewagten Schluß ziehen, daß das Leben der erſten Gruppe zuzurechnen ſei, obwohl ich den Vergleich für nur auf „konſtant“ bezogen halte.

Doch trägt dieſer Punkt zum Ganzen wenig bei. Sicherlich aber betrachtet doch wohl Pictet das Leben als eine Erſcheinungsform der Energie.

Jede der andern Kräfte übt nun auf unſere Sinne eine beſtimmte Wirkung aus: die Wärme auf den Hautſinn, ebenſo die Bewegung der Maſſen und die molekular-mechaniſche, das Licht auf das Geſicht und ſo fort.

Auf welchen Sinn wirkt das Leben?

Auf keinen!

Wodurch erkennen wir das Leben?

Durch die übrigen Sinne, vornehmlich *ſehen* wir es.

Und wenn unſere Organe nicht mehr hinreichen, um es zu ſehen als Summe *phyſikaliſcher* Vorgänge, wodurch erkennen wir es dann?

Durch *chemiſche* Reaktion.

Und ſind die andern Kräfte in ihrem Sitze beſchränkt?

Nein!

Das „Leben“ als Kraft aber bedarf nach Pictet einer beſtimmten Organiſation. Und kann das „Leben“ ſich in andere Energieformen umſetzen? Einen Beweis dafür giebt es nicht; weil es überhaupt keine eigentlichen Kategorien des Lebens giebt. Nimmt man das Leben als Erſcheinungsform der Energie an — ſo muß es ſo alt ſein, wie die Materie überhaupt; das führt zu einer Anomalie. Die „Kräfte“ im naturwiſſenſchaftlichen Sinne ſind Bewegungen der Atome; das kann das Leben nicht ſein. *Ein Atom* kann „Leben“ im gewöhnlichen Sinne zeigen Schon die Moneren ſind unendlich verwickelte Komplexe — und wie manifeſtirt ſich an ihnen das „Leben“? Durch Bewegungen, die auf einen Reiz folgen, ſowie die elaſtiſche Billardkugel auf einen Stoß reagirt! Und dafür erfindet ein Naturforſcher am Ende des „Jahrhunderts der Naturwiſſenſchaften“ eine beſondere „Kraft“! Außerdem wirft die Annahme, das Leben ſei ſo alt wie die Welt, die Laplace-Kant'ſche Kosmogenie — ja, jede annehmbare Kosmogenie! — über den Haufen.

Und ſchließlich noch der Vergleich mit der anzuheizenden Dampfmaſchine! Was wirkt denn bei dieſer? Doch wohl die Expanſion des Dampfes, der ein Widerſtand ſich entgegenſtellt. Manifeſtirt ſich da eine beſondere Kraft? Ruht die Expanſion potenziell in der Maſchine oder im Waſſer? Wo liegt denn eigentlich das tertium comparationis? Vergleiche hinken ja immer, und man würde dies noch am eheſten verzeihen! — aber — wozu braucht man denn in einer wiſſenſchaftlichen Beſprechung Vergleiche?

Es iſt Herrn Pictet nicht gelungen, die moniſtiſche Anſchauung vom Leben umzuſtoßen. Allerdings, als moniſtiſch ſpielt ſich ja ſeine Theorie auch auf; ich habe aber gezeigt, daß die Lebenskraft, wie Pictet ſie annimmt, eine Erſcheinungsform der Energie nicht ſein kann; und die einfache Folge von Pictets Theorie wäre das Wiedererſtehen des Kraft- und Stoff-*Dualismus*.

Kein Einsichtiger wird bestreiten, daß wir vom Leben noch recht wenig wissen. Aber seit wann treibt man denn Physiologie? Ich gehöre zu denen, die an die Lösung des Lebensproblems durch die Wissenschaft glauben. Ob wir freilich dann auch werden im Stande sein, Organismen herzustellen — das ist nicht zu entscheiden. Und das ist auch meiner Ansicht nach eine völlig müßige Frage. Freilich, wenn wir zur Lösung kommen sollen, dann heißt es, den Blick klar behalten. Hypothesen, wie die Pictetsche, die an Stelle nicht eben einfacher Vorgange noch komplizirtere setzen und in die verwickelte Rechnung eine neue Unbekannte hineinbringen, halten die Wissenschaft nur auf in ihrem Siegeslaufe; man gestatte mir daher zum Schluß, in Kurzem darzulegen, wie gefahrlich diese Theorie, falls sie Verbreitung fände, werden könnte — nein, werden müßte.

Im vorigen Jahrhundert, als man begann, durch die Forschung zum Lichte sich durchzuringen, baute man eine Menge der seltsamsten Theorien und Systeme auf, um die Wissenschaft auf sie zu gründen. Man glaubte kein Gebiet betreten oder doch wenigstens darauf verweilen zu dürfen, solange der Boden nicht mit dem philosophisch-spekulativen Pfluge beackert war. Es war wie ein buntes Chaos, aus dem das einzelne Werthvolle und Dauernde sich erst herausscheiden mußte. Diese Periode währte, mit allmählicher Besserung, bis in unser Jahrhundert hinein.

Dann kam ein anderes Bild. Man hatte Philosophie und Alles, was daran hing, über Bord geworfen; man hielt die Wissenschaft für die Lebensanschauung — das war vielleicht korrekt; aber man hielt bald auch Trugschlüsse, die mit frischer Keckheit in die Welt geschleudert wurden, für Wissenschaft — und das war verhängnißvoll; man machte die Wissenschaft nach dem System, anstatt umgekehrt, und man zwängte alles in die Uniform des mechanischen Materialismus, was ihr widersprach.

Seidem diese Lehre mit ihrer bodenlos seichten Redeweise Bankerott gemacht hat, wirbeln wir wieder in einem Chaos herum. Der Materialismus ist gefallen; aber die altväterlichen Dogmen sind auch gefallen; man sucht die Forschung auf und glaubt doch nicht mit ihr auszukommen: und alles dies ergiebt jenen Zwiespalt, in dem heute so viele Gebildete sich befinden. Wenn wir von dem imponirenden Bau des Häckelschen Monismus absehen, in dem leider nur noch allzu wenige ihre Wohnung aufgeschlagen haben, sehen wir nur ein steuerloses Umbertreiben auf offener, stürmischer See.

In einer solchen Zeit mußte Pictets Theorie Vielen wie ein Rettungszeichen erscheinen. Sie klammern sich fest an diese Lehre, die eine alte, vernichtete Ansicht wieder in der Forschung zu Ehren bringt, die den hochgethürmten Damm, der den Glauben vom Wissen trennt, durchbricht und den Weg zur Versöhnung freimacht.

Das ist die Gefahr. Wir können nicht mehr zurück, denn wir können nicht fortwerfen, was wir einmal wissen. Wir verwehren Keinem, am Glauben zu hängen; aber wer vor diesem Damme sich befindet, der muß auch weiter. Wie würden jene bekannten, der Forschung feindlichen Kreise höhnisch lachen: „Seht, die Hochmüthigen; uns haben sie als Dunkelmänner bekämpft, wenn wir ihre Ansichten bestritten; nun kommt einer der Ihrigen und widerlegt sie — geschieht ihnen recht.“ Und wie würden sich die vielen zagenden Halbwissenschaftler unserer Schulen freuen, mit dem Religions-

unterricht in Uebereinstimmung zu sein! Wie gern würden sie der Jugend, in der sie den Grund legen sollen zu wissenschaftlichem Denken, erzählen von Pictets Versöhnungstheorie! Schon ist diese gefährliche Hypothese durch Familienblätter in weitere Kreise gedrungen!

Die Größe der Gefahr bestimmte mich, in dieser durch die gebildeten Stände hin weit verbreiteten Zeitschrift das Wort zu ergreifen. Ich halte es für die Pflicht eines Jeden, der es mit der Wahrheit ernst meint, die Bahn, die zu ihr führt, freihalten zu helfen nach bestem Können. Steinig ist der Weg und noch endlos scheint er sich zu dehnen; sollen wir uns da ein Stück zurückwerfen lassen? Bleiben wir eingedenk der Worte, mit denen Du Bois-Reymond sein „Ignorabimus" sühnte: „Wo Supernaturalismus sich einmischt, hört die Forschung auf. Der Naturforscher geht seinen Weg, unbekümmert um altersheilige Ueberzeugungen, über welche seine Schlüsse hinwegschreiten. Diese Schlüsse mit jenen Ueberzeugungen zu versöhnen, ist nicht seines Amtes." Für die Forschung giebt es nur ein Panier, das wir nicht aus den Augen verlieren dürfen, wollen wir nicht abirren. Das müssen wir hochhalten und tapfer dafür einstehen; siegeskündend erglänzt es Dem, der ihm folgt:

„Impavidi progrediamur!"

Greifswald. Ernst Gystrow.

Medizin und Heilkunst.

„Sie sehen vorzüglich aus, Herr Geheimrath, man möchte gar nicht glauben, daß Sie vor einigen Monaten noch sterbenskrank gewesen; Sie müssen einen ausgezeichneten Hausarzt haben," sagte ich, um ein Gespräch einzuleiten, zu dem berühmten Historiker, dem ich mich soeben auf einer Gesellschaft vorgestellt hatte.

„Ja, ich fühle mich jetzt ungemein wohl und leistungsfähig; Sie können sich gar nicht vorstellen, wie ich herunter war, unbrauchbar im höchsten Grade, lebensatt, mir und aller Welt zur Last, ein abgethaner Mensch, der schon auf Selbstmord sann."

„Welcher Heilkünstler hat denn dies Wunder vollbracht, wenn man fragen darf? Gewiß sind Sie in der Behandlung einer unserer großen ärztlichen Autoritäten?"

„Ach, schweigen Sie mir von Ihren großen Aerzten, von der ganzen ärztlichen Wissenschaft überhaupt! Von der halte ich so viel!" Er knipste in der bekannten Weise mit den Fingern.

„Aber, Herr Professor, Sie wollen doch nicht . . ."

„Gewiß will ich," fiel er lebhaft ein und wurde immer aufgeregter, je länger er sprach, „gewiß will ich die dreimal verwünschte Medizin von ihrem hohen Piedestal stürzen, wenn meine schwache Kraft das kann! Machen Sie 'mal erst durch, was ich erfahren habe. Lassen Sie sich des Teufels ganze Giftküche durch den Leib jagen, immer ein Tränkchen und Pülverchen widriger als das andere; lassen Sie sich den Gummischlauch täglich in den Magen führen, um künstlich zu erbrechen — entschuldigen Sie das harte Wort! —; lassen Sie sich elektrisiren, daß Sie 24 Stunden lang die Nachwehen spüren, und lassen Sie sich dann nach monatelanger — Schinderei (ich habe keine andere Bezeichnung dafür) kaltblütig sagen: „Ja, mein verehrter Herr Geheimrath, ich habe nun mein Möglichstes gethan; es ist ja für den erfahrenen Arzt auch nicht zu verkennen, daß — hm — daß ein geringer Grad von — hm — von Besserung im Anzuge zu sein scheint; und Sie können mir glauben, daß ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Karlsbad oder auch Baden-Baden Ihnen die gewünschte vollständige Wiederherstellung Ihrer Gesundheit garantirt. Uebrigens fällt mir da eben ein, daß ja Kollege B. ein ganz neues Verfahren für Ihren Fall, Pardon, ich wollte sagen, gegen Ihr Leiden einschlägt, soviel ich weiß, mit den besten Erfolgen. Vielleicht wenden Sie sich einmal an ihn; es wäre ja möglich, daß Sie mit seiner Hilfe eher zum Ziele kommen." So ungefähr lautete der tröstliche Bescheid. Ich gehe zum Kollegen B. Dieselbe Geschichte. Kollege B. kurirt, kurirt und schickt mich schließlich zum Kollegen C. Und so komme ich durchs ganze Alphabet, ganz kollegialisch, sage ich Ihnen.

Jeder konstatirt geringe Besserung und schreibt, nebenbei bemerkt, große Rechnungen. Nur merkwürdig, daß die Summe der Besserungen im ganzen eine totale Verschlechterung ausmacht! So ging es Jahre, was sage ich, Jahrzehnte lang."

„Da sind Sie an schlechte Aerzte gerathen!"

„Was wollen Sie, werther Herr, sind G., H., J., K. — er nannte die berühmtesten Namen — etwa schlechte Aerzte? Sind das nicht Ihre vorhin gerühmten großen Autoritäten?"

„Na, aber einer hat Sie doch schließlich gesund gemacht, Herr Geheimrath!"

„Jawohl, aber den kennen Sie sicherlich nicht, ich glaube, ich könnte drauf schwören; G. heißt er."

„G.? Nein, den kenne ich wirklich nicht; er hat sich wohl erst kürzlich hier niedergelassen, ich kenne doch so ziemlich alle Aerzte hier dem Namen nach."

„Ja, er ist auch kein Arzt von Fach, ein sogenannter Naturarzt."

„Wie? Der Naturarzt G., der hat Sie von so schweren Leiden geheilt, nachdem Ihnen unsere größten Autoritäten nicht haben helfen können? Von diesem ungebildeten Menschen der falsch spricht, der noch vor drei Jahren die selbstgefertigten Badewannen durch die Straßen trug und der keine Ahnung vom Bau des menschlichen Körpers haben kann, von dem haben Sie, Sie, ein Professor und Geheimrath, sich behandeln lassen?"

„Nun, und was finden Sie dabei?" fragte der Herr Geheimrath etwas kurz.

„Ja, hat denn der Mensch überhaupt eine Diagnose gestellt, hat er Sie kunstgerecht untersucht, hat er . . entschuldigen Sie, ich muß lachen, wenn ich mir Sie in der „Sprechstunde des Naturheilkundigen" vorstelle; denn, wahrhaftig, er hält ja veritable Sprechstunden ab, der ehemalige Klempnergesell, er hat ja sogar eine Nachtglocke, glaub' ich . . ."

„Verzeihen Sie, mein Herr," unterbrach mich der Herr Geheimrath mit feiner, aber kalter Höflichkeit, „ich verstehe Ihr Benehmen nicht recht, aber trotzdem will ich Ihre Fragen beantworten. Eine „wissenschaftliche" — das Wort klang in seinem Munde sehr höhnisch — Diagnose hat der — „Mensch", wie Sie zu sagen belieben, nicht gestellt, er hat mich auch nicht „wissenschaftlich" untersucht, er hat mich nur gründlich, sehr gründlich ausgefragt und hat mir dann vernünftige, d. h. diätetische, im weitesten Sinne diätetische Vorschriften und Wasseranwendungen gegeben und zwar genaue Verhaltungsmaßregeln für jede Stunde des Tages und der Nacht. Ich habe Alles strikte befolgt und thue es noch, und Sie haben den Erfolg vor Augen. Ich kann Ihnen nur rathen, mein lieber junger Freund, sollten Sie je einmal ernstlich krank werden sich nur von einem sogenannten Naturarzte behandeln zu lassen, und sollte er selbst falsch sprechen!"

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für den guten Rath, Herr Geheimrath, ich behandle mich immer selbst."

„Ach. Sie sind wohl am Ende gar . . ."

„Ja, allerdings, ich erlaube mir ein Vertreter des von Ihnen so arg geschmähten Standes zu sein und möchte . . ."

„Entschuldigen Sie, bitte, Herr Doktor, ich sehe dort einen Kollegen, den ich begrüßen muß" — und fort war und mied meine Nähe beharrlich.

Aehnliches erlebte ich recht oft, wenn ich mein Inkognito zu wahren wußte, in dieser Deutlichkeit, wie oben geschildert, freilich nur selten.

Das giebt zu denken. Wie kann es geschehen, daß ein Stand, in den nur fähige Köpfe eintreten können, der eine beispiellos umfassende allgemeine naturwissenschaftliche Vorbildung zur Bedingung macht, der seine Bewerber zwingt, fünf Jahre hindurch den angestrengtesten theoretischen und praktischen Studien nachzugehen, sich zwei umfassenden Prüfungen zu unterwerfen, wie ist es möglich, frage ich, daß ein solcher Stand von hochgebildeten Menschen verachtet wird, daß sie sich lieber einem Tischler, Schneider, Klempner, ja, einem Fuhrmann in Behandlung geben als einem Arzte? Genauer gefaßt lautete die Frage: Warum sinkt das Ansehen des ärztlichen Standes zusehends seit einer Reihe von Jahren?

Kurzsichtige Beobachter werden sagen: Weil die Kurpfuscherei überhand nimmt, weil auf Grund des Gewerbegesetzes ein jeder hergelaufene Gevatter Schneider und Handschuhmacher berechtigt ist, zu curiren und weil ein jeder dieser Kurpfuscher aus Herzenslust auf die Mediziner schimpft. Das ist gewiß nicht zu leugnen. Aber warum haben denn die Leute mit ihrem Geschrei Erfolg? Nur, weil immer etwas hängen bleibt? Gewiß nicht allein deßhalb, sondern weil sie thatsächlich in einem Punkte Recht haben: der Arzt von heute leistet in den seltensten Fällen das, was der Kranke von ihm verlangt, nämlich, ihn gesund zu machen. Hieran liegt Alles. Die Wissenschaft der Medizin hat ihren Namen vom Heilen, und dessen soll sie eingedenk sein. Alles muß in ihr auf das Heilen hinauslaufen, der Arzt muß ein Heilkünstler sein, wenn er seinen Beruf erfüllen will. Das hat ein großer Zweig der Wissenschaft fast vergessen, nämlich die innere Medizin, und von dieser rede ich hier vornehmlich, nicht von der Chirurgie und Geburtshilfe.

Mit einer Spitzfindigkeit sondergleichen sind die Methoden der Untersuchung ausgebildet, und im Diagnosenstellen sind wir Meister. Von Heilen aber, d. h. von dem, was wir im praktischen Leben brauchen, wenn wir approbirt sind, von dem, was unsere Patienten von uns verlangen, davon erfahren wir auf der Universität so gut wie gar nichts. Rezepte, Rezepte und wieder Rezepte, die werden uns eingedrillt, das ist das ganze Handwerkszeug, das wir mitbekommen. Das sind wirklich bescheidene Menschen, welche es für eine Kunst ansehen, Maximaldosen auswendig zu wissen und Rechenexempel zu lösen. Wer vollends glaubt, mit diesen Stoffen, die dem Körper heterogen oder, was dasselbe sagt, giftig sind, die ihm im günstigsten Falle nichts schaden, eine Krankheit zu heilen, wirklich zu heilen, d. h. dem Körper seine normalen physiologischen Funktionen wiederzugeben, der steht noch in den Vorhallen der Heilkunde. Leider thut dies aber, Dank der Einseitigkeit unserer wissenschaftlichen Ausbildung und dem weitverbreiteten Mangel an selbstständigem Denken, die große Mehrzahl der praktischen Aerzte. Freilich, Handwerker sein ist auch tausendmal einfacher als Künstler sein. Rezepte schreiben lernen kann jeder Tertianer, wenn ers an der nöthigen Uebung und dem nöthigen Fleiß nicht fehlen läßt, das ist eben Handfertigkeit. Aber einen Menschen, der verkehrt lebt, der die Faktoren, aus denen sich ein Leben in Gesundheit und Kraft ergiebt, gänzlich verkannt hat und selbstverständlich krank wurde, einen solchen unter richtige Lebensbedingungen zu setzen, ihn wieder zur Norm zurückzuführen, das ist wahrhaftig eine

Kunst, die nur wenig Aerzte können, und die — Gott sei's geklagt! — auf Universitäten heute nicht zu lernen ist.

Das Objekt des Heilkünstlers aber ist der Mensch. Papier, Leinwand und Thon, die können sich nicht wehren, und müssen falsche Kunst sich bieten lassen, nicht so der Mensch. Eine Kunstleistung verlangt er, und Handwerksdienst wird ihm zu theil. Es handelt sich um nichts Geringes, um Leben oder Sterben oft genug, immer aber um Gesundheit und Leistungsfähigkeit auf der einen Seite oder Krankheit und Unbrauchbarkeit auf der anderen. Wer will es ihm verargen, daß er zur Selbsthilfe greift? Denn nur als Selbsthilfe ist die so üppig emporgeschossene sogenannte Naturheilkunde aufzufassen und zu verstehen. Wenn wir sie durchmustern, die „großen Meister der Naturheilkunde", wie ihre begeisterten Anhänger sie nennen, fast Alle sind sie krank, todtkrank gewesen und haben keine Hilfe gefunden bei den Jüngern der Wissenschaft, weil die wahren Aerzte unter ihnen dünn gesät sind. Verlassen und aufgegeben von den berufenen Vertretern der Heilkunde, fingen sie an — zumeist waren und sind es gute Naturforscher, freilich nicht im Laboratorium, sondern draußen im Wald und Feld — ihren Zustand selbst zu beobachten, vergleichende Studien an den sie umgebenden Thieren und Pflanzen zu treiben und als unbewußte, aber konsequente Darwinisten Schlüsse auf die menschliche — Physiologie, Pathologie und Therapie zu ziehen, tappend und tastend, denn es fehlt ihnen die Schulung, aber doch oft genug mit einer Treffsicherheit, daß man erstaunen muß. So halfen sie sich schließlich selbst. Ist es nicht begreiflich, daß sie irre werden mußten an dem Werthe einer Wissenschaft, die Jahrhunderte lang mit dem ganzen Rüstzeug exakter naturwissenschaftlicher Methoden arbeitet und, wenn sie sich bewähren soll, jämmerlich Fiasko macht?

Man kann einem ungeschulten Geiste nicht zumuthen, zwischen Wissenschaft und Afterwissenschaft zu unterscheiden. Aber man muß es unbegreiflich finden, wenn nun im weiteren Verlaufe der Entwickelung selbst Aerzte, welche die volle wissenschaftliche Ausbildung genossen haben, in das Horn dieser Leute stoßen und zum Kampfe gegen die Wissenschaft als Wissenschaft blasen. Das sind denkfaule Thoren, die ihr Schulgeld und Kollegienhonorar unnütz gezahlt haben. Weil die Materia medica fast ausnahmslos vom Uebelfluß ist und weil auf Deutschlands hohen Schulen die physikalisch-diätetischen Heilmethoden, denen die Zukunft gehört, bis jetzt so gut wie gar nicht gelehrt werden, deßhalb verwerfen diese Kurzsichtigen die wissenschaftliche Ausbildung in Bausch und Bogen, von deren Früchten sie doch täglich in ihrer Sprechstunde zehren. Das ist die große Gefahr, der unser Stand entgegensieht: Meuterei im eigenen Lager. Denn das Laienpublikum wird eine Wissenschaft verachten müssen, welche ihre eigenen Jünger verdammen. Dahin dürfen wir es nun und nimmer kommen lassen. Ganz abgesehen davon, daß der ärztliche Stand schwer darunter litte — das beträfe ja nur einen Bruchtheil des Volkes — aber die Kranken selbst hätten schließlich den Schaden; denn, wer da glaubt, die Kenntniß der Anatomie, Physiologie und Pathologie könne jemals als Grundlage für ärztliches Denken entbehrt werden, der ist hirnverbrannt oder böswillig. Aber der eine Theil unserer Ausbildung muß von Grund aus reformirt werden, wenn das Ansehen des ärztlichen Standes wieder und dauernd zurückerobert werden soll, das ist die Therapie der inneren Krankheiten,

daß Stiefkind der medizinischen Wissenschaft. Und das muß so lange öffentlich gesagt und wiederholt werden, bis die Regierung sich zu einer Reform aufrüttelt. Es ist ein haarsträubender Mißstand, daß wir in die ärztliche Praxis, die sich doch zum weitaus größten Theil auf die inneren Krankheiten erstreckt, eintreten, ohne das sichere Bewußtsein, wirklich helfen zu können, ja, nicht selten bereits mit kalter Resignation oder gar mit der klaren Absicht, zu schauspielern.

Ist man denn nun wirklich den inneren Krankheiten gegenüber machtlos? Nein, nein und dreimal nein! Wir haben eine ganze Reihe von Heilmitteln, die in der Pharmakopoe freilich nicht stehen, wohl aber zum Arzneischatze guter Heilkünstler gehören. Sie heißen: Luft, Licht, Bewegung und zwar aktive und passive, d. h. Massage, Ruhe, Diät und Wasser und leisten in der Hand denkender Aerzte Vorzügliches. Sie eben sind auch die Heilfaktoren der Naturheilkundigen und — leider darf es nicht verschwiegen werden — ihnen zur Zeit noch viel vertrauter und in ihren Wirkungen und Dosirungen bekannter, als den Feld-, Wald- und Wiesen-Aerzten.

Nun will es das Unglück — doch ich will nicht unpersönlich, sondern persönlich reden: wir haben es jenen verblendeten unlogischen Köpfen unter uns zu danken, welche ich vorher kennzeichnete, die es werth wären, mit weithin sichtbaren Brandmalen gestempelt zu werden, daß alle Aerzte, die das Arzneibuch einstauben lassen und sich dieser Heilfaktoren bedienen, in einen Topf geworfen werden und für unwissenschaftlich gelten. Mögen auch diese Bahnbrecher einer vernünftigen Therapeutik, die mit ungebildten Naturheilkundigen nichts gemein haben wollen, sondern sie höchstens als Handlanger gelten lassen, mögen sie in ihren Anstalten Jahr für Jahr Hunderte, von den Leuchten der Wissenschaft aufgegebene Patienten durch eine wohl durchdachte, individuelle Anwendung jener rationellen Heilmethoden wiederherstellen, sie gelten als Abtrünnige, und die in Universitätskreisen maßgebenden Zeitschriften verschließen ihren durchaus wissenschaftlich begründeten Aufsätzen hermetisch ihre Spalten. Ein Zufall ist es, wenn der Student der Medizin einmal die Ausübung solcher Heilmethoden in praxi kennen und schätzen lernt, ein glücklicher Zufall, für den er seinem gütigen Geschick zeitlebens danken kann. Aber wehe ihm, wenn er während des Studiums etwas von seinen ketzerischen Anschauungen verlauten läßt: er fällt sicher durch's Examen!

Das muß anders werden! Die physiatrische, wie sie einige ihrer Vertreter, oder physikalisch-diätetische Heilmethode, wie sie Andere nennen, muß Wurzel fassen auf den Universitäten, muß in der Klinik geübt und gelehrt und der Nachweis ihrer gründlichen Kenntniß im Staatsexamen verlangt werden.

Die Materia medica aber mag eintrocknen! Dann wird auch die medizinische Wissenschaft, die heute in Unehren steht, wieder zu Ehren kommen und die kurpfuschende Naturheilkunde absterben, weil ihr die Lebensadern unterbunden sind!

Anti-Galenus.

Berliner Premièren.

V.

Arthur Schnitzler: Liebelei.

Er, ein wohlhabender junger Wiener, Student der Rechte, Reserveoffizier in einem Dragoner-Regiment; sie, die Tochter eines kleinbürgerlichen Musikers. Auf seiner Seite Liebelei, auf ihrer Liebe; er fällt im Duell um eines verheiratheten Weibes willen. Diese einfache Geschichte, wie sie des öfteren sich ereignet, nicht erst aus dem Gestern geboren und sich immer ziemlich gleich, ist die Fabel der jüngsten Première des Deutschen Theaters.

Ich habe den Inhalt des dreiaktigen Stückes*) absichtlich, so kurz zusammengefaßt, nur mit den paar Worten wiedergegeben; denn je einfacher, schlichter und alltäglicher der Stoff ist, um so größere Anerkennung gebührt dem Gestalter desselben für eine der feinsinnigsten, lebenswärmsten und wirkungsvollsten Dichtungen unserer neueren Litteratur.

Ueber Schnitzler's „Liebelei" — der Titel ist mir etwas zu leicht und seicht — leuchten drei Sterne: die Gretchentragödie, Kabale und Liebe und Jugend. Nicht als ob irgend eine Entlehnung stattgefunden hätte, oder wir an eine der drei Dichtungen gewaltsam gemahnt würden, aber der frische Blüthenduft junger sittlicher Liebe und das dunkle Todesstimmungsrauschen sühnender Vergeltung und Strafe durchwehen auch diese Dichtung.

Die Handlung des Stückes ist äußerst einfach und klar und zugleich aufs liebevollste in Einzelheiten durchgeführt; trotzdem kein unnütz wuchernd Rankwerk, welches in eng- und kleinmaschigen Umschlingungen den Stamm verdeckt und zu ersticken droht; fast kein Wort zu viel und keines zu wenig.

Der erste Akt in Fritz Lobheimers elegant behaglicher Junggesellenbehausung giebt in scharfen, knappen Zügen eine musterhafte Exposition. Der Versuch des Freundes, ihn aus dem Bannkreise einer „interessanten" Frau zu befreien, indem er ihm die Bekanntschaft mit der Freundin seiner zeitigen kleinen Geliebten vermittelt; das lustig-melancholische Souper à quatre, die Katastrophe der Liebestragödie durch das Erscheinen des Rechenschaft fordernden Gatten, schließlich das Scheiden der drei Gäste: des heiteren

*) Arthur Schnitzler: Liebelei. Schauspiel. Berlin, S. Fischers Verlag, 1896.

Pärchens, Theodors und Mizis und der innigen Chriſtine, alles das iſt dramatiſch packend und ſpannt unſere Erwartung auf die weitere Entwickelung.

Der ganze Zauber der ſauberen Nettigkeit des freundlichen, idealiſirten Kleinbürgerthums umfängt uns im zweiten Akte. Wohl dem, der ſich daran zu erfreuen vermag. Von einzelnen Szenen erwähne ich nur die zwiſchen Chriſtine und Fritz. Die erſtickende Todeshand liegt auf dem jungen Glück; aber erſt dadurch verwandelt ſich die Liebelei bei Fritz in Liebe. Das iſt das Menſchlichrührende, Schlichttragiſche; kein Pathos, keine falſche Sentimentalität, nur naives Empfinden, welches im Getriebe der Welt und Geſellſchaft zertreten wird.

Eine Szene fehlt im zweiten Akt, ein Mangel, der vielleicht die ſelbſterkenntnißreiche Klugheit des Autors beweiſt: die Ausſprache zwiſchen Chriſtine und ihrem Vater. Wir haben uns dieſelbe ſelbſt auszudenken, ſie liegt in der Pauſe zwiſchen dem zweiten und dritten Akt. Das Fehlen ärgert mich faſt, denn ich glaube, Schnitzler wäre die Ausführung gelungen, und wir hätten einen zweiten Höhepunkt des Dramas erhalten, der techniſch ſehr geſchickt geweſen wäre und zur Beleuchtung der Charaktere hätte verwendet werden können.

Im dritten Akt hat ſich das Geſchick erfüllt. Wir wiſſen es, wenn der Vorhang aufgeht. Der Troſt, den der alte Weiring Chriſtinen ſpendet, das Ausmalen einer reſignirten und doch lebenskräftigen Zukunft, und dann die Todesbotſchaft und ihre Wirkung ſelber, das verräth in der Ausführung wieder den echten Dichter.

„Liebelei" iſt nicht nur eine feine dichteriſche Arbeit, es iſt auch ein bühnenwirkſames Stück. Das beruht zum Theil auf dem zweiten Pärchen, welches mit ſeiner Tändelei luſtige Amorettenketten um den Ernſt ſchlingt.

Auch in der Charakterzeichnung finden wir faſt immer die ſichere Hand eines gereiften Künſtlers.

Die Charaktere ſind ſo einfach als wahr. Chriſtine, in der ſchlichten Innigkeit der erſten, tiefen, jungfräulichen Liebe; Mizi, das leichtlebige en tout cas-Mädel, mit gutem Herzen; der alte Weiring, ein Vater, ſo lebenserfahren, ſo mild und gut in ſeiner einfachen Größe; die Bindern, die liebe Frau Nachbarin, mit der Phariſäermoral; — nur Fritz Lobheimers Charakteriſtik ſagt mir nicht zu. Der Dichter hat ihn ſicher ſo gewollt, und das Stück wäre verändert, wenn Fritz etwas älter wäre, wenn er mehr Ueberlegenheit, Erfahrung und Willensſtärke beſäße. Die Handlung, der Konflikt würde aber dadurch vertieft und veredelt werden, und durchaus nur zum Vortheil der Dichtung.

So können wir nicht glauben, daß dem Fritz ſich ein wirklich intereſſantes Weib zuwendet; er iſt noch zu unreif, zu unbedeutend. Auch Chriſtine würde gewinnen, wenn Fritz, nicht ihrer würdiger, aber ihr überlegener wäre.

Möglich, daß das Spiel zweier Komödianten, die von Preſſe und Publikum noch immer vergöttert werden, ich meine Frau Sorma und Herrn Rittner, viel verdorben hat. Mir iſt es unbegreiflich, wie faſt alle Berliner Kritiker ſich derart dupieren laſſen können und nicht durch die Maske die innere Hohlheit erkennen.

Frau Sorma verfügt über eine Reihe von Theatermätzchen, die mit mathematiſcher Genauigkeit wiederkehren; wenn ſie für die Rolle paſſen, gut; wenn nicht, nun ſo heißt's originell; aber eine Figur lebensgetreu geſtalten, dem Dichter nachſchaffen, ſo daß etwas Ganzes und in ſich Geſchloſſenes daſteht, das kann ſie nicht; es iſt auch wohl zu viel von ihr verlangt. Und Herr Rittner iſt auf ſeinem Hans Hartwig ſtehen geblieben und wird nie darüber hinauskommen; ihm ſcheint hauptſächlich der erzieheriſche Einfluß eines tüchtigen Regiſſeurs zu fehlen. Doch davon und über die Schauſpielkunſt in Berlin überhaupt ein andermal vielleicht mehr.

Der Dichter der „Liebelei" iſt ein Wiener. Wieneriſche Weichheit und Leichtlebigkeit tritt uns in ſeinem Werke entgegen. „Liebelei" iſt eine naive, rein menſchliche Idylltragödie ohne Reflexion. Aber es iſt doch eine gewiſſe Unterſtrömung im Stücke bemerkbar, fein, nicht aufdringlich; es werden Fragen des ſozialen, geſellſchaftlichen, geſchlechtlichen und ethiſchen Lebens leiſe angeſchlagen, um leiſer zu verklingen.

Der Dichter der „Liebelei" ſoll ſehr wohlhabend ſein. So gerecht er auch im Stücke Licht und Schatten abwägt, ſein Herz iſt doch mehr bei den Reichen. Dem armen Manne, der nur das eine Schäflein hat, wird auch das noch genommen. Das iſt das etwas Niederdrückende der Dichtung. All die Liebe, die Chriſtinens junges Herz erfüllte, ſie war einem Sohne des Klaſſenſtaates geweiht und wurde zertreten. Nicht Jungfrau und Jüngling, ſondern das Mädchen aus dem einfachen Mittelſtande und einen Angehörigen der Jeunesse dorée ſehen wir; und da iſt der Ausgang klar. Der Dichter ſoll uns aber nicht immer den bloßen Ausgang zeigen, er darf uns auch in weite Fernen blicken laſſen, in denen Schranken gefallen ſind. Er darf es, wenn er kann. Der reiche Jüngling verkaufte aber ſeine Güter nicht ...

Berlin. Richard Wrede.

In meiner Kritik über Gerhart Hauptmanns Florian Geyer war auch Herr Dr. phil. A. Kempner-Kerr erwähnt. Die betr. Stelle war von ihm anders aufgefaßt, als von mir gedacht. Ich gab deßhalb genanntem Herrn gern die ganz selbstverständliche Erklärung ab: daß ihm nicht der Vorwurf gemacht werden sollte, gegen seine innere Ueberzeugung zu loben oder zu tadeln. Ich erklärte mich auch bereit, diesen oder einen ähnlichen Passus gelegentlich einer Theaterkritik hier zu veröffentlichen. Das ist geschehen, und die Sache damit eigentlich zu Ende.

Zufällig lese ich nun in dem Berliner Wochenblatt: „Die Welt am Montag" in einer Besprechung A. Kerrs über die „Lebenswende" einen Passus, der auf den Charakter des empfindlichen Herrn Kerr ein sehr merkwürdiges Licht wirft. Ich bedaure aufrichtig, ihm so höflich entgegengekommen zu sein; denn was er bei mir vermuthete, dessen macht er sich schuldig: einer unbewiesenen Verdächtigung. Was Du nicht willst, das man Dir thu', das füg' auch keinem Anderen zu!

Die Stelle heißt:

> „Es kommen nur zwei Gruppen (nämlich der Theaterkritiker, die nicht Kerrs Ansicht sind) in Betracht. Die Einen sind die, welche in demüthiger Geistesbescheidenheit ehrlich auf der Höhe oder Tiefe ihres Blattes stehen; sie mögen in Frieden ruhen. Die Andern werden von persönlichen Gründen geleitet; und das ist der Skandal. Leider finden sich feinere Köpfe darunter. Sie wüthen gegen gewisse Dichter und meinen damit die Kritiker, die sie lanzirt haben. Um kleinen Privatgroll zum Austrag zu bringen, verüben sie fortgesetzt und mit Bewußtsein infame Fälschungen."

Herr Dr. Kempner-Kerr theilt hier die Berliner Kritiker in zwei Gruppen: Dummköpfe und Schufte. Fürwahr, eine äußerst peinliche Situation; fast so unangenehm als in Fuldas „Talisman": Dumm oder schlecht! Und was ist der Prüfstein? Was sind des Königs neue Kleider? Herrn Dr. Kempner-Kerrs Unfehlbarkeitsdünkel.

Ich habe keine Veranlassung, mich zum Anwalt und Vertheidiger der Berliner Theaterkritiker aufzuwerfen, ich weiß, daß recht bedenkliche Subjekte darunter sind, ich habe sogar auch schon einige hier der Lüge und Verleumdung geziehen, aber ich habe Namen genannt und so den Herren die Möglichkeit sich zu vertheidigen gegeben.

Es ist doch eine sehr schwere Anschuldigung, die Herr Dr. Kempner-Kerr erhebt, vielleicht des schwersten journalistischen Verbrechens überhaupt. Aber wen meint er? Vielleicht die „Dichter Leipziger, Alberti, Keller, Dernburg"? Ich nenne diese, weil sie kürzlich in derselben „Welt" von dem auch Sensationsromane schreibenden Redakteur des Blattes angepöbelt wurden. Oder wen meinen Sie sonst, Herr Doktor? Namen nennen! Sonst fliegt der giftige Pfeil auf den Schützen zurück, ihm „mitten ins Herz"! Also . . . R. W.

Der zerstreute Professor.

Herrn L. P. (sprich: Professor Pietsch) ist neulich ein kleines Malheur passirt. Aber er ist ein Mann von fabelhafter Geistesgegenwart, und hat es, wie seine Freunde sagen werden, „mit bekannter Liebenswürdigkeit" sofort wieder gut gemacht. Drei Leute mindestens haben gelacht, als sie die Morgenausgabe der „V. Z." vom 30. Januar zu sehen bekamen: Frl. Rose Fischer, eine Tochter der zweiten Postercellenz, ein Nachbar des Herrn Pietsch, vielleicht auch eine Excellenz, und — — ich. Frl. Fischer beglückt, der Nachbar verschmitzt, und ich — — harmlos.

Ich bedaure, den Namen einer jungen Dame hier nennen zu müssen, die nach meiner ernsthaften Ueberzeugung nichts mit der kleinen, aber lehrreichen Affaire zu thun hat. Ich würde es auch dann noch bedauern, wenn es sich um keine Excellenzentochter handelte. Aber die Sache will es. Und was die Sache will, will Gott. —

Im Salon Schulte war im Dezember ein Bildniß des Unterstaatssekretärs Fischer ausgestellt, das seine Tochter gemalt hat. Es war nicht besser und nicht schlechter, als Hunderte der üblichen Porträts, die Jeder, der nicht gerade dem Dargestellten oder dem Maler versippt ist, sich längst gewöhnt hat überhaupt nicht zu sehen. Man weiß, sie müssen da sein, weil es die Kundschaft des Händlers verlangt, und man erträgt sie still. Daß die Kritik, so weit sie zählt und so weit sie nicht zur Sippe Beziehungen hat, diese Sorte von Kunstwerken, die mit der Kunst garnichts zu thun haben, niemals erwähnt, ist klar. Schlimm genug, daß sie da sind; aber diesem unfüglichen Dilettantismus die Ehre anthun, ihn durch öffentliche Erwähnung ernst zu nehmen, würde heißen, das Niveau unseres Kunstlebens herabdrücken. Also für die Kritik sind diese Bilder nicht da. Und Niemand wundert sich darüber.

Doch ausgerechnet in diesem Falle hat sich Jemand darüber gewundert, daß in der Kritik von L. P. dieses Produkt nicht erwähnt war. Und ausgerechnet war dieser Jemand ein Herr, vielleicht eine Excellenz, der den Vorzug hat, Landgrafenstraße 18 zu wohnen, in dem Hause, in dem auch L. P. wohnt.

Der betreffende Herr ist so entzückt von dem Bilde, daß ihm die Sache keine Ruhe läßt. Und als er L. P. eines Tages auf der Treppe begegnet, fragt er ihn kühnlich: „Warum? und wie ist es möglich?" Der Herr aus dem ersten Stock kann sich das dem Herrn aus dem dritten Stock gegenüber wohl erlauben. Er weiß, daß wir zwar bekanntlich alle freie und gleiche Bürger sind, aber er weiß auch, daß dieses Gefühl im dritten Stock zunächst noch immer platonisch geblieben ist. Im vierten Stock und

Digitized by Google

im Hinterhaus ist es nicht mehr geheuer, aber der dritte Stock ist noch voll und ganz für Leutseligkeit und Herablassung empfänglich. L. P. erwies sich als unentwegter Mann des dritten Stockes. Er gab Antwort.

Er sagte, der verehrte Herr müsse sich ganz sicher irren, gerade dieses Bild habe ihn geradezu begeistert, und er wisse durchaus, daß er dieser Begeisterung in mindestens einem Dutzend fast noch neuer Adjektiva den entsprechenden Ausdruck gegeben habe. Der verehrte Herr wußte aber durchaus das Gegentheil. Denn, wie er L. P. und wie L. P. in gesperrter Schrift seinen Lesern mittheilte, lese er die ganzen Kunstberichte von L. P. immer genau von Anfang bis zu Ende durch. Auweh, L. P.! Wie muß seine Bescheidenheit gelitten haben, als er das, „als gewissenhafter Chronist", wie es so schön heißt, drucken lassen mußte! Und — — arme Excellenz! Denn es wird mir immer wahrscheinlicher, daß es eine Excellenz ist.

Damit schieden die Herren. Ich hoffe, in Frieden. L. P. aber war sehr erregt Er mußte des Räthsels Lösung finden. Und er war auch wieder ruhig. Er wußte, er würde eine Lösung finden. Verheißt doch der Herr: „Suchet, so werdet Ihr finden." Ein glücklicher Zufall ließ ihn an seine Schreibmappe denken, die er denn auch sofort durchblätterte. Ein Andrer hätte vielleicht zuerst in der betreffenden Nummer nachgesehen, ob der verehrte Herr sich nicht doch getäuscht habe.

Und siehe da, er fand. Ausgerechnet hatte die Besprechung des Bildes auf einem besonderen Blättchen gestanden. Und ausgerechnet hatte dieses Blättchen sich zwischen zwei Löschblätter versteckt.

Natürlich schrieb der gefällige L. P. sofort diese ganze ausgerechnete Geschichte in die N. Z. und ließ die in Gedanken liegen gebliebene Kritik in ihrer ganzen adjektivstrotzenden Schönheit nachträglich drucken. In der Morgenausgabe vom 30. Januar. Und wir lachten: Frl. Rose Fischer beglückt, die Excellenz, es ist *sicher* eine Excellenz, verschmitzt, und ich — — harmlos.

In dieser Geschichte fehlt die Moral. Aber sie kommt jetzt.

Weß ist die Schuld?

Der Kunsthändler ist meines Erachtens verantwortlich. Warum läßt er keinen Katalog drucken, nach dem ein gewissenhafter Kritiker kontrolliren kann, ob er nicht die besten Bilder — — Aber ich vergaß. Die verdammten Kataloge führen einen nur irre. Wenn sie gut gemacht sind, glaubt man nachher ein Bild gesehen zu haben, das garnicht da war. Nicht wahr, Herr Professor?

L. P. ist auch nicht verantwortlich. Er scheint freilich die Blätter seines Manuskriptes nicht zu numeriren. Das ist nicht sehr vorsichtig von einem so alten Journalisten, besonders da nach diesem zu urtheilen, das nur fünf Druckzeilen enthielt, diese Blättchen sehr klein sein müssen, und demnach zu den gewöhnlich sehr langen Kunstberichten wohl vierzig bis fünfzig Stück gehören. Aber eine Schuld kann man *das* nicht nennen.

Bleibt also nur, die Schuld aufzubürden der „Tücke des Objekts", wie A. E. sagen würde. Das Blättchen und die Löschblätter haben den Streich vollbracht.

Mit dieser Frage ist dann auch eine andere wohl beantwortet, die besonders die Künstler, und zwar gerade mit die besten, seit langer Zeit beschäftigt. Man hat so oft in den Kritiken von L. P. Kunstwerke vermißt, die nach Ansicht sehr Vieler mindestens hätten genannt sein müssen. Wer weiß, wie viel Blättchen sich noch gefunden hätten, wenn — —

Da liegt der Kern der Sache. Und ich hoffe, L. P. hat, wenn nicht früher, so doch bei dieser Gelegenheit sehr ernsthaft darüber nachgedacht. Ich hoffe es von der Gewissenhaftigkeit, die man von einem, auch von einem sehr jugendlichen, Greise wohl erwarten darf. Ich hoffe es, trotzdem in der Nachnotiz noch nichts davon zu spüren war. Nicht jeder Künstler kann eine Excellenz, es ist mindestens eine Excellenz, zum Fürsprecher haben oder auch nur einen anderen Mann aus dem ersten Stock. In weitaus den meisten Fällen ist das Verlegen eines solchen Blättchens eine folgenreiche, allerdings für Andere folgenreiche Schuld, die man nicht nach drolligen Szenen mit verehrten Herren in scherzhafter Weise wieder gut machen kann. Da wird nicht nur die Eitelkeit eines vornehmen Fräuleins oder ihrer Familie gekränkt, da kann eine hoffnungsvolle Künstlerlaufbahn verhindert, ein hohes Streben vernichtet werden. Und nicht wahr, Herr L. P., einem armen Kerl von Künstler würden Sie doch nicht Rede stehen auf die kühne Frage: „Warum? und wie ist es möglich?"

Die Kritik ist kein neckisches Gesellschaftsspiel, sondern ein furchtbar verantwortungsvolles Amt. Und deßhalb darf sich, wer dieses Amt ausübt, wie auch seine Kräfte sein mögen, einer idealen Forderung nie entziehen: er muß, Herr L. P., er muß — — die Blätter seines Manuskripts numeriren.

Herrn L. P. wird der Fall Fischer zur Mahnung dienen. Mindestens wird er sich die Frage unerwähnter Künstler gefallen lassen. Ich fürchte aber, die Klugen werden nicht darauf warten, ob er diese Moral aus der Geschichte zieht. Sie werden das fabula docet für sich so ausdrücken: „Suche dir, junger Künstler, einen Freund und Gönner in der Landgrafenstraße oder Umgegend im ersten Stock, möglichst eine Excellenz!"

Verrina.

Magenphiloſophie.

„Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen“. — Das iſt ein bekannter Satz, der gewiß viel für ſich hat. Weniger bekannt, aber noch zutreffender ſcheint mir die Meinung zu ſein, welche den Urſprung der großen Gedanken in den — Magen verlegt.

Wie? — In den Magen? — Was haben die großen Gedanken mit dem Magen zu thun?

Oh — ſehr viel! — es giebt eine richtige Philoſophie des Magens, ſo gut wie eine Philoſophie des Unbewußten, eine Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes, eine Philoſophie des Lebens, des Todes — und Gott weiß, was noch für welche exiſtiren. Ich möchte ſogar noch einen Schritt weiter gehen und behaupten: alle dieſe verſchiedenen Weltanſchauungen und Lebensauffaſſungen hängen unterſchiedslos mit dem Magen zuſammen, laſſen ſich ſämmtlich auf den Magen zurückführen.

Bekanntlich giebt es eine optimiſtiſche, eine peſſimiſtiſche und eine Lebensauffaſſung, die weder das Eine noch das Andere iſt. Die letztere iſt eigentlich keine Philoſophie, wenigſtens keine gangbare. Sie paßte höchſtens für die wirklichen Weltweiſen; aber dieſe bedürfen ja nicht der Weltweisheit, wie die Geſunden nicht des Arztes. Der Vollſtändigkeit wegen aber wollen wir einmal dieſe drei möglichen Lebensauffaſſungen als verſchiedene Philoſophien gelten laſſen. — Nach der erſten ſchmeckt das Leben immer ſüß, nach der anderen immer bitter, nach der letzten bitterſüß, oder ſüß und bitter, je nach Umſtänden.

Was iſt das Anderes, als die Philoſophie vom hungrigen, vom überladenen und vom normal geſättigten Magen?

Man muß hierbei allerdings das Wort „Magen“ nicht allzu platt und handgreiflich nehmen. Damit ſoll aber keineswegs geſagt ſein, daß es nur „ſymboliſch“ zu verſtehen iſt. Wenn nach Goethe „alles Irdiſche nur ein Gleichniß“ iſt, ſo giebt es eine eigentliche Realität — nicht etwa für das „Ueberirdiſche“, wie Seine Weimariſche Excellenz in jenem Zuſammenhange anzunehmen ſcheint — ſondern nur für das „Unterirdiſche“. — Und das iſt eben der „Magen“ in des Wortes weiteſter, und dabei noch gar nicht einmal verwegenſter Bedeutung, denn jedes wirklich paſſende Gleichniß iſt eben zugleich ein Stück vom Gegenſtande ſelbſt, nicht bloß deſſen Bild.

Schon die einfachen, urſprünglich auf den Magen und ſeine Reaktionen bezüglichen Begriffe: „Hunger, Geſchmack, Ekel“, die auf die allergröbſten, wie auf die allerfeinſten, am meiſten vergeiſtigten Genüſſe in vollkommen gleicher Weiſe Anwendung finden, laſſen erkennen, daß eine Philoſophie des

Magens mindestens ebenso berechtigt ist, wie jede andere, z. B. die Philosophie des „Unbewußten", die eben so gut Philosophie des „Ungewußten" heißen könnte. In der That — wie Herr von Hartmann mit dieser Weisheit zwei starke Bände anfüllte — so mache ich mich anheischig, mit der Magenphilosophie dasselbe zu thun — selbstverständlich nur auf Bestellung und gegen Baarzahlung. Hier will ich mich jedoch auf das Allernothwendigste beschränken.

Suchen wir zunächst uns einmal vorzustellen, was es heißt: hungrig, recht hungrig zu sein. Das ist nicht so leicht, wie man annehmen könnte. Wenn der Hunger Allen ein vertrauter Zustand wäre, so würden heutzutage nicht bloß große Gedanken, sondern selbst große — Thaten dem Magen entsteigen. Es würden dann die Reste einer unproduktiven öden Barbarei einerseits, und die Auswüchse einer allzu geil entwickelten Ueberkultur andererseits eher Aussicht haben, gründlich weggeräumt zu werden. So aber gehen die Aktionen und Reaktionen solcher Zustände zwar Vielen zu Herzen, Manchem vielleicht sogar bis an die Nieren, aber nur verschwindend Wenigen bis an den — Magen. Darum bleibt es beim Alten, Hergebrachten, so weit nicht jene barbarischen Reste sich mit der Zeit von selbst kultiviren oder jene Auswüchse auf dem Wege der natürlichen Verwesung verschwinden. Gewaltsame Operationen läßt sich das Individuum sowie die Gesellschaft nur gefallen, wenn die Schmerzen nicht mehr auszuhalten sind, und unter allen Schmerzen sind die des hungrigen, wirklich hungrigen Magens die hartnäckigsten und nur durch die stärksten Betäubungsmittel vorübergehend zu beschwichtigen. So lange also die meisten Menschen noch satt, wenn auch nur leidlich satt werden, ist gar keine Aussicht vorhanden, daß irgend welche gründlichen Reformen in Staat und Gesellschaft Platz greifen.

Die altrömischen Machthaber scheinen das genau gewußt zu haben. Sie sorgten deßhalb weislich für „panem et circenses", und lange genug haben sie durch diese kluge Politik ihr angefaultes Staatswesen und die schreiende Ungerechtigkeit ihrer sozialen Verhältnisse vor Umwälzungen bewahrt. Heutzutage werden diese Beschwichtigungsmittel zwar in anderer Form und nach anderer Methode verabreicht, aber das Wesen und der Endzweck der Sache sind sich gleich geblieben und werden es auch in Zukunft bleiben, wenn nicht am hellen lichten Tage Zeichen und Wunder geschehen.

Von dem hungrigen Magen in des Wortes verwegenster Bedeutung ist deßhalb heutzutage bei den niedrigen Getreidepreisen und der überreichen Produktion von Zerealien in der *civilisirten* Gesellschaft nichts Weltbewegendes zu erwarten. Eher noch erhoffe ich Etwas von dem übersatten, maßlos überladenen Magen. Bekanntlich können sich die Folgen der Ueberladung: Ekel, Ueberdruß, Katzenjammer bis zu einem Grade steigern, daß es nicht bloß — wie man zu sagen pflegt — „nicht mehr schön", sondern sehr unangenehm, intensiv schmerzhaft ist.

Freilich, wenn man nur die kraß materielle Seite der Sache in Betracht zieht, so ist nicht zu leugnen, daß uns die alten Römer, besonders die der Kaiserzeit, auch hierin bedeutend „über" waren. Gegen die grobsinnlichen Schwelgereien *dieses* Volkes und seiner kolonialen Anhängsel können selbst die größten Gourmands unserer oberen Zehntausend nicht aufkommen. Dagegen dürfen wir uns mit Recht rühmen die feinere, mehr geistige und ästhetische Seite der Sache, die Ueber-

ladung der intellektuellen Verdauungsorgane weit ärger übertrieben zu haben.

Die Wissensmast und deren Folgen: die geistige Fettleibigkeit war jedenfalls noch niemals so ausgebildet, wie es heutzutage, besonders in Deutschland, zu beobachten ist. Noch niemals gab es sicherlich so viele und so unförmlich dicke lebendige Konversations- und Fachlexika, wie in unserer Epoche. Daß diese Art Leute für sich selbst nichts und für Andere nur unbehülfliche möbelartige Existenzen sind, die erst durch die frei beweglichen, thatkräftigen Köpfe und Hände, die sie gelegentlich benutzen, einigen Werth erhalten, scheint vorläufig nur Wenigen einzuleuchten; denn sonst würde man nicht mit so viel Eifer, Mühe und Kosten fortfahren, derartige Individuen und Rassen heerdenweise zu züchten. Es würde nicht noch immer eine Art Preiskonkurrenz bestehen, die „schwersten" Exemplare dieser Spezies für die Ausstellung zu liefern.

Indeß — eine solche wissenschaftliche Fettleibigkeit, verbunden mit moralischem Asthma und physischer Schwäche gehört noch zu den harmlosen Folgen der geistigen Ueberladung. Es giebt noch andere, weniger harmlose. Wie nämlich die kolossale sinnlose Schwelgerei der Römer in der Kaiserzeit nicht immer bloß stumpfe Blasirtheit, sondern mitunter jene besondere Art von Wahnsinn erzeugte, die bei gewissen Cäsaren ihre extremsten Auswüchse gezeitigt hat, so hat die Ueberladung der geistigen Verdauungsorgane bei uns eine analoge Verirrung hervorgerufen, die bei ihrem Hauptvertreter, dem Philosophen Nietzsche, als raffinirte Begriffszerstörungswuth in Erscheinung getreten ist. Oder ist es etwas so sehr Verschiedenes, ob ein römischer Kaiser sich allen Ernstes mit „Herr und Gott" anreden, sich einen Tempel zur persönlichen Verehrung bauen, sein Leibroß zum Konsul ernennen läßt — und ob Friedrich Nietzsche alle bisher kursirenden Werthe umwerthet, das „Uebermenschenthum", die absolute Souveränität der Persönlichkeit comme un rocher de bronze stabilirt und im Zarathustra also orakelt: „Was ist das Höchste, das Größte, das ihr erleben könnt? — Das ist die Stunde der großen Verachtung, die Stunde, in der euer Glück Euch zum Ekel wird und ebenso Eure Vernunft, Eure Tugend." Ist das nicht ein geistiger und moralischer Katzenjammer, wie er sich nicht schlimmer nach der wüstesten Schwelgerei in der Materie einstellen kann?

Wie viel wird von der Mäßigkeit und Einfachheit auf materiellem Gebiete gepredigt, und wie wenig überträgt man davon auf das geistige! Man findet es selbstverständlich, wenn die Proletarier und Kleinbürger sich auf die nothwendigsten materiellen Bedürfnisse beschränken und jeden, wenn auch noch so bescheidenen Luxus vermeiden. Aber ebenso selbstverständlich findet man es, daß die Proletarier und Kleinbürger in geistiger Hinsicht, wenn sie zufällig in materieller Beziehung reich sind, sich mit den Wissens- und Bildungsschätzen aller Kulturblüthen vollstopfen lassen. Es existiren bekanntlich unter dem Namen „Pressen" förmliche Mastanstalten zu diesem Zwecke, und die armen Menschenthiere, mit denen dort experimentirt wird, seufzen nicht wenig unter ihrem Drucke.

So Etwas findet man bei den Reichen, wie gesagt, selbstverständlich. Wenn aber ein von Hause aus armer Teufel mit gesunder geistiger Verdauungskraft sich all die dort oft so vergeblich angebotene intellektuelle Nahrung unter Noth und Entbehrung nach und nach selbst zusammengerafft und es auf diese Weise zu einer gewissen geistigen Wohlhabenheit gebracht hat,

ſo rümpfen die Zunftgenoſſen über ihn als „Autodidakten“ verächtlich die Naſe und ſchließen ihn von höheren Stellungen aus.

Man ſieht übrigens an ſolchen Beiſpielen, daß Hunger auch in geiſtiger Beziehung der beſte Koch iſt, und diejenigen Menſchenkinder, welche die Annahme geiſtiger Koſt wider Erwarten gelegentlich verweigern, ſollte man lieber eine Zeit lang hungern laſſen. Wenn ſich dann der Appetit und die Aufnahmefähigkeit nicht von ſelbſt einſtellen, dann hat es auch keinen Sinn, ſie noch weiter zu quälen. Solche Individuen mögen dann, wenn ſie durchaus einen Beruf ergreifen müſſen, Schuſter, Bürſtenbinder, Keſſelflicker oder irgend etwas anderes Nützliches werden. Beſſer ein tüchtiger Schuſter als ein untüchtiger, gewaltſam gepreßter Referendar oder Lieutenant. Wenn nur die wirklich Befähigten und nicht auch die Unbefähigten, wenn ſie materiell nur ausreichend vermögend ſind, zu den höheren Berufsarten zugelaſſen würden, ſo könnte darin kein ſo koloſſaler Ueberfluß vorhanden ſein. Man würde dann keinen Grund haben, von einem „gebildeten“ Proletariat zu ſprechen, denn dieſes Proletariat iſt eben erſt dadurch entſtanden, daß die nur äußerlich — nach Stellung oder Vermögen — und nicht zugleich auch innerlich Berufenen jene höheren Berufsarten ergreifen. Sollte etwa dann durch jene Maßregeln ein Mangel entſtehen, ſo hätte man immer noch die Möglichkeit, aus den unteren Schichten hervorzuſuchen, was man in den oberen Klaſſen nicht mehr finden kann. Und man würde vielleicht nicht vergebens ſuchen. Wie geſchickte Gärtner oft aus beſcheidenen Feld-, Wald- und Wieſenblümelein durch reichliche Ernährung und ſorgfältige Pflege allmählig koſtbare, vielbegehrte Zierpflanzen heranbilden, ſo würde auch manches Kind des Volkes ſich in höheren Stellungen gut ausnehmen, und der gewaltſamen ſozialen Umwälzung wäre eine Haupttriebkraft entzogen.

Doch nun genug von den Lehren der Magenphiloſophie! Wie ſtets nur der unverdorbene Magen ſelbſt, und nicht das Ausſehen oder der hohe Preis einer Speiſe entſcheiden kann, ob dieſe gut oder ſchlecht iſt, ſo ſollte man neben dem ſogenannten „guten Geſchmack“ in allen Dingen auch noch den „Magen“ ſymboliſch befragen. Es würden dann gewiſſe Krebs- und andere Schäden der menſchlichen Geſellſchaft gar nicht erſt entſtehen.

Leipzig. Dr. Philipp Maquet.

Das allerneueſte Bismarck-Interview.

Der Ruhm Anderer ließ mich nicht ſchlummern.

Eigentlich zwar iſt das Interviewen garnicht mein Fach, ich beſitze nicht genug Unverfrorenheit dazu. Ich theile aber mit anderen ſchüchternen Leuten die Eigenſchaft, daß ich, wenn einmal die Scheu überwunden iſt, durch dick und dünn gehe. Und das war ſehr nöthig, denn der Fürſt iſt den Ausfragern gegenüber ſehr vorſichtig geworden. Ob der Grund darin liegt, daß frühere Beſucher die Antworten nicht genau genug oder zu genau wiedergaben, will ich nicht entſcheiden.

Auf meine telegraphiſche Anfrage, ob ich dem Fürſten aufwarten dürfe, traf umgehend ein kategoriſches „Nein!" ein. Zwei Stunden ſpäter ſaß ich auf der Hamburger Bahn.

Meine Ausdauer rührte den Fürſten. Nachdem ich vier Tage im Regen an ſeiner Gartenthür gewartet hatte, ließ er mich ein. Ich entſchuldigte mich, daß kein Faden trocken an mir ſei, und bat, mich auf einige Zeit zurückziehen zu dürfen. Ich fuhr nach Berlin, kleidete mich um und kehrte, einen phänomenalen Schnupfen ſpürend, nach Friedrichsruh zurück.

Der Fürſt iſt wohl. Er hat heute (9 Uhr 45 Min.) ein Bad genommen und geſtern eine Priſe. Nur ſchlecht unterrichtete Menſchen können daher behaupten, daß er krank ſei.

An einem Riegel im Hausflur hing die Mütze ſeines Korps, die der Fürſt ſich zum Empfange einer ſtudentiſchen Abordnung hatte anfertigen laſſen. Die Zeitungsfehde über dieſe Mütze zittert noch in den Gemüther nach. In mehreren Artikeln war die Mütze gewiſſermaßen mit den modernen Studentenmützen verglichen worden. Das konnten nur Ignoranten ſchreiben. In anderen Betrachtungen hieß es, die Mütze habe die Form, die zu Bismarcks Studienzeit Mode war. Lächerlich. Ich habe ſie geſehen. Die Mütze iſt ein Mittelding, ſo zu ſagen ein Kompromiß. Sie iſt ein Unikum. Sie trägt den Stempel Bismarckſchen Geiſtes an ſich.

Wir nahmen im Arbeitszimmer Platz, ich auf einem Lehnſtuhl mit buntem Stoffüberzug (perſiſch). Auf dem Rande der großen Pfeife, die der Fürſt in der Hand hielt, ſaß ein kleiner, zahmer Zaunkönig, ein entzückendes Thierchen von nicht unbedeutendem Geſichtsausdruck.

Ich hatte mir vorgenommen, die Entwickelung in und außerhalb Friedrichsruh ſeit des Fürſten Abgang noch einmal von vorne an durchzuhecheln, denn das Alles iſt ja noch viel zu wenig beſprochen, und wenn ſchon, dann falſch.

So Bismarcks Entlaſſung. Hatte man bisher in der Sache klar geſehen? Nein! In Zukunft wird man klar ſehen.

„In Wahrheit," ſagte mir Bismarck, „liegen die Gründe meiner Entlaſſung viel tiefer, als man bisher annahm. Ich hatte es durch geheime

Zettelungen und mit natürlicher Bosheit soweit gebracht, daß die Republik Haiti bereits im Begriffe stand, dem Deutschen Reiche den Krieg zu erklären. Verbündet mit dem Fürstenthum Liechtenstein wäre diese Macht unwiderstehlich gewesen. Kurz, ehe es zu diesem Bündniß kam, erhielt der Fürst von Bulgarien Wind von der Sache. Er schäumte vor Wuth, und ich — mußte gehen!" —

„Und jetzt?" fragte ich. „Hand aufs Herz, Durchlaucht, sind Sie jetzt wirklich mit dem Kaiser ausgesöhnt?"

„Vollkommen!" erwiderte der Fürst. „Das sehen Sie doch schon daraus, daß ich im Reichskanzlerpalais aufgehängt werde —"

„Wieso das?" fragte ich bestürzt.

„In Oel!" meinte er mit schelmischem Lächeln, „nicht in natura."

„Ah — so!" Mir fiel ein Stein vom Herzen.

„Aber dennoch —" wagte ich zu bemerken, „mir scheint nicht Alles, wie es früher war. Sie sollten nicht soviel über Politik reden . . ."

„Sie haben Recht," erwiderte gegen mein Erwarten der Fürst ganz ruhig, „das muß ich mir noch mehr abgewöhnen. So wie Edisons neuer Apparat bei den Regierungen eingeführt ist, der dem Besitzer Allwissenheit und Allmacht verleiht, opfere ich meine Zunge auf dem Altar des Vaterlandes"

„Na, Durchlaucht, das glaube ich Ihnen noch nicht," fuhr ich, jetzt bereits familiärer werdend, fort: „und eigentlich hatten Sie doch versprochen —"

„Ich?"

„Damals als Sie die Flasche Wein vom Kaiser bekamen, waren Sie doch quasi verpflichtet, sich dankbar zu erweisen."

„Sie wissen, daß ich nach Berlin kam," warf der Fürst ein.

„Ganz recht," entgegnete ich ihm. „Und wie bewegt waren Sie, als Sie Abschied nahmen! Man durfte doch annehmen, daß Sie bereuten — und dann waren Sie doch wieder so unartig!"

Der Fürst wußte hierauf wohl nichts zu erwidern, denn er sah aus dem Fenster und blies mehrmals kräftig den Dampf seiner Pfeife von sich fort.

„Ist es wahr," begann ich nach einer kleinen Verlegenheitspause, „daß Ew. Durchlaucht ab und zu eigene Arbeiten für die Ihnen befreundeten Zeitungen liefern?"

„Allerdings," lautete die Antwort, „ich kann es nicht leugnen, doch arbeite ich nur fürs Feuilleton, indem ich hin und wieder reizende kleine lyrische Gedichte einsende."

Das Gespräch zwischen uns Beiden entwickelte sich nun weiterhin folgendermaßen:

„Wie denken Ew. Durchlaucht über Ihren ersten Nachfolger, den Grafen Caprivi?"

„Hach." Der Fürst jagte sich in diesem Augenblick eine hartnäckige Fliege, die ihn belästigte, von der Nase.

„Und welches sind Ihre Anschauungen über den dritten Reichskanzler, den Fürsten Hohenlohe?"

„Ein sehr anständiger Mensch."

„Was halten Sie von Eugen Richter?"

„Die Freisinnige Zeitung."

„Ist es möglich?!"

„Wundern Sie sich darüber? Meine alten Freunde, d. h. die Blätter, für die ich vor meiner Entlassung auch Gedichte schrieb, haben mich längst verlassen, in den Spalten der Freisinnigen aber bin ich unsterblich."

„So sind Sie befriedigt darüber, wenn Ihr Name oft in den Zeitungen steht?"

„Ich kann mir so leicht kein größeres Glück denken und habe eigens deßhalb auf weitere zwanzig Zeitungen abonnirt. Gestern zum Beispiel fand ich mich 325mal genannt, und das nur in den Morgenblättern! Rechne ich nun die Auflage meiner sechzig Zeitungen nur zu je 3000, so erhalte ich eine Zahl von Millionen . . ."

„Erstaunlich!" entfuhr es meinen Lippen. Nach einer Pause, in der ich den großen Mann bewundernd betrachtete, fragte ich: „Zählen Sie selbst?"

„Meine ganze Familie; die Namen werden ausgeschnitten und in ein Album geklebt und zwar in der Form von Buchstaben, die immer wieder den Namen Bismarck ergeben."

„Nun zu einigen Privatfragen. Sie haben bei Gelegenheit Ihres letzten Geburtstages wieder vielen Leuten die Hände geschüttelt. Darf ich fragen, welche Motive Sie hierbei geleitet haben?"

„Sie können versichert sein, es geschah nur aus Eigennutz. Schwenninger hat mir eine Knetkur verordnet, und da spare ich den Masseur."

„Wie verständig! Aber — nehmen Sie mirs nicht übel — als Sie damals auf der Reise aus dem Krug eines Schmiedes tranken —"

Der Fürst schlug die Augen nieder. „Es war übereilt von mir," sagte er dann, „man ist doch immerhin Fürst und Durchlaucht."

Dies stolze Wort des edlen Mannes packte mich tief.

„Wie denken Sie über russischen Steppenkäse?" fragte ich plötzlich. Der Fürst zuckte diplomatisch mit den Achseln. „Hierauf muß ich die Antwort verweigern," sagte er.

Ich verstand.

„Darf ich fragen, wie sich so im Allgemeinen Ihr Tagewerk vollzieht?"

„Morgens, wenn ich ausgeschlafen habe, stehe ich auf; vorher reibe ich mir gewöhnlich die Augen. Dann frühstücke ich, thue allerhand, esse einige Male dazwischen, gehe wieder zu Bett und schlafe."

„Wie interessant!" erlaubte ich mir angesichts der Mittheilung dieser intimen Vorgänge auszurufen. Ohne sensationell zu sein, trugen sie doch so recht den Stempel des Außergewöhnlichen und Bedeutenden an sich.

Mein Blick glitt an den Fenstern hinab.

„Die Gardinen sind von Hertzog," sagte mir der Fürst. „Waschen aber lassen wir im Hause."

Beglückt trug ich auch diese Mittheilung in mein Notizbuch ein.

„Sind Sie normal?" fragte ich weiter.

„Wieso?"

„Ich meine, ob Sie Jäger tragen."

„Nur Taschentücher."

„Haben Durchlaucht — Hühneraugen?"

„Früher hatte ich welche. Jetzt drückt mich nichts mehr."

Der Fürst erhob sich. Er schien mich los sein zu wollen. Ich

wollte mich entfernen, da fiel mein Auge auf ein neben dem Fürſten liegendes Papier.

„Mein Anſtellungsdekret," ſagte er.

„Ah! Zu ſofort?"

„Zum 1. April. Ich kann es nicht mehr ſo aushalten."

„Darf man fragen: Von wem?"

„Es iſt das Diplom als Miniſterpräſident von — Monaco."

„Ach! Und warum gerade Monaco?"

„Ich muß meine Vermögensverhältniſſe aufbeſſern, und dann iſt mir die Pflaſterung mit Friedrichsruher Buchenholz zugeſagt worden. Sie begreifen, daß ſolches Entgegenkommen verpflichtet."

„Aber — wird der Wirkungskreis Sie befriedigen?"

„Jedenfalls. Ich lechze nach Ruhm."

Ich wagte noch einen Einwurf im Hinblick auf die Gefährlichkeit der Spielhölle. „Wenn Sie nun Unglück haben?"

„Ich habe nie Unglück," ſagte er groß. „Wenn ich verliere, dann verlieren nur die Anderen." — — — — — — — — — —

Draußen, als ich meinen neuen Cylinder aufſetzen wollte, bemerkte ich zu meinem Schrecken ein Etwas auf dem Rande. Doch ſogleich fiel mir der kleine Zaunkönig ein, der im Zimmer des Fürſten frei umhergeflattert war. Es war ſehr klein. Im Uebrigen von glücklichſter Form. Ich nahm es auf und trug es in meinem Taſchentuch davon.

Berlin. F. v. Stenglin.

Des Künſtlers Traum.

Von A. M. Brandenburg.

(Nachdruck verboten.)

Walther von Siegwardt war ein Glückskind, durch das Schickſal im allgemeinen und durch die Menſchen, hauptſächlich durch die Damen, im Beſonderen verwöhnt. Er hatte ſeine Eltern ſo früh verloren, daß er ſie nie entbehren lernte. Auf der Höhe des Lebens aufgewachſen, hatte er Sorgen nie gekannt, nicht einmal die Sorgen der Schule; denn das Lernen wurde ihm leicht, und es befriedigte ſeinen Ehrgeiz, in allen Fächern der Erſte zu ſein. Die Wahl eines Berufes beunruhigte ihn nicht, er bedurfte deſſen nicht zum Broterwerb, er war ja reich.

Da er ein bedeutendes Maltalent beſaß, bildete er es aus. Er wurde Maler, eigentlich mehr zum Vergnügen, denn er verſchenkte die Gemälde, die unter ſeinem Pinſel entſtanden. Unbewußt beſaß er eine große Vorliebe für die Bequemlichkeiten und den Luxus des Lebens. Sein elegantes Junggeſellenheim glich dem Boudoir einer verwöhnten Weltdame. Einſchränkungen erſchienen ihm undenkbar. Er trank die beſten Weine und rauchte die theuerſten Zigarren.

Seine Skizzen waren ein Phantaſiren mit dem Pinſel, alles chic, alles elegant. Wenn der Sonnenball im Weſten verſank und die Häuſer der Vorſtadt, in welcher Walter wohnte, mit verglühendem Lichte verklärte, dann empfand er das unbeſtimmte Sehnen nach etwas Hohem, Geiſtigem, und dann entſtanden meiſt die Ideen zu den farbenprächtigen Skizzen, welche ſein Atelier ſchmückten.

Natürlich hatte er viele Freunde. Reiche Menſchen leiden daran niemals Mangel. Unter ihnen befand ſich ein Schulfreund, ein Menſch, der eine boshafte Ader und etwas Witz beſaß und dieſer Schätze wegen theils beliebt, theils gefürchtet war. Paul Eichwald ſchrieb Kunſtkritiken und machte aus Grundſatz Alles ſchlecht. Er kannte das große Publikum und wußte nur zu genau, daß die Kritiker, welche erbarmungslos über Alles den Stab brechen, bei den Meiſten für geiſtreich gelten. Der größte Theil der Menſchheit wagt ja nie, eine eigene Meinung zu haben, aus Furcht, unwiſſend zu erſcheinen. Man ſchwört auf den jeweiligen Kritiker ſeiner Zeitung und beweiſt den Mangel an eigenem Geiſt durch die Befliſſenheit, ſeine Meinung nach dem Geiſt des Kritikers umzumodeln; man äußert daher niemals ein Urtheil, ehe man nicht die Rezenſion über ein Kunſtwerk oder eine Première geleſen hat.

Paul huldigte ſelbſtverſtändlich dem Realismus. Alle geiſtreichen

oder geistreich sein wollenden Menschen fühlen sich dazu verpflichtet. Der Realismus dünkt ihnen der frische Luftzug, der das Alte stürzt und neues Leben mit sich bringt. Ein gebildeter Mensch kann doch die „unmodern gewordenen" Klassiker nicht mehr bewundern, und die „anständigen" Konflikte sind denn doch zu veraltet; solcher Sachen entsinnt sich der moderne Mensch gar nicht mehr.

Paul schrieb und schrieb so lange gegen die ideale Richtung, bis Walther plötzlich einsah, daß er bis dahin blind gewesen. Wie konnte man von einem hohen Fluge träumen! Man mußte ja doch wieder zurück zur Erde. Warum will man das Schöne sehen, wenn Astronomie, Mathematik u. s. w. die Beweise liefern, daß Alles nur natürlich zugegangen ist und es nichts besonders Schönes giebt. — Wie war es möglich, elegante Skizzen zu malen? Vornehmheit ist und bleibt Unnatur, die nur in der Einbildung blöder Phantasten besteht. Walther will aber Mensch und kein Phantast sein.

Er betrachtete, nachdem er zu dieser Erkenntniß gekommen, mit aufgehendem Verständniß die Bilder der Modernen, der Künstler, welche sich schon einen Namen gemacht. Freilich, die ernährten sich auch mit ihrem Pinsel und mußten dem Erfolg nachrennen, das brauchte er eigentlich nicht. Aber immer und immer als Idealist gehänselt zu werden, das wollte er auch nicht, das erschien ihm plötzlich undankbar. Künstler wollte er sein, kein Dilettant, der sich Unnatur erlauben durfte, weil „er's dazu hatte", wie Paul spöttisch bemerkte.

Ein großer Entschluß reifte in ihm. Er wollte von nun ab auch Tümpel malen und keine klaren Seen, wenn das so viel naturgemäßer war. Er besuchte von jetzt an fleißig die kleineren Bühnen. Da gab es Männer, die roh oder boshaft und deßhalb — natürlich, Frauen, die sinnlich und verlogen, aber jedenfalls „echt menschlich" gezeichnet waren. Das ist Wahrheit. Da werden Verhältnisse an's Licht gezogen, die existiren. Man erfährt sogar manchmal Straße und Hausnummer, wo das Alles sich abspielt . . .

Wenn sie auf der Bühne von Hunger und Armuth reden, dann schmeckt den Zuschauern ihr üppiges Abendbrod ja nachher noch einmal so gut, wie sonst. Es wird ihnen so pharisäerhaft wohl zu Muth, in dem Gedanken, ihr Mitgefühl durch das Bellatschen dieser krassen Szenen genugsam bewiesen zu haben, und sie preisen den Dichter, der so real zu schildern versteht.

Ueber Walther kam es wie eine Offenbarung. Er wird eine Szene des Elends malen und sich dadurch zu einem großen Künstler stempeln. Auf denn, an's Werk!

Er steckte in sein elegantes seehundledernes Zigarrenetui mehrere Zigarren der theuersten Sorte, streifte ochsenblutfarbene, elegante Handschuhe über seine wohlgepflegten Hände, ergriff den zierlichen Spazierstock mit dem goldenen, wappengeschmückten Knopf und ging — Studien zu machen. Er schritt durch den Thiergarten, vorbei an der Siegessäule, die von den glorreichen Thaten deutscher Söhne spricht. — Ein leiser Windhauch säuselte durch die Kronen der Bäume. Die Blätter flüsterten, als wollten sie von allen Denen erzählen, die einst unter ihrem Schatten gewandelt, von dem

Digitized by Google

Lust und Leid vergangener Tage, aber Walther verstand die Sprache der Natur nicht mehr. Die Linden hinunter gehend, wandte er sich dem Osten zu. Dort hoffte er „naturalistische Bilder" zu finden; — welche Enttäuschung! Auch in diesem Stadtviertel sorgten Schutzleute für Ordnung. Welche Sklaven! — Nicht einmal ein gefallenes Droschkenpferd darf ruhig auf der Straße verenden, man bringt es fort und entzieht den Passanten diesen so ungemein fesselnden Anblick.

Endlich ertönte aus einem Hause eine keifende Frauenstimme. Hier schien sich eine Szene aus dem Leben abzuspielen. Walther trat auf den Flur und öffnete eine Thür, welche in ein Gemach zu ebener Erde führte, und aus der das Gezänk drang.

Der Maler fühlte sich zwar aufs Höchste abgestoßen von dem entsetzlichen Dunst, der ihm entgegenströmte, aber der Wunsch, ein „Motiv" zu finden, ließ ihn den Ekel siegreich niederkämpfen. Ein gemein aussehendes, zerlumptes Weib, welches aller Wahrscheinlichkeit nach der auf dem Tisch liegenden Branntweinflasche tapfer zugesprochen hatte, schlug mit einer Feuerzange auf einen schmutzig und zerlumpt aussehenden Mann ein. Zwei Kinder zeterten in der Ecke. Ein Qualm von schlechtem Tabak und Schnapsdunst durchschwängerte die Luft. Die Atmosphäre scheuchte Walther zwar ebenso schnell zurück, wie die Schimpfworte, mit denen das Ehepaar sich gemeinsam das Eindringen in seine — allerdings keineswegs ideale — Häuslichkeit verbat. Er entwich dem Hause. Instinktiv wurzelte ein Abscheu gegen jeden Schmutz und üblen Geruch in ihm, dennoch glaubte er es sich als wahrer Künstler schuldig zu sein, die Szene völlig naturgetreu wieder zu geben. Paul belobte seinen Vorsatz und bestärkte ihn darin nicht wenig durch diese Lobsprüche.

In nicht allzu langer Zeit war das Gemälde beendet. Besser konnten Gemeinheit und Schmutz nicht zur Geltung gebracht werden. Das Bild erregte allgemeines Aufsehen, obschon die Technik durchaus nicht anders war, als in den farbenprächtigen, vornehmen Skizzen, mit denen der Maler früher die Ausstellungen beschickte. Die Kritiker jubelten dem „großen Künstler" zu, der aus der Welt des Scheins zur Wirklichkeit zurückgekehrt sei. Ein Rezensent überbot den andern noch an Lobsprüchen. Die Menschen — wenigstens der größte Theil — schworen auf die Kritiken. Walther war mit einem Schlage berühmt geworden und glaubte jetzt selbst an seine Unsterblichkeit.

Noch niemals hatte er sich so selbstzufrieden in sein luxuriös ausgestattetes Schlafzimmer zurückgezogen, als an dem Abend, wo er seinen Kritikern und Freunden ein opulentes Abendessen im Reichshof gegeben und man im theuersten Champagner das Wohl des „unsterblichen Meisters" ausgebracht hatte; wo Paul ihm, während er mit Wohlbehagen den Duft einer besonders theueren Zigarette einathmete, auseinandersetzte, wie man ordentlich die schlechte Atmosphäre des Zimmers naturgetreu zu empfinden glaube. Behaglich dehnte sich Walther auf dem seidenen Pfühle und blickte stolz zu der rubinrothen Ampel empor, die sein Gemach magisch beleuchtete. Natürlich dachte er an sein Gemälde. Endlich schlief er ein. Da träumte ihm, die Muse der Malerei träte zu ihm hin und spräche mit einer Stimme, die wie Glockenton an sein Ohr drang: „Einst ward die Kunst dem Men-

schen gegeben, um ihn zu erheben über das Treiben des Alltagslebens. Heitere Szenen, entfernte Freunde, lachende Landschaften sollte der Pinsel vor das Auge zaubern. Es sollte aus den Bildern zu dem Beschauer sprechen, ihn erheben und erfreuen — aber nicht anwidern. Wahr kann der Künstler sein, Wahres schildern, ohne das Talmi-Reelle, welches heut allein auf den Schild gehoben wird und dem auch Du Dich in falscher Verblendung, aus Sucht nach falschem Ruhme zugewendet hast. Nicht das, was zurückschreckt, dem man entfliehen, von dem man sich taktvoll fernhalten möchte, soll die Kunst auf die Leinwand bannen; aber Ihr, die Ihr Euch stolz Kinder einer neuen Zeit nennt, versteht die wahre Kunst und ihr inneres Wesen nicht mehr. Da Ihr es nicht mehr vermögt, Euch zu uns zu erheben, stoßt Ihr uns einfach hinab von unserem Postament und werft uns in den Staub des Alltagslebens. Wenn Ihr Euch aber, Ihr Jünger der sogenannten realen Richtung, fern von jedem Luxus, in Szenen krasser, gemeiner Art so wohl fühlt, warum wollt Ihr das nicht lieber gleich in der Praxis kennen lernen? Ihr jauchzt dem Laster und der Armuth zu, aber Ihr bemüht Euch eben so wenig wie die anderen, Abhülfe zu schaffen. Ihr malt das Elend, denkt aber nicht daran, es aus der Welt zu bringen. Die üppige Lebensweise, in der Du Dich bis jetzt wohlgefühlt, möge auch einmal ein Anderer kennen lernen."

Walther Siegwardt fühlte sich von einer unsichtbaren Macht aus dem Bett gezogen. Sein Bild stand plötzlich vor ihm und belebte sich. Die Muse entschwand und flüsterte langsam im Entschweben: „Das Heim, das Du mit so vieler Kunst gemalt, das einzige Weib, das Du bis jetzt „natürlich" gefunden, sei zur Belohnung auch — das Deine." Gewaltsam fühlte sich der Maler in die schmutzige Stube gezerrt. Die Atmosphäre raubte ihm fast den Athem. Er rieb sich die Augen. Das Weib schlug mit der Feuerzange auf ihn ein und schrie: „Gieb Geld zu Brod!" — „Brod! Brod!" wiederholten die Kinder, „Mutter hat fürs letzte Geld Branntwein gekauft." — Walther wußte nicht, wie ihm geschah. „Mein Bild," murmelte er, „meine Kunst".

„Ach, was Kunst," zeterte das Weib, „Kunst ist Nichtsthun, arbeite, schaffe Geld."

„Ich bin ein Künstler, ein Maler," wiederholte er wie träumend.

„Dann streiche Stuben an," war die hämische Antwort, „Bilder sind nicht nöthig zum Leben, wozu brauchen sich die reichen Leute ihre Stuben voll zu hängen, das ist Unsinn. Jeder Künstler ist ein Faullenzer, ein Tagedieb."

„Wir haben eine große Pflicht, wir schildern den Menschen, die Noth und das Elend," unbewußt fast wiederholte er die Phrase, die er von Paul so oft vernommen hatte.

„Das ist ganz unnöthig, das weiß die Welt auch ohne Euch, oder sie weiß es nicht, sonst könnte sie unser Elend nicht schön finden und sich darein versenken. Hilf, daß wir zu essen und zu trinken haben, das ist besser, als Dein Gepinsel."

Walther war wie erstarrt. Als er vor dieser schmutzigen „natürlichen" Frau stand, sehnte er sich doch sehr nach den vornehmen „unnatürlichen" Damen seiner Kreise zurück.

„Wie schmutzig hier Alles ist," sagte er, indem er mit offenbarem Ekel das ungekämmte, struppige Haar der Frau betrachtete, „von den Tellern dort kann doch kein Mensch essen."

Sie blickte ihn spöttisch an. „Schmutz ist ganz was Natürliches," sagte sie ruhig, „die Teller werden auch gleich wieder schmutzig, da spare ich lieber das Abwaschen. Die Hauptsache ist, Du schaffst was zu essen an."

„Und die Kinder, wie zerlumpt und zerrissen sie einhergehen . . . ."

„Es hält eben nichts für die Ewigkeit, und wenn man nichts Neues anschaffen kann, trägt man eben zerrissene Sachen."

Vor Walthers Geist tauchten eine ganze Menge vornehmer Damen auf, die genäht und gestopft hatten, die auch nicht jeden Tag neue Toiletten trugen und doch stets ordentlich gekleidet waren. Leise dämmerte in ihm die Ahnung, daß im Grunde auch Ordnung „natürlich" sei.

Die Kinder, welche sich so lange unbeachtet gesehen, hatten inzwischen Streit um eine zerbrochene Puppe angefangen und rissen mit den gemeinsten Schimpfworten einander das Spielzeug aus der Hand. Den Maler widerten diese Ausdrücke aus Kindermund an. Er kannte so etwas nicht und verwies es den Kindern, da kam er aber bei dem Weibe schön an.

„Lasse doch die Kinder, wir reden in unserm Stand wie uns der Schnabel gewachsen ist, wir wissen schon, was wir wollen. Für Deine quatsche Rederei danke ich."

Wie schön hätte sich alles dies vom ersten Rang aus im Theater angesehen — in der Theorie konnte man sich für das Reale begeistern; es an sich selbst zu erfahren, war doch eine andere Sache.

„Wenn ich nun schon hier bleiben muß, sollst Du Ordnung schaffen," rief er gereizt.

Die Frau stemmte die Arme in die Seite und brach in ein widerlich lautes Gelächter aus: „Das wäre was! — Das fändest Du als „Künstler" ja doch nicht schön. Wäre meine Stube sauber und ordentlich aufgeräumt gewesen, hättest Du ihr nie im Leben die Ehre angethan, sie zu malen. Ordnung ist Euch nicht malerisch genug, darum hat Dir meine Häuslichkeit so viel besser als alle andern gefallen."

Eiseskälte überlief Walther. So sollte nun sein ferneres Leben aussehen!

Er hatte zuletzt häufig über die Unnatur der eleganten Salons mit den Rokoko-Möbeln, den Sammetportieren und lauschigen buen retiros gelächelt; aber was hätte er jetzt darum gegeben, in solch einem hellen, behaglich durchwärmten Raum zu sitzen, vielleicht auch zu Zweien, aber nicht mit diesem „echten Naturkind".

Jetzt fiel ihm plötzlich ein, was er Paul alles hätte entgegnen können, daß er nicht nur Dornensträuche sondern auch Rosenbüsche gesehen, daß er nicht nur versumpfte, schlechtriechende Tümpel, sondern auch krystallklare Gebirgsbäche kenne, daß es graue Regenwolken aber auch einen sonnenbeschienenen ätherblauen Himmel gäbe, daß Falschheit, Neid und Bosheit in den vornehmen Kreisen, die aber auch Edelsinn und Hochherzigkeit dort zu finden seien — daß nicht nur Gemeinheit, Schmutz und Unordnung „wahre Natur" — und daß der Künstler vor allen Andern daran arbeiten müsse, seinen Geist und seine Phantasie auf das Höhere zu richten, heitere, ideale Bilder vor unser Geistesauge zu

zaubern, auf daß man auf das Edle im Menschen hingewiesen und dadurch — nicht durch das Wühlen im Gemeinen — zur Selbsterkenntniß getrieben werde. Unter der Maske der „Echtheit" alles Häßliche bedeutend finden, können doch eigentlich nur die, die keinen Sinn für das wahrhaft Schöne, oder Angst haben, durch ihr Urtheil in den Verdacht zu kommen, daß sie nicht geistreich seien.

Als Walther bis zu diesem Schluß gekommen war, schien ihn die Luft des Zimmers zu ersticken. Er stieß einen heisern Schrei aus und — erwachte.

Neue Bücher.

Besprochen von Gustav Johannes Krauß.

Die hastige, fahrige, in allen Nerven überreizte Gegenwart ist dem breit angelegten und behaglich ausgesponnenen Roman wenig hold. Den Schriftstellern fehlt die Geduld, ihn zu schreiben, dem Publikum die Muße, ihn zu lesen. Dafür gewinnt die kurze, geschlossene Erzählung immer mehr Boden. Schade nur, daß auf diesem Boden soviel Unkraut wuchert.

Auch dieses Uebel hat sein Gutes. Man ist um so dankbarer, wenn man in der Fluth von Büchern zweiter, dritter und elfter Güte auf eines stößt, wie das jüngste von Karl Busse eins ist. Es ist in dem vornehmen A. G. Liebeskindschen Verlage zu Leipzig erschienen und umfaßt unter dem Titel „Träume" acht kleine Erzählungen, die sich schwer unter einen der landläufigen Gattungsnamen einreihen lassen, weil sie eben ganz und gar eigenartig sind. Hold unwirklich und dabei doch von jener höheren dichterischen Wahrheit, die uns dem Erzähler Alles und Jedes glauben lehrt, voll inniger Naturempfindung, voll feinsten Verständnisses für eigenartiges Menschenthum, und dabei in einer blühenden Sprache geschrieben, die an manchen Stellen so weich und wohlklingend wird, als wäre sie metrisch gegliedert und vom Glockenspiel des Reims melodisch überläutet. Wer Feinschmecker ist in litterarischen Dingen und sich nach den sprachlichen Ungezogenheiten der Modernissimi einen wohlthuenden Genuß verschaffen will, der nehme das Buch in die Hand und lese die Geschichte vom Pagen und der Frau Königin. Da leuchtet blauer, italischer Himmel, rothe Rosen glühen und duften, weißer Marmor schimmert aus dunklem Grün, es erglänzt das rothe Gold darin und gleich ihm das üppige Blondhaar der schönen Königin, das Meer

ſtrahlt ſein Phosphorlicht in der Mondnacht und die Nachtigallen ſchlagen — und alle die Pracht ſpiegelt ſich in dem kriſtallklar hinfließenden Deutſch, in dem die Geſchichte geſchrieben iſt.

Dieſes Deutſch gemahnt an jenes, das Adalbert Stifter ſchrieb.

Das zweitbeſte Buch in der Reihe, die heute zu erledigen iſt, ſtammt wieder aus dem Liebeskindſchen Verlage. Es heißt „Miß Grant und andere Novellen" der Autor iſt der Grazer Schriftſteller, Emil Ertl, ein Angehöriger des Roſeggerſchen Kreiſes. Es enthält Novellen, wie der gebildete Mann ſie ſchreibt, der ſeinen Paul Heyſe mit Nutzen geleſen, viel geſehen und ſeinen Stil fleißig geübt hat. Die hübſchen Sächelchen entbehren keineswegs einer gewiſſen Vornehmheit und erheben ſich dadurch über den Durchſchnitt der Bücher, die man in der Pferdebahn, im Eiſenbahnkupee oder an Regentagen in der Sommerfriſche zu leſen pflegt.

Bedeutend ſchlimmer iſt es um den Roman „Schwankender Grund" beſtellt, dem der Jenenſer Verleger Hermann Coſtenoble ganz überflüſſiger Weiſe die Ehre der Veröffentlichung hat angedeihen laſſen. Einem Herrn Guſtav Koepper iſt das Problem der modernen Ehe in die Quere gekommen. Er drehte es hin und her, ging es von dieſer Seite an und von jener, und wußte nichts Rechtes anzufangen damit. Die Perſonen dieſes merkwürdigen Romans reden, reden, reden an dem Thema herum, machen auch wohl einige verunglückte Verſuche, ihre Reden durch Thaten zu erläutern, bringen aber auf den Leſer keinen anderen Eindruck hervor, als den, daß die Damen nicht recht geſcheidt und die Herren verkleidete Damen ſind.

Ein anderes ſchlechtes Buch der erzählenden Gattung, Philipp Spandow's „Von Ihr und mir", hat ſich der Verlag E. Kantorowicz geleiſtet. Die weimerliche Liebesgeſchichte eines Mädchens, das offenbar nicht ganz geſund iſt, weder geiſtig noch körperlich. Sie liebelt mit einem jener unangenehmen jungen Leute, die das gewöhnlichſte Rouéthum mit einer ſonderbaren Vorliebe für ethiſche Tüftelei zu vereinigen wiſſen, heirathet aber doch einen Andern und ſtirbt an Lungentuberkuloſe.

Wenig Erfreuliches bietet die neueſte Lyrik. Einer iſt ja da, der Proben eines beachtenswerthen Könnens ablegt, Chriſtian Morgenſtern, der bei R. Taendler kürzlich eine Sammlung hat erſcheinen laſſen: „In Phanta's Schloß". Dieſe Natur-Lieder eines Nietzſche'ſchen Uebermenſchen — für das will der Cyklus genommen ſein — zeugen von Kraft und Tiefe der Empfindung, nur ſchade, daß krankhaftes Haſchen nach Urſprünglichkeit den Ausdruck verballhornt. Wo die Abendwolken anfangen einem Klumpen Rothkohl zu gleichen, den die Köchin des großen Pan an die meſſingene Himmelswand geſchleudert, da hat der gute Geſchmack längſt aufgehört, und ein „hm" als Verszeile iſt auch kein guter Witz.

Die neuen Lieder Viktor Hardungs, die unter dem Titel „Im Reigen" bei Babette Vogel in Glarus erſchienen ſind, bieten das wenig erfreuliche Bild einer Begabung, die von ihren Unarten verdunkelt wird. Hier iſt mangelnde Selbſtzucht das Uebel. Heller Schund ſteht in dem Büchlein neben Echtem und Vollwerthigem.

Von Hans Benzmann, der bei Baumert u. Ronge in Leipzig ein Bändchen, betitelt „Im Frühlingssturm“ an den Verleger gebracht hat, läßt sich noch nichts Bestimmtes sagen. Der Autor ist noch sehr jung, so daß seine Gedichte kaum etwas anderes sein können, als mit „heißem Herzblut“ niedergeschriebene Paraphrasen seiner Lesefrüchte.

Und nun zu einem fidelen Abschluß die „Gedichte“ von Wilhelm Hosäus, Herzogl. Anhaltischem Geheimen Hofrath, Bibliothekar, Dr. phil, jedenfalls auch Ritter mehrerer hoher Orden. Der Herzoglich Anhaltische Hofrath veröffentlicht da bei Dünnhaupt in Dessau die Gelegenheitsgedichte, so er seit dreißig Jahren zu allen fröhlichen und traurigen Ereignissen abgeschossen, desgleichen die dem Grafen M. v. H. gewidmeten allerergebensten Verse, und was sonst an Sonetten, Ghaselen, Terzinen und ähnlichem Zeug die mühselige Muse von sich geben wollte. Hätte der alte Herr die Sachen mit Ausschluß der Oeffentlichkeit für den Kreis seiner Anhaltischen Bewunderer drucken lassen, so wäre darüber kein Wort zu verlieren. Warum soll man den lieben Anhaltern ein solches Vergnügen nicht gönnen?

Das Büchelchen aber zu Markte bringen, die Zeitschriften, die die wirkliche Litteratur nicht mehr eingehend genug behandeln können, mit Rezensionsexemplaren bedrängen, das ist ein heilloser Uebermuth, dessen man sich von einem Geheimen Hofrath und Bibliothekar nicht versehen sollte. Ein Hofrath soll ein gesetzter Mann sein, der es unterläßt, die Leute anzuulken, und ein Bibliothekar müßte schlechte Gedichte zu taxiren wissen — auch wenn es seine eigenen sind.

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin.

MUSIKINSTRUMENTE

jeder Art direkt von der Fabrik. Illustr. Prachtkatalog franco.

Ernst Hess, Klingenthal i. Sachsen.

Cognac

der

Deutschen Cognac-Gesellschaft

Berlin NW., Georgenstr. 47.

Bestes deutsches Product!

Versand in Flaschen und Gebinden.

Gegen Einsendung von Mk. 30,— versende 50 Liter weissen **Rheinwein** incl. Fass.

Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh

---

100 seltene Briefmarken v. Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar. Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaic., Java, Lomb., Luxemb., Mexico, Monac., Natal, Peri., Peru, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türk. etc. — alle verschied. — garant. echt — **nur 2 Mk.!!** Porto extra. Preislisten gratis.

E. Hahn, Naumburg (Saale).

Große delikate **Fettbücklinge,**

täglich fr. geräuchert, Postkorb 10 Pfd., 1,25 M.; grüne Heringe, Postk. 10 Pfd., 1 M.; ff. Gelée- od. Tafelbrath. 4½-Liter-Dose, 10 Pfd., 1,50 M.; ff. Tafel-Rollmops, 4½-Ltr.-D., 1,60 M.; ff. Bismarckh. ohne Grät., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,50 M.; ff. Delikatessh., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,75 M.; ff. Salzfettb., 4½-Ltr. Dose, 10 Pfd., 1,90 M.; Milchr. u. Rg., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,80 M.; Bahn-Send. 240 ff. Bücklinge 4,50 vers. geg. Nachnahme **E. Köpp, Misdroy,** Ostsee, Fischkonserven-Fabr. Zeitung angeben

---

Viel Geld!

und **Zeit** bei unbedingter Zuverlässigkeit erspart jeder Geschäftsmann, wenn er sich **Rein's Durchschreibebücher** bedient.

Versuch Mk. 1.—.

Eduard Rein, Chemnitz,

Durchschreibebücher-Fabrik.

Keine Hühneraugen mehr!

Das Beste, was man je uns bot,
Ist Siegel's Hühneraugen-Tod!
Unus pro multis

NB. Die Kruke 75 Pfg., in allen besseren Drogen- und Toilettengeschäften käuflich oder gegen 1 Mark in Briefmarken direct von **Aug. Siegel in Genthin.**

Etng. Schwm. **Warme Fußdecken,** gegerbte „Eisbär". Heidschnuckenfelle, bestes Mittel gegen kalte Füße, langhaarig, nibergrau (wie Eisbär). Große etwa 1 qm, das Stück 3.50–6 M, ausgesucht schöne Exemplare M 7.50. Bei 5 Stück franko. Prosp. u. Preisv. gr.

W. Heino, Lünzmühle bei Schneverdingen, Lüneburg, Hann.

Apfelwein

von unübertroffener Güte, goldklar, haltbar.

14 mal preisgekrönt

versendet in Gebinden von 35 Litern aufwärts à 30 Pf. per Liter exklusive Gebinde ab hier gegen Kassa oder Nachnahme.

Export-Apfelwein-Kelterei

Ferd. Poetko, Guben 32

Inhaber der Konial. Preuß. Staatsmedaille „Für besten Apfelwein."

Jedem Etwas,

bietet größte Musterauswahl in Stoffen aller Art, erprobt solide Qualitäten. Anerkannt billigste Preise, Specialität: **„En-tous-cas-Stoffe".**

Franz Riemann, Gotha.

Bei Zugabe alter Wollsachen biete besondere Vortheile.

Kopf- und Rücken-Geradehalter

nach einem neuen eigenartigen System, wirkt in sicherer naturgemäßer Weise bei größter Bequemlichkeit. Beschreibung u. Urtheile durch C. von Wolff, Dresden, Dornblüthstraße 3.

Für Pfeifen-Raucher!

Holl. Canaster von reinem, angenehmem Tabakgeschmack 9 Pfd. 5 Mk., frei Nachn., empfehlen H. Duhr & North Berlin NW., Alt-Moabit 119.

Hoffmann-Pianos

neukreuz, Eisenbau, mit größt. Tonfülle, in schwarz od. Nußb., Preis 3 Fabrikpreise, unt. 10jähr. Garant. geg. Theilzahlg. monatl. 20 Mk. ohne Preiserh., nach auswärts inkl. Probe (Referenzen u. Kataloge gratis)

Berlin, Jerusalemerstr. 14.

Busch, Barnewitz & Co., Konserven-Fabrik

Wolfenbüttel

empfehlen alle Arten eingemachter Gemüse und Fleischspeisen etc. (prämiirt auf Ausstellungen des In- u. Auslandes) in vorzüglichster Qualität unter Garantie der Haltbarkeit zu den billigsten Preisen. **Preiscourante gratis.**

Thee

Vorzügl. Theemischungen à Mk. 2.80 und 3,50 per Pfund, in höchsten Kreisen eingeführt. (Kais. Kgl. Hofl.) Probepackete 60 und 80 Pf.

„MESSMER"

Baden-Baden und Frankfurt am Main.

Celler Zwieback,

nur echt mit Schutzmarke „Viktoria", wohlschmeckendstes Kaffeegebäck, bestes ärztl. empf. Nährmittel für Kinder u. Kranke. Monate lang haltbar. 10mal prämiirt. Elegante, lackirte Blechladen mit 200 Stück 3,60 M. franko gegen Nachnahme überallhin. Ausführliche Prospekte und Muster gratis

Viktoria-Zwieback-Fabrik
Harry Trüller, Celle 6 i. H.

Garantirt reiner Grimhonig
4,50 Mk., feinster Heideschleuderhonig 6,25 Mk. Beides netto 8 Pfd. franko. Garantie für feinste Waare, nehme sonst zurück. Herm. Heitmann, Bienenzüchter, Brockel b. Rotenburg i. Hannover.

Frische Naturbutter,
9 Pfund netto 8,50 M. frei Nachnahme. M. A. Cassens, Großefehn, Ostfriesl.

1000 Geschäfts Couverts Mk. 2,10. Preislisten gratis.
J. Radrian 25 e. Berlin C.

Feine Harzer

!Kanarien-Vögel!

mit den seltensten Touren zu Mk. 6, 8, 10, 12, 15 und 20 per Stück, empfiehlt und versend. unt. Garantie laut Preiscourant

H. Natermann, Clausthal, Oberharz.
NB. Zahlr. Anerkennungsschreiben steh. z. Diensten.

Mosel- • •
Rhein- • •
• • Bordeauxweine

J. P. Trarbach Nachf.
Berlin W. u. Traben a. M.
Preislisten franko.

Gegen Schweissfuss

und seine Folgen bewähren sich vorzüglich und allein

Beckstroems

Moos-Sohlen.

Zu haben in allen Schuhwaaren-Geschäften.
En gros bei
G. Beckstroem, Neustrelitz.

Harzkäse, echt,

hochfeiner Qualität, 1 Kiste ca. 100 St. incl. Verpackung 2,80 Mk. ab hier. Größere Posten billiger offerirt Harzkäse-Fabrik
C. Eisenhuth, Hasselfelde, Harz.

HAMMONIA-FAHRRÄDER

sind die feinsten, beliebtesten und billigsten.
Preislisten gratis.
Hammonia-Fahrrad-Fabrik
A. H. Ueltzen, Hamburg.

Liebig'scher
Fleisch-Extract
Stiermarke
Ueberall zu haben.

Photographische Vergrösserungen nach einges. auch mangelhaft. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph Fritz in Greiz, Reuss ält. L. Preislisten postfrei.

Allen Gartenfreunden empfohlen!
Grottensteine, Grottenbauten, Skizzen frei. O. Zimmermann Hoflieferant, Greußen i. Thür.

Hrideiberrwein,
vorzüglicher Gesundheitswein. à Fl. 70 Pf. Proben frei. Gudehus, Goslar (Harz).

Klimat. Kurort Görz,
Hôtel de la Poste.

Patentbureau Eduard Franke
Berlin NW., Luisenstr. 31.

Nur 4½ Mark.

Goldin-Remontoir-Anker-Uhr garantirt gut gehend nur Mk. 4,50, Goldin-Damen-Anker-Uhren nur Mk. 5,50, Goldin-Ringe und Ketten à Mk. 1,50, ausgezeichnete Wecker-Uhren nur Mk. 3,—; zahlreiche Anerkennungen. Versandt durch Feith's Neuheiten-Vertrieb in Berlin C., Seydelstr. 5.

Sensationell! Sensationell!

Isabella-Accord-Zither

von Jedermann ohne Musikkenntniß sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rococo-Arbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, 2 Zitherringen, Notenhalter und 3 Notenheften je ca. 15 Stücke enthaltend, alles zusammen liefere für nur M. 12,50 incl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18—20 M.

Richard Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

— Amateur-Photograph. —

Illustr. Prospekt gratis.
Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Adolf Oster, Moers a. Rh., 40

versend. franco Muster sein. berühmt. mod.
Herren-Stoffe
Spezial. Cheviots) zu feinen Anzüg. u. Palatots. Feinst. Referenz.! Enttäusch. ausgeschl.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

III. Jahrgang | Nr. 73 | 22. Februar 1896

Der Konfektionsstreik.
Der neueste Erlaß des preußischen Oberkirchenraths. Von Pastor Schall-Bahrdorf.
Die Richtungen der klassischen Philologie seit Fr. A. Wolf. Von Prof. Dr. H. Hagen, Rektor der Universität Bern.
Naturwissenschaftliche Märchen. Von Dr. E. Below.
Miquel, der Konvertent. Von Eugen Weidemann.
Ehrl. Von Richard Wrede.
Göttinger Musenalmanach für 1896. Von F. K.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag

Berlin N.W. 6, Luisenstraße Nr. 36

Fernsprecher: III, 1621.

Digitized by Google

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Berlin, den 22. Februar 1896.

Ludwig Bauer, Unser Theaterpublikum. Verlag von A. Bauer in Wien. Preis 50 Pf.

Die Staatsverfassung der Juden auf Grund des Alten Testaments und namentlich der fünf Bücher Moses mit fortlaufender Beziehung auf die Gegenwart Von Eduard Schall. I. Theil. Preis 5 Mk. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf., Leipzig.

Die Nationen. Satirische Komödie in vier Akten von Theodor Lessing. Verlag von Max Wohlfart in München.

Friedrich Stendel, Der religiöse Jugendunterricht. Ein Hilfsmittel für die Hand der Lehrer auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Forschung bearbeitet. I Haupttheil: Die geschichtliche Grundlage. 2. Heft: Die christl. Verkündigung im Neuen Testament. 3 Mk. Verlag von Max Kielmann in Heilbronn.

Philipp Laugmann, Realistische Erzählungen. Preis 2 Mk. Verlag von Robert Friese — Sep.-Exp. — Leipzig.

Beiträge zur Geschichte des Materialismus. Von Georg Plechanow. I. Holbach, II. Helvetius, III. Marx. Preis drosch. Mk. 3,50. Verlag von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Geläuterte Religion oder vom Erzwungenen zum Ersehnten. Bruchstücke aus den Kämpfen und Meinungen eines Aufrichtigen. Von F. Mentar. Preis Mk. —.60. Verlag von H. Klingebiel in Saarbrücken.

Zu beziehen durch **Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin W. 30:**

Schneidt, Kellnerinnen-Elend. 1 Mk.
Schulz, Waher kommen die kleinen Kinder? 80 Pf.
Grobe Keile auf grobe Klötze. (Von Konrad Alberti) 1,— Mk.
Buhr, Der Sozialismus in der Armee. 50 Pf.
Dan. Sanders, Sein Leben und s. Werke. Nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage. Herausgeb. v. Fr. Dusel. 2. Aufl. Mit Photogr. 1,60 Mk. — **Huth,** Buch berühmter Landwirthe, 2,25 Mk. — **Pohl,** Pastor, Dr., D. Verhältniß d. Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon 1,— Mk. — **Haberland,** Metamorphosen der Pflanzen. 50 Pf. — Wie unterscheidet sich die Methode der Mathematik von der der Philosophie? 80 Pf.

Alban Förster,

op. 90 Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied m. Pfiebegl f mittl Stimme 80 Pf. op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pfiebegl. à 1 Mk Verl. v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Durch alle Buch- u Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Kritische Studien zur Psychologie der Litteratur von Rudolph Lothar. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender.

C. Müller-Schochwitz, Das deutsche Kaiserpaar Wilhelm II. und Augusta Viktoria. In Liedern aus allen deutschen Gauen. Preis 1,20 M., geb in Leinwand 2 M. Verlag von Hans Baemeister in Wiesbaden.

Albert Pulitzer, Der Roman des Prinzen Eugen. Eine Idylle unter Napoleon I. Mit 3 Heliogravuren. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Preis 4 Mk. Verlag von Wilhelm Braumüller in Wien und Leipzig.

Franz von Sickingen. Eine dramatische Dichtung in fünf Akten von Ferdinand Lassalle. Für die Bühne bearbeitet und eingerichtet von O. E. Flüggen. Preis Mk. 1,50. — **Pro et contra,** dramaturgische Studien von Ludwig Nelten. Preis 80 Pf. Verlag von August Schupp in Leipzig.

Liebelei, Schauspiel in drei Akten von Arthur Schnitzler. Preis 2 Mk. — **Tedeum,** Gemüthskomödie in fünf Akten von Ernst Rosmer. Preis 2 Mk. S. Fischer, Verlag in Berlin.

Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge von Dr. Lassar-Cohn, mit 19 in den Text gedruckten Holzschnitten. Preis 4 Mk. Verlag von Leopold Voß in Hamburg.

Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion von O. Olberg. Preis 1 Mk. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

R. Falb's Neue Wetter-Prognosen und Kalender der kritischen Tage f. 1896. Januar—Juni. Preis 1 Mk. Hugo Steinitz Verlag in Berlin.

Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk von Dr. Wilhelm Martens. Preis 8 Mk, geb. 10 Mk. Verlag von Manz & Lange in Hannover.

Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter, von Professor Dr Herman Conrad. Preis 80 Pf. Verlag von Hermann Walther in Berlin.

253 der schönsten Lieder
älterer und neuerer Meister (mit Klavierbegleitung) in elegantem Album nur 3 Mk. Paul Zschocher, Musikexport, Leipzig.

Neue hervorragende Lieder von Erik Meyer-Helmund: Wie sieht der Teufel aus, Mk. 1,20. — Navellette (Du und Sie), Mk. 1,20. — Dies und das, Mk. 1,20. Verlag von Bosworth & Cie. in Leipzig, Paris, London.

Georg Pittrich, op. 12. Wein, Weib und Gesang f. e. mittl. Singstimme m. Begl. d. P. M. 1,50. — **Bernh. Hoffmann.** op. 18. Drei Lieder, aus dem Spanischen übersetzt. Mk 2,00. W. Bock's Verlag in Dresden.

Vom Flitter unserer Wirthshaus-Prinzessinnen. Die Kellnerin im Spiegel neuester Dichtung von Hans Falk. Preis 50 Pf. Verlags-Institut Richard Kühn in Leipzig.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 22. Februar 1896

III. Jahrgang | Nr. 73 | Jahrgang III

Der Konfektionsstreik.

Das ist die Zeit, in der alle Schwären aufgehen und alte Wunden aufs Neue zu bluten beginnen. Jahrhunderte altes Unrecht wird mit einem Male in seiner wahren Wesenheit erkannt, und die heuchlerischen Baalspfaffen, die es zu vertheidigen unternehmen, müssen sich derbe Zurückweisung gefallen lassen. Das Verständniß für die sozialen Zusammenhänge ist in erfreulichster Weise im Wachsen begriffen; es ist, als ob mit der Entdeckung des Herrn Röntgen wir gelernt hätten, in das verborgenste Innere der uns umgebenden Zustände zu blicken und dort Organisationsfehler wahrzunehmen, die bisher sich unserer Kenntnißnahme entzogen haben.

Der in Berlin und anderwärts in der Konfektionsbranche ausgebrochene Streik hat dies so recht deutlich erkennen lassen. Selten hat eine Arbeitsniederlegung so allgemeine Billigung gefunden wie diese. Kann doch sogar die bürgerliche Presse, die sonst stets bereit ist, mit Steinen nach den Arbeitern zu werfen, so oft sie in ihrem Emanzipationskampf einen Schritt nach vorwärts unternehmen, diesmal nicht umhin, den Streikenden ihr Mitgefühl zu bekunden und ihren herzlosen Ausbeutern ernste Vorhaltungen zu machen. Ja, die Ausbeuter selbst, die Herren Großkonfektionäre, die sichs Jahre lang

wohl sein ließen und gemächlich reich wurden bei geringfügiger Arbeitsleistung und nur kleinem Risiko — selbst sie wagen es nicht, die Forderungen der Streikenden durchweg als unbillig zu erklären. Sie geben sogar zu, daß die Konfektion doch wohl auch höhere Löhne zahlen könne, ohne deßhalb konkurrenzunfähig zu werden, und die namhafteren Firmen haben sich den Zwischenmeistern gegenüber bereit erklärt, eine durchgehende Preiserhöhung zu bewilligen.

Und auch die Herren Zwischenmeister, die Ausbeutungsagenten der Großkonfektionäre, deren Ziel bisher darauf gerichtet war, den Antheil der Arbeiterinnen und Arbeiter am Produktionsertrag stetig herunter zu drücken — auch sie wagen es nicht, die gegenwärtig in der Konfektion herrschenden Zustände zu rechtfertigen. Nothgedrungen müssen selbst sie einräumen, daß im Laufe der Zeit sich wirklich Mißstände herausgebildet haben, die eine Abhülfe dringend erforderlich machen, und nur das Eine bestreiten sie, daß just alles das, was den Arbeitnehmern als mißbräuchlich und bekämpfenswerth erscheint, es auch thatsächlich sei. Insbesondere wollen sie an der Institution des Zwischenmeister- oder Schwitzerthums nicht rütteln lassen; sie behaupten vielmehr, daß ihre Thätigkeit eine nothwendige und nützliche sei.

Aber noch ganz andere Kreise als die bisher genannten haben sich über die wahrhaft elenden Zustände in der Konfektionsbranche erregt. Im deutschen Reichstage haben wir das auffällige Schauspiel erlebt, daß selbst Vertreter des krassesten und gewissenlosesten Manchesterthums mit ein paar breiigen Redensarten den nothleidenden Angehörigen der Branche ihr Mitgefühl aussprachen, und sogar die Litteratur hat sich neuerdings in Bewegung gesetzt und durch einige ihrer hervorragendsten Vertreter öffentlich zu einer Sammlung für die Streikenden aufgefordert.

Wenn Leute von der Bedeutung und in der Lebensstellung eines Wildenbruch einen solchen Aufruf unterzeichnen, so ist dies ein besonders erfreuliches Zeichen der Zeit. Es beweist uns das, daß das deutsche Schriftthum wieder Fühlung gewinnt mit dem Leben, daß es nicht länger auf einsamer, weltentrückter Höhe zu thronen verlangt, sondern herabsteigt zum Volke und seiner Nöthe inne wird und nach

Digitized by Google

besten Kräften sich seiner annehmen möchte, damit endlich das Unrecht aus der Welt schwindet und Zustände geschaffen werden, die den Anforderungen der Gerechtigkeit mehr entsprechen als die bisherigen . . .

Kurz: die Sympathien für die Streikenden sind durch alle Gesellschaftsschichten verbreitet, und deutlich können wir die Wahrnehmung machen, daß nicht nur die Sozialdemokratie der so schmählich ausgebeuteten Arbeiter und Arbeiterinnen sich annimmt, sondern daß auch die Angehörigen der sogenannten guten und allerbesten Gesellschaft mit ihr in dieser Hinsicht wetteifern.

Etwas Aehnliches haben wir in den letzten Jahren schon einmal erlebt. Als 1889 der große Bergarbeiter-Ausstand in Westfalen ausbrach und als die ersten ausführlichen Schilderungen über die erschreckende Nothlage der schwer arbeitenden Bergmannsbevölkerung an die Oeffentlichkeit drangen, erhob ein Sturm der Entrüstung sich gegen die Herzlosigkeit des westfälischen Ausbeuterthums, das trotz alledem noch immer den traurigen Muth besaß, den Arbeitern jede Aufbesserung ihrer Lage schnöde zu verweigern. Und diese Stimmung hielt damals lange vor. Erst zuletzt, als der Streik schon Wochen lang gedauert hatte, als es den vereinigten Gewerken gelungen war, die öffentliche Meinung über die Ziele dieser Bewegung irre zu führen, trat stellenweise ein merklicher Umschwung ein, und dieser Umschlag der öffentlichen Meinung war zum größten Theil Schuld daran, daß die Arbeiter endlich Frieden schlossen, und zwar unter Bedingungen, die nicht allzu günstig waren. Jedenfalls standen die Errungenschaften jenes so heroisch durchgeführten gewaltigen Ausstandes in keinem Verhältniß zu den Anstrengungen und Entbehrungen, die in seinem Verlauf die Bergarbeiter sich auferlegt hatten.

Hoffentlich tritt diesmal ein so verhängnißvoller Stimmungsumschlag nicht ein. Wenn die ausständigen Arbeiter und Arbeiterinnen das Gefühl haben, daß alle anständig denkenden Leute hinter ihnen stehen und die von ihnen ins Leben gerufene Bewegung billigen; wenn sie inne werden, daß man ihnen in weitesten Kreisen von Herzen eine recht beträchtliche Aufbesserung ihrer jetzt so jammervollen Lage

gönnt, dann werden sie mit einem Muth und einer Ausdauer kämpfen, die ihnen sonst nicht innewohnen würden.

Es liegen in der Konfektionsbranche Zustände vor, die auf die Dauer nicht geduldet werden können. Und es ist dringend erforderlich, daß da Abhilfe geschaffen, daß der Augiasstall ausgefegt werde. Das ist allerdings nicht gut möglich, so lange die Ochsen eines rohen Unternehmer- und Zwischenmeisterthums noch darin stehen. Wenn heute einige Reformen eingeführt werden, in ein paar Jahren sind sie längst wieder vergessen, denn die Raffgier des Großkapitals und die gaunerhafte Spitzbüberei des kleinen Mastbürgerthums, das zwischen Kapital und Arbeit als zehrender Parasit sich festsetzt, sie werden nicht ruhen und nicht rasten, bis sie die früheren Positionen wieder erobert haben. Und dieser Moment wird, nach den Erfahrungen, die in anderen Produktionszweigen schon häufig gemacht wurden, früher eintreten, als man glaubt.

Zwischen Kapital und Arbeit ist ein dauernder Friede nicht möglich. Ihre Interessen sind eben nicht solidarisch. Was der eine Theil sich vom Produktionsertrag anzueignen versteht, darum wird der andere sich stets verkürzt glauben. Damit soll aber nicht einmal gesagt sein, daß zwischen beiden Produktionsfaktoren nicht dennoch in modus vivendi möglich wäre. Sie werden sich eben gegenseitig Zugeständnisse machen müssen, und wenn auch an dauernden Frieden nicht zu denken ist, so ist doch ein Waffenstillstand möglich, der von Zeit zu Zeit aufgekündigt und dann, wenn der Kampf wieder einmal beendet ist, aufs Neue geschlossen wird, und zwar unter den Bedingungen, die nach dem Ausgang des Kampfes geboten erscheinen.

Daß zwischen Kapital und Arbeit ein stetiger Kampf obwaltet, ist an und für sich nicht das Allerschlimmste. Man kann sogar zu der Ansicht kommen, daß dieser Kampf einstweilen noch nöthig sei, weil nur in ihm und durch ihn die Arbeiterklasse, die ja doch dazu berufen ist, früher oder später völlig selbstständig, ohne alle Bevormundung, die Leitung der Produktion in die Hand zu nehmen, ihre Kräfte und Anlagen in wünschenswerther Weise ausbilden kann. So lange die Arbeiterklasse sich noch nicht als befähigt erweist zur selbstständ-

digen Leitung der Produktionsgeschäfte, ist es auch nicht gut denkbar, daß sie mit Erfolg die Vertreter der privatkapitalistischen Wirthschaftsweise sollte ablösen können. Eine gewaltsame Staatsumwälzung könnte ja wohl vorübergehend eine grundstürzende Aenderung herbeiführen, dennoch aber würden sich die Arbeiter schwerlich auf die Dauer in der durch Zufall nur gewonnenen Stellung zu behaupten wissen. Auch bei der sozialen Entwickelung geht Alles ganz natürlich zu. Die Natur aber kennt keine Sprünge und keine jähen Uebergänge. Bei ihr entwickelt Eins sich organisch aus dem Andern, und ein lebensfähiges Neues kann solange nicht entstehen, als das Alte, das es abzulösen berufen ist, nicht morsch und faul geworden und dem Absterben nahe ist.

Aus diesen Betrachtungen ergiebt sich ganz von selbst für uns die Stellung, die wir Erscheinungen wie dem gegenwärtigen Konfektionsstreik gegenüber vernünftiger Weise einzunehmen haben. Wir dürfen uns nicht allzu kühnen Hoffnungen hingeben, dürfen nimmer glauben, daß im Handumdrehen die Mißstände auf dem vorübergehend durch die öffentliche Kritik und die sozialen Vorgänge so jählings beleuchteten Arbeitsgebiete sich beseitigen lassen, sondern müssen uns stets gegenwärtig halten, daß im Bannkreis der heutigen Produktionsweise sich wohl hier und da kleine Erleichterungen für die Arbeitnehmer durchsetzen lassen, daß aber das Ideal der Gerechtigkeit, das uns Allen, wenn auch oft nur unbewußt, vorschwebt, sich unter den heutigen Produktionsbedingungen niemals verwirklichen läßt. Die Reformen und Besserungen, die in der heutigen Gesellschaft schon erreichbar erscheinen, sind aber darum keineswegs gering anzuschlagen hinsichtlich ihrer Bedeutung für die gesammte Entwickelung der Gesellschaft. Jede Verbesserung in der Lebenshaltung und sozialen Lage der Arbeiterklasse wird zugleich ein Mittel zu ihrer sittlichen Hebung, zu ihrer Erziehung und höheren Durchbildung. Eine intelligente und gebildete, ihrer Menschenwürde vollbewußte Arbeiterschaft wird dereinst mit frischen Kräften an neue Aufgaben herantreten — eine solche Arbeiterschaft kann aber nicht von heute auf morgen auf dem Wege der Gesetzgebung oder der Verordnung künstlich erzeugt werden, sondern sie wird dereinst als Ergebniß einer langen Reihe wirthschaftlicher und politischer Kämpfe in die Erscheinung treten.

Dieſer Entwickelungsprozeß kann weſentlich gefördert werden, wenn Diejenigen, die heute über Macht und Einfluß gebieten, endlich anfangen, der Arbeiterbewegung mehr Verſtändniß entgegenzubringen, als früher. Es hat ſich in dieſer Hinſicht in den letztverfloſſenen Jahren, die ſich als eine Periode heftiger Wirthſchaftskämpfe dem rückblickenden Beurtheiler darſtellen, doch ſchon gar Vieles zum Beſſeren gewandelt. Das Verſtändniß für die ſoziale Bewegung iſt bereits in Kreiſe eingedrungen, die ſich früher hermetiſch dagegen abzuſchließen wußten, und als natürliche Folge hiervon drängt ſich uns die Wahrnehmung auf, daß die Kluft, welche ehedem zwiſchen den Angehörigen der gebildeten Stände und dem werkthätigen Volke gähnte, lange nicht mehr ſo tief iſt wie früher.

Beſonders deutlich zeigt ſich dies im gegenwärtigen Augenblick. Die ſympathiſche Aufnahme, welche der Bewegung im Konfektionslager bereitet wurde, kündet klar den Gang an, den bei uns die Entwickelung nimmt. Mancherlei beſondere Umſtände — wie z. B. der, daß es in der Konfektionsbranche ſich vielfach um ſchwache weibliche Weſen handelt, die in gemeinſter Weiſe körperlich ausgebeutet und dadurch auch ſittlich entwürdigt werden — mögen dazu beigetragen haben, daß gerade diesmal die öffentliche Meinung mit beſonderem Nachdruck zu Gunſten der Arbeitnehmer gegen die Vertreter des Kapitalbeſitzes ſich ausgeſprochen hat, das vermag aber die große ſoziale Bedeutung dieſer Sympathiebezeugung nicht herabzumindern. Die wirthſchaftliche Suprematie des privatkapitaliſtiſchen Unternehmerthums ſteht keineswegs mehr unangefochten da, und zwar nicht einmal in den Kreiſen der Gebildeten und der Beſitzenden ſelbſt. Die Ratten verlaſſen das ſinkende Schiff. Das Nahen einer neuen Zeit kündet ſich an, die neue vielverſprechende Zukunftskeime in ihrem Schoße birgt. Allenthalben drängt ein reger Reformeifer nach Bethätigung. Dem eingewurzelten Unrecht, den im Abſterben begriffenen Anſchauungen einer ſinkenden Epoche wird auf der ganzen Linie ſchon der Krieg erklärt — kein Zweifel mehr, daß in abſehbarer Zeit Vieles ſich ändern, daß mancher Mißbrauch ſchwinden wird und daß, als natürliches Ergebniß folgerichtiger Sozialentwickelung, neue Zuſtände geſchaffen werden, die

dem vorgeschrittenen Gerechtigkeitsidel weit mehr entsprechen als die gegenwärtigen.

Die Vertreter der Staatsgewalt allerdings scheinen von dem Allen nichts zu merken. Sie verharren nach wie vor der Arbeiterbewegung gegenüber im Zustand völliger Verständnißlosigkeit, sie bilden sich noch immer ein, daß es eine ihrer Hauptaufgaben sei, die Arbeiterbewegung mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu bekämpfen und zu unterdrücken. Eine der Hauptaufgaben Derjenigen unter unseren Gebildeten, welchen eine Ahnung von den kommenden Dingen aufgegangen ist, wird es daher sein, den Trägern staatlicher Befugnisse die Augen zu öffnen und mit ernstem Nachdruck sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Tage des Klassenstaates gezählt sind und daß die neuen Menschheitsziele auch gegen den Widerstand einer verrotteten, innerlich längst schon morsch gewordenen Bureaukratie sich aufs Nachdrücklichste durchsetzen werden.

Eine Gelegenheit zu solcher nützlichen Belehrung giebt auch der Konfektionsstreik an die Hand. Ob aber die Vertreter staatlicher Autorität der Belehrung zugänglich sind, das ist noch sehr die Frage. Es würde gewiß Keinen Wunder nehmen, wenn man nach wie vor in Regierungskreisen auf neue Zwangsmaßregeln wider die Arbeiterschaft sänne, obwohl sich jetzt wieder deutlich zeigt, wie nützlich und wie nothwendig gute Arbeiterorganisationen unter Umständen sind und wie gänzlich unmöglich es der nicht organisirten Arbeiterschaft ist, Mißstände auch nur aufzudecken und der öffentlichen Beurtheilung zu unterbreiten.

K. Sch.

Der neueste Erlaß des preußischen Oberkirchenrathes in Berlin.*)

Allgemein muß zugestanden werden, daß in der Gegenwart das ganze öffentliche Leben, in Staat, Kirche und Schule in einer großen Gährung begriffen ist. Von der größten Wichtigkeit ist es daher, in solcher Zeit eine laute Stimme zu vernehmen, von der Stelle, die besonders zu einem solch wichtigen Führeramt berufen ist. Für die preußische Landeskirche und ihre Geistlichen hat solcher Erlaß eine ganz besondere Bedeutung; denn er trägt obrigkeitlichen Charakter. Für das ganze Land und das öffentliche Leben ist der Erlaß sehr wichtig, weil er sich mit Dingen beschäftigt, die heute aller Herzen bewegen. Deutschland, auch sofern es mit der preußischen Landeskirche organisch nicht verbunden ist, kann an diesem Erlaß nicht gleichgültig vorübergehen.

Wegen der reichen Inhaltsfülle des Erlasses ist es sehr schwer, zu demselben eine umfassende Stellung in kurzem Umfang zu nehmen, wir wollen daher zur Erleichterung und zur bequemeren Uebersicht die Gedanken desselben in eine kurze Disposition zerlegen.

Einleitung. Die Betheiligung der Geistlichen an sozialpolitischen Agitationen. Die überwiegende Mehrzahl hat es an der Besonnenheit nicht fehlen lassen. Die Besonnenheit ist eine für den geistlichen Stand und den Frieden der Gemeinde erforderliche Tugend.

Thema. Die in der Betheiligung der Geistlichen an sozialpolitischen Agitationen liegende Gefahr und ihre Abwendung.

I. Die Gefahr.
Die an einzelnen Stellen vorgekommenen Ausschreitungen haben „symptomatischen" Charakter. Die Erörterung volkswirthschaftlicher und sozialpolitischer Probleme schädigt die in der „Zweckphäre" der Kirche liegenden Aufgaben, besonders die Werke der Liebesthätigkeit und bringt die pfarramtliche Thätigkeit in Gefahr.

1. Durch Störung der Vertrauensstellung der Geistlichen.
2. Durch viele Reisen.
3. Durch Gefährdung der innerlichen Sammlung.

---

*) Wir entnehmen diesen Beitrag mit Genehmigung des Herrn Verfassers dem Aushängebogen einer demnächst erscheinenden hochinteressanten Broschüre, in der die Stellung der Geistlichen zur sozialen Frage einer eingehenden Würdigung unterzogen wird. D. Red.

II. Abwendung der Gefahr.

Kirchenregimentliche Organe müssen überall mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den „bedenklichen" Erscheinungen entgegenwirken.

1. Die Theologie studirende Jugend wird schon schädlich beeinflußt
   a) Durch übertriebene Werthschätzung der irdischen Güter,
   b) durch ihre Theilnahme am politischen und sozialen Parteileben,
   c) Abhülfe dagegen: eine beabsichtigte Vorlage über Neuordnung der Vorbereitung für das Pfarramt. (Vikariale.)
2. Die bereits im Amte befindlichen Geistlichen befinden sich gleichfalls in Gefahr durch
   a) die sich mehr und mehr „komplizirende" Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse,
   b) durch die sozialen Verhältnisse.
   c) Abhülfe dagegen.
      1. Durch von den Generalsuperintendenten und den Superintendenten gegebenen „Richtlinien" für die Haltung der Geistlichen den Gefahren gegenüber.
      2. Durch Richtlinien, die vom Oberkirchenrath gegeben werden, unter Hinweis der schon bekannten vom 20. Dezember 1879 und vom 17. April 1890.
      3. Die in der letzten Richtlinie gegebene Anweisung, an sozialpolitischen Versammlungen sich zu betheiligen, wird zurückgezogen,
         a) weil die Geistlichen häufig der tumultuarischen Agitation in denselben nicht Herr geworden sind,
         b) weil sie oft unbesonnen Partei genommen haben für die Forderungen einer einzelnen Bevölkerungsklasse.
3. Die Kirche leidet durch Verdunkelung ihrer Aufgabe Gefahr.
   a) Aufgabe der Kirche ist nicht in den politischen und sozialen „Tagesstreitigkeiten" ein maßgebender Faktor zu sein,
   b) Aufgabe der Kirche ist: Schaffung der Seelenseligkeit.
   c) Abwendung der Gefahr
      1. eindringliche Predigt; Verwaltung der Sakramente und hingebende Seelsorge.

      Dadurch soll erreicht werden
      a) daß das geistliche Sittengesetz in Fleisch und Blut des Volkes übergeht,
      b) daß vornehmlich die christlichen Tugenden: Gottesfurcht, Königstreue, Nächstenliebe hervortreten.
      2. Die Geistlichen sollen nicht „außerhalb des Amtsbereichs" auf die dem kirchlichen Gebiete fremden öffentlichen Angelegenheiten einwirken,

      sollen nicht für Forderungen des einen oder anderen „Standes" Partei nehmen, weil sie des Vertrauens aller „Gemeindeglieder" bedürfen.
      3. Dagegen sollen die Geistlichen
      a) der konfirmirten Jugend sich annehmen,
      b) Gemeindepflege und edle Geselligkeit fördern,
      c) den rechten Gebrauch von Reichthum, Bildung und Ansehen lehren,
      d) lehren, daß Wohlfahrt und Zufriedenheit beruht auf
      1 Ergebung in Gottes Weltordnung und Weltregierung,
      2 auf tüchtiger Arbeit,
      3 auf Sparsamkeit,
      4 auf Vermeidung von Neid und Gelüste nach fremdem Gut.

Schluß. Die Hoffnung wird ausgesprochen, daß diese Gedanken bei Geistlichen und Laien Widerhall finden werden und daß „Ausschreitungen," durch welche das kirchliche Leben und der Frieden der Gemeinden gestört werden können, nicht durch die „Mittel der Disziplin" bestraft zu werden brauchen.

Gott der Herr wolle alle ins Kirchenregiment und in die Gemeinde Berufenen erleuchten.

Was den allgemeinen Eindruck und Inhalt des Erlasses angeht, so muß die mangelhafte Begründung desselben große Verwunderung erregen. Es wird zugestanden, daß die überwiegende Mehrzahl der preußischen Geistlichen es nicht an der nöthigen Besonnenheit hat fehlen lassen. Nur in einzelnen Fällen werden „Ausschreitungen" angedeutet. Worin dieselben bestanden haben, werden wir später sehen. Wie groß aber die Zahl derselben sei, wird nirgends gesagt; nur ist als sicher anzunehmen, daß sie nur klein sei. Nun entzieht sich natürlich unserer Kenntniß, was in den Akten der hohen Kirchenbehörde Alles verborgen sein mag, aber doch läßt sich nach dem ganzen Charakter des öffentlichen Lebens annehmen, daß das nicht ganz verborgen geblieben ist, daß vielmehr die Zahl dieser angeblichen Ausschreitungen sich decken wird mit der Zahl der in der Presse bekannt gewordenen „Fälle". Wir werden in erster Linie zu denken haben an „Stöcker", dann an „Göhre", dann an „Kock", an „Rauh", an „Wittenberg", an „Wagner", an „Kötzschke". Auch Professor Dr. v. Nathusius und Abt Dr. Uhlhorn haben es, jener in seinem zweibändigen Werke: „Die Mitarbeit der Kirche", dieser in einem in Hannover gehaltenen Vortrag an einer sehr scharfen Kritik der gegenwärtigen Wirthschaftsordnung (die stellenweise die der Sozialdemokratie weit übertrifft) und an einer entschiedenen Parteinahme für die Forderungen des Arbeiterstandes nicht fehlen lassen. Es wären zwar noch einige andere Fälle hier zu bemerken, aber die hier in Betracht kommenden Geistlichen gehören entweder gar nicht zur preußischen Landeskirche oder doch nicht, wie Naumann, zu deren engerem Kreis der Kirchenobrigkeit. Lassen wir nun außer Betracht, ob alle die genannten Geistlichen oder nur ein Theil derselben, oder ob noch eine größere Zahl derselben sich der angeblichen Ausschreitungen schuldig gemacht hat, so ist in jedem Fall, — die rein kirchliche Seite dieser Angelegenheit betrachtet — verwunderlich, daß aus solchem Anlaß Gelegenheit genommen wird, einen so wichtigen Erlaß an die ganze Geistlichkeit Preußens, und damit an die ganz Deutschlands oder auch die der Welt kund zu thun. Es ist das nur daraus zu erklären, daß die aus diesen angeblichen Ausschreitungen herausfließende Gefahr so groß sein muß, daß die oberste Kirchenbehörde in gerechter Würdigung ihres obersten Hirtenamtes gleich bei dem ersten Auftreten dieser Gefahr die weitestgehenden Maßregeln ergreifen zu müssen geglaubt hat. Ein wenig Sauerteig durchsäuert den ganzen Teig, gleich wie die ersten Spuren einer gefährlichen Seuche (Cholera) sofort die umfassendsten Maßregeln gegen solche die Gesammtheit bedrohenden Gefahren rechtfertigen.

Zweitens muß es bei dem Lesen des Erlasses Jedem auffallen, wie an den wichtigsten Stellen desselben statt klarer deutscher Ausdrücke Fremdwörter gebraucht worden sind. So begegnen uns die Wörter „symptomatisch", „Zweckſphäre" der Kirche und „komplizirende" Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse. Mit Recht darf man fragen, warum gerade in

solchem Erlaß und gerade da an solchen Stellen, und gerade solche Fremdwörter, die selbst der gebildete Leser ohne Fremdwörterbuch kaum begreifen, geschweige denn verstehen kann, angewandt worden sind? Eine Antwort darauf vermag ich nicht zu geben; die Antwort, die ich wohl geben möchte, will ich lieber unterdrücken; aber ein scharfer Tadel darf nicht unterdrückt werden. Schon allein das Interesse für unsere liebe Muttersprache sollte dergleichen streng verbieten, abgesehen davon, daß es sich gerade in dieser ganzen Angelegenheit um klare verständliche Begriffe, die durch solche Fremdwörter nur verdunkelt werden, handelt.

Endlich drittens scheint mir die ganze Sprache des Erlasses zu lang gedehnt zu sein, doch will ich das nur hier andeuten, weil dieser angedeutete Mangel ein so weit verbreiteter ist, daß ein einzeln auftretender Mangel dieser Art nicht allzuschwer aus dieser Ursache darf betont werden. Es ist eine traurige Thatsache, aber sie ist wahr, daß unsere hohen Behörden ganz im Allgemeinen verlernt haben, Deutsch zu sprechen. Ob die übertriebene klassische Bildung daran schuld ist, ich weiß es nicht, glaube es kaum; oder ob der allgemeine Verfall daran schuld ist, jedenfalls ist es ein trauriges Zeichen, daß die allgemeine Beamten- und Gesetzessprache in der Regel einer doppelt so langen oder noch längeren Auslegung bedarf.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir auf den besonderen Inhalt ein und halten uns dabei an die vorstehende Disposition. Der Erlaß zerfällt offenbar nach der Einleitung in zwei Haupttheile, von denen der erste die Gefahr und der zweite die Abwendung dieser Gefahr zeichnet. Der zweite Haupttheil gliedert sich wieder in drei Unterabtheilungen, von denen die erste die Theologie studirende Jugend, die zweite die im Amte befindlichen Geistlichen und die dritte die Verdunkelung der Aufgabe (Zweckspähre) der Kirche ins Auge faßt.

Der Erlaß zeichnet also zuerst die großen Gefahren, die den Geistlichen und damit der Kirche drohen, wenn die ersteren sich der „Erörterung volkswirthschaftlicher und sozialpolitischer Probleme zuwenden". Wir nehmen an, daß nicht bloß „die Erörterung" gemeint sein wird, sondern die gründliche Beschäftigung und das Studium dieser Fragen und dann die daraus fließende Erörterung als Folge. Sollte aber wirklich blos die Erörterung ohne vorausgegangenes Studium gemeint sein, so wäre zwar dieser einfachen Wahrheit nichts entgegenzusetzen, weil allerdings nichts gefährlicher ist, als über eine Sache zu reden und sie zu erörtern, von der man nichts versteht. Wenn sich zwar Ursache genug findet zu solcher Warnung im Allgemeinen, weil gerade in der öffentlichen Tagespresse sich fast täglich eine bodenlose und strafwürdige Unwissenheit in sozialen Dingen trotz und wegen langer Erörterungen findet, so ist durch nichts Veranlassung gegeben, daß dieser Vorwurf gerade der Geistlichkeit und dazu von ihrer eignen Behörde gemacht wird. Ich bin auch fest überzeugt, daß sachverständige Nationalökonomen weit entfernt sind, trotz etwa vorliegender einzelner Fälle, die mir unbekannt sind, diesen Vorwurf gerade der Geistlichkeit zu machen, vielmehr könnte man ihn, wenn einmal eine Fakultät genannt werden soll, den praktischen Juristen und Medizinern machen. Dabei will ich erinnern, daß ein Nationalökonom, Malthus, dessen Ruhm, sowohl von seinen Zeitgenossen, als auch von fast

allen gegenwärtigen Nationalökonomen laut und hell gepriesen wird,*) ein Geistlicher der schottischen Landeskirche war, der aber das Glück hatte, der damals und zum großen Theil noch heute herrschenden Anschauung der oberen Zehntausend, die anscheinend klarsten Stützpunkte in seinen Forschungen zu liefern. Wir wollen also annehmen, daß der Erlaß die Gefahr erkennt in der Beschäftigung mit diesen Dingen überhaupt, weil die andere Auffassung nahezu eine Beleidigung für die ganze Geistlichkeit enthalten würde und weder durch die Thatsachen noch durch die Geschichte begründet ist. Die Nationalökonomie, als Wissenschaft, hat ihre Wurzeln in der Theologie, und die bedeutendsten Nationalökonomen des Mittelalters sind zugleich die bedeutendsten Theologen (Thomas von Aquin). Vielleicht aber ist auch damit die rechte Meinung noch nicht erfaßt. Die Gefahr liegt nicht in der Beschäftigung mit diesen Fragen an sich, sondern sie liegt darin, daß die Beschäftigung mit diesen Dingen mit „Hintansetzung der pfarramtlichen Wirksamkeit" verbunden ist. Wahrlich, ich muß gestehen, es ist allerdings höchst bedenklich, wenn der Oberkirchenrath mit ausdrücklich hervorgehobener Einstimmigkeit der Herren Konsistorialpräsidenten und Generalsuperintendenten öffentlich vor der ganzen Welt erklärt, daß in den geistlichen Kreisen sich die Neigung mehre, die pfarramtliche Wirksamkeit hintanzusetzen, d. h. mit anderen Worten: die Pflichten ihres Amtes zu vernachlässigen, um sich mit anderen Dingen zu beschäftigen. Es muß unbedenklich zugestanden werden, daß, wenn wirklich dieser Vorwurf berechtigt ist, und diese Neigung vorhanden ist, daß dann die oberste Kirchenbehörde Ursache genug hat, vor dieser Gefahr zu warnen. Ob aber die ohne Zweifel der Hohen Kirchenbehörde thatsächlich vorliegenden Unterlagen zu solchem Vorwurf schon genügen, um diesen Vorwurf so zu verallgemeinern und öffentlich vor aller Welt auszusprechen und damit die ganze preußische Geistlichkeit bloßzustellen, das entzieht sich natürlich unserer Kenntniß. Bevor aber diese thatsächlichen Unterlagen bekannt sind, muß man diesen allgemeinen schweren Vorwurf recht bedauern. Mit Recht wird den Sozialdemokraten vorgeworfen, daß diese Partei und namentlich in ihren wissenschaftlichen Vertretern der bedenklichen Gefahr, einzelne Fälle zu sehr zu verallgemeinern, nicht entginge. Der Oberkirchenrath wird sicherlich um so weniger in denselben Fehler gefallen sein, da hier der Vorwurf nicht gegen eine feindliche Partei, sondern gegen die ihm untergebene preußische Geistlichkeit, von der er selbst gesagt hat in der Einleitung, daß die überwiegende Mehrzahl es an der Besonnenheit nicht hat fehlen lassen, erhoben wird. Es mag daher nicht unbescheiden sein, wenn hier die Bitte ausgesprochen wird, daß die Hohe Kirchenbehörde recht bald die ihr für diesen schweren Vorwurf thatsächlich vorliegenden Unterlagen veröffentlichen wolle.

In welcher Richtung „die pfarramtliche Wirksamkeit" bedenklich vernachlässigt zu werden Gefahr läuft, wird auch näher angedeutet. Die Vertrauensstellung der Geistlichen in ihren Gemeinden wird gefährdet, durch die vielen Reisen zu Versammlungen, Kongressen, Kursen ꝛc. wird die gewissenhafte Ausrichtung der seelsorgerlichen und sonstigen Amtspflichten geschmälert, und endlich drittens wird durch diese Zerstreuung die innerliche Sammlung gehindert. Es muß unbedenklich zugegeben werden, daß alle diese drei Ge-

*) Ich selbst zwar stimme in dieses Lob nicht ein, bekenne mich vielmehr offen als ein erbitterter Gegner.

fahren wirklich vorhanden sind und daß man deshalb der höchsten Kirchenbehörde nur Dank sagen muß, wenn sie in väterlicher Fürsorge die ihr unterstellte Geistlichkeit auf solche Gefahren aufmerksam macht und die Kirche zu schützen, zu bewahren sucht. Das aber ziehen wir wieder in Zweifel, ob unter den gegenwärtigen Verhältnissen Grund vorlag, in dieser Form und auf solche Art vor solchen Gefahren die ganze Geistlichkeit zu warnen. Nur die nach dem Urtheil des Oberkirchenraths in Uebereinstimmung mit den Herren Konsistorialpräsidenten und Generalsuperintendenten sich offenbarende bedenkliche Neigung, die Amtspflichten zu vernachlässigen, läßt diesen vom Oberkirchenrath gewählten Weg begreiflich erscheinen. Sonst würden sich die Gefahren, zumal bei der anerkannt vorhandenen Besonnenheit wohl auch noch anders vermeiden lassen. Ich selbst habe seit etwa sechs Jahren sehr viel Zeit dem Studium der Politik und sonderlich der Sozialpolitik geopfert, aber gerade während dieser Zeit noch mehr vielleicht, wie sonst jemals die heilige Schrift durchforscht und darf vielleicht auch an dieser Stelle auf die Frucht dieses Doppelstudiums hinweisen, auf meine vor einigen Wochen bei Deichert, Leipzig, erschienene „Staatsverfassung der Juden". Gewiß, wir halten geradezu das Studium der die Welt bewegenden Tagesfragen für gefährlich und in jeder Beziehung für schädlich, wenn bei einem Geistlichen mit diesem Studium durch dessen fleißige Forschung in der Schrift die innere Sammlung nicht verbunden ist. Daß aber die innere Sammlung eines Geistlichen gerade ganz besonders durch das Studium der Staatsverfassung des Deutschen Reiches und der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung gefährdet sein soll, ist eigentlich nicht einzusehen. Auch die vielen Reisen wirken ohne Zweifel zerstreuend auf den inwendigen Menschen, ich war nie ein Freund derselben, und befinde mich höchst ungemüthlich, gerade durch die furchtbar starke Einwirkung der zahlreichen Zerstreuungen auf meinen durch ein stilles Landleben verwöhnten Geist. Während man ohne Zweifel dem Grundgedanken des Erlasses Recht geben muß, treten aber gerade hier wieder die größten Bedenken auf. Von Geistlichen ist hier die Rede. Die Reisen zu Kongressen (sicherlich ist der evangelisch-sozialistische Kongreß gemeint), zu Kursen 2c. unterscheiden sich wesentlich von ähnlichen Reisen zu anderen kirchlichen Versammlungen und Festtagen, zu denen man schon seit mehr als zwanzig Jahren pilgerte, und zu denen eine hohe Kirchenbehörde Geistliche mit Diäten absandte und absendet. Diese hier in Frage stehenden Reisen sind mit vieler Arbeit und vielen Kosten verbunden, die beide nur von dem Geistlichen freiwillig getragen werden. Der evang.-sozialistische Kongreß bietet keinem Theilnehmer eine körperliche Erholung, der wissenschaftliche Kursus in Berlin machte sogar ungebührlich hohe Ansprüche an die geistige Fähigkeit; ich selbst bin von Morgens 8 Uhr meistens bis Abends 8, oft bis 10 Uhr, nur mit der Unterbrechung der Essenspausen, stets in Arbeit, in geistiger Anstrengung und Anspannung gewesen, — so war es mit Allen, die ich kannte. Dazu mußte ein Jeder aus seiner Tasche mindestens hundert Mark noch opfern, die ein Geistlicher, der Zerstreuung liebt, viel eher zu einer Erholungs- und Lustreise verwendet hätte, dafür aber dann sicherlich nicht Gefahr gelaufen hätte, von der hohen Kirchenbehörde auf die Gefahren, die mit Lustreisen für den inwendigen Menschen verbunden sind, aufmerksam gemacht zu werden. Am wenigsten verständlich ist in dem Erlaß der obersten Kirchenbehörde die Betonung der dritten Gefahr, nämlich daß die Erörterung

oder beſſer das Studium volkswirthſchaftlicher und ſozialpolitiſcher Probleme, ſelbſt bei Nichthintanſetzung der Amtspflichten die Vertrauensſtellung der Geiſtlichen in ihren Gemeinden gefährde. Daß der Geiſtliche eine Vertrauensſtellung in der Gemeinde haben muß, das iſt wahr; daß aber dieſe Stellung durch Studium und Erörterung der deutſchen Staatsverfaſſung und gegenwärtigen Geſellſchaftsordnung Gefahr laufen ſoll, das erſcheint mir bedenklich; aber geradezu unbegreiflich erſcheint es, daß die Kirchenbehörde einen ſo großen und eiligen Eifer beweiſt, vor dieſer Gefahr zu warnen, um ſie durch Nichtſtudium und Nichterörterung zu vermeiden. Dazu kommt, daß wenn wir nun eine offene Sprache reden wollen, nur diejenigen Perſonen und Kreiſe in ihrem Vertrauen wankend gemacht werden, die erſtens zu den Reichen und Mächtigen gehören und zweitens erfahrungsgemäß zu denen, die ſich um die Arbeit der Kirche und ihrer Geiſtlichen am wenigſten kümmern.

Gewiß ein treuer Geiſtlicher wird auch das Vertrauen ſolcher Perſonen und Kreiſe zu gewinnen ſuchen, ob aber der von der höchſten Kirchenbehörde empfohlene, reſp. angedeutete Weg dazu der richtige iſt und in Uebereinſtimmung mit der Lehre des Geſetzes, der Propheten ſowie Jeſu und ſeiner Jünger und der bedeutendſten Lehren der alten und gegenwärtigen Kirche ſich befindet, das iſt mehr wie zweifelhaft. Erſtens ſteht feſt, daß es eine ſchriftwidrige Utopie iſt, die dazu noch gar mit Strafe, ja mit Fluch bedroht wird, die Freundſchaft Aller gewinnen zu wollen. „Wehe euch, wenn euch jedermann wohl redet, desgleichen thaten ihre Väter den falſchen Propheten auch," Lukas 6, 26, und zweitens, daß der dennoch befohlene Weg, das Vertrauen Aller zu ſuchen, nach der Schrift nur durch Wahrheit und Klarheit, niemals durch Verſchweigung derſelben und Unklarheit geht.

Kehren wir nun noch einmal zurück und überdenken wir die von der oberſten Kirchenbehörde trotz alledem als wirklich vorhanden betonten Gefahren, ſo kann man zwei richtige Gedanken nicht unterdrücken. Erſtens, woher mag es kommen, daß gerade heute auf dieſe Gefahren aufmerkſam gemacht wird, und zweitens, wo bleibt die ſtaatsbürgerliche Stellung der Geiſtlichen?

Die Gefahren, das alſo geben wir zu, ſind vorhanden, aber ſie überſchreiten nicht den Kreis der Gefahren, die zu aller und jeder Zeit die Geiſtlichen, d. h. die Diener der Kirche und eigentlich jeden Menſchen umgeben. Es darf auch nicht verſchwiegen werden, daß gerade die Paſtoren noch ganz beſonders von allerlei Gefahren bedroht werden. Die überwiegende Mehrzahl der Geiſtlichen beſteht aus Landpaſtoren, und ſie ſind durch die Art ihrer Beſoldung, durch das Pfründenſyſtem, zum großen Theil auf den Landbau angewieſen. Viele treiben Ackerwirthſchaft, mir ſind Paſtoren in großer Zahl bekannt, die 1 bis 6 Pferde halten, 1 bis 20 Kühe und mehr halten, 1 bis 3 Knechte ꝛc. haben, kurz, die neben ihrem eigentlichen Hauptamt durch die Noth gezwungen ſind, noch ein ſolches landwirthſchaftliches Nebenamt zu verwalten, das ganz allein die volle Manneskraft in Anſpruch nehmen kann, zumal es ſich dabei um die äußere Exiſtenz der ganzen Familie handelt. Viele ſind auch thatſächlich äußerlich oder innerlich oder gar beides zu Grunde gegangen. Die Vertrauensſtellung des Geiſtlichen, die Ausrichtung der Amtspflichten und die innere Sammlung, alles das iſt hier in hohem Maße gefährdet. Wo ein Pfarrer in der glücklichen Lage iſt, dieſes drückende Nebenamt durch Verpachtung ſeiner Ländereien abzuſchütteln, da iſt er zur Erhaltung ſeiner äußeren Lebensexiſtenz darauf angewieſen, die Pachten

für seine Ländereien einzuziehen. Wir wollen wünschen, daß die Geistlichen alle das Glück genießen, was der Schreiber in dieser Beziehung genießt, aber die Erfahrung lehrt es zu deutlich, daß gerade dieses Geschäft mit der größten Gefahr, das Vertrauen der Pächter und interessirten Nichtpächter zu verlieren, verbunden ist. Die Verpachtung geschieht meistens, oft sogar nach kirchlicher Vorschrift, an den Meistbietenden, schon hierin liegt große Gefahr.

Die Einziehung der Pachten ist bei Mißernten oft sehr peinlich, aber davon abgesehen, mit Mahnungen und oft mit Klagereien verbunden und trotzdem gar nicht selten mit großen Baarverlusten. Wer will leugnen, daß der Landgeistliche bei solcher Sachlage fortwährend von solchen Gefahren, wie der Erlaß sie namhaft macht, umgeben ist? Den Landgeistlichen steht die Minderzahl der Stadtgeistlichen gegenüber. Sind sie etwa von den Gefahren verschont? Man höre die gewiß begründete Klage dieser Herren, wie ihre Kraft zersplittert und aufgerieben wird, theils durch Bureauarbeiten, die jeder Schreiber verrichten könnte, theils durch andere Arbeiten, die wesentlich gar nicht oder wenig mit dem eigentlichen Pfarramt zusammenhängen. Es ist eine stehende und nur allzu begründete Klage dieser Herren, daß sie sich die Stunden zum Studium und zur inneren Sammlung geradezu stehlen müssen und dann trotz alledem vor Ermüdung und Abspannung ihrer Kräfte doch nicht dazu kommen. Ferner darf hier nicht unerwähnt bleiben die Nebenbeschäftigung, die so viele Geistliche theils durch ihre angeborenen Liebhabereien, theils durch die Noth, die die ungenügende Einnahme veranlaßt, sich suchen. Die einen sind Bahnbrecher in der Bienenzucht, die andern sind große Musiker, und eine andere große Zahl beschäftigt sich theils ohne Noth, und theils noch mehr wegen der Noth mit der praktischen Pädagogik, daß sie viele Jahrzehnte lang, oft durch das ganze Leben hin, Schüler in größeren und kleineren Pensionen, Knaben und Mädchen, unterrichten und erziehen. Wer will leugnen, daß mit solcher Beschäftigung eben dieselben Gefahren, als die hier erwähnten, verbunden sind? Dazu kommt die innere Parteizerspaltung in der ganzen preußischen Landeskirche, daß man schon amtlich von der Linken und von der Rechten und von der Mittelpartei redet. Die größte Zahl der Geistlichen gehört einer der drei oder noch anderen kirchlichen Parteien an und kommt durch das immer mehr zunehmende Parteigetriebe in einen immer schrofferen Gegensatz, theils zu ihren Amtsbrüdern, theils zu einem Theil ihrer Gemeinden, theils zu ihrer Obrigkeit. Daß mit solcher jetzt fast allgemeinen Parteistellung der Geistlichen die von der höchsten Kirchenbehörde fast noch vermehrt wird die größten Gefahren verbunden sind, kann und darf kein vernünftiger Mensch leugnen, zumal schon seit Jahrzehnten damit viele Reisen zu Parteitagen und Kirchentagen und Festen verbunden sind.

Hat der Oberkirchenrath schon einmal durch einen solchen oder ähnlichen Erlaß vor der ganzen Welt auf diese Gefahren aufmerksam gemacht und in väterlicher Fürsorge ernstlich davor gewarnt? Es scheint keine Nothwendigkeit dazu vorgelegen zu haben, wahrscheinlich weil die anerkannte „Besonnenheit der überwiegenden Mehrzahl der Geistlichen" Garantie genug gab, daß diese Gefahren, so groß sie auch sind, überwunden würden, oder sonst auf geradem Wege der vorsorglichen Besprechung der Ephoren beseitigt werden würden. Unter solchen Umständen muß es bei jedem Unparteiischen die größte Ver-

wunderung erregen, daß nun heute die mit vieler Kraftanstrengung des Geistes, mit vielen Geldopfern verbundene Erforschung resp. „Erörterung volkswirthschaftlicher und sozialpolitischer Probleme" mit so großen Gefahren verknüpft sein soll. Der Zweifel läßt sich nicht unterdrücken, daß hier vielleicht nicht so sehr die Rücksicht auf das Wohl der Kirche, als andere uns zur Zeit unbekannte Rücksichten maßgebend gewesen sein mögen.

Zweitens aber, wo bleibt die staatsbürgerliche Stellung der Geistlichen? Die preußischen Geistlichen bilden keinen von der Welt abgesonderten Stand, wie der Klerus der römischen Kirche. Sie sind in ganz besonders hervorragendem Sinne Bürger des Vaterlandes, sie dienen im Heere, sie haben Theil an allen Pflichten und sind nicht ausgeschlossen — wenigstens nicht gesetzlich — von irgend welchen bürgerlichen Rechten. Das allgemeine Wahlrecht giebt nicht bloß das Recht, nein, von dem Standpunkt der echten sittlichen Vaterlandsliebe aus, die Pflicht, sich für irgend eine Partei zu entscheiden. Das ist aber doch nur möglich durch geistige Theilnahme an den die Welt bewegenden Fragen. Thatsächlich haben auch die Geistlichen in den letzten Jahrzehnten an diesem öffentlichen Leben Theil genommen. Mein Namensvetter, der Pastor Schall, sitzt als eine konservative Stütze im Reichstag, und in Halle-Herford hat der orthodoxe Superintendent Schmalenbach seit vielen Jahren die Fäden der ganzen Wahlagitation der konservativen Partei in den Händen. Ein anderer mir bekannter Geistlicher W., ein konservativer Herr, reist seit Jahren zur konservativen Agitation nicht bloß durch ganz Deutschland, sondern auch wiederholt sogar nach England, und wird dabei von dem Oberkirchenrath nahestehenden Kreisen unterstützt. Stöcker reiste früher, als er noch allgemein unangefochten war, als aktiver Hofprediger in unzähligen Reisen durch ganz Deutschland und später sogar nach Amerika. Der bekannte Vt. Weber leistete seiner Zeit in diesem Stück unglaubliche Proben seiner Leistungskraft, indem er Tag und Nacht, wochenlang auf der Eisenbahn sich befand. Wer kann alle diese vielen Agitationsreisen behalten, die von Geistlichen im Interesse der Antisemiten und Agrarpartei unter dem Beifall, oder wenigstens der stillen Zustimmung, der hohen kirchlichen Behörden gemacht worden sind? Wenn wir auch hier überall fast ein Uebermaß längst erkannt haben und zugestehen, so wäre doch ein Mißbrauch nur von Fall zu Fall zu konstatiren, weil eben grundsätzlich nach der Verfassung den Geistlichen die Wahrnehmung ihrer staatsbürgerlichen Rechte so wenig wie jedem andern Staatsbürger eingeschränkt werden darf. Freilich sagte mir schon vor Jahren ein bekannter Domprediger aus einem Großherzogthum Norddeutschlands, daß die Zeit nicht mehr ferne sei, wo dem protestantischen Geistlichen nur noch zwei Dinge erlaubt bleiben würden: „Predigen und Heirathen, was darüber sei, das sei vom Uebel." Nein, die Geistlichen dürfen nicht zu Staatsbürgern zweiten oder dritten oder gar keines Ranges degradirt werden. Schon hat gerade dieser Stand in den letzten Jahrzehnten viel Anfechtung erdulden müssen, sein Ansehen ist durch vielfache Umstände mächtig erschüttert worden. Das Amt trägt längst nicht mehr den Mann, sondern umgekehrt, ein ganzer Mann braucht heute alle Kraft, um das Amt zu tragen. Ganz unauslöschlich haben sich meinem Gedächtniß eingeprägt die Worte, welche der bekannte Gottesmann Bodelschwingh auf dem zweiten evang.-sozialen Kongreß sprach, nämlich daß man heute gerade diesen Geistlichen letzterer Art beflissen sei, Knüppel zwischen die Beine zu werfen, wenn sie

unermüdlich arbeiten, die zerrissenen Schutzdämme wieder zu füllen. Ich fürchte gar sehr, daß auch dieser Erlaß, wo nicht selbst ein solcher Knüppel ist, aber doch als gutes Material benutzt werden wird vor der Welt, daraus solche Knüppel zu holen und sich daraus zurechtzuschneiden. Legion ist schon die Zahl der öffentlichen Preßstimmen, die mit wahrer Höllenwuth oder Schadenfreude aus Anlaß dieses Erlasses über die gesammte Geistlichkeit hergefallen sind. Wie gesagt, die Zahl derselben ist Legion; dennoch wollen wir uns nicht enthalten, eine solche Stimme aus einer hochkonservativen Zeitung, die allzeit sich sonderlich zur Stütze für Religion, Ordnung und Sitte rechnet, hierherzusetzen. Die Hallesche Zeitung schreibt in der Nummer vom 23. Dezember 1895: „Wenn der Oberkirchenrath die agitatorische Bethätigung als mit dem geistlichen Beruf unbedingt unvereinbar erklärt, so verlangt er für die sonstige als Vorbedingung das Erwerben von Kenntnissen über soziale und wirthschaftliche Angelegenheiten. Gerade diese Forderung hat unsern vollen Beifall, denn nichts ist erstaunlicher, als das Uebermaß von Unkenntniß in diesen Dingen, mit denen die Sozialpastoren in den Kampf gezogen sind. In der sozialpolitischen und wirthschaftlichen Unwissenheit dieser „Propheten" liegt auch die Ursache nicht nur ihrer lokalen Mißerfolge, sondern auch des Umschlags ihrer Thätigkeit in jener phrasenhaften Agitation. . . . .

Dem Pastorensozialismus dürfte der Oberkirchenrath ein Ende gemacht haben. . . . Nur die Frage bleibt noch offen, was mit dem Pastorensozialismus werden soll, der nicht minder bedenklich als jener wirkt. Man wird erwarten dürfen, daß auch diesem der Weg von der Obrigkeit gewiesen wird, damit endlich der Unfug aufhört, daß die proletarische Sozialrevolution auf die Mitarbeit gebildeter Kreise sich beruhen darf."

Ich fürchte, daß gerade dieser Erlaß die Gefahr, zu deren Vermeidung er das Wort genommen hat, erst recht heraufbeschworen hat. Die Vertrauensstellung der Geistlichen in ihren Gemeinden hat durch den Erlaß einen gewaltigen Stoß erlitten und wird ihn unheilbar erleiden, wenn die Geistlichen in ihrer Gesammtheit zu seiner Stimme stillschweigen. Ein Theil der Gemeinde würde in Zukunft den Geistlichen mit den Finger drohen und mit dem Hinweis auf den Erlaß ihnen zurufen: „Kusch Dich, Du hast zu schweigen!". Der andere Theil würde verächtlich und voll Mitleid mit Fingern auf sie hinweisen „Sie sind stumm und sagen nichts, dieweil sie einen Maulkorb tragen". Wir schließen diese Kritik des ersten Theils mit wenigen, aber um so beachtenswertheren Worten aus den Grenzboten, 1. Heft 1896, Seite 4: „Schwerlich aber wird man sich des Eindrcks erwehren können, daß aus dem Erlaß nicht sowohl die Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen, oder auch nur die Hierarchie, als vielmehr der Staat und die Bureaukratie zur Kirche reden. Es ist der erste (?), wiewohl sehr vorsichtige und beinahe ängstliche (?) Versuch, der Kirche vorzuschreiben, was sie für das Staatsinteresse thun oder lassen soll. Wir fürchten, daß dabei der Staat nichts gewinnen, die evangelische Kirche aber schweren Schaden leiden wird."

Bahrdorf in Braunschweig. Pastor Eduard Schall.

Die Richtungen der klassischen Philologie seit Fr. A. Wolf.

Die völlige Loslösung der klassischen Philologie von den übrigen Wissenschaften und ihre Konstituirung als selbstständige Wissenschaft hat sich unter Fr. A. Wolf vollzogen, welcher der Erste war, der ihre Aufgabe nicht auf die formale Kenntniß der beiden alten Sprachen beschränkte, sondern vielmehr das Ziel aller philologischen Forschung in der völligen Durchdringung und, um einen Böckh'schen Ausdruck zu antizipiren, in der geistigen Reproduktion der gesammten antiken Welt zu finden glaubte.

Diese Emanzipation der klassischen Philologie, welche bisher, d. h. bis Ende des vorigen Jahrhunderts, als Dienerin anderer Wissenschaften, namentlich der Theologie gegolten, hat man treffend von jenem Tage her datirt, an welchem Fr. A. Wolf in Göttingen es durchsetzte, daß er nicht in eine der herkömmlichen Fakultäten, sondern als studiosus philologiæ immatrikulirt werde.

Man hat das Wolf'sche Postulat einer allseitigen Durchdringung des Alterthums als letztes und höchstes Ziel aller philologischen Bestrebungen in seiner ganzen Tragweite als unleugbar einzig richtiges bis in die Neuzeit anerkannt.

Wenn sich trotzdem die strikteſten Gegensätze einer formalen und realen Philologie in bis auf die Spitze getriebener Einseitigkeit ausbilden konnten, so lag der Grund davon einerseits in der Vieldeutigkeit des für heutige Forschung äußerst unglücklich gewählten Namens Philologie als Ausdruck einer heutzutage weit über ihre ursprünglichen Grenzen hinausgerückten Disziplin, andererseits in dem völligen Mangel an allseitiger Verständigung über die Wahl der Mittel und Wege, welche am ersten zu jenem hohen Ziele zu führen befähigt seien.

Bei näherer Betrachtung zeigt sich aber, daß alle Gegensätze gegen die Wolf'sche Auffassung von dem Begriff und der Tragweite der Philologie, wie sie namentlich in der Hermann'schen und neuerdings in der Ritschl'schen Schule ihre eifrigsten Vertreter gefunden haben, wesentlich ein Zurückgehen auf jene Art von Philologie bekunden, wie sie von den Alten selbst geübt worden, somit keineswegs dem Vorwurfe entgehen können, daß sie eben nicht auf der wissenschaftlichen Höhe unserer Zeit stehen.

Es handelt sich also zunächst darum, zu untersuchen, ob die heute gangbar gewordene Erweiterung unserer Kenntniß vom Alterthum, sowie die selbstständige Entwicklung der übrigen Wissenschaften eine so enge Einschränkung der philologischen Wissenschaft auf jene wenigen von den Alten ausgeübten Dizziplinen empfehlen darf, und dann noch in zweiter Linie, ob eine in dieser Weise beschränkte Disziplin überhaupt unseren heutigen Anforderungen an Etwas, was Wissenschaft heißen will, noch genügen kann.

Wir werden diese Versuche der Neueren, in der Begriffs- und

Gebietsbestimmung der Philologie auf die verwandten Studien der Alten zurückzugehen, unbedingt als verfehlt zu verwerfen haben, sobald wir uns unsere heutige Stellung zum Alterthum klar gemacht haben.

Freilich scheinen antike und moderne Philologie der klassischen Alterthumswelt darin zusammenzutreffen, daß sie beide einen abgeschlossenen, bereits objektiv gewordenen Stoff behandeln, indem sich nämlich im Alterthum nur für solche Zeiten philologische Bestrebungen nachweisen lassen, welche eine voraufgegangene, völlig ausgereifte Litteratur zur Voraussetzung haben.

Jedoch war es ja zu jenen Zeiten nur das litterarische Leben, das von den philologischen Studien neue Befruchtung erhoffen konnte und auch sollte, sodaß die Beschäftigung mit einem anderen Gegenstande, als der Litteratur, von selbst den Zwecken der damaligen Philologie fremd bleiben mußte.

Das ist bei uns ganz anders geworden.

Während sich also der Philologie schlechterdings kein anderer Stoff zur Bearbeitung bot, als die jeweilen allein objektiv gewordenen Litteraturperioden, frägt es sich nun allerdings, ob wir Moderne, denen das gesammte Alterthum nach allen Seiten hin objektiv vorliegt, jenen allein auf Litteratur bezüglichen Gesichtspunkt der Alten für genügend erachten können.

Die Beantwortung dieser Frage fällt nicht schwer.

Schon hieraus ergiebt sich, daß der bereits im Alterthum vieldeutig gewordene Ausdruck „Philologie" heutzutage keineswegs mehr auf unsere jetzigen Errungenschaften paßt, noch viel weniger aber uns dazu berechtigen kann, einen offenbaren wissenschaftlichen Rückschritt zu befürworten, welchen allerdings ein ängstliches Festhalten an Namen unweigerlich zur Folge haben müßte und wirklich auch schon gehabt hat.

Da sich die antike Philologie nur auf die Litteratur als Objekt der Forschung richtete, so konnte sie nicht über die engen Grenzen der sogenannten Philologie hinauskommen, und wirklich finden wir sowohl bei den Griechen, als bei den Römern den Umfang der philologischen Forschung auf die diplomatische oder Textkritik, Exegese und sogenannte höhere oder ästhetische Kritik eingeschränkt, die Anagnosis, Diorthosis, Exegesis, Krisis der Alexandriner, die entsprechenden lectio, emendatio, enarratio, iudicium der Römer nach der von Varro aufgebrachten Bezeichnung.

Wollten wir in der Ausübung dieser Disziplinen die Aufgabe der Philologie erfüllt sehen, so liegt klar zu Tage, daß ihre ausschließliche Anwendung auf das Alterthum ihr keineswegs den Charakter einer selbstständigen Wissenschaft zu verleihen befugt ist, indem mit Recht jedes andere, z. B. moderne Volk eine ähnliche Behandlung seiner Litteratur beanspruchen kann und auch wirklich erfahren hat, wovon die erst in unserem Jahrhundert erwachte orientalische, semitische, germanische, romanische, slavische Philologie Zeugniß giebt. Zur gesonderten selbstständigen Wissenschaft würde in diesem Falle die Philologie, wenn wir am Namen festhalten wollten, nur dann erhoben, wenn sie gleichmäßig alle Litteraturen aller Völker in Angriff nähme, was der Sprachvergleichung und der vergleichenden Litteraturkunde zufällt.

Man hat das gefühlt und deßhalb zwischen klassischer Philologie und

anderen Philologien unterschieden, nur hätte man sich dabei vor der Inkonsequenz hüten sollen, der klassischen Philologie in der bezeichneten Einschränkung auf Sprache und Litteratur für sich den Charakter einer selbstständigen, mit einer eigenen Methodologie behafteten Wissenschaft verleihen zu wollen. Die Methode der Sprachvergleichung ist überall die gleiche. Diese Inkonsequenz scheint nun allerdings nicht wenig durch die unleugbare Thatsache entschuldigt zu werden, daß es die klassische Philologie gewesen ist, um welche als Kern und Mittelpunkt sich alle übrigen Philologien angesetzt haben und daß bloß die klassische Philologie bis jetzt eine abschließende methodische Ausbeutung ihrer gesammten Disziplinen erfahren hat.

Wenn wir uns daran erinnern, daß der Gegenstand der klassischen, wie der modernen Philologien ursprünglich nur einer war, das indogermanische Urvolk, so werden wir Miklosichs treffender Bemerkung gerne beitreten, daß, wie bei der Sprache, so auch in der Mythologie und im Rechte die auf ein Volk eingeschränkte Forschung in vielen Fällen unzureichend ist, und daß andererseits die gelungene Lösung einer, wenn auch zunächst nur ein Volk berührenden Frage auch hier für die anderen von Bedeutung ist.

Ein ungefähres, wenn auch nur Miniaturbild von der Großartigkeit und Bedeutung einer solchen Universalphilologie, wie wir sie fordern, was man auch vergleichende Kulturgeschichte nennen kann, sowie zugleich die sichere Gewähr für deren Ausführbarkeit und Lebensfähigkeit kann uns die an überraschenden Resultaten überreiche Entwickelung der sogenannten vergleichenden Sprachwissenschaft bieten, eine Wissenschaft, welche, obgleich sie von den eigentlichen Philologen von Gottes Gnaden mit vornehmer Geringschätzung behandelt worden ist und noch jetzt behandelt zu werden pflegt, in Wahrheit als hochwichtige Vorläuferin unseres Ideals von Universalphilologie begrüßt werden muß. Wir sagen absichtlich, als Vorläuferin: denn mit einer Untersuchung der Sprache und ihrer Gesetze halten wir keineswegs die Aufgabe der Philologie für erschöpft oder die Wissenschaftlichkeit dieser Disziplin für hinlänglich garantirt.

Die Philologie vor Friedrich August Wolf trägt bei ihrem völligen Mangel an systematischer Zwecks- und Gebietsbestimmung einen durchaus unwissenschaftlichen Charakter und kann daher schwerlich dem Vorwurf entgehen, welchen selbst die neueste Philologie nicht selten zu hören bekommt, daß sie nämlich aus nichts, als aus einem Komplex leicht zu erlernender Fertigkeiten und Kunstgriffe bestehe. Goethe war im Rechte, wenn er von ihr sagte: „Die Philologie ist ein Handwerk und zwar das Handwerk zu emendiren." In der That paßte für die damalige Zeit der den Philologen von ihren Gegnern gemachte Vorwurf, daß ihre Wissenschaft das Brod nicht wohlfeiler mache: unglaublich dagegen klingt es, daß sogar in unserer Zeit bei den überraschend reichen Resultaten philologischer Forschung die Vertreter der Materie, sonst ungeheuer praktische Leute, sich zu ähnlich lautenden Aussprüchen haben erkühnen können.

Freilich glaubte die damalige Philologie ihren Zweck erreicht zu haben, wenn sie mittelst Konjektural- und höherer Kritik und Exegese das Verständniß der klassischen Litteraturen erschließe; ihr Interesse war ein wesentlich formales, auf die Sprachen des Alterthums gerichtet: den Inhalt dieser Litteraturen, die Durchforschung und Verwerthung der sogenannten Realien überließ sie den verschiedenen Fachwissenschaften oder zog sie im besten Falle nur als untergeordnete Hülfsdisziplinen zur Stütze der Konjekturalkritik in

den Kreis ihrer Untersuchung. Selbst noch bei Heyne, welcher zuerst neben der Form dem Inhalt mehr Beachtung schenkte, tritt dieses Streben nur erst in der Gestalt unsystematischer Polyhistorie zu Tage.

Es ist Fr. Aug. Wolfs unsterbliches Verdienst, das Gebiet und den Zweck der klassischen Philologie oder Alterthumskunde, wie wir sie lieber genannt wissen möchten, klar bestimmt zu haben. „Das von der Philologie angestrebte Ziel," sagt er, „ist kein anderes, als die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht." Und wenn wir ferner von ihm den Ausspruch lesen, „daß sich nur im alten Griechenlande finde, was wir anderswo fast überall vergeblich suchen: Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grundlage eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen," — so wird uns klar, daß er jenes höchste Ziel der Philologie nur in der lebensvollen Erfassung und Durchdringung und schließlich Nachahmung des antiken Geistes nach allen Richtungen seiner Aeußerung erreicht sah. Befremdend mag es klingen, daß er hauptsächlich die Beschäftigung mit der moralischen Seite der Menschheit der Philologie zuweist; doch geht aus dieser Bemerkung trotz ihrer offenbaren Einseitigkeit klar hervor, daß bereits Wolf eine Ahnung von der universalen, das geistige Leben aller Kulturvölker gleichmäßig umfassenden Bedeutung unserer Wissenschaft hatte. Aber nicht nur die moralische Seite der Menschheit, sondern eben so sehr auch die intellektuelle, überhaupt die gesammte geistige Entwickelung eines Volkes, aus dem ganzen Umfang der erhaltenen Quellen geschöpft, darzustellen, ist nach unserer Ueberzeugung oberstes Ziel aller philologischen Forschung.

Obwohl Wolf die Nothwendigkeit erkannte, die bisher zerstreuten oder ohne inneren Zusammenhang lose an einander gereihten Hülfsdisziplinen der Philologie zu einem fest umgrenzten und einheitlich abgerundeten Systeme der Alterthumswissenschaft zusammenzuschließen, so hat es ihm doch nicht gelingen wollen, eine mehr als bloß äußerliche, nur durch die gemeinsame Beziehung aufs Alterthum zusammengehaltene Anordnung dieser Disziplinen zu bewerkstelligen: übrigens eine Aufgabe, die sogar bis auf die neueste Zeit nur mangelhaft gelöst worden ist.

Von größter Wichtigkeit für die weitere Entwickelung der Philologie war die von Wolf vorgenommene Scheidung der philologischen Disziplinen in formale und reale, indem er jenen nur propädeutische oder höchstens regulative Bedeutung zumaß, während er aus den realen Disziplinen das eigentliche Gebäude der Philologie errichtet wissen wollte. Ohne mit Wolf wegen des mangelhaften Zusammenhangs dieser einzelnen Disziplinen unter einander an dieser Stelle weiter rechten zu wollen, bemerken wir nur, daß die offenbar unrichtige Versetzung der Grammatik unter die formalen, also bloß propädeutischen Disziplinen, während sie keineswegs nur Mittel zum Zweck, sondern auch Zweck selbst ist, den unmittelbaren Anstoß zu den zwei sich alsbald entwickelnden Richtungen der formalen und realen Philologie gegeben hat, ein Gegensatz, welcher, wenn auch vielfach modifizirt und durch manche Vermittelungsversuche gemildert, sich im Wesentlichen doch bis auf unsere Tage erhalten hat. Wie in der Philosophie die Ausgleichung von Idealismus und Realismus, so wird in der Philologie die Ueberwindung von Formalismus und Realismus als Gegensätzen Aufgabe unserer Zeit sein.

Während Wolf die Philologie weit über ihre bisherigen Grenzen hinaushob, wurde sie von seinem Zeitgenossen Wolfgang Reiz noch in der herkömmlichen Weise als Sprachkunde weiter betrieben, jedoch ohne daß diese verschiedene Auffassungsweise eine Spaltung innerhalb der Philologie selbst hervorgerufen hätte. Aber unter ihren beiderseitigen Schülern, Gottfried Hermann und A. Böckh erwachte dieser Gegensatz zu vollem Bewußtsein. Scharfe Ausprägung ist ja gewöhnlich Sache der Nachfolgenden.

Gottfried Herman, der Schüler von Wolfgang Reiz, glaubte im Namen der Philologie, sowie in ihrer von der Alexandrinerzeit weg bis auf Wolf allerdings meist unverändert gebliebenen Auffassung als Sprachwissenschaft die beste Gewähr zu finden, daß alleiniger Zweck der Philologie das Studium der antiken Sprachen sei, ihr Gegenstand also nur die Sprache, ihr Gebiet nur die sprachlichen Denkmäler seien und auch diese nur nach ihrer sprachlichen, formalen Seite, während die Kenntniß des sprachlich Dargestellten, des Inhalts, also Leben der Alten in Staat, Familie, Kunst, Religion, selbst auch die Litteratur nur subsidiären Werth haben soll, sofern nämlich dieser Inhalt zur Aufhellung sprachlicher Verhältnisse beitragen oder vielmehr, um doch die Sache bei ihrem wahren Namen zu nennen, die Konjekturalkritik unterstützen kann.

Die Richtigkeit des Satzes, den die Vertheidiger der Hermannschen Theorie aufgestellt haben, daß sich in der Sprache der Geist und Charakter eines Volkes am vollkommensten offenbare, wird Niemand bestreiten wollen: doch dürfte diese Entdeckung des Volksgeistes in der Sprache kaum ohne vorangegangene oder wenigstens gleichzeitig beigezogene Kenntniß der anderweitigen Aeußerungen dieses Volksgeistes ersprießlich, ja überhaupt nur denkbar sein.

Jedenfalls hat Gottfried Hermann das Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß die Sprache für die Philologie keineswegs nur Mittel ist, sondern auch als reales Objekt der Forschung betrachtet und behandelt werden muß: nur glaubte er, in der Sprache das alleinige Objekt der Forschung zu erkennen, und das war einseitig.

Gottfried Hermann hat die erste philologische Schule gebildet, welche sich bis in die Hälfte dieses Jahrhunderts in unvermindertem, ja zeitweise in alleinigem Ansehen zu erhalten wußte. Des Meisters imposante Persönlichkeit, sowie das in dieser Schule zu oberster Norm erhobene Jurare in verba magistri mochten hierzu wohl mehr beigetragen haben, als die angenommene Unfehlbarkeit des Systems

Schon Hermann, noch mehr aber seine Schüler ergingen sich in der heftigsten und einseitigsten Opposition gegen jede von der ihrigen abweichende Auffassung der Philologie. Nur einem hervorragenden Talente, was Gottfried Hermann ohne Zweifel gewesen ist, war es möglich, mittelst der glänzendsten Resultate — wir erinnern nur an seine hohen Verdienste um eine rationelle Bearbeitung der Grammatik und Metrik — die offenbare Einseitigkeit seiner Richtung mit Würde und theilweiser Berechtigung zu behaupten. Doch, was das unausbleibliche Erbtheil minder begabter Jünger ist, daß sie die einseitige Richtung ihres Meisters auf die Spitze treiben, gilt auch von den unmittelbaren Schülern Gottfried Hermanns, von welchen wir hier nur seinen Schwiegersohn Fritzsche nennen wollen: auf diese findet das treffende Wort Jean Pauls seine vollste Anwendung: „Viele hängen sich aus Mangel an Sachen und Gedanken an die Worte, und um aus

der Sprache herauszupressen, was aus ihr allein nimmermehr entnommen werden kann, foltern sie dieselbe, bis sie lügt."

Hatte Gottfried Hermann die formalen Disziplinen der Philologie zum alleinigen Gegenstand aller philologischen Forschung erhoben wissen wollen, so war es auf der anderen Seite August Böckh, ein Schüler von Fr. Aug. Wolf, welcher im Sinne seines Lehrers in allseitiger Durchdringung der Realien den Zweck der Philologie erfüllt sah. Nach ihm ist Philologie in Bezug auf ein bestimmtes Volk in einem verhältnißmäßig abgeschlossenen Zeitalter die geschichtlich-wissenschaftliche Erkenntniß der gesammten Thätigkeit, des ganzen Lebens und Wirkens dieses Volkes. Dieses Leben und Wirken, zugleich mit dem, was dadurch erzeugt wird, Gegenstand der Philologie, ist entweder ein praktisches als Quelle der Familien- und Staatsverhältnisse, oder ein theoretisches, sich äußernd in Religion, Kunst und Wissen. In der Vorrede zum Corpus inscriptionum Græcarum hat er es vorgezogen, statt der zwei großen Gruppen theoretischer und praktischer Disziplinen eine Scheidung sämmtlicher in vier Gebiete vorzunehmen, nämlich I. Geschichte nebst Staatsalterthümern, Chronographie und Geographie; II. Privatalterthümer nebst Staatshaushalt und Handelswesen; III. gottesdienstliche Alterthümer nebst Kunst, und schließlich IV. Geschichte des Wissens, mit Einschluß von Philosophie, Mythologie, Litteratur und Sprache.

Die Sprache, als Form des Gedankens, gehört in das Gebiet des Wissens, bildet somit ebenfalls ein Objekt philologischer Forschung, tritt selbst in Form der Grammatik in den Kreis der realen Disziplinen ein, während als bloß formale, d. h. propädeutische und regulative Disziplinen Hermeneutik und Kritik gegenübertreten. Da die Aeußerungen der Thätigkeit eines alterthümlichen Volkes großentheils in Sprachdenkmälern überliefert sind, muß die Philologie aus denselben, ohne beim Verstehen der Sprache selbst stehen zu bleiben, das ganze Gebiet der Thatsache und des Gedankens darstellen.

Die Form des Gedankens, die Sprache, kann nicht vollkommen erkannt werden, wenn nicht der Gedanke selbst, die realen Verhältnisse ergriffen und begriffen worden sind. Sprache und Inhalt ergänzen sich so gegenseitig: in ununterbrochener Fortschreitung erschließt die Sprache den Inhalt, und der Inhalt hinwiederum erleichtert das Verständniß der Sprache. Auch nach der praktischen Seite der Philologie hin wäre es ein wunderliches Vorurtheil, zu glauben, daß durch solche grammatische Untersuchungen, wie sie noch Böckh verlangte, die formale Bildung mehr Förderung erhielte, als durch die Kenntniß der politischen, religiösen, philosophischen, künstlerischen Ideen und ästhetischen Formen, sowie der gesammten geschichtlichen Verhältnisse des klassischen Alterthums.

Wir sehen, daß der Vorwurf, den man der Realphilologie machen kann und auch wirklich vom Hermannschen Standpunkte aus mit aller Energie geltend gemacht hat, daß sie die Sprache und Grammatik zur bloßen propädeutischen Hülfsdisziplin herabsetze, den eigentlichen Gründer und Vertreter dieser Richtung, August Böckh, nicht treffen kann, indem sich dessen Fortschritt gegen Wolf gerade darin kundgiebt, daß er die Grammatik in den Kreis der realen Disziplinen aufgenommen, also ebenfalls zum realen Objekt philologischer Forschung gemacht wissen will. Nur läßt sich nicht leugnen, daß die Aufnahme der Grammatik unter die realen Disziplinen von Böckh zwar in der Theorie gefordert wurde, in praxi aber, und dies besonders bei seinen Schülern, nur ein frommer Wunsch geblieben ist; in so fern, aber

nur in so fern, waren die heftigen Entgegnungen Hermanns und seiner Schule begründet. Doch darin werden wir Böckh unbedenklich beipflichten müssen, daß Zweck der Philologie nicht die Gewinnung abstrakter Sprachformen sein kann, die es ihr etwa von den Spracherscheinungen abzuziehen gelingt, sondern vielmehr die ganze volle Auffassung des antiken Geisteslebens in Verstand, Gefühl und Phantasie. Es liegt auf der Hand, daß dagegen die unbegründete und unbegreifliche Behauptung Gottfried Hermanns nicht Stich halten kann, welche besagt, die sozial-politischen Einrichtungen der Alten, ihre Künste, die Trümmer ihrer Architektonik oder was sonst aus dem Alterthum mit den Augen Sichtbares und mit den Händen Greifbares auf uns gekommen sei, lasse nicht die geringste Vergleichung mit den erhaltenen Litteraturschätzen zu, als ob nicht selbst das kleinste und geringfügigste Ueberbleibsel wenigstens nach einer Seite hin Zeugniß vom schöpferischen Geiste des Alterthums ablegte! Wie wenig Gottfried Herrmann bei seinen unleugbaren Verdiensten um Erforschung der Sprachen in den eigentlichen Geist des Alterthums einzudringen wußte, zeigen die Akten seiner zahlreichen und berüchtigten Kämpfe mit Böckh und seiner Schule, in denen er meistens nicht zu seiner Ehre den Kürzeren ziehen mußte.

Da nun aber doch alles philologische Forschen ohne eine stetige Anwendung des Organons der Hermeneutik und Kritik in der Luft schweben muß, die Ausübung der Hermeneutik und Kritik aber ohne genaue Kenntniß der Sprache und der Grammatik eine bare Unmöglichkeit ist, so werden wir in der neueren Phase der Realphilologie, welche sich der Grammatik als realen Objekts der Forschung fast gänzlich begeben hatte, unmöglich die Aufgabe der Philologie erfüllt sehen können, so sehr wir ihr auch für ihre großartigen Leistungen dankbar sein müssen. Sie ist vielmehr als Rückkehr zur Wolfschen Theorie, nicht als deren Weiterbildung zu betrachten.

Diese beiden Richtungen waren die einzigen, welche sich eine epochemachende Geltung zu erobern gewußt hatten. Der Folgezeit war die doppelte Aufgabe zugewiesen, eine philosophische Begründung der beiden Systeme zu versuchen, wie dies Milhauser im Sinne Hermanns, und Freese-Elze im Geiste Böckhs mehr oder weniger erfolgreich angestrebt haben, und zweitens, auf Grund der damit verbundenen schärferen Inangriffnahme bestimmter Hauptfragen eine gewisse Verständigung und Ausgleichung anzubahnen. Derjenige, dem dieses von allen am besten gelungen ist, war jener gewaltige Geist, welcher der gesammten Philologie der Gegenwart die Pfade geebnet hat, Friedrich Wilhelm Ritschl.

Freilich konnte auch dieser hoch über den Parteien stehende Mann der trüben Erfahrung nicht entgehen, daß man für gewisse Ausschreitungen einzelner Schüler ohne weiteres den Meister selbst haftbar machte. Man ging in diesem Mangel an Verständniß von dem wahren Sachverhalt so weit, daß man mit dem Namen der Ritschlschen Schule geradezu ein völlig aller wissenschaftlichen Forschung Hohn sprechendes, ganz und gar unkritisches Verfahren zu bezeichnen gewagt hat. Und noch dazu war es nur ein Theil der Ritschlschen Schule gewesen, welcher durch ein auf die Spitze getriebenes konjekturalkritisches Verfahren die klassische Philologie in Verruf gebracht hat, als entbehre sie jedes sicheren Bodens, als sei der von ihr errichtete Bau ein leeres Kartengehäuse aus den kühnsten und abenteuerlichsten Vermuthungen zusammengesetzt.

Ritschl selbst hat ein derartiges Vorgehen dieser Schüler nie gebilligt;

während er freilich der Textkritik eine hervorragende Rolle zugewiesen hat und daher sämmtliche damit in Verbindung stehende Disziplinen gleichmäßig gepflegt wissen wollte, wie die Paläographie vor Allem, so wußte er gar wohl zwischen konservativer und radikaler Kritik zu unterscheiden, und in welchen Fällen jene und wann hinwiederum diese ihre Berechtigung habe. So war ihm sehr wohl bekannt, daß gut überlieferten und lückenlos geschriebenen Texten gegenüber der Kritik ein konservatives Verhalten und Vorgehen vorgeschrieben sei, während bei verdorbener, durch offenkundige Abschreiberfehler oder durch Handschriftenlücken zerstörter Ueberlieferung und auch bei Fragmenten ein radikales Vordringen geboten sei.

Ritschl ist äußerlich ein Schüler von G. Hermann, innerlich aber ein Schüler Fr. Aug. Wolfs, wie die Allseitigkeit seiner Auffassung von der Aufgabe der Philologie, welche mit der Wolfschen völlig übereinstimmt, deutlich erkennen läßt. Es ist dies ein Punkt, welcher viel zu wenig bekannt, geschweige denn ausreichend betont worden ist, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn man die übertriebenen Ergänzungsgelüste gewisser Ritschlianer ohne viel Bedenken auf ihren Namengeber zurückgeführt und so den nicht berechtigten Vorwurf an durchaus falscher Stelle angebracht hat. „Der beste Beurtheiler aller Dinge," sagt schon Plato, „ist die Zeit." Das durch Ribbeck entworfene Lebensbild Ritschls liefert dafür den besten Beweis.

Die sogenannte Ritschlsche Schule weist verschiedene Richtungen auf. Die extremste Richtung, welche diesen Namen vor allem trägt, befolgt viel mehr die Fußspuren und Lehren Gottfried Hermanns, die andere schließt sich durch die Vermittelung Ritschls an Fr. Aug. Wolf an. Die erste hat durch ihre Absonderlichkeiten die klassische Philologie in Mißkredit gebracht und damit Ritschl selbst, ein Flecken, von welchem in weiteren Kreisen meinen verehrten Lehrer zu befreien mir als unabweisliche, aber mit Freuden übernommene Ehrenpflicht erscheint.

Es muß als eine der zahlreichen Ironieen des Schicksals betrachtet werden, daß es gerade demjenigen, welcher in erster Linie als echtester und kühnster Ritschlianer bezeichnet zu werden pflegt, Otto Ribbeck, früher in Bern, jetzt Ritschls Nachfolger in Leipzig, die Aufgabe zugewiesen hat, mittelst einer ausführlichen Monographie über Ritschls wissenschaftlichen Lebensgang den unumstößlichen Beweis zu liefern, daß Ritschl selbst sich von den Einseitigkeiten der durch Gottfried Hermann vertretenen Richtung völlig frei wußte.

Es zeigt dies ein Blick auf die Themata der von ihm gehaltenen Vorlesungen, sowie die Eigenartigkeit und Weitschichtigkeit seiner Publikationen und sonstigen litterarischen Unternehmungen und Wünsche, deren Ausführung und Erfüllung der Neuzeit vorbehalten war.

Wir denken dabei an die Sammlungen der altrömischen Dramatikerfragmente durch Ribbeck; der römischen Rhetoren und Grammatiker durch Keil, der römischen Kommentatoren durch Thilo, der römischen Glossenwerke durch Löwe und Götz, der lateinischen Inschriften durch Mommsen und Hübner, der tironischen Noten durch Schmitz, nicht zu reden von der infolge streng wissenschaftlicher und ausgiebiger Verwerthung des gesammten einschlägigen handschriftlichen Materials erzeugten, wahrhaft überraschenden Veränderung, welche die Texte des Catull, Festus, Gellius, Horaz, Nanius,

Quintilian, Vergil, der römischen Anthologie, der kleineren römischen Dichter, der Kirchenväter und anderer auf seine Anregung hin erfahren haben.

Der Zweck der Philologie ist nach Ritschl ein doppelter, entweder darauf gerichtet, die erworbene Kenntniß der Gesetze und Gestaltung einer Sprache auf das Verständniß und die Deutung der in derselben vorhandenen Schriftwerke und Litteratur anzuwenden und daraus die Wissenschaften und Künste eines fremden Volkes oder einer früheren Zeit zu erlernen — niedere Philologie, oder darauf, die Gesetze der Sprache um ihrer selbst willen zu erkennen und sie in allen ihren Formen, Gestaltungen, Verzweigungen, Abstufungen und Ursachen zu erforschen, um dadurch zur Erkenntniß der Gesetze des Anschauens, Erkennens, Denkens, Urtheilens und Fühlens im menschlichen Geiste und zum Begreifen der geistigen Thätigkeit inmitten ihrer Kräfte und Richtungen zu gelangen — höhere Philologie. So erhaben auch hiernach das Ziel der höheren Philologie gefaßt ist, als philosophische Sprachanalyse, so ist doch klar, daß zur Erreichung dieses Ziels die auf die klassischen Sprachen beschränkte Philologie nicht von ferne ausreicht: es erscheint vielmehr als ein befremdlicher Widerspruch, daß die Verfechter der Ansicht, Philologie sei Sprachwissenschaft und nichts weiter, ihr zugleich das Alterthum als Grenze setzen und alle Sprachvergleichung vermieden wissen wollen. Als nicht minderer Widerspruch muß es gelten, wenn das durch Kenntniß der Sprache erworbene formale Verständniß ihrer Litteratur und die wissenschaftliche Verwerthung des darin niedergelegten Materials unter der Aufschrift „niedere Philologie" zusammengeworfen werden.

Unabhängig von diesen beiden Richtungen der Formal- und Realphilologie hatte zur Zeit, als man noch nicht an eine Vermittelung beider dachte, sich unter der Leitung von Ast, Creuzer und vornehmlich Friedrich Jacobs eine dritte ausgebildet, die man bald die ästhetisch-philosophische, bald die pädagogisch-didaktische genannt hat. Dieser Richtung war Sprachstudium und Alterthumskunde nicht Zweck an sich, sondern nur Mittel zum Zweck, die alten Schriftsteller zu verstehen, zu genießen und sich ihren Geist anzueignen, indem man sie als Muster klassischen Inhalts und klassischer Darstellung ansah, aus deren Studium vor Allem man sich eine gründliche und klassische Bildung verschaffen könne.

Freilich hat eine solche Betrachtungsweise des Alterthums viel Einschmeichelndes für sich, doch haben ihre unausbleiblichen Folgen, nämlich Unwissenschaftlichkeit auf der einen und barocke, dem Alterthum ganz und gar fremde Sentimentalität auf der anderen Seite einer solch einseitigen Auffassungsweise von vornherein das Anrecht, als wissenschaftliche Forschung zu gelten, entziehen müssen.

Noch mag eine Richtung erwähnt werden, welche praktisch zwischen Formal- und Realphilologie zu vermitteln sucht, diejenige nämlich, welche, mit theilweiser Herabsetzung der Sprache zum bloßen Mittel des Verständnisses, der Philologie bereits an der Litteratur eine Grenze setzt, eine Richtung, als deren Vertreter Bergk, Haase, Preller, Bernhardy genannt werden mögen.

Eine kurze Charakteristik dieser drei Hauptrichtungen würde sich etwa so fassen lassen: die Hermannsche, jetzt von vielen Ritschlianern vertretene Auffassung kommt nicht über die Quellen des Alterthums — die litterarischen Denkmäler — hinaus zum Alterthum selbst und faßt auch an diesen Quel-

len nur die sprachliche Seite auf; die Böckhsche Richtung sieht in den Quellen eben nichts weiter, als Quellen, die ihr nur insofern Bedeutung gewinnen, als sie zur Rekonstruktion des gesammten antiken Geisteslebens beitragen können. Die sogenannte vermittelnde Richtung endlich hält mit der gleichmäßig auf Form und Inhalt gerichteten Erkenntniß der litterarischen Erzeugnisse der beiden alten Völker den Kreis philologischer Forschung für geschlossen.

Werfen wir einen Blick auf die Ergebnisse der philologischen Studien seit Fr. Aug. Wolf, so werden wir ihnen für die mannigfachen, zwar vielfach einseitigen, aber gerade deßhalb schließlich zusammengerechnet allseitigen Erörterungen dieser Prinzipienfragen nur dankbar sein können. Gerade dieses Ausgehen von den verschiedensten Gesichtspunkten hat uns über die Ertragsfähigkeit der einzelnen Disziplinen den reichhaltigsten Aufschluß gegeben: eine Menge neuer Ideen ist dadurch in Umlauf gesetzt worden, wovon die frühere Zeit keine Ahnung hatte. Um aus der großen Masse dieser Ergebnisse nur einige Wenige herauszugreifen, so hat G. Hermann durch seine Forschungen auf dem Gebiet der Grammatik und Metrik für diese Disziplinen gerade eine neue Aera begonnen; Wolfs denkwürdige Homerhypothese ist durch die gründliche Befehdung nur bestätigt worden; Niebuhrs Kritik der römischen Geschichte hat die geschichtliche Forschung in ganz neue Bahnen gelenkt, die sich aber immer mehr als die einzig richtigen erwiesen haben; August Böckh verdanken wir den Wiederaufbau der gesammten athenischen Staatsmaschine, die vorher einem regellosen Trümmerhaufen zu vergleichen war; Bernhardys Rekonstruktion der antiken Litteraturen wird stets als ein denkwürdigs Zeugniß weitschichtiger Gelehrsamkeit und bewundernswerthen Kombinationstalents gelten müssen, und schließlich hat Welcker in seiner Restitution der alten Tragödie ein von echt antikem Schönheitsgefühl durchdrungenes, von rein hellenischem Geiste durchwehtes Kunstwerk geschaffen.

Die Aufgabe unserer Zeit ist nun offenbar diese, Formal- und Realphilologie zu vermitteln oder, sagen wir lieber, eine innige harmonische Vereinigung beider herzustellen.

Die Philologie, als Sprachforschung gefaßt, kann nur in der Sprachvergleichung ihre Weihe zur Wissenschaft finden: die Sprachforschung auf ein bestimmtes Volk und eine bestimmte Zeit beschränkt, kann nur in der allseitigen Durchdringung des gesammten Volksgeistes einen Ersatz dafür finden, daß sie aus dem organischen Ganzen der Sprachenreihe geschieden ist.

Wer die Schriften des Alterthums nur der Sprache nach versteht und nicht dem Inhalt nach, der ist nur ein halber Philolog; aber wer sie dem Inhalt nach zu verstehen trachtet und der Sprache nach nicht versteht, der ist kein halber, sondern gar keiner. Und so schließen wir denn mit dem treffenden Worte Döderleins;

„Alles für den Geist des Alterthums, aber Alles durch die Sprachen des Alterthums."

Bern.

Professor Dr. H. Hagen,
Rektor der Universität.

Naturwissenschaftliche Märchen.*)

III.

Die X-Strahlen und die Gravitation.

Ein Kaisergedanke.

Motto: Bist Du beschränkt, daß neues Wort Dich stört?
Willst Du nur hören, was Du schon gehört?
Dich störe Nichts, wie es auch weiter klinge
Schon längst gewohnt der wunderbarsten Dinge.

„Ob wohl die kathodischen oder X-Strahlen mehr Licht über das Gravitationsgesetz zu verbreiten im Stande wären? — —"

Den Gedanken des Zusammenhanges dieser Entdeckung mit der Gravitation hatte der Kaiser zu Röntgen, dem Entdecker, geäußert und dieser Gedanke wirkte in uns weiter.

Mir hatte er nach langer Debatte mit dem benachbarten Kollegen und Freunde Dr. S., der mich zufällig besuchen kam, eine schlaflose Nacht bereitet.

Ermüdet saß ich nach der Nachmittagssprechstunde vor meinem Schreibtisch und starrte abgespannt seitwärts nach dem kleinen Taschen-Induktionsapparat von Gaiffe, der wieder einmal nicht so recht hatte in Gang kommen wollen, wie das nach längerem Nichtgebrauch manchmal seine Gewohnheit ist.

Dort stand er auf dem Instrumententische nebenan. Ich hatte vergeblich versucht, ihn durch Aufschütten des weißen doppelschwefelsauren Quecksilberpulvers, das sich im Wasser immer zitronengelb färbt, zum Surren und Funkensprühen zu nöthigen. — Da klopfte es und wieder erschien der Kollege von gestern Abend, der mir die versprochene Abbildung der beringten Knochenhand brachte.

Die Maschine, wie ich selbst, wir Beide wurden durch den Eintretenden aus unserer Müdigkeit aufgerüttelt, wahrscheinlich durch eine Erschütterung kam die Maschine zum Surren, nachdem sie mir den Gefallen so lange versagt hatte und ich war binnen Kurzem sofort wieder mitten im Gespräch über die Zukunft der Elektrizität, für deren Wesen man noch nicht einmal eine genügende Definition gefunden habe. Der Freund dagegen versicherte, im Besitze einer solchen zu sein, Elektrizität sei ein eindimensionaler Vorgang und brachte mir als Stütze für seine weitfliegenden Pläne und Hoffnungen, die er darauf gründete, ein seltsames Buch mit, betitelt: „Die Vorurtheile der Menschheit" von Lazarus B. v. Hellenbach.

„Ist es nicht ein großartiger, wahrhaft kaiserlicher Gedanke, daß wir dem Wesen der Elektrizität auf die Spur kommen sollen, die uns schließlich

*) Siehe Heft 70.

einführt in das Verständniß für den Zusammenhang zwischen Erdmagnetismus, Erdschwere, Erdschwingung mit dem Nordpolarlicht und seiner Elektrizität, für den Zusammenhang unserer bisherigen brockenhaften allbekannten chemischen und physikalischen Naturgesetze mit jener großen geheimnißvollen Macht, die unsern Erdball im Weltall kreisen läßt; verspricht jener Fingerzeig der Natur, dessen Wichtigkeit der Kaiser betonte, nicht eine Offenbarung des Zusammenhanges unserer mechanischen und chemischen Gesetze auf unserem Erdball mit den Newtonschen Gravitationsgesetzen, welche das Weltall durchdringen?"

So hatte mein Besuch emphatisch gesprochen, während er in einem mitgebrachten Bande blätterte, bis er die Stelle fand, die er mir zu zeigen gekommen war.

„Wie vieles — fuhr er fort — knüpft sich nicht daran! Wir würden im Stande sein, wenn wir erst einmal die Nordpolarlichtstrahlen und die Gravitationskraft uns richtig zu Nutze machen könnten, weit über unsere Planeten hinauszuschweifen in die Gebiete des Weltalls, Flug-Apparate im Großen zu konstruiren, Gäodrome, wie Hertzka sie nennt, mit denen wir dem Mond und dem Mars Besuche abstatten könnten; aber um dazu zu gelangen, müssen wir uns erst unsrer Kleinheit und der irdischen Beschränktheit unsres nur aufs Körperliche gerichteten dreidimensionalen Denk- und Fassungsvermögens bewußt werden, erst so können wir die x-dimensionale wie die ein- und zwei-dimensionale Welt — wenn sie auch für unsere fünf Sinne nie vorstellbar sein wird — doch annähernd begreifen. Um das Wesen der Elektrizität kennen zu lernen, müssen wir die Beschränktheit unsres dreidimensionalen körperlichen Vorstellungsvermögens bei Seite lassen, denn die Elektrizität ist ein eindimensionaler Vorgang, wie ich Ihnen beweisen werde."

Mir wurde immer schwüler zu Muth, als er so sprach.

„Was nennen Sie, Herr Kollege, einen x-dimensionalen, einen vierdimensionalen. was nennen Sie einen eindimensionalen Vorgang?" unterbrach ich ihm.

„Um das Ihnen zu erklären, bin ich hergekommen," erwiderte er bestimmt. „Sie wissen, daß das Begriffsvermögen unsrer fünf Sinne in dieser unsrer Körperwelt an Länge, Breite, Höhe, an die drei Dimensionen alles Körperlichen, gebunden ist, daß wir Alles, was um uns her vorgeht nur darnach bemessen und verstehen können, wofür unsere fünf Sinne eingerichtet sind. Wollen wir aber Vorgänge, die über diese Körperwelt hinausgehen, oder die aus einer andern, sagen wir x-dimensionalen Welt zu uns hereinragen, uns denken (vorstellen können wir sie uns nie) so müssen wir doch zunächst den Gedanken anders gestalteter Verhältnisse, (für die unsere groben nur aufs Körperliche gerichteten Sinne freilich bis jetzt noch nicht zugeschnitten sind), mit unserem sechsten, inneren Sinn zu fassen versuchen."

„Und wie bringen Sie das fertig?" fragte ich lächelnd.

Der Kollege nahm einen Glaswürfel, der als Briefbeschwerer auf meinem Schreibtisch lag, und stellte ihn auf die Tischplatte in die Nähe der Elektrisirmaschine, deren seideumsponnene Drähte er etwas bei Seite schob, wobei sie in Berührung mit den Wassertropfen kamen, die mit dem verschütteten Pulver hie und da eine zitronengelbe Färbung angenommen hatten.

„Sehen Sie hier dieſe chemiſchen Prozeſſe, die ich eben wegwiſche, ſind doch Nichts als zweidimenſionale Vorgänge, die Sie ſofort begreifen ſollen, während wir bis jetzt ſtreng genommen doch eigentlich auch noch keine ausreichende Definition für den chemiſchen Vorgang haben, noch keine Antwort auf die Frage: „Was iſt der chemiſche Prozeß?“ Ich ſtelle dieſen Glaswürfel, meinetwegen auch dieſes Stückchen des ſechseckigen Faber-Bleiſtiftes hier auf die ebene Tiſchplatte; nun denken Sie ſich Weſen einer flächenhaften, zweidimenſionalen Welt, die nicht wie wir Länge, Breite und Höhe, ſondern nur Länge und Breite faſſen können. Vorſtellen können wir uns ſolche Weſen nicht, flächenhafte, nicht körperliche Weſen, aber denken können wir ſie uns wie man ſich ein unvorſtellbares mathematiſches x oder y denken kann.

Denken Sie ſich auf dieſer Tiſchplatte ſich fortbewegende zweidimenſionale Weſen, über deren Horizont ſofort Alles hinausgeht, ſo wie es weitere als die ihnen verſtändlichen flächenhaften Dimenſionen annimmt. Geſetzt, ein ſolches flächenhaftes Weſen bewegte ſich hier vor uns über dieſe Tiſchplatte und ſtreifte an dieſen Glaswürfel oder an dieſen aufgeſtellten ſechseckigen Bleiſtift. Es würde, ohne deſſen körperliche Natur begreifen zu können, ſich am Rande des Körpers dahin bewegen und beim Glaswürfel nur das Quadrat, beim Bleiſtift nur das flächenhafte Sechseck begreifen, während ihm die Höhendimenſion unerklärlich und verſchloſſen bliebe.

Da beginnt für das zweidimenſionale Weſen das Wunder, ebenſo wie für uns dreidimenſionale Weſen das Wunder da beginnt, wo in unſre dreidimenſionale Welt etwas aus einer vier- oder x-dimenſionalen oder aus einer ein- oder zweidimenſionalen Welt hineinragt, wie das Wunder des chemiſchen oder des elektriſchen Prozeſſes, für die wir, wie geſagt, noch immer keine Definition haben. — — Sind Sie mir bis hierher gefolgt, Kollege?“

„Ich verſtehe Sie vollkommen,“ erwiderte ich, „nur ſehe ich noch immer nicht ein, wie wir mit Zuhülfenahme von ſupponirten Vorgängen, für die unſere Sinne, wie Sie ſelbſt ſagen, nun doch einmal nicht zugeſchnitten ſind, wie wir durch Hypotheſen, durch phantaſtiſche Muthmaßungen, die ſich unſrer deutlichen Vorſtellung entziehen, Definitionen für den chemiſchen und den elektriſchen Vorgang bilden können. Wir dürfen doch nur auf Realem, Greifbaren fußen!“

Lachend erwiderte er: „Die Menſchheit iſt wie ein Rudel Rehe, dem plötzlich das Wildgatter geöffnet iſt und das dann ſofort, ſtatt die Freiheit zu benutzen, außen um den Zaun herum irrt, um nur endlich wieder die Eingangspforte in den Pferch zu finden, wo ſie ſich wieder nach alter Gewohnheit ſicher und geborgen fühlen.“ Das ſagt Hellenbach in ſeinem geiſtreichen Buche: „Die Vorurtheile der Menſchheit“, wie Sie hier leſen können.“ Dabei wies er mir die Stelle des mitgebrachten Bandes und fuhr fort:

„Sie wollen nun abſolut wieder in das Wildgatter zurück, verehrter Herr Kollege, das ich Ihnen ſoeben geöffnet habe. Ich laſſe Sie aber nicht! Geſtatten Sie doch nur einen Augenblick die Annahme, daß die Welt weiter und größer ſein dürfte, als unſere heutige Schulweisheit ſich träumen läßt, daß Manches für unſere fünf Sinne Unfaßliche, Unvorſtellbare in unſere

Körperwelt hineinragt und Sie haben damit die lang entbehrte Antwort auf die Frage: „Was ist Elektrizität?“

„Nun denn, heraus damit,“ rief ich immer gespannter.

Auf die Wasserflecke weisend, wo das weiße Pulver sich mittlerweile zu gelbem Brei gelöst hatte, fuhr er ernsten Tones fort:

„Wie der chemische, der flächenhafte Anschmiegungs- und Auflösungsvorgang sich nur zwischen den aneinandergelagerten Flächen der Moleküle abspielen kann, die, ohne gelöst, richtig erwärmt und richtig unter einander gruppirt zu sein, jahrelang neben einander liegen können, ohne sich zu verbinden und erst im Moment, wo die richtige flächenhafte Aneinanderlagerung erfolgt ist, sich vereinen — ebenso kommt auch der linienartige, strahlende, der magnetische und der elektrische Vorgang nur bei Ermöglichung eindimensionaler, linienhafter Vorgänge zur Erscheinung, die wir — ohne den Sinn des Wortes zu verstehen — noch immer Elektrizität zu nennen gewohnt sind. Wir rechnen damit, wir leben, wir reisen damit, wir beleuchten uns damit, wir photographiren die Strahlen, den Blitz, wir sind auf Schritt und Tritt damit umgeben, ohne Begriff und Vorstellung vom Wesen der Elektrizität zu haben, für die wir, da Begriffe fehlten, das schöne Wort zur rechten Zeit ersonnen haben. Aber erst durch diese unsere erweiterte Weltanschauung, welche der Beschränktheit unsrer aufs Körperliche zugeschnittnen Sinne Rechnung trägt, werden wir im Stande sein, dem Wesen dieser Kraft auf die Spur zu kommen, welche in gerader Linie von Pol zu Pol jeden Planeten durchdringt, der um die Sonne schwingt und deren Aeußerungen sich im Nordlicht wie im kleinsten elektrischen Funken, im Newtonschen Gravitationsgesetz wie am Kinderspielzeug des kleinsten Magneten kundthun. Es sind immer linienhafte Vorgänge einer eindimensionalen Welt, die da im Spiele sind. Wollen wir diesen Fingerzeigen der Natur ahnungsvoll folgen, so müssen wir ablassen von der kindlichen groben Voreingenommenheit unsrer dreidimensionalen Sinne und eingehen können auf den Gedanken des eindimensionalen Vorganges — das ist die Elektrizität.“

„Aber, werther Freund, das sind ja lauter Hypothesen,“ wagte ich kopfschüttelnd zu erwiedern.

Drohend erhob der Kollege den Zeigefinger und sagte lächelnd, auf das Buch weisend: „Das Wildgatter, das Wildgatter, Herr Kollege! Ohne ein Betreten des bisher Unbetretenen, ohne Ahnen, ohne Hypothese wäre die Welt keinen Schritt vorwärts gekommen. Die sogenannten „exakten Wissenschaften“, die sich aller Phantasie enthalten, werden von den Kärrnern besorgt, die immer zu thun bekommen, wenn die Könige bauen; das sind die im Geistesflug von Ahnung und Phantasie der Welt Voranstrebenden. Darum, heraus, Freund und Kollege, heraus aus der Hürde, dem Pferch, aus der chinesischen Mauer konventioneller, gewohnheitsmäßiger Nachplapperei! Wollen wir unsere Begriffe über das Weltall erweitern, müssen wir den bisherigen Zaun der Ideen verlassen. Wodurch anders, als durch Ausbruch aus dem Pferch ist die neue Welt entdeckt worden, wodurch anders das alte ptolemäische System vom kopernikusschen ersetzt worden, wodurch anders die alte gäozentrische von der kosmischen Weltanschauung abgelöst worden, wodurch anders, als durch Verlassen des Zaunes, durch ahnungsvolle Hingabe an die Gedanken der großen, ewigen

Mutter Natur, durch das Betreten des Reichs der Phantasie, des Reichs der Mütter, des Unbetretenen — kurz, durch neue Hypothesen?" — — —

So hatte der Streit noch eine Stunde lang sich fortgesponnen, bis wir Waffenstillstand machten und der Freund mich matt und müde mit meinen Gedanken allein ließ.

Eine Zeit lang, nachdem ich noch einen Versuch gemacht, den eigensinnigen kleinen Induktions-Apparat in Gang zu bringen, saß ich und starrte durch das Dämmerlicht auf all die Unordnung auf dem Instrumententisch, über den das scheidende Tageslicht durchs Fenster einen letzten Schimmer warf.

War es das elektrische Licht der Straßenlaterne oder das Licht des Mondes, welches dies wirre Durcheinander auf der Tischplatte glitzern machte, die Wassertropfen mit dem Quecksilberpulver, den Glaswürfel, dicht dabei das Bild der Knochenhand mit dem Ringe beleuchtete, und vor mir das Buch über die Vorurtheile der Menschheit? Alles glitzerte und flimmerte auf dem Tische durcheinander.

Ich hatte angefangen, in dem Buche zu lesen, aber bald ließ ich es vom Tische auf meine Knie hinabgleiten, und lehnte mich, die Hände hinter dem Hinterkopf verschränkend, zurück in den Lehnstuhl und mußte unverwandt nach der Tischplatte hinstarren, wo unter den durchs Fenster fallenden glitzernden Lichtstrahlen sich ein Leben zu entwickeln begann, das mir neu war.

Die „Vorurtheile der Menschheit" verloren in dem Maaße für mich an Interesse, als das Glitzern und Surren der Maschine, das Knistern und geheimnißvolle Treiben kleiner geisterhafter Wesen vor mir auf der Tischplatte zunahm: Nun auf einmal war der Apparat in Gang gekommen und Alles rings herum schien es lebendig geworden zu sein. Ein paar Wassertröpfchen hingen an den grünen Schnüren, die über den Glaswürfel hinüberhingen und Lichter sprangen hin und her, als wenn der kleine flackernde Funke des Apparates sich darin spiegelte. Es war, als ob überall an den umsponnenen Drähten Lichter und Funken entlang hüpften und als ob die chemischen Quecksilberpulver-Moleküle darüber geheime Zwiesprache mit einander pflögen. Merkwürdig! Auf einmal verstehe ich, was sie mit einander verhandeln: plötzlich geht mir eine neue bis dahin verschlossene, unsichtbare Welt auf. Oder sagen wir lieber gleich: zwei Welten, die eindimensionale und die zweidimensionale, die dort auf der Tischplatte beim chemischen und elektrischen Prozesse an einander gerathen. Mir ist, als könnte ich bis in die Unendlichkeit dieser Welten des Kleinen sehen, alle Moleküle in ihren verschiedenen Gruppirungen durchschauen und alle elektrischen Linien vom Nordpol bis zum Südpol, vom Sirius bis zur Sonne und dem Erdinnern und zurück zu meiner Maschine verfolgen, wo der kleine Funke unablässig arbeitet; ich sehe es wimmeln von kleinen herbeiströmenden Wesen, die sich um den Glaswürfel wie um einen Thron schaaren und sich rechts und links davon gruppiren, links die Pulverstäubchen, die Quecksilberatome, die Wassertropfen mit ihren Sauerstoff- und Wasserstoffelementen, die Schwefel- und Quecksilber-Moleküle, zur Rechten die elektrischen Fünkchen, nach ihren Bestandtheilen gesondert, da die Rothen, dort die Violetten, hier die Gelben, die einen wollen vom Nordlicht, die andern vom Sirius, die dritten von

der Sonne, dem Monde, andere direkt aus dem Erdinnern eben zu dieser Versammlung sich eingefunden haben, wie sie sich unter einander erzählen.

Da springt der Funke vom Apparat an dem Leitungsdraht entlang auf den Glaswürfel und nimmt auf der hohen Kante desselben wie auf einem Throne Platz.

Ich sehe die Quecksilbermoleküle aus den Wassertropfen auf der Tischplatte mit fortgeschleift von den dazwischen hinfahrenden, flächenhaften, zweidimensionalen Wesen, wie sie alle zum Fuß des Glaswürfels hinströmen. Sie alle nennen den größten der elektrischen Funken, der darauf thront, „Majestät". Sie alle gruppiren sich zu den Ihrigen, getheilt in eine Partei der Rechten und der Linken, der Eindimensionalen und der Zweidimensionalen. Sie alle sind vorbeigestürmt an dem Obelisken, dem in all dem Gewühl noch immer aufrechtstehenden Stückchen Faber-Bleistift, das sie wie ein gespenstisches Noli me tangere umgehen und die beiden Parteien behandeln sich unter einander wie Bürger zweier verschiedener Welten, die das Unbegreifliche, was sie am Andern fürchten, gern umgehen möchten und sich, wiewohl sie sich darum hassen, dem gemeinsamen Monarchen zu Liebe dem gleichen Zwecke dieses Areopags unterordnen.

Der Funke auf dem Glaswürfel knisterte und das bisherige Gemurmel unter der Versammlung verstummte.

Da begannen einzelne Stimmen aus der Schaar der Versammelten laut zu werden, wie Klageführende, die ihre Beschwerden vor die Majestät des Thrones bringen:

„Wir sollen schließlich um den Rest unserer Freiheit betrogen werden," huben die Kleinen an. „Jene großen, plumpen Gespenster, die nur auf einigen wenigen Planeten sich groß vorkommen und eine Rolle spielen dürfen, fangen an, uns zu meistern, und bald wird es auch mit der Herrlichkeit der frei im Weltall waltenden elektrischen Majestät zu Ende sein, denn schon wird der elektrische Funke von jenen dreidimensionalen Körperlichen, von jenen Gespenstern, die sich für Götter der Erde halten, eingekapselt in Akkumulatoren, in großen bleiernen Kästen, in Tornistern, um für ihre Flug- und Fahr-Arbeit verwandt zu werden. Es ist aus mit unserer Aller Herrlichkeit, wenn die Majestät nicht hier Recht schafft."

Und dabei zerrten sie das Papier mit der beringten Knochenhand wie eine große Anklageschrift herbei und verklagten die Menschheit vor dem Richterstuhl der Naturkraft wegen Entdeckung der Röntgenschen Strahlen.

Da erwiederte beschwichtigend der auf dem Glaswürfel Thronende:

„Tröstet Euch! Fürchtet nicht die Gewalt der Plumpen! Ihre Sinne sind nur auf das Körperliche gerichtet, auf das Dreidimensionale, das allein können sie verstehen und begreifen. Darüber hinaus geht ihre Macht nicht. Sie vermögen nur Länge, Breite und Höhe zu fassen. Ueber Alles, was darüber hinausgeht, schaffen sie sich seit Aeonen Trugbilder, Religionen genannt. Die Wenigen, die unter den Ihren ihnen darüber hinaushelfen wollten zur wahren Anbetung der Größe des Alls, haben sie von je verketzert und verbrannt, gesteinigt und gekreuzigt. Unsere zweidimensionale und eindimensionale Welt werden sie eben so wenig wie die vierdimensionale verstehen lernen, denn sie sind wie das aus dem Wildgatter losgelassene Wild. Sie laufen immer wieder in ihre Hürde, in ihren Pferch hinein, so oft auch die ewige Mutter ihnen durch ihre Fingerzeige die Größe des Alls

offenbaren will. Ihre Augen waren blind, ihre Ohren taub für die Größten und Besten unter ihnen, für ihre Weisen und Propheten. Ein Weiser unter ihnen entdeckte den Strahl, der das Innerste durchleuchtet und ihnen den Weg zu den tiefsten Geheimnissen der ewigen Mutter weisen konnte, ein Kaiser sprach den großartigen Gedanken aus, daß durch diese Strahlen das letzte große Weltwunder des Erdmagnetismus und der Gravitation mit den übrigen schon entdeckten Naturgesetzen in Zusammenhang gebracht werden könne, aber sie nutzen den Gedanken nur für ihre Körperverhältnisse aus, sie folgen diesem großen Gedanken, der sich ahnend der ewigen Mutter Natur anschmiegt, nimmermehr!"

Und, indem er sich nun an die einzelnen Parteien wandte, erklärte er den zweidimensionalen Wesen, wie sie nimmer im Stande seien, das eindimensionale Wesen des Funkens sich richtig vorzustellen und wie wiederum für letztere Wesen der eindimensionalen Welt das Wunder mit dem Zweidimensionalen beginne, und dann schloß er also: „Mit diesen Schranken eines ewigen „Ignorabimus" sind auch wir Alle vor jenen Plumpen, den Dreidimensionalen gesichert. An diesen Schranken scheitert die Macht der Phantasielosen, der für das über ihre Weltanschauung hinaus Liegende ewig Blinden."

Wie er das gesagt, da jubelte Alles. Unter Hohngelächter schleiften sie das Papier mit der beringten Knochenhand hinweg aus ihren Areopag und warfen es weit von sich. Dabei stürzte der Obelisk, der Bleistift, der stolz und hoch über diese Volksmassen wie eine Nadel der Kleopatra hervorragte, vom Papier getroffen, um und zerschmetterte Tausende und ich hörte einen dröhnenden Fall und erwachte aus meinem dumpfen Traum. Es war das Buch, das von meinen Knieen herabgeglitten war, welches mich weckte. Das Zeitungsblatt mit der Röntgenschen Hand war vom Tisch heruntergeglitten und der Mond schien durchs Fenster auf den Glaswürfel und die Elektrizitätsmaschine, die ruhig weitersummte, als wollte sie sagen: „Und es ist doch etwas Wahres daran!"

Berlin. Dr. Ernst Below.

Miquel, der Konvertent.

I.

Die Gegenwart krankt an der Sucht, Denkmäler zu errichten. Sie wartet deßhalb zuweilen gar nicht den Tod der Berühmtheiten ab ja, gräbt aus dem Schutte der Jahrhunderte Perſonen hervor, deren unſterbliches Verdienſt um die Menſchheit blos darin gipfelt, daß ſie — überhaupt gelebt haben. Vielleicht ſcheut ſie ſich des empfindlichen Mangels, welcher heute an Naturen, die über das Militärmaß der Dutzendwaare weit hinausragen, und ſtrebt, ihn daher künſtlich zu verdecken. Jedenfalls muß ſchon mancher ſelbſt akademiſch gebildete Bürger, beſonders im Vaterlande der Dichter und Denker, verſtummen, wenn er einem fremden Forſcher die Daſeinsberechtigung dieſer oder jener Bildſäule beweiſen ſoll.

In der „bayeriſchen Ruhmeshalle" zu München und ähnlichen Ausgeburten fürſtlichen Größenwahns konnte man ſolche Verlegenheiten bekanntlich längſt erleben. — Iſt es demnach nicht ein himmelſchreiendes Unrecht und ganz unfaßbar, daß gerade der Mann, welchem faſt alle Herrſcher, zahlloſe Landſchaften, Städte, Gemeinden, Banken, Hypothekenvereine, ſonſtige Innungen und einzelne Standesperſonen kurz Jeder, welcher in der Neuzeit eine Anleihe größeren Stiles aufgenommen hat, zu unendlichem Dank verpflichtet ſind, bisher noch nirgend in Marmor oder Bronze verewigt worden iſt?

Ich meine den Erfinder der Konverſionen, das heißt der Zinsherabſetzung von Werthpapieren.

Ob aber ein ſolches Standbild nicht bereits unmittelbar nach ſeiner Enthüllung die empörten Volksmaſſen zertrümmern würden, bleibt höchſt fraglich.

Berechtigt wären ſie wenigſtens zu dem blos ſymboliſchen Lynchgericht vollauf, denn ein elenderer und verderblicherer Nothbehelf, als der obige, läßt ſich ſchwer erſinnen.

Falls Privatleute, welche in ihren Schulden zu ertrinken drohen, nach jenem Strohhalm greifen, iſt es verſtändlich, falls jedoch die meiſten Finanzminiſter ihnen nachäffen, ſich zu moutons de Panurge erniedrigen, ſind ſie mit ihrer fachmänniſchen Einſicht offenbar bankerott.

Auf dieſem Irrpfade *muß* nämlich der wohlhabende Mittelſtand aller Kulturſtaaten, welcher allein ihre gedeihliche Fortdauer verbürgt, bald auch bankrott werden. Er gleicht jetzt völlig jenem unglücklichen Italiener des Mittelalters, der von ſeinem Todfeinde in ein Gemach geſperrt wurde, deſſen Wände ſich durch eine teufliſche Maſchinerie langſam zuſammenſchoben und ſo zu einem Sorge formten, bis ſie das Opfer erſtickten.

Seit mehreren Jahren konvertirt man in der ganzen Welt unabläſſig, aber natürlich bloß allmählig, weil zuerſt der volle Betrag der betreffenden Anleihe anderwärts flüſſig gemacht werden muß, um ſofort das Guthaben derjenigen Gläubiger, welche nichts von ihrem jährlichen Einkommen verlieren wollen, auszahlen zu können.

Die Meiſten jedoch fügen ſich in die rohe Gewalt der Thatſache, daß die vortheilhafteren Kapitalsanlagen auf ſicherer Grundlage täglich immer ſchwerer zu ermöglichen ſind.

Ja, einzelne Werthpapiere haben in verhältnißmäßig kurzer Zeit bereits zwei Mal dieſen Häutungsprozeß durchgemacht. Das erinnert unwillkürlich an den mitleidigen Biedermann, welcher ſeinem Hunde die Ohren ſtückweiſe ſtutzte, um ihm nicht einen zu überwältigenden Schmerz zu bereiten.

Eine gleichfriſtige Umwandlung ſämmtlicher beſtehenden Anleihen würde übrigens ſo viele Milliarden erfordern, daß ſie ſich nie ausführen ließe, wollten ſie auch die Börſen und Banken ohne Ausnahme aufs Eifrigſte unterſtützen.

So iſt man von ſechs und fünf Prozent langſam bereits auf vier und drei hinabgeſunken und in England gar auf zwei und ein Viertel. Zum Glück für die nervöſen Rentiers muß dieſer Krebsgang in nicht zu ferner Zukunft den Nullpunkt erreichen und ſo endlich aufhören.

Vielleicht ſoll man noch eines Tages für die Ehre, Geld vorſchießen zu können, zuzahlen.

Womit wird nun aber die miniſterielle Afterweisheit alle die leeren Staatskaſſen etwas auffüllen können, wenn ſie erſt einmal mit den Konverſionen völlig abgewirthſchaftet hat?

In früheren Jahrhunderten kerkerte man die angeblichen „Goldmacher" nach ihrer Entlarvung ein, wobei Böttcher in ſeiner Todesangſt das Meißner Porzellan erfand. Ihren Nachtretern, den Finanzkünſtlern der Gegenwart, droht Aehnliches zum Glück nicht mehr — ihnen würden ſelbſt Daumenſchrauben nicht eine der Menſchheit nützende Erfindung abpreſſen.

Ueberhaupt enthalten die Bedingungen, unter welchen die älteren Anleihen zur Zeichnung aufgelegt worden ſind, wohl meiſt den Zeitpunkt, bis zu welchem ſie zurückgezahlt werden müſſen, doch keine Andeutung einer möglichen Zinsverkürzung und zwar aus dem einfachen Grunde, weil letztere damals noch nicht üblich war. Wenn ſie nun trotzdem jetzt auch bei den genannten Papieren zur Anwendung gelangt, ſo iſt das nach der Ueberzeugung aller maßgebenden Rechtslehrer ein grober Bruch des Vertrages und Vertrauens, kurz ganz ungeſetzlich.

Würde nicht z. B. ein Grundbeſitzer, welcher eine Pfandſchuld vor der feſtgeſetzten Friſt tilgen oder die Renten derſelben plötzlich verringern wollte, ohne dazu kontraktlich befugt zu ſein, vom Gläubiger verlacht und im Fall einer Klage von ſämmtlichen Behörden koſtenpflichtig verurtheilt werden?

Gewiß wären Viele jenen Anleihen bei deren Ausgabe wie auch ſpäterhin fern geblieben, wenn ſie den Begriff einer Konverſion ſchon gekannt und vor Allem den Verſprechungen der verpflichteten Regierungen oder anderweitigen Schuldner irgendwie mißtraut hätten.

Begehrt man doch erfahrungsgemäß am häufigsten solche Börsenpapiere, welche nicht bloß eine völlige Sicherheit und die höchsten landläufigen Zinsen, sondern auch eine möglichst lange Umlaufsfrist verbürgen, selbst wenn sie des letzteren Vorzugs wegen etwas theurer sein sollten. Dann braucht man weder bald für eine neue Verwendung seiner Baarmittel zu sorgen, noch den dabei unvermeidlichen Banquier für die Beihülfe zu entschädigen.

Wie nachtheilig gestaltet sich aber erst dieser nochmalige Einkauf, falls die Kurse gerade in dem Augenblick ungewöhnlich hoch stehen.

Ein auf Ziffern fußendes Beispiel beleuchtet die Sachlage am grellsten.

Jemand kaufte vor geraumer Zeit für 100 000 Mark eine Anleihe, die erst nach 50 Jahren erlischt, zu 99. Später bietet man ihm mehr und endlich 107, doch er beschließt den denkbar günstigsten Preis abzuwarten. Gegen den etwaigen Verlust durch die jährliche Ausloosung einzelner Nummern kann er sich ja in gewissen Wechselgeschäften billig versichern.

Plötzlich beginnt die Anleihe langsam zu fallen, weil man von ihrer baldigen Konversion munkelt, trotzdem sie nicht ursprünglich ausbedungen ist. Darauf steift sich auch der genannte Kapitalist, und als nun die schlimme Kunde sich doch bewahrheitet, muß er zuletzt für 101 verkaufen.

Er verliert dadurch, in Erwägung des obigen Antrages, 6000 Mark, ferner 1000, welche er beim Erwerb anderer Börsenwerthe erspart hätte und außerdem 100, das heißt $^1/_{10}$ Prozent des Betrages, an abermaliger Maklergebühr, im Ganzen also 7100 Mark.

Eigentlich büßt er noch viel mehr ein, denn die zahlreichen Wege, die ihm vor einigen zwanzig Jahren offen standen, um sein Geld vortheilhaft unterzubringen, sind insgesammt längst versperrt.

Uebrigens droht gegenwärtig eine Konversion überall.

Am handgreiflichsten erweist sie sich jedoch als gemeine Prellerei, wenn Jemand erst kurz vor ihrem Eintritt die bewußte Anleihe mit erheblichem Aufgelde an sich gebracht hat.

Gewiß hätten die Meisten früher überhaupt auf Effekten verzichtet, falls sie deren heutige Nothlage selbst in geringerem Maße befürchtet haben würden, und sich lieber erste Hypotheken, welche womöglich erst nach Jahrzehnten kündbar sind, verschafft.

Dagegen behalten sich die Schuldverschreibungen der Neuzeit gewöhnlich bereits in ihrem Ausgabeplan das Recht einer Rentenverminderung ausdrücklich vor. Wer sich also trotzdem damit befaßt, verdient gar kein Mitleid.

Allein grundfalsch ist es, wenn eine Regierung manchmal jenes Vorrecht gleich bei der zweiten, ja, ersten Zahlung der Zinsscheine ausnutzt oder auch von Privatgesellschaften mißbrauchen läßt. Sie stempelt damit ein ernstes Geschäft zur Fastnachtsposse, steigert das Mißtrauen gegen ihre sämmtlichen Verfügungen, kurz, entwürdigt sich selbst sehr.

Daß die Konversionsseuche mit unheimlicher Schnelligkeit alle gebildeten Staaten ergriffen hat, ist übrigens leicht zu verstehen. Seit David tanzen die Herrscher, zwar nicht mehr um die Bundeslade, doch um das goldne Kalb.

In Frankreich nun, das von der Natur verschwenderisch ausgestattet ist, auf der Höhe des Gewerbes steht und deßhalb fast keiner Einfuhr bedarf, lebt der Bürger verhältnißmäßig so wohlfeil, daß er sein Kapital

allenfalls zu drei Prozent vergeben kann, ohne davon empfindlich berührt zu werden.

Die übrigen Länder aber sind eigentlich arm, das heißt müssen, weil sie selbst blos rohe Bodenerzeugnisse liefern, alle edleren Erfordernisse des Lebens aus der Fremde beziehen, mögen diese auch durch einen gewöhnlich unsinnig hohen Schutzzoll ihnen noch so sehr vertheuert werden.

So plündern manche Monarchen ihre eigenen Unterthanen geradezu aus und noch gründlicher durch die zahllosen Steuern, welche sie den wohlhabenden Staaten mit blödester Brutalität haarklein nachmachen, trotzdem viele von diesen anderwärts bereits zu Zerrbildern ausarten.

Durchschauen kann man diese verruchte Methode leider nur zu leicht.

Haben doch die Herrschaften und ihre „hochseligen" Vorfahren durch schamlose Günstlingswirthschaft, barbarische Verschwendung, unglückliche Kabinetskriege und die sonstigen Heldenthaten des Cäsarenkollers die Landesschulden nach und nach zu einer Fluth anschwellen lassen, welche die Throne wegzuschwemmen droht. Beginnen sie doch vor dem nahenden Gewitter des Aufruhrs, dessen Donner sie schon in der Ferne hören, zu zittern . . .

Allein daß sie in Todesnöthen schließlich auch zum Gift der Konversion greifen und dessen Anwendung sogar jeder beliebigen Genossenschaft von Hypotheken- oder Aktienschwindlern gestatten, ist unverantwortlich. Frankreich beweist eben hierin, wie vorhin ausgeführt wurde, garnichts.

Quod licet Jovi, non licet bovi.

II.

Wie nun verlautet, sollen nächstens auch die deutsche Reichsanleihe und die preußischen Konsols konvertirt werden, mithin statt 4 und $3\frac{1}{2}$ Prozent bloß 3 abwerfen.

Unzählige Staatsbürger würden so den siebenten, ja vierten Theil ihres Einkommens plötzlich verlieren und zwar ohne zwingende Noth.

Hat Herr Miquel wirklich alle verhängnißvollen Folgen dieses Vorschlages reiflich erwogen?

Kaum.

Bei seinem Ministergehalt und eigenem Vermögen verachtet man natürlich kleinliche Pfennigfuchserei.

Wer von 40 000 Mark jährlich auf 30 000 beschränkt wird, läßt dadurch seine Verhältnisse bloß unwesentlich beeinflussen. Mit 3000 jedoch statt mit 4000 haushalten zu müssen, empfindet man bereits schmerzlich, und gar von seinen lumpigen 400 Mark noch 100 einzubüßen, bedeutet den sicheren Untergang.

Ungefähr 76 Millionen will der Finanzleiter dadurch im Jahr ersparen. Um nun die entscheidende Volksvertretung unfehlbar zu ködern, erklärt er gleichsam zur Entschuldigung, daß die Masse, weil sie unter dem Steuerdruck schon fast erliege, das Opfer von der besser gestellten Minderheit wohl fordern dürfe u. s. w., u. s. w.

Seitdem drischt eine Legion von byzantinischen Speichelleckern der Presse die obigen hohlen Redensarten, wahrscheinlich aus Erbarmen gegen ihre noch unentweihten Knopflöcher, bis zum Ekel weiter.

Auf fremde Taschen den Edlen spielen, ist leider ein spottbilliger, zu

verbrauchter Kniff. Der heilige Crispinus ſtahl bereits das Leder, um Schuhe für die Armen daraus zu verfertigen.

Durch jene Konverſion würden zunächſt die zahlloſen Wittwen- und Waiſenſtifte, Siechen- wie Kinderaſyle, kurz alle Wohlthätigkeitsanſtalten, welche ihre flüſſigen Mittel nach altem Herkommen gerade in den bezeichneten Konſols, weil ſie für die unanfechtbarſten Werthe gelten, angelegt haben, ernſtlich geſchädigt, ja theilweiſe verurtheilt, einzugehen.

Um den beträchtlichen Fehlbetrag an Einkünften zu decken, müßten ſie fortan entweder weniger von den um Aufnahme flehenden Unglücklichen erhören oder die ohnehin ſchon knappen Lebensverhältniſſe der Häuslinge noch dürftiger geſtalten.

Beides aber wäre doch eine empörende Grauſamkeit.

Ebenſo geriethen denn die Geſellſchaften, die ſich mit Leibrenten, Verſicherungen auf den Todesfall und ähnlichen Geſchäften befaſſen, in bedenkliches Schwanken, da ſich ja ihr ganzes Syſtem in erſter Reihe auf dem bisherigen Zinsfuß gründet.

Selbſtverſtändlich könnten ſie auch beim beſten Willen nicht dieſen ſtarken Verluſt jährlich tragen, ſondern würden ihn gleich auf den altbewährten Prügelknaben, das Publikum, abwälzen.

Endlich müßte der erfreuliche Aufſchwung, welchen man in der letzten Zeit bei den Sparkaſſen Deutſchlands beobachtet hat, ſich nunmehr in ſein Gegentheil verkehren. Je tiefer nämlich die Rente fällt, deſto weniger lohnt es dem kleinen Mann, einen Nothgroſchen zu erübrigen. Er verausgabt ihn lieber gleich auf der Stelle, denn wo erſt alle wirthſchaftlichen Zuſtände haltlos, wie beim Erdbeben, zum Verfall drängen, gehört ihm bloß das Heute.

So zeitigt eine Konverſion in jeder Hinſicht die unſittlichſten Folgen.

Sollte ſie ſich aber doch verwirklichen, dann können die davon Betroffenen, falls man von der Handvoll Glückspilze, die überhaupt nicht zu rechnen brauchen, abſieht, ſich nur in dreifacher Weiſe zu helfen ſuchen.

Etwa 60 Prozent (oder giebt es noch mehr charakterfeſte Deutſche?) werden gewiß zum einfachſten Mittel greifen, das heißt ihre Ausgaben künftig um den vierten Theil einſchränken.

Sie tauſchen ihre Wohnung im erſten Stock gegen eine kleinere des zweiten aus, ſchon um die frühere Geſelligkeit einzudämmen, eſſen Hammel ſtatt Rehrücken, ſchwören den Wein zu Gunſten des Gambrinus ab, vereinfachen die Toilette, beſuchen ſeltener Theater und andere Vergnügungen, fahren in der dritten Wagenklaſſe, rauchen billigere Zigarren u. a. m.

Sie zahlen aber dann nicht nur ſelbſt eine geringere Einkommenſteuer, ſondern verurſachen auch den Hauswirthen, Wild-, Wein- und Zigarrenhändlern, Schneidern, Theaterdirektoren und ſämmtlichen anderen Gewerben einen ſo bedeutenden Verluſt, daß dieſe in ihrem Betriebe zurückgehen und deßhalb die gewohnten Abgaben nicht mehr leiſten können.

Wer endlich iſt der Geprellte, wenn Jemand aus der zweiten Klaſſe der Eiſenbahn dauernd in die niedere überſiedeln muß?

Doch wieder bloß der Staat!

Was er alſo hier durch die Konverſion einheimſt, zahle er dort zu. Seine angebliche Erſparniß iſt, bei Licht beſehen, eine Augentäuſchung, der reine Schwindel!

Am Roulette in Wiesbaden wagte ein Bauer längere Zeit den gleichen Satz auf Schwarz und Roth und freute sich kindisch, nichts dabei zu verspielen, bis die Kugel auf Zero rollte . . .

Auch im vorliegenden Fall könnte der unbetheiligte Zuschauer mitleidig lächeln, müßte nicht gerade die durch ihre Bildung feinfühligste Schicht der Bevölkerung so schließlich auf der — Null stranden, im nackten Elend.

Außerdem erstickt die Zinsherabsetzung jeden vernünftigen Luxus im Keim, und doch ist heute ohne ihn, wie schon das ABC der Nationalökonomie lehrt, ein gesunder, blühender Staat undenkbar.

Von den übrigen Inhabern der Konsols wären 30 Prozent viel zu bequem oder — zu eitel, um ihrem bisherigen Lebenszuschnitt zu entsagen. Sie würden auf deren Kündigung eingehen und ausländische Schuldverschreibungen, selbst die von Fachmännern vervehmtesten, erstehen, wenn sie nur die größte Rente — versprechen.

Seit geraumer Zeit ist ja dieser Ausweg, ganz abgesehen von jeder Zwangslage, sehr beliebt, mästen sich die Türkei, Griechenland, Serbien, Portugal, Argentinien und sonstige halbbarbarische Reiche mit deutschem Kapital. Jetzt schlagen die Börsenjobber sogar für eine chinesische Anleihe und Goldgruben in Afrika das Tamtam der frechsten Marktschreierei.

Ueber 1500 Millionen Mark sind so dem Vaterlande entzogen worden. Davon ist die eine Hälfte schon rettungslos verloren und die andere gilt eigentlich auch nichts mehr.

Natürlich konvertiren jene Operettenfürsten noch leidenschaftlicher, nöthigen aber ausnahmslos die Gläubiger durch die Weigerung, ihnen auf Wunsch ihre Einlagen zurückzuerstatten, Allem beizupflichten. Das ist einfach der verschleierte Straßenraub.

Da nun die auf einander eifersüchtigen Großmächte ihn nie ahnden, werden bald die Zinszahlungen überhaupt eingestellt. Tausende von deutschen Familien sind so bereits an den Bettelstab gebracht, und täglich mehren sich die unschuldigen Schlachtopfer.

Bei dem allseitigen Arbeitsmangel können sie jedoch um so schwerer dem Hungertode entfliehen, als sie zum verzweifelten Daseinskampf völlig unbrauchbar sind, und müssen zuletzt von ihrem Heimathsort und, sollte er es nicht vermögen, vom Staate selbst, als dem geistigen Urheber des Unglücks, ernährt werden.

Auch hier zeigt sich also der Januskopf der Konversion.

Der Rest der Konsolsbesitzer, vielleicht zehn Prozent, wird beim Eintritt jener entschieden folgerichtiger handeln, um den Fehlbetrag seiner Renten auszugleichen.

Statt sich nämlich den Mammon von exotischen Schuften, welche hinterher noch höhnen, austragen zu lassen, zehrt er ihn lieber selbst allmählich auf, verarmt und fällt endlich, wie die vorige Klasse, mit sämmtlichen Nachkommen mehr oder minder der Gemeinde zur Last.

Ist nun dieser moralische Massenmord der eigenen Landsleute oder „das Scherflein der Wohlhabenden", wie die Schönfärberei des Tintenkulis ihn nennt, wirklich nöthig?

Werden nicht jährlich ungezählte Millionen für Soldatenspiel und neue Brutstätten unverschämten Hofpfaffenthums und dergleichen löbliche

Zwecke mit Begeisterung verschwendet? Ließe sich nicht wenigstens eine menschlichere Form des Aderlasses anwenden?

Man braucht übrigens gar nicht seinen Scharfsinn zu quälen, um eine neue auszuklügeln, was auch fast unmöglich wäre, sondern bloß aus der Kulturgeschichte zu schöpfen. Kann man doch schwerlich noch etwas aufstöbern, was nicht schon einmal irgendwo besteuert worden ist.

Peter der Große erwählte dazu die Bärte, Vespasian die Demimonde und Richard Löwenherz selbst — die Särge.

Außer ihnen birgt nun unser Vaterland jetzt noch Vieles, besonders Auswüchse des öffentlichen Lebens, welche sich vorzüglich zur Brandschatzung eignen und sie keck herausfordern: Vereine, Festessen, Versammlungen, Reden, Jubiläumsadressen, Ehrenbürgerbriefe und Ehrendoktorernennungen, Titel, Orden, Sport, wie Sonntagsjägerei und -reiterei, Stümperei in Litteratur und Kunst, vornehmlich die Musikpest u. s. w. u. s. w.

Der stete Einwand, solche Abgaben wären verhaßt, weil sie bloß einzelne Kreise der Bevölkerung träfen, und würfen gar zu wenig ab, klingt weise, ist jedoch abgeschmackt.

Geschwärmt hat wohl noch Niemand für eine Geldleistung an den Staat und man wird es schwerlich jemals thun, selbst wenn sie dem Ideal einer gerechten Vertheilung am nächsten käme. Was aber den Ertrag betrifft, so besteht auch der Ozean bloß aus Tropfen.

Ein musterhafter Finanzminister verwandelt eben, wie König Midas von Phrygien Alles, was er berührt, in Gold. Deßhalb braucht er jedoch noch keineswegs durch verhängnißvolle Maßregeln auch nach dessen Eselsohren zu ringen.

Seit Jahrzehnten arbeiten in Deutschland Reichs-, Land-, Kreis- und andere Tage mit Tausenden von Pferdekräften, verwenden die Edelsten des Volkes eine Unsumme von Wissen, Geist und Witz, um weise Gesetze für alle möglichen und — unmöglichen Rechtsfragen zu ersinnen.

„Vergiß das Beste nicht!" warnt im Märchen eine Stimme mehrmals den habgierigen Thor, der seine Taschen mit den Schätzen der unterirdischen Höhle füllt und dabei die Springwurzel liegen läßt, welche allein ihm den weiteren Zutritt erschließen kann.

Auch jene Herren Abgeordneten versäumen unglücklicherweise das Wichtigste — ihren darbenden Mitbürgern ohne Zahl Brot zu verschaffen. Was nützen z. B. dem Obdachlosen selbst die vortrefflichsten Erlasse über den Grundbesitz? Wie ein beißender Hohn müssen sie ihm vielmehr erscheinen.

Daß in der stets Menschenliebe heuchelnden Gegenwart, in der christlichen Reichshauptstadt, wo sich ein Gotteshaus nach dem andern aufthut, öfters Unglückliche buchstäblich verhungern oder es vorziehen, mit ihren Familien durch Selbstmord zu enden, ist sicher schmachvoll, weil das durch die Steuern erpreßte Geld bei häufigen Anlässen in unverständigster Art vergeudet wird.

Zwar züchten alle Weltstädte ein noch viel entsetzlicheres Elend, doch liegen dort wesentlich verschiedene Umstände vor. Die Germanen besitzen so gute Charaktereigenschaften, einen solchen sittlichen Kern, daß sie, von einer wirklichen Vaterhand geleitet, bald den übrigen Völkern als ein Vorbild leuchten müßten.

An der täglich wachsenden Unzufriedenheit letzt sich aber auch und erstarkt die Hydra der Sozialdemokratie in erschreckendem Grade. „Brot!“ lautete seit Anbeginn der Welt die Losung der meisten Staatsumwälzungen, und niemals war bisher Jemand, der nach dem Leben eines Herrschers trachtete, wohlgenährt.

Darum hat sich Heinrich IV. von Frankreich schon durch sein rastloses Streben, „jedem Bauer Sonntags ein Hühnchen im Topf zu sichern“, auf den Geschichtstafeln als Wohlthäter der Menschheit verewigt.

Andererseits würde die Umwandlung der Konsols einen wirthschaftlichen Nothstand heraufbeschwören, und solche sind ungleich langsamer als Revolutionen und häufig gar nicht zu vermeiden.

Als Philipp II. erst für sich Almosen in den spanischen Kirchen sammeln ließ, hatte er den Ruin seines Riesenreiches, in dem die Sonne nicht unterging, bereits besiegelt.

Auch der letzte Börsenkrach war zum Theil eine traurige, doch nothwendige Folge früherer Zinsverkürzungen.

Sollte Dr. Miquel das Alles nicht beherzigen und dennoch seinen Plan ausführen, so könnte ihm einst leicht eine ähnliche Grabschrift, wie John Law, dem berüchtigten Gründer der französischen Zettelbank, geweiht werden:

Ci git cet Ecossais celèbre,
Ce calculateur sans égal,
Qui par les règles de l'algèbre
A mis la France à l'hôpital.

Riga. Eugen Weidemann.

Ekel.

Ein Nokturno von Richard Wrede.

Günther von Glückſtedt galt von Jugend auf für beneidenswerth. Er war der Sohn recht wohlhabender Eltern. Wenn er auch den Vater früh verloren hatte, ſo wachte doch eine liebevolle Mutter mit Aengſtlichkeit und Zärtlichkeit über ihm. Aber ſie vermochte keinen beſtimmenden Einfluß auf ſein inneres Wachſen und Werden auszuüben. Und ſo wurde Günther durch ſich ſelbſt, was er war . . . Günther von Glückſtedt war in Wirklichkeit ein beklagenswerther Menſch. Er war nicht bettelhaft arm, nicht allſiegend reich, nicht durchſchnittsmenſchendumm, nicht berechnend blendend klug, nicht backfiſchherzenbethörend ſchön, nicht abſtoßend häßlich, kein ſich ſelbſt peinigender Aſket und kein willensſtarker Roué, kein kirchenſtrenger Chriſt und kein himmelſtürmender Atheiſt; er war aber auch kein brav ſtaatsbürgerliches Mittelding vom gewöhnlichen Durchſchnittsſchlage, kein Molluskenbrei der Mittelmäßigkeit — er war unglücklich.

Und dieſes Unglücks tiefſter, innerſter Kern war: Niemand auf der ganzen weiten Welt verſtand ihn.

Zuhauſe bei der Mutter ſtieß er auf die Weltanſchauung der nachmärzlichen Bourgeoiſie.

Es fröſtelte ihn, wenn er daran dachte; er, mit ſeinen ſozialen, menſchheitsbeglückenden Reformideen, die ganz ſein heißes junges Herz erfüllen, er, mit ſeinem Streben nach Wahrheit, das vor jahrtauſendalten Götzen nicht zurückwich; er, dieſer Schwärmer für Recht, das er auf dieſer Erde nur mit Füßen getreten ſah; und er liebte ſeine Mutter, liebte ſie als ſeine Mutter, als die Idee, die Abſtraktion der Mutter.

Wenn ſie einen Spaziergang machten im neuerwachenden Frühlingswalde, oder wenn ſie, er den Kopf auf ihre Schulter gelehnt, das ewige Sternenzelt in ſtiller Abendzeit betrachteten, dann, ja dann, dann ſtrömte und flutete eine magiſche Kraft zwiſchen beiden, und in dem Geſichte dieſes unſagbaren Glückes weinte ſein Herz, wenn er der Zeit gedachte, da ihm die Mutter einſt ſo nicht mehr zur Seite ſtehen würde.

Und dann wieder, dann kamen die bitteren Stunden, in denen er vergeblich verſuchte, Gehör zu finden, in denen er ein liebevolles Eingehen auf ſeine Ideen, ein ſchlichtes Lob und einen gerechten Tadel erflehte, erflehte als ſein höchſtes Glück, aber vergebens . . . . die Mutter verſtand ihn nicht.

Er ſprach von den Arbeiterwohnungen Berlins, jenen Höhlen in Kellern und Neſtern unter dem Dache, er mußte ſeine Stimme auf jene ſcharfe Höhe hinaufſchrauben, um nicht in Thränen zu erſticken, ... und die Mutter fing ein anderes Geſpräch an.

Er sprach mit Begeisterung von dem, was er unter Liebe verstehe, daß er die bürgerliche Ehe, dieses geheiligte Sklaventhum, verachte . . . Die Mutter begann zu weinen.

Er sprach von seiner Verachtung des souveränen Pöbels und seinem Zweifel an dem Gottesgnadenkönigthum . . . Die Mutter warnte und beschwor ihn.

Und so wurden sich Mutter und Sohn innerlich ganz fremd.

Er sah es ein — und konnte es doch nicht ändern.

Nun suchte er anderwärts das Verständniß für seine Gedanken . . . und er suchte . . . und suchte . . . und sah mit Schauder ein, daß nur er sich verstand.

Das war aber nicht das Gefühl einsamer Größe, was ihn da, als er diese Entdeckung gemacht hatte, erfüllte . . . es war Ekel, unsagbarer, unfaßbarer, unendlich sein ganzes Selbst ausfüllender, quälender, zersetzender und doch auch wieder reinigender, stärkender Ekel.

Er versuchte diesen Ekel zu analysieren; er konnte seiner nicht Herr werden; einzelne Gedanken stürmten auf ihn ein, aber es erwuchs kein System; alles jagte sich in seinem Hirne; die Gedanken führten Tänze auf in seinem Kopfe, aber es war kein Rhythmus darin.

Wenn er das Alles so einem seiner Bekannten, einem Studenten der Medizin, erzählt hätte, der würde ihn für verrückt gehalten haben — und das war er doch nicht.

Er wußte ja alles ganz genau, er täuschte sich nie; und gerade das, daß er immer so recht ahnte, daß alles so eintraf, wie er es sich gedacht, dieser Seherzustand, er wußte, daß er ihm eigne und ihm eignen müsse, aber die Anderen . . . die verstanden ihn nicht, ebenso wenig, als sie sich selber verstanden.

Ach das waren ja schließlich alles nur Kleinigkeiten: er borgte seinem Freunde Geld, damit dieser nach Hause fahren konnte, er wußte es, wenn der das Geld hatte, keinen Pfennig behielt er davon übrig für sein Billet, in Chantans, im Kapkeller und Café National würde er's verthun; das ärgerte ihn nicht, daß der Freund so handelte, nein, er wußte es ja, er brauchte ihm das Geld nicht zu geben, er that es, weil er es wollte . . aber die Erbärmlichkeit moralischer Haltlosigkeit, die sittliche Schwäche . . . die ekelte ihn an.

Und wenn die alten Schulkameraden einmal zusammen waren und sich in Zoten zu überbieten suchten, wenn sie im Schlamme plätscherten, daß die übelriechenden Kothkügelchen nur so umherspritzten, dann bäumte es sich n seinem Innern auf, und er hätte diese Freunde wohl am liebsten gezüchtigt.

Die Wirklichkeit versank vor ihm; in weiten fernen Träumen sah er ein Bild mit weichen lieblichen Zügen, kindlich lächelnd oder trotzig das dunkle Lockenköpfchen zurückwerfend, weibliche Keuschheit verkündend: Ilse! —.

Und sie hatte ihn betrogen; lächerlich, was betrogen? weshalb hatte er ihr geglaubt, es war doch nur seine Schuld. Er war nichts, hatte nichts, schwor ihr nicht täglich seine Liebe und verlangte, sie solle nicht mit Andern kokettieren . . . ja, da bedankte sie sich eben für ihn. Er fand das ja auch schließlich ganz begreiflich; der andere war Rittmeister, Baron,

sogar Millionär, sie paßten vortrefflich zusammen. Sie würden dem preußischen Landrecht und der französischen Bevölkerungspolitik zugleich zu genügen suchen . . .

Er spie sogar aus vor Ekel und Abscheu, und dann schämte er sich dessen. Es war doch nun mal so, der Herr Rittmeister hatte ganz recht.

Günther traten die Thränen in die Augen. Es waren wohl Thränen bitterer Reue dabei, denn er dachte jetzt an das Weib, nicht an ein bestimmtes, und doch wieder an verschiedene Bestimmte, aber ihre Züge zerflossen und verdichteten sich zu einem Normalbilde des Weibes, und da durfte auch er weinen.

So fand Günther von Glückstedt heute dieses und morgen jenes, was ihn enttäuschte, erbitterte und empörte. Gegen alles Schlechte, was er für schlecht hielt, und für alles Gute, was er für gut hielt, hatte er gekämpft . . . Er fühlte Muth und Kraft, sturmwindgeborenen, flammendurchschreitenden, eichenentwurzelnden Muth und erdausströmende, kreisende Kraft, Muth und Kraft, den Kampf noch weiter zu kämpfen.

Aber er sah die Nutzlosigkeit des Kampfes ein. Er wollte gegen Menschen kämpfen. Menschen, Menschen . . . er glaubte nicht daran, daß sie sich je ändern würden; seit Jahrtausenden waren sie sich gleich geblieben; die Weltgeschichte bot ihm stets dasselbe Bild. Der Einzelne konnte keinen Wandel schaffen, das hatte der edle Schwärmer von Nazareth erfahren . . . und die große Masse war ja glücklich. Bestien sind immer glücklich. So ward der Muth und die Kraft in ihm zum Ekel, und der Ekel allein erschien ihm groß und rein und wahr.

Ihm wollte er sich weihen, ihm sich zum Opfer bringen.

Er war kein Pessimist, nein, ein opferfreudiger Optimist.

Freude, heitere hellenische Freudigkeit, das dünkte ihm des Menschen Bestimmung, aber wo fand er die, wo?

In seiner Jugend, in der glücklichen Kinderzeit, war sie ihm da zu Theil geworden? Und würde sie ihm einstens noch beschieden sein?

Sein Lebenszweck schien ihm erfüllt.

. . . Vor seinen Geist trat das Bild seiner Mutter, einen Schmerzensschrei stieß sie aus, wie nur die Mutter an der Leiche ihres einzigen Kindes es kann.

Der Schrei übertönte den dumpfen Krach . . . es war zu spät!

In dem unendlich kleinen Bruchtheil einer Sekunde der verflossen war zwischen dem Druck am Abzuge und dem Eindringen der tödtlichen Kugel in die Schläfe, da, da zerstieb der Ekel und in reiner Wesenheit flog die Seele von dannen.

Der sich dem Ekel zum Opfer brachte, er hatte sich vom Ekel erlöst.

. . . Tiefe Nacht ringsum, doch im allerfernsten Osten ein weicher, matter, rother Schimmer: Eos! Eos!! . . .

Göttinger Musenalmanach für 1896.

Herausgegeben von Göttinger Studenten.*)

„Nehmt nicht den Zollstock gleich zur Hand
Und sprecht von größer oder kleiner,
Nullen giebt es so viel im Land.
Vor Allem fragt, ist das „auch Einer".“

Die stolzbescheidenen Heyseschen Worte stehen an der Spitze eines eigenartigen Buches; ein Musenalmanach ist es und ein Buch der Jugend. Auf dem Titelblatt sind die Verfasser als Göttinger Studenten genannt, und der frische Luftzug von Kraft und Jugendlichkeit weht in jedem Worte. Anziehend, bisweilen auch störend fühlt man ihn heraus aus der Unausgeglichenheit der Form, wie aus der Kühnheit und selbstverständlichen Kraftgewißheit, die mitunter fast hinreißend wirkt. Es fehlt auch keiner der charakteristischen Züge, die jungen Studenten eigen zu sein pflegen: die souveräne Weltanschauung dessen, der noch nicht Zeit gehabt hat, sich selbst zu bewähren, der hingebende Glaube an die etwas unklaren Ideale des Guten und Schönen, weltschmerzliche Todessehnsucht, die nur der verblaßte Wunsch nach genußvollem Ausleben ist, und über alle dem ein jubelnder Persönlichkeitskultus und volle Persönlichkeitsäußerung, überlegener Humor im Narrenkleide und feine Stimmungslaute des Empfindens. Dazwischen sieht dann etwas naiv ein Nachklang des Primaner- oder gar Sekundanergemüths hervor, der wie ein liebenswürdig unreifer Ton aus früheren Tagen berührt.

Ein Geist lebt in dem Buche, der auszieht, Siege im Fluge zu erkämpfen, aber ob wirklich jeder der jungen Dichter eine sieghafte Natur ist, ob Wollen und Können sich decken, ist doch sehr die Frage. und nicht alle beweisen sich gleich überzeugend ihrem Motto gemäß als „auch Einer".

Es ist ein schönes Ideal, das sich in diesen Köpfen malte, das der neuen Generation, die sich mit so kraftvollem Selbstbewußtsein gegen die Zeit mit ihren Massenempfindungen und ihrer Massenmoral anstemmt. Aber nicht jede dieser leicht zu unterscheidenden Jünglingsphysiognomien ist ein Charakterkopf, und die Dichterpersönlichkeiten sind hier so dünn gesät wie überall.

Der ausgeprägt lyrische von den Sachsen ist Carl von Arnswald, ob auch das größte lyrische Talent ist fraglich; wenigstens schien mir das „Idyll" von Wieman manche lyrische Töne zu besitzen, die tiefer gehen als ein großer Theil der zahlreichen Verse, die der unerschütterlich Liebende seinem fernen „Liebchen" vorsingt; eine immer wiederkehrende Bezeichnung der Angebeteten, die mit der Zeit gar zu ausdruckslos wirkt, und die leider manchen feinempfundenen, formvollendeten Stimmungsbildern eine etwas banale Färbung verleiht. Ueberhaupt könnte der Dichter mehr Selbstzucht üben. Ein „Ach" als Versfüllsel ist sehr wirkungslos, und solch unmotivirter Seufzer kann die Stimmung fatal stören. So ist der dritte Vers von „Lust", das sonst zu den vorzüglichsten der Sammlung gehört, total verdorben, wenn der Dichter den Herbst begeistert preist, dessen

*) Göttingen. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1896.

Nahen er eben beklagt hat. Das darf aber nicht ungerecht machen; es sind einige wirkliche Gedichte unter den vielen nicht streng genug gesonderten. Die Triolette sind fein empfunden, und die letzte Haidekrautstrophe hat einen warmen Reiz intimer Wahrheit. Nur mehr charakteristische Striche überall. Es ist mir ganz gleichgültig, ob die Angedichtete wirklich oder nur in der Phantasie unseres Dichters lebt, aber wenn das letzte nicht der Fall, dann hat Arnswald doch noch sehr schlecht sehen gelernt. Wenigstens lassen sich für den Mund der Geliebten wohl noch andere Bezeichnungen finden als roth oder schön, und Augen haben neben ihrer blauen Farbe noch Schnitt und Form; auch die Nase kann zum Malen eines Gesichts wichtig sein und ist an und für sich nicht unpoetisch.

Ueberhaupt giebt 'es viele Klänge und Worte, die dichterisch sind, auch wenn Eichendorff oder Geibel sie nicht gebraucht haben sollten. Arnswald hat Formsicherheit genug, um sich einen eigenen Styl zu schaffen; das ist die große That, die ihm zu thun übrig bleibt. In welch hohem Grade er die Form beherrscht, läßt sich am Besten in seinem in Gemeinschaft mit A. Mendelssohn-Bartholdy herausgegebenen Gedicht-Bändchen „Schmetterlinge" erkennen. Nur den Goetheschen Spruch:

Liebe sei vor allen Dingen
Unser Thema, „wenn wir singen"

nicht übertreiben, Herr v. Arnswald!

Der Ansatz, zur eignen Art ist in Wiemans lyrischen Prosabildern schon vorhanden; aber er ist noch unausgeglichen. Die Skizzen aus Schottland leiden an bedenklichem Schwanken zwischen zu breiter Ausführung und zu unklaren Kürzungen. Es hätte aus den Stoffen mehr gemacht werden können. Man kommt nicht zu rechter Konzentrirung auf eine Stimmung Man hat wohl den Eindruck: der Verfasser hat das erlebt, hat es auch warm und voll miterlebt, aber dieser Zug ist ihm entgangen, oder er hätte ihn hinzudichten müssen. Das bloße Niederschreiben des Geschauten machts nicht, man muß es persönlich umschaffen können. Das ist Wieman weit besser in seinem „Idyll" gelungen, über dem eine einheitlichere Stimmung von Wald- und Ackerduft liegt, und deren Schluß sich auch in einem volleren Akkord auflöst, als in den übrigen Werken. In diesem kleinen „Idyll" zeigt sich ein Dichter, von dem man auch gern ein Gedicht lesen möchte zum volleren Verständniß.

Weniger gelungen ist Hartwig v. Engels italienische Novelette. Oft recht konventionell, nur an manchen Stellen sich zur Eigenart erhebend, sollte er mehr Schulung walten lassen. Er muß sich sagen, daß „lautlos gleitende Gondeln" keine Stimmung mehr machen, daß es uns stören muß, durch eine Betrachtung, wie „alle venetianischen Thürme neigen sich nach einer Seite", von dem Einzelbilde abgezogen zu werden. Engel sollte Brandes Essai über Jacobsen lesen, der sehr beherzigungswerthe Winke über die Art der Schilderung enthält. Ueberhaupt übt Engel das Vorrecht der Jugend, zu generalisiren, fast naiv aus. Er macht die Beobachtung, daß in Venedig immer Glocken länten, und fragt zwischen Gedankenstrichen, ob da so viel Leute sterben. Aber auch er kann werden, wenn er lernen will, denn die Skizze enthält unzweifelhaft manches Ansprechende,

das sich einmal zu malerischer Stimmung auswachsen könnte. Talent ist vorhanden, es muß nur gepflegt werden.

Ein größerer ist Freiherr v. Kerkering, eine schärfer geschnittene Persönlichkeit, die in ihrer klaren Beschränkung auf das Einzelgebiet der Ballade der Dichtung den markanten Stempel aufdrückt. Die Einfachheit der Sprache läßt ihn die seltsame Wirkung von Volksgesängen mitunter erreichen, die kleinen charakteristischen Züge begrenzen den Schauplatz und lassen ihn zur Anschauung gelangen. Landschaft und Vorgang wirken zusammen ohne jede gewollte Stimmungsmacherei. Die Spukgestalten der Sage erscheinen uns mit dem Schauer mitternächtiger Geisterstunde, und die seltsame Stimmung die aus grauem Moor und rissigen Schloßmauern athmet, webt in diesen Versen. Es ist ein starkes Talent, das trotz des Kampfes mit der Form seine Wirkung nicht verfehlt, das den Dichter in einem leisen Humor die rechte Grenze halten läßt, und das z. B. in „Schenkewald" am Schluß ergreifende, andeutende Worte für die im Nachtwind vorüberziehende gebundene Seele gefunden hat.

Nur durch Uebersetzungen vertreten ist Graf Hardenberg, und es ist wohl die beste Anerkennung dieser Werke, daß sie den Wunsch erregen, ihn in eignen Schöpfungen kennen zu lernen. Bewundernswerth ist die treue, wörtliche Wiedergabe, die fast sklavisch an der gegebenen Form festhält, ohne doch ernstlich den Eindruck zu gefährden. Manche Strophen berühren wie Originalschöpfungen, ob aber Hardenberg eine starke Individualität ist, oder nur ein fein nachempfindender Geist ist nach dem Gegebenen nicht klar, nur das ungemein Sympathische seines Talents ist sofort zu erkennen.

Die stärkste Persönlichkeit in diesem Buch ist Carl Mönckeberg, der in seinem hamburgischen Drama „Illusionen"*) bereits seine Eigenart zum Ausdruck gebracht hat. Er ist nur mit zwei satyrischen Gedichten, die mehr den klaren, ironisch überlegenen, Kopf als den Dichter zeigen und einer, zu Unrecht Lustspiel benannten, dramatischen Skizze: „Hans im Glück" vertreten. Ich bin durchaus nicht der Ansicht, daß „Hans im Glück" ein besonders vollendetes Werk des Autors ist, aber der große Wurf, der geniale Zug bestechen trotz mancher Unzulänglichkeit. Unverwüstliche Gesundheit und Kraft liegt über der Person des Helden, eines herrlichen Nietzschemenschen, der vielleicht zu leicht über Gräben und Hindernisse hinwegsetzt. Aber dieser siegesgewisse Genialitätskultus reißt fort und aus der jubelnden Selbstverständlichkeit, mit der das absolute Können sich Bahn bricht, sieht uns die kraftvolle Eigenart des Autors an. — Es sind auch Mängel in der hingeworfenen Skizze, der Gegensatz von Gut und Böse wirkt nicht mehr, und wie gesagt, gar so leicht geht's in der Welt der Mittelmäßigkeit auch dem Genius nicht von der Hand. Mönckeberg ist wahrer gewesen, als er in „Illusionen" den Helden Dependorf, der ein Uebermensch sein möchte, an seinem Menschenthum zu Grunde gehen läßt. Die Heroenzeit ist leider noch nicht da, aber solche Zukunftsträume sind groß, und in ihnen malt sich in eigenartigen schroff hingeworfenen Zügen — — — „Auch Einer".

Wir haben doch reiche Ernte gehalten aus dem kleinen Büchlein, es ist wohl werth, gelesen zu werden, macht uns gespannt auf die Entwicklung dieses jungen Deutschlands. Ob sie auch alle Persönlichkeiten werden, wenn sie aus der stolzen Freiheit des Studentenlebens im Alltag untertauchen, ist abzuwarten.

Göttingen. F. K.

*) Jansen. Leipzig 1895.

Gedruckt bei A. W. Hayn, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schmidt in Berlin.

Feine Harzer

!Kanarien-Vögel!

mit den seltensten Touren zu Mk. 6, 8, 10, 12, 15 und 20 per Stück, empfiehlt und versend. unt. Garantie laut Preis-Courant

H. Natermann, Clausthal, Oberharz.

NB. Zahlr. Anerkennungsschreiben steh. z. Dienaten.

Mosel- • •
Rhein- • •
• • Bordeauxweine

J. P. Trarbach Nachf.

Berlin W. u. Traben a. M.

Preislisten franko.

Gegen Schweissfuss

und seine Folgen bewähren sich vorzüglich und allein

Beckstroems

Moos-Sohlen.

Zu haben in allen Schuhwaaren-Geschäften.

En gros bei

G. Beckstroem, Neustrelitz.

Garantirt reiner Seimhonig

4,50 Mk., feinster Heideschleuderhonig 6,25 Mk. Beides netto 8 Pfd. franko. Garantie für feinste Waare, nehme sonst zurück. Herm. Heitmann, Bienenzüchter, Brockel b. Rotenburg i. Hannover.

HAMMONIA-
FAHRRÄDER

sind die feinsten, beliebtesten und billigsten.

Preislisten gratis.

Hammonia-Fahrrad-Fabrik

A. H. Ueltzen, Hamburg.

Gegen Einsendung von Mk. 30, versende 60 Liter weissen **Rheinwein** incl. Fass

Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.

Stopf- und Rücken-Geradehalter

nach einem neuen eigenartigen System, wirkt in sicherer naturgemäßer Weise bei größter Bequemlichkeit. Beschreibung und Urtheile durch C. von Wolff, Dresden, Dornblüthstraße 8.

Frische Naturbutter,

9 Pfund netto 8,50 Mk. frei Nachnahme. M. A. Cassens, Großefehn, Ostfriesl.

Keine Hühneraugen mehr!

Das Beste, was man je uns bot,
Ist Siegel's Hühneraugen-Tod!
Unus pro multis

NB. Die Krukе 75 Pfg., in allen besseren Drogen- und Toilettengeschäften käuflich oder gegen 1 Mark in Briefmarken direct von Aug. Siegel in Genthin.

Eing. Schutzm. **Warme Fußdecken,** gegerbte „Eisbär". Heidschnuckenfelle, bestes Mittel gegen kalte Füße, langhaarig, silbergrau (wie Eisbär). Größe etwa 1 qm, das Stück 3,50–6 M, auserlesene schöne Exemplare M 7,50. Bei 3 Stück franko. Prosp. u. Preisv. gr.

W. Heino, Lünzmühle bei Schneverdingen, Lüneburg, Hann.

Hoffmann-Pianos

neukreuzf., Elfenbein, mit größt. Tonfülle, in schwarz od. Nußb., liefert z. Fabrikpreise, unt. 10jähr. Garant. geg. Theilzahlg. monatl. 20 Mk. ohne Preiserh., nach auswärts frk., Probe (Referenzen u. Kataloge gratis)

Berlin, Jerusalemerstr. 14.

MUSIKINSTRUMENTE

jeder Art direkt von der Fabrik. Illustr. Prachtkatalog franco.

Ernst Hess, Klingenthal i. Sachsen.

Cognac

der

Deutschen Cognac-Gesellschaft

Berlin NW., Georgenstr. 47.

Bestes deutsches Product

Versand in Flaschen und Gebinden.

„Blickensderfer".

Beste und billigste

Claviatur-Schreibmaschine.

Preisgekrönt Chicago 1893.

Patentirt in allen Staaten.

Neueste und grossartigste Erfindung auf d. Gebiete d. Schreibmaschinen.

84 Buchstaben, Zahlen und Zeichen. Preis 160 Mk. Prospekt frank.

GROYEN & RICHTMANN, SOLINGEN.

Celler Zwieback,

nur echt mit Schutzmarke „Viktoria", wohlschmeckendstes Kaffeegebäck, bestes ärztl. empf. Nährmittel für Kinder u. Kranke. Monate lang haltbar. 10mal prämiirt. Elegantr, lackirte Blechkasten mit 200 Stück 3,60 M. franko gegen Nachnahme überall hin. Ausführliche Prospekte und Muster gratis.

Viktoria-Zwieback-Fabrik
Harry Trüller, Celle 6 i. H.

100 seltene Briefmarken

v. Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaic., Java, Lomb., Luxemb., Mexico, Monac., Natal, Peri., Peru, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei 2c. — alle verschied. — garant. echt — nur 2 Mk.!! Porto extra. Preislisten gratis.

E. Hahn, Naumburg (Saale).

Apfelwein

von unübertroffener Güte, goldklar, haltbar.

14 mal preisgekrönt

versendet in Gebinden von 35 Litern aufwärts à 30 Pf per Liter exklusive Gebinde ab hier gegen Kassa oder Nachnahme.

Export-Apfelwein-Kelterei
Ferd. Poetko, Guben 32
Inhaber der Königl. Preuß. Staatsmedaille „Für besten Apfelwein."

Jedem Etwas,

bietet größte Musterauswahl in Stoffen aller Art, erprobt solide Qualitäten. Anerkannt billigste Preise, Specialität: „En-tous-cas-Stoffe".

Franz Niemann, Gotha.
Bei Zugabe alter Wollsachen biete besondere Vortheile.

Für Pfeifen-Raucher!

Halbkanaster von reinem, angenehmem Tabakgeschmack 9 Pfd. 5 Mk., frei Nachn., empfehlen H. Duhr & Korth Berlin NW., Alt-Moabit 119.

Liebig'scher
Fleisch-Extract
Stiermarke
Ueberall zu haben.

Photographische Vergrösserungen

nach einges. auch mangelhaft. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph Fritz in Greiz, Reuss ält. L. Preislisten postfrei.

Grosse delikate Fettbücklinge,

täglich fr. geräuchert, Postkorb 10 Pfd., 1,25 M., grüne Heringe, Postk. 10 Pfd., 1 M.; ff. Gelée- od. Tafelbrath. 4½-Liter-Dose, 10 Pfd., 1,50 M.; ff. Tafel-Rollmops, 4½-Ltr.-D., 1,60 M.; ff. Bismarckh. ohne Grät., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,50 M.; ff. Delikatessh., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,75 M.; ff. Salzfettb., 4½-Ltr.-Dose, 10 Pfd., 1,90 M.; Milchr. u. Rg., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,80 M.; Bahn-Send. 210 ff. Bücklinge 4,50 vers. geg. Nachnahme **E. Köpp, Misdroy**, Ostsee, Fischkonserven-Fabr. Zeitung angeben.

Klimat. Kurort Görz,

Hôtel de la Poste.

Holländ. Tabak.

Unübertroffen und seit 1880 bewährt! 10 Pfd. lose im Beutel fco. acht Mk. **B. Becker in Seesen a. H.**

Viel Geld!

und Zeit bei unbedingter Zuverlässigkeit erspart jeder Geschäftsmann, wenn er sich **Rein's Durchschreibebücher** bedient

Versuch Mk. 1.—.

Eduard Rein, Chemnitz,
Durchschreibebücher-Fabrik.

Harzkäse, echt,

hochfeiner Qualität, 1 Kiste ca. 100 St. incl. Verpackung 2,80 Mk. ab hier. Größere Posten billiger offerirt Harzkäse-Fabrik

C. Eisenhuth, Hasselfelde, Harz.

Heidelbeerwein,

vorzüglicher Gesundheitswein, à Fl. 70 Pf. Proben frei. Gudehus, Goslar (Harz).

— Amateur-Photograph. —

Illustr. Prospekt gratis.

Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Adolf Oster, Moers a. Rh., 40

versend. franco Muster sein. berühmt. mod

Herren-Stoffe

(Specialität Cheviots) zu feinen Anzüg. u. Paletots. Feinst. Referenz! Retourkauch. ausgeschlossen.

Patentbureau Eduard Franke

Berlin NW., Luisenstr. 31.

Nur 4½ Mark.

Goldin-Remontoir-Anker-Uhr garantirt gut gehend nur Mk. 4,50, Goldin-Damen Anker-Uhren nur Mk. 5,50, Goldin-Ringe und Ketten à Mk. 1,50, ausgezeichnete Wecker-Uhren nur Mk. 3, —; zahlreiche Anerkennungen. Versandt durch Feith's Neuheiten-Vertrieb in Berlin C., Seydelstr. 5.

Sensationell! Sensationell!

Isabella-Accord-Zither

von Jedermann ohne Musikkenntniß sofort spielbar; 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rococo-Arbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, 2 Zith ringen, Notenhalter und 3 Notenheften je ca 15 Stücke enthaltend, alles zusammen liefere für nur M. 12,50 incl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Wert 18—20 M.

Richard Fox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Gebrüder Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in

Stub for '74

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

III. Jahrgang | Nr. 75 | 7. März 1896

Vom Recht der Mehrheit.
Preußen in Süddeutschland. Von Eduard Engels.
Die christliche Kirche und die politischen Parteien. Von Pastor Eduard Schall.
Schule und Leben. Von M. Bernhardt.
Die Elektrotechnik, die Retterin des Handwerks. Von Hans Schreiber.
Drei Mildenbruchiaden. Von Dr. Richard Wrede.
Pharisäer. Von Dr Berthold Prochownik.
Büchersaal.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag

Berlin N.W. 6, Luisenstraße Nr. 36

Fernsprecher: III, 1621.

Preis für den Raum eines Feldes (4 Zeilen) nur 1 Mark netto.

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Berlin, den 7. März 1896.

Medea, modernes Schauspiel in vier Akten von Max Kempner-Hochstädt, Verfasser von „Harakiri". Verlag der L. Trautwein'schen Buchhandlung (L. Wendriner) Berlin.

Die deutsche Frau und das bürgerliche Gesetzbuch von Carl Bulling. Preis 1,50 Mk. Verlag von Rosenbaum & Hart in Berlin.

Der Kampf wider den Umsturz von Georges Picot. Aus dem Französischen übertragen und mit Einleitung und Anmerkung versehen von Eduard Goldbeck. Preis 1,00 Mk.

Boshelt oder Unkenntniß? Eine Entgegnung auf die beiden Flugschriften des ehemaligen bayrischen Premier-Lieutenants Rudolf Krafft: „Glänzendes Elend" und „Kasernen-Elend" von Max Zimmermann, Feldwebel und Zahlmeister-Aspirant a. D. Preis 1,00 Mk. Verlag von Fussinger's Buchhandlung in Berlin.

Die Prinzipien des Erfolgs in der Litteratur. Von George Henry Lewes. Deutsch von Georg Kuhr. 3,00 Mk., geb. 3,75 Mk. Das Buch des berühmten englischen Autors ist für jeden von großem Interesse, der zur Litteratur in irgend welcher Beziehung steht, vor allem für Lehrer, Schriftsteller, Redakteure, Gelehrte, Bücherfreunde, Buchhändler u. s. w. und alle Gebildete.
„Für die Zusendung des Buchs: ‚Die Prinzipien des Erfolgs in der Litteratur' bin ich Ihnen aufrichtig dankbar. Es ist ein wirklich fesselnd und geistvoll geschriebenes Buch — ohne Phrase!"
Konrad Ettel, Wien.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen: gegen Einsendung des Betrags auch vom Verleger Gustav Moldenhauer in Elbing und Leipzig.

Empfehlenswerthe Lieder für Baß und tiefe Stimme, im Verlage von B. Fienberg in Frankfurt a. M. erschienen und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen:
Alexander Goldschmidt, op. 5, Nr. 1, 2, 3, à 60 Pf.
Julius Sachs, op. 105, Nr. 1, 2, à 1,00 Mk.
Georg Goltermann, op. 120, Nr. 1 60 Pf., Nr. 2 1,00 Mk., Nr. 3 1,00 Mk., Nr. 4 1,20 Mk.
R. Loewenthal-Rheinberg, op. 1, Nr. 1 u. 2, à 1,00 Mk.
Lucille Marcia, Serenade, op. 9, 80 Pf.
Fritz Baselt, op. 88, zwei lustige Lieder für Männerchöre, Nr. 1, s'Rösle, 60 Pf., Nr. 2, Justament nit! 60 Pf.

Agnes Willms-Wildermuth. Hohe Ziele oder das Wirken der christlichen Jungfrau auf dem Gebiete der Familie, der weiblichen Diakonie und des öffentlichen Lebens. Preis in Original-Leinwandband 4 Mk., in Prachteinband mit Goldschnitt 5 Mk. Verlagsbuchhandlung Christliches Verlagshaus Stuttgart.

Geschichte des Sozialismus und Kommunismus im 19. Jahrhundert. Von Professor Dr. Otto Warschauer. III. Abtheilung: Louis Blanc. Verlag von Hermann Bahl's Buchhandlung (R. Hoffmann) in Berlin.

Neue hervorragende Lieder von Ernst Meyer-Helmund: Wie sieht der Teufel aus, Mk. 1,20. — Novellette (Du und Sie), Mk. 1,20. — Du und das, Mk. 1,20. Verlag von Bosworth & Cie. in Leipzig, Paris, London.

Die Shakespeare-Bacon-Frage. In ihrer historischen Entwickelung bis zum heutigen Stand. Populär-wissenschaftlich dargestellt von A. Teylaff. Verlag von Fr. Starke in Halle a. S.

Das Recht in der geschlechtlichen Ordnung. Kritisch, systematisch und kodifizirt. Sozialwissenschaftliche Rechtsuntersuchungen von Eduard August Schroeder. 2. Aufl. Preis 12 Mk. Verlag von Friedrich Fleischer in Leipzig.

Anti-Janssen. Von lic. theol. Mücke. Erste und zweite Auflage. Hfg. 1—4. à 60 Pf. Verlag von Edwin Runge in Berlin-Schöneberg.

Sozialer Aufruf an das deutsche Volk. Von Otto Butow. Verfasser der „Weltordnung." Preis 50 Pf. Verlag von Albert Limbach in Braunschweig.

Unser Irrenwesen. Studien und Vorschläge zu seiner Reorganisation von Dr. Albrecht Erlenmeyer. Preis 2,80 Mk. Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Das Räthsel des Lebens nach Naturwissenschaft und Okkultismus. Die räthselhafte Erscheinung des Doppeltbewußtseins. Der Okkultismus als Vorstufe der Theosophie. Von Dr. Joseph Klinger. Preis 2 M. Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig.

Geläuterte Religion oder vom Erzwungenen zum Ersehnten. Bruchstücke aus den Kämpfen und Meinungen eines Aufrichtigen. Von Mentor. Preis Mk. —,60. Verlag von H. Klingebeil in Saarbrücken.

Zu beziehen durch **Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin W. 30:**
Schneidt, Kellnerinnen-Elend. 1 Mk.
Schulz, Woher kommen die kleinen Kinder? 80 Pf.
Grobe Keile auf grobe Klötze. (Von Konrad Alberti) 1,— Mk.
Buhr, Der Sozialismus in der Armee. 50 Pf.
Dan. Sanders, Sein Leben und s. Werke. Nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage. Herausgeb. v. Fr. Düsel. 2. Aufl. Mit Photogr. 1,60 Mk. — **Huth**, Buch berühmter Landwirthe 2,25 Mk. — **Pohl**, Pastor, Dr., D. Verhältniß d. Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon. 1,— Mk. — **Haberland**, Metamorphosen der Pflanzen 50 Pf. — Wie unterscheidet sich die Methode der Mathematik von der der Philosophie? 80 Pf.

Alban Förster,

op. 80 Ich kann die Rosen nicht verstehen m. Pftedegl. f. mittl. Stimme 80 Pf. op. 1 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. m. Stimme mit Pftedegl. à 1 Mk. Verl. d. R. Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen und direkt vom Verleger.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 7. März 1896

III. Jahrgang | Nr. 75 | Jahrgang III

Vom Recht der Mehrheit.

Zum eisernen Bestand volksthümlicher Parteiprogramme gehört die Lehre vom Recht der Mehrheit, die so fest begründet erscheint, daß sie kaum noch einen Widerspruch verträgt. Es giebt zahlreiche Menschen, denen es auf den ersten Blick einleuchtet, daß ein Mehrheitsrecht bestehen muß, und denen es daher nie einfallen wird, über dieses Mehrheitsrecht und seine etwaige logische Begründung auch nur einmal nachzudenken. Es ist das ein großes Glück für das Recht der Majorität, weil es in Wirklichkeit die Kritik nicht verträgt.

Das angebliche Recht der Mehrheit ist nichts weniger als ein natürliches Recht. Man kann sogar ruhig behaupten, daß es in zahlreichen Fällen himmelschreiendes Unrecht in sich schließt und der brutalsten Vergewaltigung zum Deckmantel dient.

Aus welchem vernünftigen Grunde sollte wohl die Mehrheit berechtigt sein, der Minderheit ihr Verhalten vorzuschreiben? Und wie käme denn die Minderheit dazu, sich von der Mehrheit beherrschen zu lassen, wenn bezüglich der sozialen und politischen Zustände einzig und allein Recht und Vernunft maßgebend wären?

Die Anhänger des Rechtes der Majorität gehen von dem Grundsatz aus, daß zehn und hundert Menschen offenbar eher im Stande seien, die Wahrheit zu ergründen, als zwei oder zwanzig. Ist das aber auch richtig?

Oberflächlichen Köpfen mag eine derartige Beweisführung einleuchten, dem aber, der tiefer zu schürfen versteht, wird bald sich offenbaren, wie wenig stichhaltig sie ist. Hundert Dummköpfe sind, selbst wenn sie ihre Dummheit zusammen auf einen großen Haufen legen, darum noch lange nicht im Stande, der Wahrheit auch nur um eines Haares Breite näher zu kommen, als ein einziger Mann von Verstand. Mit welchem Recht können sich also die hundert Dummen anmaßen, dem einen Verständigen Vorschriften irgend welcher Art zu machen? Man sieht: die Rechnung stimmt nicht.

Wenn aber das „Recht der Mehrheit" nicht das Recht der besseren Einsicht darstellt; wenn die Mehrheit, wie durch tausend geschichtliche Belege, sowie durch unzählige Beispiele aus dem täglichen Leben erwiesen werden kann, bei allen Völkern und zu allen Zeiten zäh am Alten klebte, während die Bahnbrecher des Fortschritts und die Pioniere der Aufklärung sich stets in der Minderheit befanden — wenn dies Alles unleugbare Thatsachen sind, worauf beruht dann das angebliche Recht der Mehrheit?

So sehr man auch grübeln und sinnen mag, einen vernünftigen Grund für ein solches Recht giebt es nicht. Wohl aber giebt es einen thatsächlichen Grund dafür, einen von jenen Gründen, die um so zwingender sich geltend machen, je ungerechter sie sind. Weil hundert Menschen, wenn sie sich zu diesem Zwecke zusammen wollten thun, leicht im Stande wären, zehn andere sich durch die Kraft ihrer Fäuste unterthan zu machen, deßhalb glauben diese hundert berechtigt zu sein, jene zehn zu beherrschen. Einzig und allein dieser Erwägung verdankt das anmaßliche Recht der Majorität am letzten Ende seinen Ursprung. Es ist eben nichts Anderes, als das Recht des Stärkeren, nur daß es in eine minder brutale Form sich kleidet.

Wir leben in einer gesitteten Zeit und bilden uns ein, wer weiß wie kultivirt zu sein. Wir würden es heutzutage für ein Verbrechen an der Menschheit halten, wenn ein körperlich starker Mensch von dem körperlich schwächeren verlangen wollte, daß er ihm unterthan sei, widrigenfalls er ihn niederschlagen würde, und trotzdem beugen wir uns alle bis zu einem gewissen Grade vor dem Rechte der Mehrzahl, und dennoch fügen wir uns ihren Beschlüssen? Wie ist das zu erklären?

Daß von einem „Recht" der Majorität nicht gut die Rede sein kann, dürfte aus vorstehenden Ausführungen schon deutlich genug hervorgehen. Sobald wir dies erkannt haben, müssen wir aber auch für den Einzelnen jenem tyrannischem Mehrheitsrechte gegenüber die natürlichen Menschenrechte

fordern; wir müſſen darauf bedacht ſein, Garantien der perſönlichen Freiheit und Unabhängigkeit zu ſchaffen, welche dem mißbräuchlichen Mehrheitsrechte ein Ziel ſetzen.

* * *

Von einem Recht der Majorität im Gegenſatz zu den Rechten des Einzelmenſchen zu reden, iſt ärgſte Begriffsverwirrung. Nur Gaukler oder Dumme ſind deſſen fähig. Jeder Menſch hat ſeine Menſchenrechte zu beanſpruchen, und wo dieſe verletzt oder verkürzt werden, iſt das Recht als ſolches verletzt. Eine Rechtsverletzung kann nur durch einen Akt der Ungerechtigkeit herbeigeführt werden, niemals aber durch ein anderes, höheres Recht. Außer dieſer allgemeinen theoretiſchen Erwägung iſt noch zu berückſichtigen, daß die Menſchenrechte ein weſentliches Attribut des Individuums ſind, daß ſie ſich von dieſem nicht loslöſen laſſen, ja daß ſogar, ſtreng genommen, keiner ein Recht hat, auf ſeine Menſchenrechte Verzicht zu leiſten. Ein Menſch ohne Menſchenrechte iſt ebenſowenig denkbar, als ein blühender Baum ohne den Boden, in welchem er wurzelt, ohne die Wurzeln, welche ihm die Nahrung zuführen. Zehn und hundert Menſchen können nicht mehr Rechte haben, als ein einzelner. Die Menſchenrechte laſſen ſich nicht addiren oder ſubtrahiren, man kann ſie weder meſſen, noch wägen, noch ſondern, noch vereinen. So wie er iſt, ſtellt jeder Menſch eine Welt im Kleinen dar, die — ganz wie das große Weltall, deſſen winziger Theil der Einzelmenſch iſt — ſich nach den Geſetzen bewegt, die ihr innewohnen.

Das Ideal einer vollkommenen Geſellſchaftseinrichtung würde ein Zuſtand der Dinge ſein, wo kein Menſch die Kreiſe eines anderen ſtörte, wo es Jedem möglich wäre, ganz in den Bahnen zu wandeln, welche die Natur ihm durch ſein innerſtes Weſen vorgeſchrieben hat, wo die ſchönſte Harmonie zwiſchen Allen beſtände und Nichts im Stande wäre, dieſe vollendete Harmonie zu beeinträchtigen. Daß es in einer Geſellſchaft von ſo idealem Zuſchnitt keiner Geſetze mehr bedürfte, weil die Menſchen, aus denen eine ſolche Geſellſchaft ſich zuſammenſetzte, vollkommene Weſen wären, losgelöſt von allen Schwächen und Laſtern, die heute ſo vielfach das Menſchenbild verunſtalten, das leuchtet wohl Jedem ein.

Leider ſind aber die Menſchen keine Engel, und ich bezweifle auch, daß ſie jemals dahin gelangen, es zu werden. Im Gegentheil: recht unvollkommene, ſchwache und jeder Verſuchung zugängliche Geſchöpfe ſind wir — nichts weiter. Dazu kommt noch, daß unſere heutigen Geſellſchafts-

einrichtungen dem Egoismus Thür und Thor öffnen, daß sie ihn sogar, wo er noch nicht vorhanden ist, ins Leben rufen und großziehen und hätscheln, als wäre er was ganz Besonderes. Der Egoismus aber, welcher — solange er sich auf die Wahrnehmung der berechtigten Interessen beschränkt — durchaus nicht zu verwerfen ist und sogar sehr oft eine heilsame Wirkung ausübt — der Egoismus in seiner durch die modernen Gesellschaftsverhältnisse erzeugten, über alles vernünftige Maß hinausgehenden, gemeinschädlichen Ausdehnung, dieser übermächtige Egoismus ist der Hemmstein aller Fortentwickelung zum Bessern. Dieser brutale Egoismus erstickt im Keime des Menschenherzens edelste Regungen; er überwuchert den Gemeinsinn und läßt nichts neben sich aufkommen. Einem solchen Egoismus müssen Schranken gezogen werden. Ihm entgegenzutreten ist die Gesellschaft berechtigt, und zwar bedient sie sich dazu der Gesetze.

Wer aber soll die Gesetze erlassen? Wer soll sie handhaben, wer ihnen Achtung verschaffen? Doch offenbar die Delegirten, die Beauftragten der Gesellschaft. Und da die Gesellschaft als solche ein gar vielköpfiges Ding ist, unter dessen vielen Sinnen und Köpfen sich eine absolute Uebereinstimmung nie erzielen läßt, bleibt, um den Uebergriffen des Einzelnen ein Ziel zu setzen, nichts anderes übrig, als daß die Mehrheit hier von dem Rechte des Stärkeren Gebrauch macht und erforderlichen Falles den zum Schutze aller erlassenen Gesetzen mit allem ihr zu Gebote stehenden moralischen und physischen Nachdruck zur Geltung verhilft. Hier ist also das Recht der Majorität als Nothbehelf sowie als Ersatz für ein ideales und praktisch durchführbares Gemeinrecht ganz an seiner Seite.

Stünde es Jedem frei, zu thun und zu lassen, was ihm beliebt, so würde — wie die Menschen nun einmal sind — alles kopfüber, kopfunter gehen. Einer würde den Andern vernichten, um wieder von einem Dritten ausgerottet zu werden, und so weiter ins Endlose. Der Kampf ums Dasein würde in seiner brutalsten Gestalt die Menschheit dezimiren und in seiner Gefolgschaft würden alle Laster mit verheerender Gewalt die Gesellschaft heimsuchen. Es ist daher gut, daß es Schranken giebt, welche dem Zurückversinken der Menschheit in die Zeiten der rohesten Barbarei steuern; es ist gut, daß es Gesetze, es ist gut, daß es eine Mehrheit giebt, welche die Vollstreckung der Gesetze gewährleistet.

Nur müßte diese Mehrheit selbst etwas weniger egoistisch sein. Nur müßte sie von durchweg edlen Beweggründen, von hohen Rücksichten auf das Wohl Aller sich leiten lassen. Aber auch hier wieder macht die

menſchliche Unvollkommenheit ſich in verhängnißvoller Weiſe geltend. Was urſprünglich einem klar empfundenen Bedürfniß mit Naturnothwendigkeit entſprungen: die auf dem Mehrheitsrechte beruhende Geſellſchaftsorganiſation, hat durch den menſchlichen Eigennutz in vielen Stücken eine mißbräuchliche Anwendung erfahren. Im Laufe der Jahrtauſende, welche ſeit den erſten Anſätzen zur Geſellſchaftsbildung dahingegangen, hat die urſprünglich zum Schutze aller geſchaffene Organiſation ſchon allzuhäufig dazu dienen müſſen, die Mittel zu liefern zur Unterdrückung des Individuums, zur Verletzung ſeiner Rechte, zur Vergewaltigung der Minoritäten. Doch ſchließt der Mißbrauch den vernünftigen Gebrauch noch keineswegs aus. Das in Geſetzesform gebrachte Recht der Mehrheit iſt, vernünftig gedeutet und angewandt, ſchon jetzt ein gewaltiger Fortſchritt gegen das Fauſtrecht vergangener Zeiten, und je weiter Kultur und Bildung vorwärts ſchreiten, deſto wirkſamer wird einer mißbräuchlichen Anwendung deſſelben vorgebeugt werden.

Ueberaus gehäſſige Formen nimmt das angebliche Recht der Mehrheit in allen Fällen an, in denen eine verhältnißmäßig geringfügige Mehrheit einer verhältnißmäßig bedeutenden Minderheit kraft ihrer rein rechneriſchen Ueberlegenheit Vorſchriften machen will. Wenn z. B. bei den Wahlen zum deutſchen Reichstag in einem Wahlkreis der Kandidat der einen Partei ſchließlich als gewählt gilt, weil er es durch allerhand lautere und unlautere Mittel verſtand, 12 000 Stimmen auf ſich zu vereinigen, während der Kandidat der Gegenpartei es mit denſelben Mitteln nur auf 11 900 für ihn abgegebene Stimmzettel brachte, ſo wird ſelbſt dem Blödeſten klar, daß hier etwas nicht in Ordnung iſt. In ſolchem Falle kann das Recht der Mehrheit nicht einmal als eine humane Ablöſung des Rechtes des Stärkeren gelten; denn es iſt noch keineswegs erwieſen, daß jene ſiegreichen 12 000, wenn ſie mit den unterlegenen 11 900 handgemein geworden wären, thatſächlich auch als Sieger aus der Rauferei hervorgegangen ſein würden. So lange die nicht zur Geltung gelangende Minderheit eine verſchwindend kleine iſt, fällt es weiter nicht auf, daß ſie mit ihren Anſichten und Strebungen in den Hintergrund gedrängt wird; wenn aber die vergewaltigte Minderzahl eine auffällig große und wenn die Uebermacht der Mehrzahl nur noch eine nominelle iſt, wird es hohe Zeit, daß man endlich darauf ſinnt, wie die alsdann ſich deutlich offenbarenden Organiſationsfehler, wenn auch nicht behoben, ſo doch zum Mindeſten in Bezug auf ihre fatalen Wirkungen abgeſchwächt werden.

Gerade auf dem Gebiete unſeres Reichstagswahlrechtes ſind längſt

schon Zustände eingerissen, die auf die Dauer unhaltbar sind, und just die Frage der parlamentarischen Vertretung der Minderheiten ist schon vielfach Gegenstand der Erörterung gewesen. Das gegenwärtig geltende Wahlrecht ist einer Abänderung in diesem Sinne dringend bedürftig — statt dessen geht man kurzsichtiger Weise an maßgebender Stelle mit dem Gedanken um, die Rechte der Wähler zu beschneiden. In Sachsen ist die Reaktion bereits im Begriffe, diesen sauberen Plan durchzuführen — die Folgen solcher Verblendung werden denn auch nicht ausbleiben.

Der Umstand, daß das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht in seiner bisherigen Form sich nicht durchweg bewährt hat, mußte den rückschrittlichen Gewalten den Vorwand liefern zu ihrem schimpflichen Vorgehen. Man glaubte im Kielwasser der allgemeinen Unzufriedenheit mit dem Wahlrecht und den Mißständen, zu denen es führte, im Trüben fischen zu können, und die Dinge sind denn auch wirklich bereits so weit gediehen, daß dieser Tage der Freiherr von Stumm, der bei uns in Preußen sich immer mehr zum Heerrufer aller Reaktionäre auswächst, in seinem Organ, der „Post", auf eine offene Frage des Professors Hans von Delbrück sonder Scheu zur Antwort geben durfte, seine Partei halte thatsächlich das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht für schädlich und werde mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln auf seine Beseitigung hinwirken.

Was Herr von Stumm so rückhaltlos zugiebt, das denken Andere, weniger rabiate und minder gewaltthätige Politiker seit langem schon ganz insgeheim. Sie verfolgen darum nicht weniger eifrig ihre lichtscheuen Pläne und sobald sie den Zeitpunkt für gekommen erachten, werden sie sicher offen zum Angriff übergehen gegen eine Institution, die ihnen, so wenig volksfreundlich sie auch manchmal in ihren Wirkungen sein mag, dennoch gründlich verhaßt ist, weil sie im Keime wenigstens eine Anerkennung der Volkssouveränetät enthält.

Pflicht aller derjenigen, denen an einer gesunden, naturgemäßen Fortentwickelung unserer politischen und sozialen Zustände gelegen ist, muß es daher sein, allen auf eine Verkürzung der politischen Machtbefugnisse des Volkes hinzielenden Bestrebungen thatkräftig entgegenzuarbeiten. Das geschieht aber nicht etwa dadurch, daß sie starr an dem Bestehenden festhalten, dessen Zusammenbruch unvermeidlich geworden ist, sondern sie erreichen das ihnen vorschwebende Ziel weit eher, wenn auch sie in eine Nachprüfung der bestehenden Ordnungen eintreten und die dringend erforderlichen Reformen anstreben, durch die allein neue Fortschritte angebahnt werden können.

Den rückschrittlichen Tendenzen der Reaktionäre aller Schattirungen, welche es in erster Linie auf das Wahlrecht abgesehen haben, muß eine geschlossene Phalanx von Männern entgegentreten, die sich den Mängeln und Unzuträglichkeiten des gegenwärtigen Wahlsystems zwar nicht verschließen, die aber gerade deshalb nicht die Beseitigung, sondern vielmehr den Ausbau der bestehenden Normen im freiheitlichen Sinne als dringendes Erforderniß hinstellen. Eine solche Bewegung könnte scharfe Kampfeswaffen sich schmieden aus einer unbarmherzigen Kritik des angeblichen Rechtes der Mehrheit. Sie könnte darauf hinweisen, daß dieses Recht ein Nothrecht nur und daß es Pflicht aller Volks- und Vaterlandsfreunde ist, seine Fehler nach Kräften beseitigen zu helfen. Das Recht der Mehrheit darf nicht mechanisch walten; es muß mit verständigem Geiste erfüllt, der todte Gesetzesbuchstabe muß lebendig gemacht werden. In der Gesetzgebung selbst muß die Erkenntniß ihren Ausdruck finden, daß das Mehrheitsrecht ein Nothbehelf ist und daß das ideale Ziel politischer Entwickelung die Gewährleistung einer möglichst genauen und gerechten Abwägung aller individuellen Ansprüche sein muß.

Allerdings wird man niemals allen in gleicher Weise gerecht werden können. Es wird bei Lösung der politischen und sozialen Exempel immer ein Rest übrig bleiben, der nicht aufgeht, es wird immer Minderheiten geben, deren Interessen durch die ausschlaggebenden Mehrheiten gefährdet erscheinen. Das läßt sich nun einmal nicht vermeiden. Wohl aber kann in wirksamer Weise durch weitestgehende freiheitliche Garantieen dafür vorgesorgt werden, daß es diesen Minderheiten unbenommen bleibt, für ihre Anschauungen und Interessen nach Kräften einzutreten, damit auch sie zu Majoritäten sich auszuwachsen vermögen, denen dann wieder andere Minoritäten mit anderen Interessen gegenüber stehen werden.

Das Entscheidungsrecht der Mehrheit kehrt alle ihm latent innewohnende Gehässigkeit und Ungerechtigkeit erst dann sichtbar hervor, wenn wenn die Mehrheit der rohen Gewalt sich bedient zur Unterdrückung der Minderheit. Wenn dies einmal nicht mehr der Fall sein wird, wenn den sich bildenden neuen Anschauungen freie Bahn gelassen wird zu ihrer Entwickelung; wenn auch dem Rechte der Minderheit, im Prinzip wenigstens, eine gewisse Berücksichtigung widerfährt, dann läßt sich gegen die Herrschaftsübung der Mehrheit allzuviel nicht einwenden. Kampf und Streit wird es immer geben. Kampf ist Leben — Streit ist Streben. Aber es sei ehrlicher Kampf und loyaler Streit, mit gleichen Waffen und unter gerechter Vertheilung von Licht und Schatten. K. Sch.

Preußen in Süddeutschland.

„Die Schlachten, welche die alte Garde geschlagen, liegen der jungen Generation in nebelgrauer Ferne, obwohl das Schlachtfeld unter ihren Füßen knirscht; und sie läßt sich die geflickte Kette wieder anlegen, die ihre Väter zerbrachen, weil sie, in seiner neuen tückischen Verkleidung den alten Feind nicht rechtzeitig erkannt hat." Ludwig Pfau.

Als Symptom für die politische Witterung südlich der Mainlinie machte letzthin durch die norddeutsche Presse ein Artikel die Runde, den sich der „parteilose" Münchener Generalanzeiger, ein Tamtam-Patriot ärgster Sorte, aus Anlaß der Jubiläumsfeier vom 18. Januar geleistet hatte. In dem Artikel las man:

„Die offiziellen Kreise und Persönlichkeiten haben sich ja pflichtgemäß begeistert und schöne Reden gehalten, das große Münchener Publikum aber stand der Feier mit bemerkenswerther Gleichgültigkeit gegenüber, kühl bis ins Herz hinein. Die ganze Stimmung in der Stadt war, die oberen und maßgebenden Kreise nicht ausgenommen, durchgehends eine nicht weniger als begeisterte. Man ging wie gewöhnlich seinen Tagesgeschäften nach und kam vielleicht erst Abends, auf der Bierbank, auf die Bedeutung der Tages zu sprechen, über die allerdings eine so verschiedene Stimmung herrschte, daß es zu zahlreichen Schlägereien kam. Offenbar konnten die Leute über die Güte des jetzigen Deutschen Reiches sich nicht einigen . . . Alle diese Dinge dürften den Herrn in Berlin zu denken geben. Der Zug des Herzens des bayerischen Volkes ging niemals nach dem Norden; wer das bis jetzt nicht geglaubt hat, konnte sich davon am 18. Januar überzeugen. Die Mainlinie besteht auch jetzt noch."

Wenn die norddeutsche Presse, welche diese Sätze mit so rührend naivem Staunen rundreichte, neben dem lanperlfrommen Münchener Generalanzeiger auch die übrigen süddeutschen Blätter einmal ansehen wollte, so würde sie zweifelsohne die Wahrnehmung machen, daß sie ihr kostbares Erstaunen an etwas nachgerade Selbstverständliches vergeudet hat, an ein Histörchen nämlich, daß in Süddeutschland die Spatzen von den Dächern herunterpfeifen! — Machen wir uns doch keinen blauen Dunst vor! Waren wir über den bohrenden Unmuth der Süddeutschen gegenüber der politischen Entwickelung des Reiches irgend im Unklaren? Hatten wir ernsthaft erwartet, den 18. Januar beim Ueberschreiten des Main mit Fanfaren der Freude begrüßt zu sehen? Nein, nein, wir wußten es ganz gut, daß dieser Tag im Oberland den Arbeitskittel tragen und ein mürrisches, bewußtes

Werkeltagsgesicht zeigen werde! Offizielle Feierlichkeiten, steif, hoflieferantenmäßig, auch „Reden", von den berufsmäßigen Tambourmajors der Phrase heruntergewirbelt, dazu als Auditorium eine Musterkarte von Beamten, Militärs und zylindergeschmückten „Gladiatoren" — so ungefähr hatte mans erwartet, und so ungefähr ists auch gekommen, in Bayern, in Schwaben, in ganz Süddeutschland.

Der Süddeutsche, der ein gar munterer Gesell ist, festirt und schlampampt zu jeder Tages- und Jahreszeit von Herzen gern. Bleibt er je einmal bei seiner Alten daheim hinterm Kachel hocken, dann muß ihm schon weniger eine Laus als vielmehr eine ganze Lausfamilie über die Leber gekrochen sein. — Und just am 18. Januar setzt sich der Kerl auf die Ofenbank, bläst aus seiner Krummpfeife ganze Wolken von Tabaksqualm und schneidet ein Gesicht, als wollte er fluchen: Himmel, Herrgott, Stuckert!! Jedenfalls war ihm der Himmel zu blau oder das Bier zu naß? Vielleicht auch genirte ihn das Schwarz-weiß in den wenigen Fahnen, die im Städtle wehten? — Einige Tage zuvor hatte man in Preußen noch ganz deutlich gewußt, wo dem Brummbär der Pelz juckte — —

Als die Karlsruher Regierung in der Budgetkommission der dortigen Kammer Aufklärung über die mysteriöse Ernennung eines badischen Gesandten für Stuttgart und München ertheilt hatte, da spitzte man in Norddeutschland in jähem Schrecken das Ohr, und das böse Gewissen Preußens, indem es allerhand Muthmaßungen über die Gründe der verblüffenden Neuerung herausstotterte, mußte ganz ohne jede äußere Nöthigung, auf die drolligste Weise von der Welt, sich selber denunziren....! Warum doch sich selbst verdächtigen? Der Süden hatte sich ganz mäuschenstill verhalten; er hatte Preußen nicht angeklagt, er hatte Baden nicht applaudirt. Aber das böse Gewissen hat ein gar feines Gehör! Aus dem schmunzelnden Schweigen der Süddeutschen vernahm man im Norden das heimliche Gekicher der Schadenfreude und das Ausbleiben einer partikularistischen Hatz zeigte, daß man über Preußen einfach zur Tagesordnung überging. Es war ja auch allzu auffällig, daß die süddeutschen „Krakehler" ohne Wimperzucken eine Maßnahme duldeten, die von den Regierungen doch eigentlich über die Köpfe der Volksverter hinweg in ganz eigenmächtiger Weise getroffen worden war! Allerdings hatte der badische Minister ja die Versicherung gegeben, daß der neue Gesandte dem Staatshaushalt keinen Heller kosten werde, daß er vielmehr ein ganz persönlicher Vertreter des Großherzogs von Baden sein solle; aber gerade dieser absonderliche Umstand würde unter gewöhnlichen Verhältnissen unfehlbar den Argwohn des Süddeutschen gekitzelt und ihm wahrscheinlich die Vermuthung suggerirt haben, ob nicht vielleicht der Gratisdiplomat zuletzt gar ein Werkzeug Preußens sei, das aus irgend einer Sparbüchse à la Reptilienfonds bezahlt werde und die schöne Aufgabe habe, die Südstaaten zu schmeidigen und etwas fester an die preußische Halfter zu koppeln? Kein Zweifel, da mußte ein Komplott, ein geheimes Einverständniß bestehen, und das Borussenthum, dem's vor den Augen zu flimmern begann, nahm ein Gebetbüchlein zur Hand, kniete nieder und beichtete: Pater peccavi.

Die Süddeutschen ergötzte das Schuldgeständniß natürlich nicht wenig. Da erfuhr man aus des stolzen Sünders eigenem Munde, daß sich im Süden ein wachsendes Unbehagen über den Gang der Reichspolitik aus-

gebildet habe, daß man in Berlin alle Ursache habe, die maßlosen Begünstigungen des Ostelbierthums einzustellen, daß die unablässigen Steuerpläne der preußischen Pfadfinder bei den Bundesschwestern zum Gegenstand abfälliger Beurtheilung gemacht würden, daß der württembergische Ministerchef, wie seiner Zeit gegen die Weinsteuer, so auch demnächst gegen die Zuckersteuer im Reichstage eine Attaque reiten werde, daß ferner arge Mißhelligkeiten aus militärischen Anlässen vorgekommen seien, daß man im vorigen Jahre, man wisse nicht, ob mit Recht oder Unrecht, in ausländischen Organen von einem „Zwist der deutschen Fürsten" habe lesen können, daß man im Süden arg ungehalten sei, über die in Berlin übliche Methode, auf Minister zu pürschen und sie zur Strecke zu bringen, daß dort die Liebesgabenpolitik ebenfalls so sehr verhaßt sei, wie die Manipulationen in Sachen der Doppelwährung, des Identitätsnachweises und der Staffeltarife, kurz, daß die Ernennung des badischen Gesandten ein eklatanter Protest gegen die reaktionär-feudal-cäsarische Politik der Reichsregierung sei, ein Protest, der um so schwerer ins Gewicht falle, als nicht einmal der zur Beschönigung der Wohlgemutherei gegen die Schweiz verhängte Paßkrieg blamablen Angedenkens ein ähnliches Ereigniß gezeitigt habe.

In diesem Sündenbekenntniß des preußischen Beichtkindes findet sich — lobend sei es hervorgehoben — auch nicht eine Verirrung zu viel verzeichnet! Wohl allerdings einige zu wenig. — — Doch, ich will nicht so boshaft sein, mit Ergänzungen aufzuwarten. Nur um die Verstimmung Süddeutschlands gewissermaßen authentisch zu Worte kommen zu lassen, will ich aus einer Rede des Abgeordneten Friedr. Haußmann, gehalten auf den diesjährigen Parteitag der Süddeutschen Volkspartei, hier einige Stichproben mittheilen, die eventuell als Ergänzung des preußischen Sündenregisters dienen könnten:

„Der Krebsschaden unseres politischen Lebens erwächst dem deutschen Volk aus dem Mangel eines konstitionellen Regiments. Die Volksvertretung mag ein Dutzend Beschlüsse über das Militärstrafverfahren, über Diäten u. s. w. fassen, das Ministerium mag erdrückenden Majoritäten gegenüberstehen, und darf doch die Beschlüsse — in den Papierkorb werfen . . . Wenn das Volk das Spiel vollends durchschaut, das die Regierung mit seiner Vertretung treibt, wird man im nächsten Jahrhundert die Kandidaten des Bürgerthums mit Laternen und die Wähler mit Nachtwächtern suchen müssen. Und wer entscheidet denn, was zu geschehen hat? Vielleicht der Bundesrath? Ach nein! Oder der Reichskanzler? Ach nein! Es muß einmal ein Punkt besprochen werden, der im Reichstag nicht mehr behandelt werden kann, wie es sich gebührt. (Folgt eine scharfe Aeußerung über „persönliche Politik", die ich lieber weglasse, da ja mein Artikel in — Berlin veröffentlicht werden möchte.) Statt froh zu sein, daß das Volk Vertreter entsendet, die sich an den staatlichen Aufgaben mit eigener Bemühung und Verantwortung betheiligen, steckt die deutsche Politik noch immer in den Eierschaalen der Supremaler-Theorie! Als ob ein Einzelner, und wenn er Prinzenerziehung genossen hätte, den tausendfachen Beziehungen des Volkslebens besser gerecht werden könnte, wie die Vrrteauensmänner der Bevölkerung . . .

. . . Die deutsche Reichsregierung weiß nichts Bess.res zu thun, als das Allheilmittel für Deutschlands Zukunft in einer Reitpeitschenpolitik gegen

den „Umsturz“ zu suchen. Wenn man jede Woche sein Pensum Majestätsprozesse abgethan, wenn man Vereine aufgelöst und Feste mit möglichst großen Federbüschen gefeiert hat, dann kommen sich die preußischen Minister im Bundesrath — staatsmännisch vor . . . Man kann heute ruhig aussprechen, des Scharfblicks und des weiten Horizonts, dessen sich bei jedem Polizeimittel der Bundestag des alten Reiches gerühmt hatte, dessen kann sich auch der Bundesrath des neuen Reiches rühmen. Man kann in Berlin auch ruhig ausbieten: Ein Königreich für einen Staatsmann.“

Der oft minutenlange Beifall, welchen die stenographische Aufnahme dieser Rede allaugenblicks verzeichnet, läßt es begreiflich erscheinen, wie sehr die intime Annäherung der süddeutschen Staaten, die in der Errichtung eines eigenen diplomatischen Verkehrs zum Ausdruck kommt, den tiefsten Instinkten der ganzen Bevölkerung entgegenkommt. Der Süden hat sich gewissermaßen auf sich selber besonnen und, wie eine Schnecke in ihr Haus, zieht er sich aus der preußischen Umklammerung zurück. Einst schrieb Ludwig Pfau: „Wir haben es satt, uns von Borussen und Tschechen brutalisiren zu lassen, Preußen und Oesterreich wollen nicht deutsch, wir wollen weder preußisch noch österreichisch sein. Aber handeln wollen wir endlich und die echte deutsche Kraft um einen Kern sammeln. Dann wird sich zeigen, wo die deutsch gesinnten Stämme hinneigen und wo Deutschlands Schwerpunkt liegt, ob in der Heimath der Goethe und Schiller oder in der Heimath von Junkerthum und Konkordat.“ Der heutige Konzentrationsprozeß Süddeutschlands erinnert mich lebhaft an diese hochsinnigen Thesen, er erinnert mich geradezu an die in ihnen anklingende alte Triasidee der süddeutschen Demokraten. Eine Vereinigung der Mittelstaaten sollte nach der Meinung der Freiheitspartei das Bollwerk sein, welches die Selbstständigkeit der Kleinen gegen die reaktionäre Arroganz der Großen beschirmen werde, und wenn heute Oesterreich nicht mehr zu fürchten ist, so erscheint die preußische Rückwärtserei und Rücksichtslosigkeit auch für sich allein noch bedrohlich genug, um den Süddeutschen die Errichtung einer Phalanx, eines Schutz- und Trutzbündnisses im Sinne jener Triasidee nahezulegen. Im Norden wird man nun selbstverständlich wieder von „Partikularismus“ schwadroniren. Aber Respekt vor diesem Partikularismus! Nichts ist von jeher der freiheitlichen Entwickelung so sehr zu Statten gekommen, wie gerade die viel bejammerte Zersplitterung unseres Vaterlandes, die den Despotismus der Großmächte gar wirksam an der Verfolgung seiner Knechtungsversuche hinderte. Da nun auch heute noch aus der allzugroßen Einmüthigkeit der deutschen Stämme der deutschen Freiheit ernstliche Gefahren zu erwachsen drohen, nun wohl, so wollen wir für eine Weile wieder einmal die alte Zersplitterung ein wenig rekonstruiren, vielleicht wird uns das abermals helfen! Die Mittel- und Kleinstaaten sind seit langer Zeit Preußen in der konstitutionellen Entwickelung vorausgeeilt, ohne ihre Vorarbeit würde die Verfassung des neuen Reiches wahrscheinlich noch kläglicher ausgefallen sein, als sie es heute ist. Man lasse also die Südstaaten nur getrost ihrer Wege gehen, sie werden die Zeit der Absonderung dazu benutzen, auf der Bahn der Entwickelung, der preußischen Bremse zum Trotz, rüstig fortzuschreiten, und was sie im Kleinen säen, das wird das Reich im Großen ernten.

Mit der Absonderung von Preußen ist naturgemäß auch eine gewisse Entfremdung gegenüber der preußischen Bevölkerung verbunden. Nicht als

ob der Süddeutsche den Preußen haßte! O nein! Die beiden vertragen sich im gesellschaftlichen Verkehr recht wie gute Kameraden mit einander. Nur als Staatsbürger, das kann nicht verschwiegen werden, steht der Preuße recht tief in der Schätzung des Süddeutschen. Soweit er nicht nationalliberal kastrirt oder pfäffisch verdummt ist, vermag der Süddeutsche nicht einzusehen, wie derselbe Menschenschlag, der in der Uniform so gewaltig schneidig auftritt, in politischen Dingen so de- und wehmüthig ducken mag. Ist es erhört, daß ein so stämmiges Temperament, wie das preußische, so viele Jahrhunderte nach dem Niedergang des feudalen Zeitgeistes noch immer unter der Fuchtel eines schnarrenden, rasselnden, beutehungerigen Krautjunkerthums katzbuckelt, dessen Selbstsucht jede historische Bedeutung und Berechtigung längst aufgezehrt und die Aufgabe politischer Entwickelung auf die Schultern des Bürgerthums abgewälzt hat? Fühlt das preußische Bürgerthum Deutschland gegenüber nicht die Ehrenpflicht, dieses Junkerthum, das auch in der Reichspolitik die erste Violine spielen möchte, an die Wand zu drücken, daß es, bismärckisch zu reden, „quietscht"? Und dann dieses Polizeiregiment, diese Säbelherrschaft, dieser Landtag, über den alle Welt den Kopf schüttelt, dieses Dreiklassenwahlsystem, das selbst Bismarck als das elendeste unter allen seinen Konkurrentinnen bezeichnet hat — kann man es dem Süddeutschen verargen, wenn er in Anbetracht alles dessen den „schneidigen" Bruder Preuß ein wenig über die Achsel ansieht?

Und doch übt Preußen die Hegemonie über die deutschen Stämme aus! Hat man an der Spree wohl einmal darüber nachgedacht, daß der Führer unter Gleichberechtigten, wenn er von seinen Bundesfreunden mehr als bloße Vertragstreue und mürrisches Mitgehen erwartet, wenn er herzliche Theilnahme, Begeisterung, schwungvolle Freundschaft erhofft, sich gewissermaßen als ein Held hoch und herrlich über seine Genossen erheben und ihnen allen voranleuchten soll durch diejenigen Eigenschaften des Charakters und des Kopfes, welche sie bewundern? Preußen scheint zu glauben, daß die Südstaaten aus kameradschaftlicher Neigung sich ihm anschlossen. Das ist ein großer Irrthum. Die Südstaaten wollten die deutsche Einheit wie manches Mädel die Ehe: Den Gemahl und Gebieter den nimmt man als „nothwendiges Uebel" mit in den Kauf. Auch sollte Preußen, daß vom Standpunkt derjenigen Bundesstaaten, welche im alten Reich das Kaiserthum ausgeübt, doch eigentlich bloß der Parvenu inmitten sogenannter „alter Familien" ist, zu jeder Zeit sich wohl bewußt bleiben, das ihm die Hegemonie im neuen Reiche als Ehrenamt und nur als Ehrenamt übertragen worden ist, ein Ehrenamt aber die Verpflichtung in sich schließt, sich seiner würdig zu erweisen. Nur zu gern spielt Preußen sich als Herr auf, wo es bloß Beauftragter ist, nur zu gern verwechselt es sich und seine Interessen mit denen des Reiches. Kein Wunder, daß im Süden in Folge dessen ein beträchtlich Quantum jenes Partikularismus sich angehäuft hat, der aus wohlverstandenem Eigennutz entspringt. Wenn Preußen im Jahre 1870 selbst von der Uebernahme der Führung im Reiche Nachtheile für sich befürchtete, um wie viel mehr mußten und müssen die Bundesstaaten, die nicht führen, sondern geführt werden, um ihre Wohlfahrt bangen! In der Politik sind ideale Motive sehr selten ausschlaggebend; für gewöhnlich entscheidet der Vortheil, der materielle oder ideelle. Der Vortheil aber, der den Südstaaten aus der Vereinigung mit Preußen erwuchs, bestand und

besteht größtentheils im Verlust an Souveränetät, Geld und Einfluß, während das „Deutschthum", zu dessen Ehre man trotz alledem das Reich gründete, nichts weiter war und geblieben ist, als — ein abstraktes Wort. Die Bayern, Württemberger . . . fühlten sich als Bayern, Württemberger . . . Sollten sie sich überdies auch als „Deutsche" fühlen lernen, so mußte das Abstraktum „deutsch" einen realen, greifbaren Inhalt bekommen.

Dieser Inhalt hieß der ganzen Schaar aller derjenigen, die ernstlich die Einigung Deutschlands angestrebt, von jeher „Freiheit". Durch Freiheit zur Einheit, lautete der Wahlspruch der — „Demagogen", denn sie und Niemand anders dürfen das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die deutsche Einheit begründet zu haben. Nicht der Kutscherlivree einer Großmacht halber wollte man in der Karosse der Verbrüderung sitzen, auch nicht der faden Geselligkeit des gemeinsamen Fahrens willen, sondern weil man gemeinsam handeln, in gemeinsamem Ansturm die Chausseebarrièren der Krähwinkelei und der Reaktion niederfahren wollte. Die Einigung sollte der große Kehrbesen sein, womit man alle erbeingesessene Niedertracht, alle Duodeztyrannei, alle verstaubte Rupelkammerautorität von Büttel, Büreaukrat und Pfaff aus dem Lande fegen wollte. Und — das merke man wohl! — gerade im Südwesten des heutigen Reiches loderte die Einheits- und Freiheitsflamme am glühendsten empor. Wo einst der deutschen Einheit das Wiegenlied gesungen wurde, just dort sitzt heute der Partikularismus knurrend im Schmollwinkel. Natürlich! Denn wo sollte der Schmerz über den mißrathenen Burschen größer und erschütternder sein, wie dort, wo einst das Kind an patriotischen Herzen gehegt und gepflegt wurde!

Preußen hat sich als ein gar schlimmer Gärtner gezeigt, der den edlen Baum der deutschen Freiheit-Einheit zwar mit brutalem Faschinenmesser zu beschneiden, ihn auch mit Blut zu düngen, nicht aber seinen stolzen Höhentrieb zu achten und seine reiche Blüthenpracht zu pflegen versteht.

Von den Tagen des Wiener Kongresses bis auf die heutige Stunde ist von der Reaktion kein Schlag gegen die liberalen Bestrebungen geführt worden, der nicht auf ein direktes oder indirektes Verschulden Preußens zurückgeführt werden müßte. Der bloße Begriff Preußen ist schon eine Negation des Liberalismus. Ohne Preußens schlaffes Nachgeben würde niemals die perfide Staatskunst Metternichs den österreichischen Despotismus mit einer an verfassungsmäßige Suprematie grenzenden Machtvollkommenheit in Deutschland geltend gemacht haben. Die Karlsbader Beschlüsse, die Verfolgungen der Burschenschaftler, die Maßregeln zur Unterdrückung der persönlichen Freiheit, die folternden Grausamkeiten niederträchtiger Gerichte, der organisirte Justizmord der Zentraluntersuchungskommissionen tauchen als Sünden Preußens mit Naturnothwendigkeit im Gedächtniß des Südens, des eigentlichen Heimathlandes der „Demagogen", wieder auf in dem Augenblicke, wo von Preußen eine unerhörte Sozialistenhetze, verbunden mit den chikanösesten Majestätsprozessen ausgeht. Nicht vergessen ist im Süden auch der militärische Spaziergang Preußens gegen die Pfälzer und Badenser im Frühjahr 1849, was man begreiflich finden wird, wenn man sich erinnert, daß damals die badischen Truppen zum Volke übergegangen, die württembergischen auf dem Punkte standen, ihrem Beispiele zu folgen, und die bayerischen Lebehochs auf Hecker ausbrachten. „Wie Preußen an den Verfechtern der von den Regierungen selber für nothwendig erachteten und gesetzlich

hergestellten Freiheiten gehandelt," schrieb noch vor wenigen Jahren ein württembergischer Achtundvierziger, „wie es an den Besiegten mit standrechtlichen Blutgerichten seine Rache gekühlt, das soll ihm so lange nachgetragen werden, bis es sich gründlich gebessert hat." Von dem erbaulichen Betragen Preußens in dem Kampfe der biederen Hessen, mit denen der ganze Süden sympathisirte, gegen den berüchtigten Kurfürsten und seinen Minister Hassenpflug, von dem tragischen Ende des Trompeterschimmels in der „Schlacht" bei Bronzell und der denkwürdigen Olmützer Punktation, wo „der Starke einen Schritt zurück" wich, sei hier nur im Vorbeigehen die Rede. Daß es vorzugsweise Preußen war, dem die Südstaaten die Rückgängigmachung ihrer schon zu Anfang des Jahrhunderts erkämpften Verfassungen zu danken hatten, soll ebenfalls nur gestreift werden, da einer dieser Staaten, Württemberg, gerade heute wieder die Erfahrung machen muß, wie der Einfluß Preußens die ihm von der heimischen Regierung zugesagte Verfassungsrevision verzögert oder gar illusorisch macht. Mit ganz besonderem Nachdruck aber sei, da man in Norddeutschland jedenfalls keine Ahnung davon hat, auf die genaue Kenntniß der für das Borussenthum so beschämenden preußischen Verfassungskämpfe hingewiesen, die durch die freisinnige Presse Süddeutschlands bis in die kleinsten Winkel des Landes verbreitet worden ist. Die — genrehaften Episoden aus diesen Kämpfen, namentlich die Märzszenen, prägen sich dem Volksbewußtsein tiefer ein, beeinflussen das naive Urtheil der Menge mächtiger, als es die gelehrteste Abhandlung über preußisches Wesen und die erfolganbetungswüthigste Reklame je thun könnten. Preußen mag die zartesten Rezister der Katzenfreundlichkeit ziehen, es mag mit den seidenweichsten Pfötchen streicheln, es mag in schmelzendem Adagio miauen, der Süddeutsche wird an die Kartätschen vom 18. März 1848, an die Leichen vor dem Berliner Schloß und an den Umzug mit den schwarzrothgoldenen Schärpen denken, und spöttisch lächelnd wird er in den Bart brummen: „Brüderle, i kenn Di scho . . ."

In nationaler Hinsicht hat Preußen, soweit es den Kampf gegen das Ausland galt, sich unbestreitbare Verdienste erworben, die auch der Süden dankbar anerkennt. Als das Schwert Deutschlands hat Preußen sich ganz vortrefflich bewährt. Aber man soll das Schwert nie zu einem Hausgeräth machen, dazu eignet es sich nicht. Es kann unmöglich die Aufgabe des Haudegens sein, die innere Entwickelung einer Nation, von der doch zuletzt alle Kraft und Gesundheit abhängt, verständnißvoll zu fördern, und somit war es ein verhängnißvoller Irrthum, sei es des Schicksals, sei es der deutschen Stämme, die Hegemonie in die Hände dieses Haudegens zu legen. Die nordische Säbelherrschaft, die für ein Deutschland des Krieges allerdings die geeignete Vormacht gewesen wäre, mußte für ein Deutschland des Friedens und der nationalen Entwickelung ein direktes Hinderniß werden. Das Säbelregiment ist seiner Natur nach im Sinne des Raubritterthums egoistisch; Preußen kann und konnte niemals aufrichtig national empfinden und handeln. Nicht die Größe und Macht Deutschlands war von jeher sein Ziel, sondern die Befriedigung seines unersättlichen Beute- und Machthungers, seines chauvinistischen Großmachtkitzels. Was es auch unternommen, sein beharrliches Streben ging dahin, Preußen, nicht Deutschland zu dienen, Preußen unter Umständen gar auf Kosten Deutschlands. In der einzigen Angelegenheit von 1815 bis 1870, die ihm die Möglichkeit bot,

seine nationale Gesinnung zu bethätigen, in dem Befreiungskampf der deutschen Stämme in Jütland gegen die dänische Zwingherrschaft, hat Preußen in einer Weise mit den nationalen Gefühlen und Interessen gespielt, daß selbst in der Nationalversammlung von einem „schandvollen Verrath an der nationalen Sache" gesprochen wurde und ein preußisch gesinnter Historiker der „Berliner Kontrerevolution" den Vorwurf nicht ersparen konnte, sie vergesse „jede vaterländische Ehre und Scham so sehr, daß sie den Sieg der Dänen über die schleswig-holsteinischen „Rebellen" mit Jubel als einen Sieg des monarchischen Prinzips über das demokratische begrüße."

Neben dem erbaulichen Betragen Preußens in den dänischen Kriegen liegen den Südstaaten vor allen Dingen natürlich der Bruderkrieg gegen Oesterreich und die Nasenstüber, die sie aus diesem Anlaß selber empfingen, recht schwer im Magen. Auch hier sind es wieder weniger die großen politischen Gesichtspunkte, als vielmehr die bereits erwähnten genrehaften Episoden, z. B. die brutale, sogar mit Plünderung drohende Mißhandlung des neutral gebliebenen Frankfurt und sonstige Artigkeiten, welche den Süddeutschen das Borussenthum vorzüglich lieb und werth gemacht haben. Indessen würde gewiß alles das zu verschmerzen und auch thatsächlich verschmerzt sein, wenn nicht eine bitterböse Wunde, die nicht heilen will, die Erinnerung daran lebendig erhielte: ich meine die selbstsüchtig kühle, geschäftliche Art, wie Preußen den schmerzlichen krampfhaft zuckenden Einheitsdrang der Nation behandelt hat. Wenn man bedenkt, welche Selbstüberwindung es kosten mag, einer Macht wie Preußen die Hegemonie anzutragen, so kann man ungefähr ermessen, wie es die Antragsteller aus der Paulskirche wurmen mußte, von dieser Macht zurückgewiesen zu werden. Die abschlägige Antwort, welche am 3. April 1849 in Berlin ertheilt wurde, die Worte, welche damals über eine „Krone aus Lehm und Letten" fielen, die Weigerung von einer „revolutionären" Versammlung, das will sagen aus den Händen des deutschen Volkes das Kaiserthum in Empfang zu nehmen, das sind Dinge, die der Nichtpreuße um so weniger vergessen wird, als ihn der frische Eindruck derselben — siehe die Erhebungen in Südwestdeutschland, am Rhein, in Sachsen u. s. w. — einst zu heller Empörung getrieben hat. Auch haben die späteren Bismarckschen Worte von der „faulen Gährung süddeutscher Zuchtlosigkeit", womit die Einheitsbestrebungen gemeint waren, und die Enthüllungen des Kronprinzlichen Tagebuchs über die Versailler Ereignisse, welch letztere inbezug auf geschäftlich kalkulirende Nüchternheit ihres Gleichen suchen, in mehr als ausgiebigem Maße dafür gesorgt, daß man von dem Fortbestehen der preußischen Anschauungen vom Jahre 1849 bis in die allerjüngste Gegenwart genügend unterrichtet blieb. Seit dem Jahre 49 bildete sich denn auch in Deutschland eine scharfe Trennung zwischen Süden und Norden heraus. Die Einheit des Südens hieß Föderation, die Preußens Annektion resp. Zentralisation. Der Süden wollte die Einheit als Produkt der Freiheit den Fürsten vom Volke abgerungen, er wollte eine Verbrüderung der Stämme, der Bürger. Der Norden hingegen wollte eine Verbrüderung der Dynastengeschlechter, und wenn er von der Freiheit sprach, so dachte er sich dieselbe von den Fürsten als Bettelpfennig dem Volke hingeworfen. Es war die Scheidung zwischen Aristokratie, die sich an die Bajonette des preußischen Staates wandte, und Demokratie, die das unnationale Herz durchschaut hatte und von seinem herrsch-

und habsüchtigen Gelüsten das Schlimmste erwartete. Was Süddeutschland drohte, konnte man nach der Gründung des Nordbundes sehen, wo Preußen die süddeutschen Regierungen so entzückend übers Ohr hieb, indem es sie veranlaßte, eine verschwindende Minderheit in den Reichstag zu senden, um mit diesem ein Zollparlament zu bilden. Ganz unverblümt hat übrigens Herr Dr. Johannes Miquel der Welt verkündet, was Süddeutschland von der preußischen Vertragstreue zu erwarten habe: „Die heutige Mainlinie", sagte der Doktor am 9. Mai 1867, „ist keine Scheidelinie zwischen zwei Machtgebieten, sie ist gewissermassen eine Haltestation, wo wir Wasser und Kohlen einnehmen, wo wir Athem schöpfen, um nächstens weiter zu gehen."

Man wird einwenden, daß unter solchen Umständen auch den Süddeutschen ein Vorwurf nicht erspart werden könne, da ihnen derartige Wetterzeichen zur Warnung hätten dienen und sie davon abhalten sollen, den Zollbund zu einem Deutschen Kaiserreiche ausbauen zu helfen. Darauf ist zu entgegnen, einmal, daß die Zahl der Einsichtigen damals noch nicht jene Majorität erreicht hatte, welche sie Dank fünfundzwanzigjährigen Erfahrungen heute repräsentirt, sodann, daß die württembergische und bayerische Kammer die Versailler Verträge überhaupt nur unter dem unglaublichsten moralischen Druck und nach langem Widerstreben angenommen haben, und endlich, daß die Persönlichkeiten, welchen die Wahrung der süddeutschen Interessen im Hauptlager anvertraut war, meistentheils ihrer schwierigen Aufgabe im entferntesten nicht gewachsen waren. Man höre nur, was das Tagebuch Kaiser Friedrich's in letzterer Hinsicht meldet: „Bray, Prank und Sukow (zwei bayerische und ein württembergischer Minister) bei mir; sie sagen nicht viel, aber sie sind da." — „Prinz Otto (von Bayern) besucht mich: bleich, elend, wie im Fieber schauernd . . . ich konnte nicht herausbringen, ob er begriff, was ich sagte, nicht einmal, ob er mir wirklich zuhörte." — „König Ludwig auffällig verändert, bleich, nervös, wartet die Antwort auf Fragen nicht ab, sondern stellt schon, während man antwortet, weit andere Dinge betreffende Fragen." — In diesem Ton geht es weiter, bis zuletzt der Aktschluß der Tragikomödie meldet, daß König Ludwig das Manuskript, welches Bismarck für den Brief betreffend die Kaiserwürde aufgesetzt, „wahrhaftig abgeschrieben" habe! — — Aus dem ohnmächtigen Aerger über diese mangelhafte Vertretung, aus der Reue derjenigen. die zu spät zur rechten Einsicht gekommen, aus dem Schmerz derjenigen, die von jeher die Dinge durchschauten, ohne doch helfen zu können, setzt sich heute der Widerwille der Süddeutschen gegen Preußen zum größten Theil zusammen. Daneben her läuft natürlich die mit der wachsenden Einsicht immer tiefer bohrende Unzufriedenheit mit der ganz auf Preußen zugestutzten inneren Organisation des Reiches. Die Bundesgenossen sind zwar Gebundene, aber keineswegs Genossen, sie sind zur politischen Hörigkeit herabgesunken. Dazu kommt, daß die Reichsverfassung, dieser dürftige Aufguß der Verfassung des norddeutschen Bundes, in all ihrer konstitutionellen Armseligkeit sich mehr als wünschenswerth auf die „innere Annektion", die schleichende Borussifizirung versteht. Mit dem einen einzigen Sätzchen „Reichsgesetze gehen den Bundesgesetzen vor" vermag Preußen jedwede Verfassungsbestimmung eines Bundesstaates, alle Freiheitsarbeit von Jahrhunderten über den Haufen zu werfen. Preußenherrschaft und Volksentmündigung, das sind in Verbindung

mit einer brutal mechanischen, von dynastischen und militärischen, nicht aber von Volksinteressen bestimmten Einheitsstaaterei, die Kennzeichen der Verfassung des neuerstandenen Reiches. Das Heer wird nicht auf die Verfassung vereidigt, die Volksvertretung entscheidet nicht über Krieg und Frieden, die Minister sind dem Parlamente nicht verantwortlich, den Mehrheitsbeschlüssen der Abgeordneten steht der Papierkorb des Bundesraths zur Verfügung u. s. w. u. s. w. Ja, ja, man merkt es dem neuen Reiche an, daß es in eben jenem Versailler Schlosse das Licht der Welt erblickte, wo einst Ludwig XIV. sein berüchtigtes L'état c'est moi von sich gegeben. — —

Das wären, so weit ich es während eines vieljährigen Aufenthaltes in den verschiedenen Staaten Süddeutschlands (und am Mittel- und Niederrhein, wo nebenher bemerkt die gleiche Antipathie gegen Preußen herrscht) beurtheilen konnte, die Gründe und Ursachen der so oft bemerkten Verstimmung und Sonderbündelei der oberdeutschen Stämme. Gerade in dem Augenblick aber, wo ich dies schreibe, kommt mir eine Abhandlung des bereits erwähnten Ludwig Pfau, betitelt „Zentralisation oder Föderation", unter die Hände, der mir ein neues Licht über unser Thema aufsteckt, und aus dem ich einige Stellen mitzutheilen nicht umhin kann. Für Pfau ist die Zersplitterung Deutschlands weniger eine politische, als eine moralische. Die zu entscheidende Frage heißt für ihn nicht Groß-Deutschland oder Klein-Deutschland, nicht Monarchie oder Republik, sondern Dogma oder Vernunft, Katholizismus oder Protestantismus*), Autorität oder Selbstregierung, Gottesgnadenthum oder Volkssouveränetät, Gewalt oder Recht? Wer ein Anhänger des Gottesgnadenthums, der Autorität, des Dogmas, der Gewalt ist, der muß konsequenterweise für Preußen und die Zentralisation stimmen; wer dagegen ein Kämpe der Vernunft, des Rechtes, der Selbstregierung, der Freiheit ist, der muß folgerichtig gegen Preußen protestiren. Das absolute Ziel aller sozialen Einrichtungen ist nicht der Staat, sondern die Entwickelung der Menschheit. Ohne die Bildung einer verhältnißmäßigen Anzahl politischer Zentren und intellektueller Wirkungsherde, welche durch ihre Gegenwirkung die Zentralgewalt vor Willkürherrschaft bewahren, ist aber die freie und gesunde Funktion der Kräfte eines großen Staates nicht denkbar. An dieser Unmöglichkeit ist Rom zu Grunde gegangen, an ihr ist die mittelalterliche deutsche Kaiserei, diese vom Orient nach Rom getragene und von dort über den Occident verbreitete Zwillingsidee des Papstthums gescheitert. Gerade das, daß es seine Kaiserkrone in Stücke brach und jedem kleinen Potentaten einen Zinken davon überließ, ist die größte That, die Deutschland vollbrachte. Der 30jährige Krieg verlegte den Schwerpunkt Deutschlands vom Zentrum auf die Peripherie. Das Kaiserthum, aus den Kreisen nationaler Entwickelung ausgestoßen, fiel seinen Slovaken und Slaven in die Arme, und die kleinen Staaten, die Vorkämpfer der Reformation, bildeten fortan die Herde deutscher Bildung, die Mittelpunkte des politischen Fortschritts, die Träger der Nationalität. Und diese Errungenschaft, die wir mit 30 Kriegsjahren erkauft haben, sie sollten wir leichtsinnig einem neuen Kaiserthum in den Schoß werfen, das sich zwar ein protestantisches nennt, aber in Wahrheit so katholisch ist, wie das weiland römische? Denn wo die freie Forschung

*) Protestantismus nicht im Sinne einer Konfession, sondern im Sinne von Protest und protestiren.

aufhört, da hört auch der Proteſtantismus auf, wo der Autoritätsglaube anfängt, da fängt auch der Katholizismus an. Zentraliſation und Gottesgnadenthum herrſchen in Berlin ſo gut wie in Wien. In dem Augenblicke, wo Preußen eine militäriſche Großmacht bildete, gab es ſeine proteſtantiſche Miſſion auf. Allerdings übernahm es eine hiſtoriſche Sendung, indem es an Stelle des zuſammenſtürzenden Reichsregiments ein neues Machtzentrum bildete; aber ſo gut die alten Kaiſer verſchwunden ſind, ſo gut muß auch die reaktionäre Preußenherrſchaft ihren Platz räumen, damit die ziviliſatoriſche Großmacht der Nation denſelben einnehmen kann. Unſere Staatenbildung, die nach vielhundertjährigen Kämpfen endlich aus der Phaſe der Gewalt in die der Gerechtigkeit zu treten ſtrebt, iſt mit der Herrſchaft des preußiſchen Säbelregiments auf den Boden des Fauſtrechtes zurückgeworfen. Wenn Preußen der größte Staat iſt, ſo beweiſt das noch lange nicht, daß es auch der fähigſte ſei, eine Aufgabe; deren Löſung vielmehr eine Frage fortgeſchrittener Bildung, als brutaler Gewalt iſt, nicht nur äußerlich, ſondern auch innerlich zu vollbringen. Die Preußen müſſen ſich ſelber abſchwören, ſie müſſen ſelbſt auf ihre Hegemonie verzichten, wenn ſie je zur Freiheit gelangen und dem Reiche Freiheit geben wollen. Denn ihre Hegemonie heißt Erſchöpfung der Volkskraft zur Herſtellung einer alles verſchlingenden Militärmacht, ſie heißt Säbelherrſchaft, Polizeiregiment, ſie heißt mit einem Wort Zentraliſation. Wir haſſen es, das Preußenthum! Aber unſere Abneigung gilt weder dem preußiſchen Stamm, noch ſeinen Individuen, ſondern der preußiſchen Politik und ihren Praktiken. Haßt doch Gott ſelber, zwar nicht den Sünder, aber die Sünde; und ſo wird es uns Menſchen wohl erlaubt ſein, zwar nicht den preußiſchen Unterthan, aber die preußiſche Unterthänigkeit zu haſſen und ihre natürliche Schweſter, die preußiſche Herrſch- und Habſucht, dieſe Sünden wider den heiligen Geiſt der Menſchenwürde. Die föderaliſtiſche Demokratie verlangte einſt das Gleiche, was Friedrich Wilhelm IV. am 21. März 1848 verſprach: „Preußen geht fortan in Deutſchland auf“. Und heute, nachdem die Nation die warnende Stimme der Demokratie nicht gehört und das Argument der Bajonette vorerſt Recht behalten hat, heute ſchreiben wir auf den alten Sockel des neuen Reiches den Spruch:

„Ceterum censeo Borussiam esse delendam“.

Das heißt: „Preußen muß in Deutſchland aufgehen.“

Ulm a. D. Eduard Engels.

Anmerkung. Es wird wohl nicht nothwendig ſein, darauf hinzuweiſen, daß dieſer Artikel keineswegs beabſichtigt, die Errungenſchaften von 1870/71 rückgängig zu machen; das beabſichtigt in ganz Süddeutſchland, einige Querköpfe aus dem bayeriſchen Wald ausgenommen, Niemand. Der Artikel will vielmehr die Verſtimmung in Süddeutſchland ganz eindringlich charakteriſiren und hofft im Intereſſe des Reiches, daß man in Berlin dieſer Verſtimmung endlich Rechnung zu tragen ſich entſchließt. Der Verfaſſer.

Die christliche Kirche und die politischen Parteien.

Von der protestantischen Kirche soll hier die Rede sein, doch wollen wir zuvor auf den merkwürdig auffallenden Unterschied zwischen der römisch-katholischen und protestantischen Kirche hinweisen. Die römisch-katholische Kirche hebt nach ihrer Lehre die Geistlichen gleichsam ganz aus dem weltlichen Stand heraus, versetzt sie nach erlangter Weihe durch den empfangenen unauslöschlichen geistlichen Charakter gleichsam in eine ganz andere Welt. Daher führen die Diener der römisch-katholischen Kirche auch mit ganz besonderem Nachdruck den Namen „Geistliche", sie sind der Klerus. Die protestantische Kirche nimmt einen wesentlich anderen Standpunkt ein. Die Diener der Kirche und insonderheit die verschiedenen Glieder ihrer geistlichen Obrigkeit sind durchaus nicht im eigentlichen Sinne „Geistliche" oder wenn doch, dann um nichts mehr, als alle anderen Glieder der Kirche im sogenannten „weltlichen Stande." Sie verwalten ihr Amt eigentlich nur im Auftrage der Gemeinde, die allein die Inhaberin der der Kirche gegebenen Schlüsselgewalt ist. Sie sind mit Nichten aus dem weltlichen Stande herausgehoben, sondern leben mitten darin, und nehmen mit Weib und Kindern an den Freuden und Lasten theil. Legen sie ihr Amt nieder, d. h. verwalten sie nicht mehr ein Amt in der Gemeinde, so sollen sie sich durch Nichts von allen anderen Gliedern der Kirche unterscheiden. Daß solche Männer dann noch den Titel „Pastor ꝛc." führen, ist kirchlich nicht begründet, sondern nur eine Anlehnung an die weltliche Ordnung und Sitte.

In der protestantischen Kirche sind sehr viele Glieder in sogenannten geistlichen Behörden auch gar nicht Theologen, geschweige denn ordinirt. Unsere Synoden setzen sich zusammen aus ordinirten Kirchendienern und aus Gliedern allerlei Stände und nicht selten haben die letzteren den ausschlaggebenden Einfluß; wie denn bekanntlich der oberste Herr der Kirche auf Erden, der Landesherr, weder Theologe noch ordinirt ist, und doch allgemein der „oberste Bischof" genannt wird.

Man sollte nun denken, daß diese dargestellten Thatsachen in beiden Kirchen einen grundverschiedenen Einfluß auf das Verhalten der Diener zur Politik haben sollte. In der römisch-katholischen Kirche, sollte man meinen, müßte der Klerus, als ein der Welt enthobener Stand, von der Politik sich fern halten, die Händel der Welt fliehen; dagegen sieht man gar keinen Grund, warum die protestantischen Diener der Kirche sich von der Politik fern halten sollten. Sie, mitten in der Welt stehend, keinen besonderen geistlichen Stand bildend, durch keine besonderen Auszeichnungen vom Volke getrennt, sollten gleich allen anderen Gliedern des Volkes das lebendigste

Interesse an den Dingen der weltlichen Ordnung haben und dieses ihr Interesse bethätigen durch kräftiges Eingreifen in Wort und That, wie thatsächlich Luther solches Vorbild gegeben.

Fragen wir aber die Wirklichkeit, so tritt uns gerade das Gegentheil obiger Schlußfolgerung entgegen. Wir sehen sowohl in der Gegenwart als in der Vergangenheit, daß die römisch-katholische Kirche durch ihre Diener den allermächtigsten Einfluß auf die Politik ausgeübt hat und noch ausübt; wir sehen, daß Glieder der höchsten und der niederen Geistlichkeit sich unbedenklich auf der öffentlichen Tribüne der politischen Thätigkeit lustig herum tummeln und politische Ansichten vertreten und vertheidigen, die in den verschiedensten politischen Parteien als Grundwahrheiten der verschiedensten Programme aufgestellt sind. Der katholische Klerus nimmt an der Politik den lebhaftesten Antheil, und durchaus nicht einseitig, man findet unter ihnen konservative, liberale, demokratische, fortschrittliche, soziale Anschauungen mit Geschick und Begeisterung vertreten, aber die verschiedenen Glieder sind nicht nach diesen Kategorien unter sich getrennt, sondern bilden eine durch die Liebe und Achtung vor ihrer Kirche geeinigte und zusammengehaltene Gemeinschaft. Dagegen galt es eigentlich in der protestantischen Kirche, und gilt noch, als fast selbstverständlicher Grundsatz, daß ein rechter wahrer Christ, ob Laie oder Geistlicher, aber namentlich der Letztere, sich um Politik gar nicht kümmern dürfe. Diesem fast selbstverständlichen Grundsatz entsprechen auch die wirklichen Thatsachen, denn wenn in der letzten Zeit auch hier und da einige Geistliche aus der Verborgenheit hervorgetreten sind und zum Theil sogar eine wichtige Rolle in der Politik einnehmen, so sind das doch nur Ausnahmen. Das protestantische Volk reibt sich die Augen und traut seinem Blicke nicht; die sogenannte geistliche Obrigkeit steht stirnrunzelnd bei der Seite und schüttelt bedenklich den Kopf und wartet auf den Augenblick, wann sie solche Gesellen aus der Gefahr herauszieht oder beseitigt; die öffentliche Presse weist, fast ohne Ausnahme, die Geistlichen in ihre Schranken und deutet auf den Predigtstuhl und die Kirche hin, als den Ort ihrer Wirksamkeit. Der alte Reichskanzler, Fürst Bismarck, wußte kein treffenderes Bild eines philiströsen Politikers zu geben, als daß er, unter dem sicheren Beifall der Majorität, im Reichstage das Bild eines politisirenden pommerschen Landgeistlichen hinmalte. Der wirklich fromme protestantische Christ und im Allgemeinen „der Geistliche" muß — so urtheilt man — sich von der Welt zurückziehen, weltflüchtig sein; in seiner Gemeinde da darf er wirken, Suppen-, Krippen- und andere Vereine darf er gründen, in kleinen Conventikeln erbauliche Ansprachen halten, auch wohl in der inneren Mission wirken, aber immer vorsichtig sich innerhalb der ihm gezogenen Grenzen halten, das öffentliche politische Gebiet darf er nicht berühren.

Weil aber nun in der Gegenwart, in Folge der großen politischen Umwälzungen der letzten 60 Jahre, eigentlich ein jeder Staatsbürger einer politischen Partei angehören sollte, da er jetzt nicht bloß berechtigt, nein, sittlich verpflichtet ist, sein politisches Wahlrecht auszuüben, so galt es als ganz selbstverständlich, daß Alle, die für wirkliche Christen gelten wollten, und daß namentlich alle Geistlichen zur konservativen Partei gerechnet würden und sich rechnen ließen, eben weil diese Partei die allerwenigsten Ansprüche an die persönliche politische Selbstständigkeit machte.

Woher kommt nun diese auffallende, mit den verschiedenen Lehren der

zwei Kirchen wirklich ganz im Gegensatz stehende Erscheinung? So viel steht fest, daß sie in der Lehre der Kirche nicht begründet ist. Diese Gründe selbst aufzusuchen und gründlich auseinander zu setzen, wäre zwar sehr interessant, erfordert aber eine lange Auseinandersetzung, die hier zu weit abführt. Deswegen müssen einige ganz kurze Andeutungen genügen. Von der römisch-katholischen Kirche schweigen wir ganz. Die protestantische Kirche ist durch ihre Entstehung und eigenthümliche Entwickelung in eine immer größere Abhängigkeit vom Staate gekommen. Zu den Zeiten der absolutistischen und ständigen Staats- und Regierungsformen wurde die protestantische Kirche immer mehr aus dem politischen (öffentlichen) Leben verdrängt. Die Geistlichkeit warf sich mit bewunderungswürdiger Energie auf das ihr allein offen stehende Gebiet, das Niemand ihr streitig machte, nämlich das Gebiet der gelehrten Theologie. Durch diese zwei Jahrhunderte dauernde Lage der protestantischen Kirche ist ihrer Geistlichkeit die Fähigkeit, mit weltlichen Dingen sich zu beschäftigen, fast ganz abhanden gekommen. Der protestantisch-orthodoxe Geistliche gehört nothwendig mit dem alten „Dorfschulmeister" zusammen, um noch heute in Darstellungen das Bild der weltlichen Hülflosigkeit mit Erfolg zur Darstellung zu bringen. Unterdeß hat der Staat seine Macht über die protestantische Kirche immer mehr ausgedehnt, so daß offen gestanden heute der Staat und mit ihm der Landesherr in der protestantischen Kirche eine viel weitere, unumschränktere Gewalt hat, als sie jemals der Papst in der römisch-katholischen Kirche vorher und heute gehabt hat und noch hat. Die allermeisten Stellen oben und unten werden entweder direkt nach Gesetz und Ordnung, oder indirekt durch mächtigen Einfluß von der Staatsobrigkeit besetzt und die Inhaber sind in Folge dessen und wegen des Aufhörens des Cölibates in einer weit größeren Abhängigkeit vom Staate, als die römisch-katholischen Geistlichen. Dazu kommt, daß in den letzten Jahrzehnten das Recht der obersten Staatsgewalt in der Kirche sich zu einem festen System ausgebildet hat, das seinen Ausdruck findet in dem „Summepiskopat", d. h. daß der Landesherr immer der geborene „oberste Bischof" in der protestantischen Kirche ist. Dem obersten Bischof zu widersprechen, ist nach Lehre, Schrift und Ordnung der Kirche nicht bloß nicht verboten, sondern unter Umständen sogar geboten und heiligste Pflicht, sofern der Widerspruch in den sittlichen Schranken sich bewegt; ein Widerspruch gegen den obersten Landesherrn aber ist ein nach dem Gesetz zu strafendes Vergehen, das als Majestätsverbrechen, unter Umständen Amt und Brot und Würden und selbst die Freiheit kosten kann. Wer will sich da wundern, daß Diejenigen, welche in der protestantischen Kirche es mit dem Christenthum ernstlich nahmen, und im Allgemeinen die Geistlichen, sich von aller Politik zurückzogen, umsomehr als die ganze sozial-politische Entwickelung mit Bewußtsein sich von dem Einfluß der Kirche emanzipirte. Die konservative Partei war eigentlich immer diejenige, welche mit der Staatsgewalt einen Weg ging und jeden Konflikt mit ihr sorgfältig mied; so lag es nahe für alle diese Glieder, daß sie sich ohne Urtheil und ohne Selbstentscheidung für irgend eine politische Meinung, dieser Partei äußerlich angliederten, weil das Schibolet dieser Partei „Mit Gott für König und Vaterland" leicht begreiflich auch der Wahlspruch aller rechtschaffenen Christen war und ist.

Gegenwärtig aber nun ist die ganze politische Gestaltung unseres Vaterlandes in großer Gährung. Die protestantische Kirche ist nahe an den

Rand ihrer Auflösung gerathen. „Was protestantische Kirche sei" kann mit Fug und Recht heute zum Gegenstand einer Preisfrage gemacht werden. Die Erkenntniß, daß die protestantische Kirche mit eiserner logischer Nothwendigkeit als eine äußerliche sittliche Größe im Staate zu Grunde gehen muß, wen sie noch länger in dieser übergroßen Abhängigkeit gehalten wird, erfaßt, Gott sei tausend Dank, immer weitere Kreise. Eine andere politische Parteistellung wird immer mehr zur Nothwendigkeit.

Wir wollen nun im Folgenden kurz die politischen Parteien in ihrer Stellung zu der protestantischen Kirche zu zeichnen suchen, dann den entbrannten Konflikt zwischen der konservativen Partei und der noch gar nicht vorhandenen christlich-sozialen Partei schildern, die Nothwendigkeit dieses Konflikts nachweisen, um dann am Schluß die uns richtig scheinenden Konsequenzen für das richtige Verhalten daraus zu ziehen.

Lassen wir die politischen Parteien im deutschen Vaterland an uns vorübergehen, so kann Niemand sich dem Eindruck entziehen, daß sie alle, ohne Ausnahme, dem protestantischen Christenthum mehr oder weniger gleichgültig oder auch feindlich gegenüber stehen. Könnte man eine Statistik haben, welcht die regelmäßige Theilnahme der sämmtlichen protestantischen Reichstagsmitglieder, in denen die Politik der verschiedenen Parteien sich doch konzentrirt, an den Gottesdiensten und an dem Sakrament des Altars angäbe, es ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß dann die Beläge für obige Behauptung klar am Tage lägen. Dennoch soll hiermit auch nicht der geringste Vorwurf verbunden sein, es liegt hier nur wesentlich daran, die Thatsache festzustellen. Es ist diese thatsächliche Stellung der politischen Parteien (das Zentrum als Vertreterin der römisch-katholischen Kirche ausgenommen), zur protestantischen Kirche auch durchaus keine prinzipielle, denn in keinem Programm derselben begegnet uns eine solche Andeutung, selbst nicht in dem der sozialdemokratischen Partei. Der Satz: „Religion ist Privatsache" ist, wenn auch dem Wortlaute nach unverständig, doch in dem Sinne, in welchem er ehrlicher Weise verstanden werden muß, nicht anzufechten, jedenfalls aber der christlichen Kirche nicht feindlich. Thatsächlich aber steht diese Partei dem Christenthum am Meisten feindlich gegenüber und schürt, wo sie kann, den Haß und die Feindschaft gegen die Kirche, und gesteht das auch offen ein. Die Fortschrittspartei und die nationalliberale Partei unterscheiden sich in diesem Stück von der sozialdemokratischen nur gradweise, nicht wesentlich. Sie tragen die Feindschaft gerade nicht so offen zur Schau, wirken aber durch ihre Gleichgültigkeit und Verleugnung der christlichen Wahrheiten noch schlimmer und gefährlicher für die christliche Kirche, als die erstere. Offene Feinde sind immer lange nicht so gefährlich, als heimliche. Die konservative Partei wäre hier eigentlich auszunehmen, jedenfalls wäre es eine Verleumdung, ihr als Partei eine Feindschaft oder Gleichgültigkeit gegen die protestantische Kirche zum Vorwurf zu machen: aber in ihr spielt die protestantische Kirche mehr eine Rolle als politische Größe, denn als eine geistliche Macht, als das Reich Gottes, die Seligkeit zu schaffen. Die konservative Partei macht sich am Allermeisten schuldig. Politik und christliche Relion miteinander auf ungehörige Weise zu vermengen, aus der Politik eine Religion und aus der Religion eine Politik zu machen. Für die Folgen ist diese Stellung, womöglich noch schädlicher als die feindliche oder gleichgültige Stellung der anderen Parteien. In dieser

Stellung der politischen Parteien zur protestantischen Kirche unterscheidet sich Deutschland wesentlich von fast allen andern Ländern, namentlich aber von England, Nordamerika und der Schweiz. Wir haben dort in allen politischen Parteien eine große Zahl der angesehensten Politiker, sowohl der liberalen, republikanischen, fortschrittlichen und selbst der sozialdemokratischen, welche persönlich treu zu ihrer Kirche stehen und das mit Wort und That auch offen bekennen. Man könnte unzählige Namen nennen, wir beschränken uns nur auf zwei, aus der Vergangenheit und Gegenwart: Washington und Gladstone.

Schon hiermit wäre der thatsächliche Beweis geliefert, daß weder in der Politik noch in der protestantischen Kirche der Grund zu suchen ist, zu dieser Stellung, welche die deutschen politischen Parteien zu der protestantischen Kirche einnehmen. Eine nur kurze Ueberlegung genügt aber auch zum Nachweis, daß diese beiden Mächte, Politik und protestantische Kirche, sich nicht bloß nicht widersprechen, sondern harmonisch sich ergänzen und zum Heile des Vaterlandes sich freundlich gegenüberstehen sollten.

Die Politik hat es in erster Linie mit irdischen Dingen zu thun, mit der Kunst, wie die irdischen Reiche in der besten Verfassungsform regiert und geleitet werden sollen. Die Politik hat es zu thun mit dem Verhältniß, in welchem sowohl die einzelnen Glieder der einzelnen irdischen Reiche, als auch die einzelnen Reiche selbst zu einander stehen sollen. Die christliche Kirche, und namentlich hier die protestantische, hat es lediglich zu thun, wie die einzelnen Personen als lebendige Seelen zu Gott stehen; sie hat ihr Hauptaugemerk zu richten auf der Seelen Seligkeit; die Politik dagegen auf des Leibes Glück- und Wohlbefinden. Für die Kirche ist das Letztere auch von der größten Wichtigkeit, aber nur mittelbar, weil ohne des Leibes Wohlbefinden auch der Seelen Seligkeit entweder ganz gehindert oder doch sehr erschwert werden kann oder muß. Die Kirche muß daher ihre vornehmste Aufgabe darin erblicken, wie diese ihre Arbeit in der rechten Pflege der Religion, der reinen Lehre erreicht wird die Politik aber bekümmert sich um diese Sorge nicht, weil ihr nur die Sorge um den Leib, der mit dem Tode für sie aufhört, unvertraut ist.

So weit gehen diese beiden Thätigkeiten nebeneinander her wie zwei Sachwalter, denen verschiedene Aufgaben zugetheilt sind.

Wie aber nun in jedem Menschen Leib und Seele bei einander wohnen und die Sorge für den Leib die für die Seele und umgekehrt einander beeinflussen, so kann auch in einem irdischen Reiche die Politik nicht ganz getrennt werden von der Religion. Beides muß Hand in Hand gehen und sich nothwendig ergänzen. Dennoch aber bleiben die Zielpunkte beider Mächte wesentlich von einander unterschieden. Die Kirche zielt auf der Seelen Seligkeit und muß, diesen Zweck zu erreichen, auf des Leibes Wohlfahrt die allergrößte Rücksicht nehmen. Die Politik zielt auf des Leibes Wohlfahrt und muß zu diesem Zwecke auf den Geist und die Seele die größte Rücksicht nehmen. Die Kirche nimmt was der Politik die Hauptsache ist, für ihre Aufgabe mit in Anspruch; die Politik dagegen nimmt, was der Kirche die Hauptsache ist, für ihren Dienst auch in Anspruch. Das ist aber der Unterschied, das die Politik nur in ihren Dienst nehmen kann die Arbeit der Kirche, so weit sie sich auf den ganz allgemeinen Einfluß auf Seele und Geist erstreckt und durch Wissenschaft und Kunst nicht erreicht

werden kann. Wo in einem Staate alle Glieder ohne Ausnahme zu einer Kirche, zu einer religiösen Ueberzeugung sich bekennen, da tritt diese Unterscheidung, obwohl sie auch da gemacht werden muß, wenig in die Erscheinung. Wo aber in einem Reiche verschiedene Kirchen, ganz verschiedene religiöse Ueberzeugungen gelten, da muß diese Unterscheidung mit eiserner Nothwendigkeit scharf in den Vordergrund treten. Die Politik kann da nur die religiöse Pflege der Seele, so weit sie allen religiösen Gemeinschaften gemeinschaftlich ist, in den Bereich ihrer Thätigkeit hereinziehen. Hier in Deutschland haben wir nun völlige Freiheit der religiösen Ueberzeugung, und kein vernünftiger Mensch wird den Religionszwang, der so erschrecklich viel Unheil angerichtet hat, wieder herbeisehnen. Es fragt sich also, welches ist bei dieser Einwirkung das Gemeinschaftliche aller der Religionen in unserm Vaterlande. Ohne hier abschließend urtheilen zu wollen, sehen wir das Gemeinschaftliche, was die Lehre angeht, in dem Glauben an Gott und was die Sittenlehre angeht, in der ewigen Gültigkeit der zehn Gebote. Von diesen beiden Punkten darf und kann die Politik nicht absehen, und die verschiedenen Kirchen können auf diesem gemeinschaftlichen Boden sich wohl mit der Politik, die unbeweglich fest auf diesem Boden steht, harmonisch vereinigen zu gemeinsamer Arbeit, das größtmöglichste Glück der irdischen Reiche und der einzelnen Glieder herbeizuführen.

Es wird gewiß Vielen sehr zweifelhaft sein, aller Politik diese religiöse und daraus fließende sittliche Grundforderung zur Pflicht machen zu wollen. Die Gründe dieses Zweifels können zweierlei Art sein, formaler und sachlicher. Man wird mit Recht sagen können, daß man unmöglich jeden Politiker einer Prüfung unterwerfen könne, ob er diese beiden Grundsätze anerkenne. Im besten Falle würde selbst ein wohlbestandenes Examen nicht die allergeringste Gewähr leisten, ob diese beiden Grundsätze auch wirklich vorhanden seien. Es ist bekannt, daß Politiker in Zeiten hochgehender Wogen mit dem Bekennen und Versprechen sehr weitherzig sind. Auch würde solche feierliche Versicherung nur wieder der Heuchelei die Thüre öffnen, der wir eben haben die Thüre verschließen wollen. Es ist aber nicht abzusehen, warum nicht die Partei als solche diese beiden Grundsätze in ihr Parteipogramm mit aufnehme, als einmal feststehende Grundforderungen, an die ein jedes einzelne Glied sich zu halten hätte, ohne daß man ein jedes einzelne Glied von vornherein darauf hin einem Rigorosum unterwinft. Es genügt der ausgesprochene Grundsatz, daß nur solche der Partei angehören können, die diesen zwei Grundforderungen entsprechen. Was die sachlichen Bedenken angehen, so stehe ich allerdings nicht an, mit vollster Ueberzeugung zu behaupten, daß die Politik und ein Staatswesen zu Grunde gehen, in dem diese zwei Grundanschauungen nicht allgemeine Anerkennung finden. Diese beiden Sätze enthalten die Grundsäulen, auf denen das allgemeine Wohl steht; wenn sie wanken oder zerborsten sind, dann hilft keine Salbe oder Arznei mehr; nur einfache Umkehr ist möglich, oder das Verderben steht vor der Thür. Es lassen sich nun diese beiden Grundsätze nicht dekretiren von irgend einer menschlichen Gewalt, sie müssen im rechten Sinne ihre tiefsten Wurzeln in der Volksseele, in dem allgemeinen Volksbewußtsein haben, sie müssen im Volke als selbstverständlich gelten.

Ich gestehe, daß so weit meine Kenntniß des Volkes geht, auch diese beiden Grundsätze noch in demselben gelten, daß aber in der Politik, sowohl

des Staates als leider auch der Kirche, auch im Handel und in der Industrie, kurz, daß in der ganzen Weltökonomie diese beiden Grundsätze längst zum alten Eisen geworfen sind. Ich brauche mich hier für diese negative scharfe Kritik durchaus nicht auf die Sozialdemokraten zu berufen, sondern auf zwei konservative positiv kirchliche Männer, auf von Nathusius und Uhlhorn, die beide in der Kritik der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung diese beiden Grundsäulen als wankend und morsch bezeichnet haben resp. bezeichnen würden. Um so mehr muß es uns in Erstaunen setzen, wenn heute gerade von politischen Parteihäuptern, namentlich der konservativen und auch der ihr eng verbundenen Agrarvereinigung die christliche Weltanschauung, der zuweilen auch die germanische Weltanschauung zugesellt wird, als Grundforderung der politischen Thätigkeit proklamirt wird. Was heißt christliche Weltanschauung? Meint man damit die zehn Gebote, nun wohl, so sind wir einig, man nenne das aber nicht länger christliche Weltanschauung und fördere nicht noch länger solche entsetzliche Begriffsverwirrung. Die zehn Gebote sind ebenso gut jüdische als christliche Weltanschauung, ja, überhaupt echt humane, ja, selbst zum Theil heidnische Weltanschauung. Die zehn Gebote haben mit der christlichen Weltanschauung nur wenig zu thun nur daß der Herr Jesus Christus sie nicht umgestoßen, sondern recht und tief, wie Moses und die Propheten sie ausgelegt hat. Die christliche Weltanschauung ist eine ganz andere, die hat in dem Versöhnungstod Christi allein ihren Mittelpunkt. Die christliche Weltanschauung hat die Liebe und die Gnade zum Grundstein des Lebens gemacht. Diese Anschauung aber zur Grundlage der Politik zu machen, schließt die allergefährlichste Schwärmerei ein. Mit Recht ist aber auch zu bezweifeln, daß diejenigen, welche jetzt am lautesten nach dieser christlichen Weltanschauung schreien, beabsichtigen, die Welt nach diesen Grundelementen des Reiches Gottes regieren zu wollen. Entweder sind sie ehrlich, und dann sind sie Schwärmer, oder sie sind unehrlich und wollen das unschuldige Volk nur fangen und aus der Gottseligkeit ein Gewerbe machen, um unter der Flagge der „christlichen Weltanschauung" irdische Interessen zu verfolgen. Wie kann man auch heute im 20. Jahrhundert so laut von der christlichen Weltanschauung als einer neuen Parteiforderung reden, da sie nun wohl ein Jahrtausend lang gepredigt worden ist und Gelegenheit genug gehabt hat, sich auszubreiten und sich in allen Gebieten Geltung zu verschaffen?

Nein, man lasse die christliche Weltanschauung hier unangetastet, sie ist eine Forderung der christlichen Kirche, deren Reich nicht von dieser Welt ist. Man fordere für die Politik und die Welt Recht und Gerechtigkeit die ihre allgemeinen Wurzeln in dem Glauben an Gott und in der Anerkennung der zehn Gebote haben.

Noch ein Wort darüber müssen wir sprechen, warum die christliche Weltanschauung in der Politik gerade in Deutschland in Mißkredit gekommen ist. Wir sagten oben, daß wir weit entfernt wären, den Politikern einen Vorwurf zu machen, daß sie sich zum großen Theil, so traurig es auch ist, von der protestantischen Kirche emanzipirt hätten, nur die Thatsache wollten wir feststellen. Ja, Niemand ist mehr Schuld an diesem Mißkredit, als die protestantische Kirche selbst, die in der Verkennung ihrer eigentlichen Aufgabe leider zu oft den Protestantismus mit der Politik verquickt hat, so daß nur bittere Gefühle entstehen können, wenn man die Entwickelung der

Kirche bis in diese Gegenwart verfolgt. Das Staatskirchenthum hat die traurigsten Früchte gezeitigt, so daß in ihr mehr die Staatsomnipotenz als die Allmacht und Ewigkeit Gottes und seines Wortes das Szepter geführt hat. Doch genüge hier diese kurze Andeutung; wenden wir uns weg von der traurigen Vergangenheit und Gegenwart, und richten wir mit ganzer Hoffnung und Zuversicht unsere Blicke hin auf die Zukunft.

Unsere ganzen politischen Parteiverhältnisse bedürfen einer gründlichen Umgestaltung. Recht und Gerechtigkeit, das seien die beiden Grundsäulen aller Politik, und die christliche Weltanschauung bleibe die Grundlage aller Thätigkeit der christlichen Kirchen. Weil aber Recht und Gerechtigkeit geschwunden sind, so mögen sich rechtschaffene und begeisterte Christenmänner in die Politik drängen, am besten ein jeder in die ihm zusagende Partei, oder noch besser als Vertreter einer christlichen Volkspartei; in dem Parlament, in der Politik die öffentliche Tribüne des Reichstages betreten und dort vertheidigen aus dem vollen Maaß ihrer heiligen Begeisterung und christlichen Weltanschauung Recht und Gerechtigkeit auf dem Gebiete der Verwaltung und Regierung der irdischen Dinge. Daß diese christliche Volkspartei eine monarchische sein muß, versteht sich gemäß der Entwickelung des Deutschen Reiches von selbst, trotzdem wir im eigenen Vaterland einige Republiken haben.

Von der christlichen Weltanschauung lassen sie sich nur in so weit leiten, daß die Kirche durch die weltliche Ordnung nicht gehindert werde. Man gebe es auf, diese Welt nach christlicher Weltanschauung regieren zu wollen, es ist eine Utopie und Schwärmerei, die nirgend geboten ist, aber an tausend Stellen verboten ist; dann werden Friede und Gerechtigkeit herrschen. Selbst wenn dann die christliche Kirche auch ihre Ziele nicht ungehindert erreichen kann, so ist das kein Schade, weil in ihrem Grundprogramm steht: „Sie soll das Kreuz Christi tragen."

Gehen wir nun noch auf das Verhältniß der konservativen Partei und der noch gar nicht vorhandenen, sondern erst im Entstehen begriffenen christlich sozialen Partei ein.

Wir werden nachweisen, daß beide Richtungen an einem und demselben Fehler leiden und jede Richtung noch an solchen, die ihr besonders anhaften, und daß deßhalb ein Kampf zwischen ihnen nicht zufällig, sondern nothwendig ist und war.

Die konservative Partei sowohl, wie die christlich-soziale Richtung, soweit sie wenigstens hier in Frage steht, leiden beide an demselben Fehler, daß sie Politik und Religion mit einander verquicken. Beide wollen den Staat nach christlichen Grundsätzen regiert haben, die konservative Partei nach ihren schon alten bekannten Grundsätzen; sie verfolgt als Ideal den christlichen Staat mit christlicher Obrigkeit und christlichen Gesetzen und Einrichtungen; die christlich-soziale Richtung beschränkt ihr Ideal, gemäß ihrer ganzen Entwickelung und Entstehung, auf die Durchführung der christlichen Grundsätze namentlich und besonders dem Arbeiterstande gegenüber, weil er der schwächste Theil ist. Beide sind hier in einem großen Irrthum befangen, der seinen letzten Grund hat in der Verwechselung von Gesetz und Evangelium, daß sie Gesetz zu einem Evangelium machen und umgekehrt wieder Evangelium zu einem Gesetz stempeln. Wer hier Luther's Meinung kennen lernen und erfahren will, wie er gegen diese grundstürzende Schwärmerei

auftrat, dem ist zu empfehlen, daß er dessen Schrift gegen die 12 Artikel der Bauern lesen möchte. Gerade die Bauern beriefen sich auf das Evangelium und wollten nach dem Evangelium ihr Verhältniß geordnet haben; und wie trefflich und schlagend weist Luther sie zurück in ihrer Schwärmerei, indem er alle diese Fragen einer weltlichen Ordnung den Sachverständigen zur Entscheidung zuweist nach weltlichem Recht.

„Ja", ruft er aus, indem er mit den härtesten Worten die evangelische Lösung irdischer, zeitlicher, politischer Ordnungen abweist, „wollte Gott, wir wären des mehreren Theils gute, fromme Heiden, die das natürliche Recht hielten, geschweige das christliche." Daß die konservative Partei in diesen ihren Bestrebungen noch nicht zur Schwärmerei gekommen ist, auch nicht zu der Erkenntniß dieser falschen Wege, das liegt eines Theils daran, daß sie das Gesetz mehr in den Vordergrund stellte und in dem zu erstrebenden christlichen Staat die Gnade mehr hintenansetzte, und zweitens daran, daß sie jedesmal in Tagen der wichtigsten Entscheidung ihren eigenen Grundsätzen die Spitze abbrach und selbst die Verfolgung ihrer Ziele verleugnete. Das ließe sich in vielen Fällen nachweisen. Die christlich-soziale Richtung, wie gesagt, so weit sie hier in Betracht kommt, leidet an ganz demselben Fehler. Auch sie will den sozialen Uebeln abhelfen dadurch, daß die irdische Gesellschaftsordnung nach christlichen Gesetzen und Ordnungen, die dem Evangelium entnommen sind, reformirt und neu geregelt werde. Während die Konservativen mehr das Gesetz zu einem Evangelium, wollen die Christlich-Sozialen mehr das Evangelium zu einem neuen Gesetz machen. Hier ist zwischen Stöcker und Naumann kein Unterschied, nur daß Stöcker je nach den Umständen beides zu gleicher Zeit erstrebte, einmal das Gesetz zum Evangelium machte und dann wieder umgekehrt das Evangelium zum Gesetz machte, je nachdem er die Konservativen oder die Christlich-Sozialen durch seine Worte begeistern wollte. Beide Fehler stammen aus einem Quell, der eine führt zur falschen Knechtschaft, der andere zur falschen Freiheit.

Es leuchtet ein, daß diese grundsätzliche Begriffsverwirrung, diese Verquickung von zwei streng zu scheidenden Kategorien nur gar zu leicht zum Konflikt führen muß. Um so sicherer und hartnäckiger mußte er eintreten, weil jede dieser Richtungen, ganz entsprechend ihrer eigenthümlichen historischen Entwickelung, den Nachdruck mehr auf die eine oder die andere Kategorie legte. So ist es klar, daß die Konservativen Unbehagen empfinden mußten, wenn sie in der anderen Richtung immer lauter das Evangelium zu einem Gesetz proklamirt sahen, und doch lag darin nur ein Gradunterschied. Daher ist es begreiflich, daß Männer, die diesen Grundirrthum theilten, mit gutem Gewissen beiden Richtungen mit ganzer und voller Ueberzeugung angehören konnten, aber ebenso begreiflich, daß jeder nur allzu leicht den Unwillen des anderen sich zuzog, je länger er mehr dem einen als dem anderen sich zuneigte. Ein prinzipieller Unterschied besteht in diesem Stücke zwischen beiden nicht. Naumann hat ganz Recht, wenn er sagt, daß Stöcker gleich ihm von der konservativen Partei in den Bann gethan werden müßte (ist inzwischen geschehen; es half Stöcker nichts, daß er sich immer fester an die Konservativen anklammerte, daß er Naumann verleugnete, daß er zwischen sich und der Zeitung „Volk" eine Kluft baute; je weiter Stöcker entgegenkam, desto hartnäckiger wurde seine Scheidung gefordert), wenn er

nur um eines Haares Breite sich mehr nach ihm zuneige, d. h. in einem oder einigen Fällen auch das Evangelium zum Gesetz machte, statt wie die Konservativen das Gesetz zu einem Evangelium. Beide sind im Irrthum befangen.

Hierzu kommen nun noch andere Umstände. Die konservative Partei hat ihre Wurzeln in dem Adel und in dem Großgrundbesitz und war bis jetzt in keiner Weise eine Volkspartei. Ganz entsprechend ihrer historischen Entstehung und Entwickelung, hängt diese Partei fester denn jede andere an dem Gewordenen, und natürlich da mehr an dem, was in ihrem Interessenkreis gelegen ist. Alles aber in der Welt, außer dieser Interessensphäre, ist in den letzten fünfzig oder hundert Jahren fast wie umgewälzt. Natürlich ist die konservative Partei gern bereit, allen den sozialen Schäden, die durch die gewaltige Umwälzung in der Industrie entstanden sind, abzuhelfen; aber selbstredend ist sie nicht so gern bereit, die Schäden aufdecken zu helfen, die in ihren Interessensphären liegen. Anders ist der Unwille und die Aufregung nicht zu begreifen darüber, daß Männer, die zum Theil der christlich-sozialen Richtung ganz fern standen, die großen sittlichen Schäden, Wohnungsnoth und andere Nöthe in der Landbevölkerung aufgedeckt haben. So lange man in der Industrie, in den Fabriken und in den Städten von Nöthen schrieb, so lange erregte sich bei den Konservativen der Unwille nicht, sobald aber auch in die dem Grundbesitz eigenthümlichen Winkel hineingeleuchtet wurde, da entstand der Unwille und scharfer Zwist und feindliche Leidenschaftlichkeit, die nur von den Furien des wirklichen oder vermeintlichen Eigennutzes sich treiben ließ.

Man muß allerdings zugeben, daß auf dem Lande im Allgemeinen verhältnißmäßig noch goldene Zustände herrschen, obwohl auch das Gegentheil sicherlich an sehr vielen Stellen behauptet werden kann. Auch mag es wahr sein, daß die Landwirthschaft, örtlich beschränkt, sich augenblicklich in einem besonderen Nothstand befindet durch die Entwickelung der Großindustrie. Anstatt aber nun mit sachlichen Gründen sich zu wehren und allezeit der Wahrheit die Ehre zu geben, legt man niedrige Denkungsart den unbequemen und auch vielleicht zum Theil ungerechten Mahnern unter; ruft Religion und Patriotismus als Gehülfen in diesen sachlichen Streit und erniedrigt sich zum Polizeibüttel, indem man Denunziantendienste leistet, um auf alle erdenkliche Weise diese Mahner los zu werden. Wie sehr die konservative Partei von einzelnen Personen ohne Rücksicht auf die Gesammtheit geleitet zu werden scheint, geht zur Genüge daraus hervor, erstens, daß solche wichtige Aktenstücke, wie der Bann einzelner unbequemer Männer, im Namen der Partei im Geheimen von drei adligen Herren verfaßt und veröffentlicht werden konnten, und zweitens daraus, daß allgemeine Parteitage der konservativen Partei nur sehr selten und dann von ganz kurzer Dauer sind.

Die christlich-soziale Partei, d. h. eigentlich Richtung, denn eine Partei ist sie noch gar nicht, obwohl man schon vom linken und rechten Flügel redet — leidet nun ihrerseits auch wieder an ihren eigenthümlichen Fehlern. Abgesehen davon, daß namentlich die Jugend sehr stark in ihr vertreten ist, — daß wäre noch kein Fehler — läuft sie viel mehr Gefahr, in Schwärmerei zu verfallen in Folge des ersterwähnten gemeinsamen Fehlers, als die alte konservative Partei; denn die ohne Einschränkung des Gesetzes gepredigte Liebe und Gnade wirkt viel leichter verderblicher, als das ohne Einschränkung

des Evangeliums gepredigte Gesetz aus ganz erklärlichen Ursachen. Dazu kommt aber, daß unter dieser christlichen sozialen Flagge eine große Anzahl Volks aus allerlei Ständen segelt, das gerade die christlich-sozialen Verheißungen zum eigentlichen Mittelpunkt des Christenthums machen will. Es ist gar keine Frage, daß die negative Theologie, d. h. die theologische Anschauung, welche die Bibel nicht mehr Gottes Wort sein läßt und Jesum Christum nicht mehr Gottes Sohn sein läßt, kurz die das Christenthum wesentlich nur zu einer Sittenlehre und noch obendrein zu einer falsch verstandenen machen will, in der christlich-sozialen Bewegung den allergrößten Einfluß hat und das entscheidende Wort führt. Der evangelisch-soziale Kongreß hat seinen evangelisch-christlichen Charakter schon mächtig eingebüßt und läuft die größte Gefahr, ihn noch ganz zu verlieren, wenn nicht fester und entschiedener, als es geschehen ist, die Normen des Christenthums, und dazu gehört vor Allem die Zentrallehre, die Versöhnung, so durch Jesum Christum geschehen ist, zum Mittel-, Ausgangs- und Endpunkt gemacht werden. Denn gerade der evangelisch-soziale Kongreß sollte von Anfang nicht eine politische Versammlung sein, sondern eine kirchliche Vereinigung, in welcher diese sozialen Fragen im Lichte des durch Jesum Cristum gebrachten Evangeliums berathen werden sollten.

Es ist also klar, daß es zur Lösung dieser Schwierigkeiten gar Nichts beiträgt, wenn einzelne besonders heroorragende Männer, wie Stöcker und Naumann von dem Schauplatz abtreten; es wäre damit nicht nur Nichts gewonnen, sondern viel verloren.

Was ist nun also zu thun?

Zunächst ist es die Aufgabe aller wahrhaft christlichen Patrioten nach allen ihren Kräften Sorge zu tragen, daß in der Politik die unselige Verquickung vom Reich Gottes und Reich der Welt aufhöre, daß man abtrete von der Schwärmerei, diese Welt nach christlicher Ordnung regieren zu wollen. Die Reiche der Welt haben ihre eigenen Ordnungen, und diese sind Recht, und Gerechtigkeit auf einer allgemeinen Grundlage, nämlich der von Gott gegebenen zehn Gebote, die das Urrecht sind. Die Ehristen haben Sorge zu tragen, nicht daß diese Welt nach christlicher Ordnung geleitet werde, sondern daß die christliche Ordnung innerhalb der Kirche durch die weltliche Ordnung nur nicht gestört werde. So habe ich den christlichen Sozialismus von Anfang an aufgefaßt, und deshalb sehe ich als erstes und vornehmstes Ziel der ganzen Arbeit an, daß die protestantische Kirche aus den Banden des Staates sich frei mache. Zur Erreichung dieses Zieles ist kein Opfer zu groß und schwer, und alle irdischen Schätze und alle der Kirche eigenthümlichen Kapitalien und Grundeigenthum sind kein zu großer Kaufpreis, wenn durch ihn die Freiheit kann erreicht werden; denn dann kommt die protestantische Kirche dem Urbilde desto näher, wenn ihr Erbtheil nicht ist Geld und Gut, sondern Jehovah allein, der sie erwählt hat und der sie auch erhalten wird.

Wohl ist es gewiß, daß solche Entwickelnng schwere Krisen mit sich führen wird, aber erstens, diese Krise kommt dennoch, so gewiß die Sonne am Himmel steht; deswegen führe man sie herbei, so lange noch Führung möglich ist, ehe es zu spät wird, und der geistliche Tod überall eingetreten ist. Mit ganzer Energie fasse man dieses Ziel ins Auge und unter

möglichſter Schonung der gewordenen Verhältniſſe ergreife man jede von Gott dargebotene Gelegenheit, dieſem Ziel näher zu kommen.

Zu dieſem Zwecke müſſen chriſtlich-ſoziale Thätigkeit und die altkonſervative Partei von ihrem Grundirrthum ſich frei machen und dann alſo reformirt niemals in Gegenſatz gebracht werden. Wohl ſollen wir unſere Hoffnung nicht auf Menſchen ſetzen, aber unter den Konſervativen ſind doch vor allen Dingen die Bundesgenoſſen zu dieſer Arbeit zu ſuchen und zu finden. An dem Namen liegt nichts, behalten wir den Namen oder nicht, es liegt daran nichts, am beſten, es entſtände zum Heile unſeres Vaterlandes unter dem alten Schlachtrufe „Mit Gott für König und Vaterland, für Recht, Gerechtigkeit und Wahrheit“ eine neue wahrhaft chriſtliche monarchiſche Volkspartei, die für Recht und Gerechtigkeit auf der ewigen allgemeinen göttlichen Grundlage unentwegt und treu ohne Intereſſenpolitik eintritt, denn Recht muß doch Recht bleiben und summa justitia est gratia Dei.

Bahrdorf i. Braunſchweig. Paſtor Eduard Schall.

Schule und Leben.

Unendlich Viele haben die Erfahrung gemacht, daß, wenn sie aus der Schule ins Leben traten, sie einen großen Theil ihrer bisherigen Anschauungen über Bord werfen und eine Menge neuer annehmen mußten; aber die Meisten täuschen sich über den Grund und die Tragweite dieses Wechsels: sie halten es für mehr zufällig, wenn die Schule sie schlecht aufs Leben vorbereitet und gewahren nicht den prinzipiellen Unterschied, der zwischen beiden herrscht.

Sicher ist es keinen Augenblick zu verkennen, daß, soweit die Schule eine Einrichtung des Staatslebens ist, soweit ihr Stoff und Inhalt von den praktischen Zwecken des späteren Lebens der Staatsbürger vorgeschrieben sind, sie jene prinzipielle Verschiedenheit vom „Leben" nicht besitzen kann; diese muß anderswo gesucht werden — sie liegt auf dem Gebiete der Gesinnung.

In der Schule ist das Streben gerichtet auf Zustimmung, auf Lob, auf Ruhm — im Leben ist es gerichtet auf Besitz und auf Macht, die im Grunde nur eine andere Form des Besitzes ist, wenn wir von der hier gemeinten die Macht über die Gemüther ausschließen. Dies scheint der Grundunterschied zwischen Schule und Leben, und es wird Jedem einleuchten, daß so aufgefaßt die Schule nicht eine vorbereitende Anstalt ist, sondern eine dauernde Gemeinschaft zwischen einer großen Anzahl Menschen, die ihrer Gemüthsart nach niemals lernen können, das Streben nach Besitz zur ersten treibenden Kraft ihres Lebens zu machen.

Daß der Besitz das Grundprinzip des Staatslebens ist, dessen, was man eben unter dem kurzweg sogenannten „Leben" versteht, das zeigt sich in allen Einrichtungen desselben, in allen Gesetzen und jenen festen Gebräuchen, die wir Sitte nennen.

Schützt der Staat etwa die Herzensempfindungen seiner Bürger, weil er den Eltern unveräußerliche Rechte über ihre Kinder giebt, den Gatten über ihre Frauen? Nein: er sorgt für die materielle Existenz der Kinder, indem er sie den Eltern als verpflichteten Erziehern übergiebt; er regelt im Eheleben nichts als die finanzielle Auseinandersetzung zwischen den Gatten und sorgt für die Legitimität der Nachkommen. Was die Sitte hier zu den Gesetzen hinzuthut, ist nicht viel: auch sie bezieht das gute Einvernehmen zwischen Eltern und Kindern, Gatten und Gattin wesentlich auf materielle Interessen; die Sitte meint: wie soll das Kind den Eltern, die Gattin dem Gatten nicht dankbar sein und ehrerbietig begegnen, da dieselben für sie sorgen?!

Auch schützt der Staat nicht etwa die Ehre seiner Bürger, weil er eine Menge von Gesetzen giebt, die dem Ausdruck nach allerdings ehrverletzende Verleumdungen verbieten — sondern er schützt auch hierin nur das

Eigenthum, das materielle Fortkommen: die Geschäftsehre darf nicht angegriffen werden, damit das Geschäft nicht darunter leide. Auch die wissenschaftliche Ehre eines Professors, die soldatische Ehre eines Offiziers, der sich duellirt, sind Nothwendigkeiten ihres Geschäftes, und was die Sitte hier als Schutz der Ehre bietet, vermögen wir nur als Schutz der Stellung, d. h. des Besitzes zu erkennen.

Alle allgemeinen, alle konventionellen Ehrbegriffe sind umtauschbar in materiellen Besitz: biete mir so und so viel konventionelle Ehre, die Du besitzest, so biete ich Dir so und so viele Vortheile einer Stellung, die ich zu gewähren habe. Wie oft unmittelbarer Umtausch zwischen Ehre und der allgemeinen Grundwaare Geld betrieben wird, ist männiglich bekannt: der Wohlthäter erkauft sich ganz direkt die Ehre ein Wohlthäter zu sein, Orden, Titel, Adelsprädikate sind käuflich ꝛc. ꝛc.

Und was bezahlt das Leben in der geistigen Arbeit des Einzelnen? Das konventionelle Niveau — und worauf beruht das Höhersteigen in Stellungen der Regel nach? Auf Anciennität, also auf der Voraussetzung der Routine. Routine aber ist das Prinzip der mechanischen Arbeit, nimmermehr das Prinzip der geistigen Vollkommenheit. Riehl rechnet in einer volkswirthschaftlichen Schrift die Genies einfach unter das Proletariat — ein schlagender Beweis, wie ganz und gar keinen Platz im „Leben" das Originale findet, wie aller Verkehr, auch der geistige, im Großen und Ganzen nach den Prinzipien des Tauschhandels vor sich geht und nur eine große Analogie nach dem wirthschaftlichen ist. Alles ist zurückführbar auf die allgemeine Grundwaare Geld, alle Verträge sichern nur materielle Vortheile, in letzter Uebersetzung Geldgewinn.

Darum ist das Genie so gefährdet in der Gesellschaft, weil der geistige Besitz des originalen Menschen sich nicht ohne Weiteres zum Tauschhandel eignet; und wenn das Genie schließlich siegt, so erobert es die Gesellschaft von einer ganz anderen Seite aus: durch die Epidemie der Zustimmung. Die Genies sind die Häupter der Schulen! In der Schule wird das Genie vergöttert, da gilt das Prinzip geistiger Vollkommenheit, die Originalität, da kramt man nach den kleinsten Lebensäußerungen des originalen Menschen, und Jeder, der mit seiner Stimmung in der Schule lebt — sei es der Kunst, der Wissenschaft, der populären Philosophie — der hegt keinen größeren Wunsch, als es dahin zu bringen, daß er einmal der Schöpfer eines originalen Kunstwerks, eines originalen Systems, einer originalen That werde.

Denn in der Schule strebt man nach Zustimmung, Lob, Ruhm, in der Schule will man Menschen fangen, nicht Geld gewinnen, und in allen Sphären kann nur das Originale natürlicher Weise Zustimmung gewinnen, weil nur, wo eine von den verblaßten Konvenienzen sich abhebende Persönlichkeit zu den Menschen redet, auch ihr Persönlichstes, ihre innerste Zustimmung angeregt werden kann.

Dem scheint Vieles zu widersprechen: die Anbetung des Erfolgs bei der Menge — das Gebahren Derjenigen, die wohl Originelles stiften möchten, aber nicht um der inneren Zustimmung der Menschen willen, sondern wegen des Glanzes und der Macht, die die eroberte Zustimmung der Menschen um das registrirte Genie verbreitet. Das registrirte Genie — denn es kommt eben eine Zeit, wo der früher von der Gesellschaft ausgestoßene originale Mensch eingetragen wird in ihre Liste und dann zu hohen Ehren

gelangt. Dann knieen zu seinen Füßen auch die Anbeter des Erfolgs in einer Reihe mit denen, die ursprünglich ergriffen wurden von der Macht der Originalität.

Doch ein Merkzeichen ist vorhanden, das das Genie, dem es um die reine Zustimmung der Menschen zu thun ist, von denen unterscheidet, die Glanz und Reichthum suchen: das wahre Genie arbeitet für die Unsterblichkeit. Die Nachwelt kann uns keine Schätze spenden, und Unsterblichkeitssehnen ist darum wohl sicher der Ausdruck einer uneigennützigen Empfindung. Daß aber die Zustimmung der Mitwelt für unsterblichen Ruhm preisgegeben wird, ist für die Schule begreiflich — ihr ist Unsterblichkeit nicht nur Nachruhm, sondern auch Vorruhm: man gliedert sich ein in die Reihen der Besten und Guten aller Zeiten und sieht nicht nur die beglückende Zustimmung Derer, die nach uns kommen werden, vor seiner Seele, sondern auch Derer — und Derer zuerst — die vor uns waren.

Auch verzichtet das Genie deßhalb leichter auf die Zustimmung der Mitwelt, weil diese sich allzusehr mit der Anbetung des Erfolgs vermischt; unter die, die ihm wahre Bewunderung zollen, drängen sich die Eigennützigen, die von seinem Einfluß Vortheil erhoffen — und in der unwillkürlichen Furcht vor der Ansteckung solcher Gesinnung wird manches Genie zu feindseliger Flucht vor der Mitwelt getrieben.

Das Genie ist die hervorragendste Erscheinung jener Gesinnung, die wir Gesinnung der Schule nennen möchten; aber diese Gesinnung lebt auch in einer großen Anzahl Menschen, die sich anschließen an jene Empfindungsweise, die die Pflege der persönlichen Tugenden übernehmen, welche das Genie in seinen Werken schützt und verherrlicht. Unter diesen Menschen findet man die wahren Ehrbegriffe, die auf persönlicher Ueberzeugung ruhenden — unter ihnen findet man die wahre Liebe und Milde, die hingebende Fürsorge für Andere. Wohl streben auch sie nach Einfluß und Gewinn — aber nur um Andere zu beglücken: jener Gatte hat seine gesellschaftliche Stellung, um seines Weibes Zustimmung zu erlangen, erkämpft — jener Sohn strebt nach rascher Beförderung, um seinen alten Eltern Freude zu machen.

Ueberall lassen sich leicht die beiden Grundstimmungen, die wir als die der Schule und des Lebens getrennt, unterscheiden. So strebt das Weib, das die Gesinnung der Schule hat, nach dem Ruhm der Liebe, das lebenswitzige aber sucht die Macht, den Glanz der Liebe.

Das Verhältniß der beiden Gruppen von Menschen, die wir so getrennt, ist in verschiedenen Zeiten ein verschiedenes gewesen. Wir haben in der Geschichte Zeiten gesehen, wo die Gesinnung der Schule beinahe allgemein war unter den Gebildeten, die Zeit der Reformation, das Jahrhundert Goethes: nur unter der Herrschaft dieser Gesinnung kann die Menschheit einen großen Schritt vorwärts thun — — heute ist unendlich vielen diese Gesinnung im Kampfe des „Lebens" gänzlich abhanden gekommen.

M. Bernhardt.

Die Elektrotechnik, die Retterin des Handwerks.

In den nächsten Wochen werden sich wieder viele, gelehrte Männer in der Gesetzesfabrik am Brandenburger Thor mit der Organisation des Handwerks beschäftigen. Das Kleinhandwerk bricht immer mehr unter der Herrschaft der ehernen Konkurrenz zusammen.

Ein unheimliches Krachen von gescheiterten Existenzen erfüllt die Luft.

In dieser Noth hat vor einigen Monaten der Zentralvorstand des Allgemeinen Deutschen Handwerkerbundes zu München eine von ihm entworfene Petition an alle Innungen und sonstigen Handwerker-Vereinigungen Deutschlands zur Untezeichnung und Einreichung an den Reichstag verbreitet. Diese Petition wendet sich gegen den dem Bundesrathe derzeit vorliegenden, vom Staatssekretär Dr. von Bötticher stammenden Gesetzentwurf, „betreffend die Errichtung von Handwerkskammern", und schließt mit der Bitte, nur einem solchen Gesetzentwurfe die Zustimmung zu ertheilen, welcher die „vollständige Organisation des Handwerks gleichzeitig, und zwar unter Berücksichtigung der Beschlüsse des 1894er Deutschen Innungs- und Allgemeinen Handwerkertages, durchzuführen bestimmt und geeignet ist."

Auch die Gewerbekammer der Provinz Brandenburg hat sich in ihren letzten Verhandlungen mit der Frage der Organisation des Handwerks in Handwerkerkammern beschäftigt. Die Kammer sprach sich dahin aus, daß sie bezüglich der Organisation des Handwerkrs den Befähigungsnachweis und durch diesen das geordnete Lehrlingswesen im Handwerk für das Allernothwendigste halte.

Im gleichen Sinne hat erst kürzlich Obermeister Rings (Köln) auf einem Abendessen beim Finanzminister Miquel seine Wünsche vor Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. vorgetragen. Der Kaiser erwiederte darauf zu dem gleichfalls anwesenden Handelsminister von Berlepsch: „Hier habe ich die Handwerker, die wünschen etwas mehr Zwang und etwas mehr Dampf." An Stelle der letzten Worte „etwas mehr Dampf", wären die Worte „etwas mehr Elektrotechnik" noch treffender gewesen, denn nur von dieser allein kann die Hülfe für das Handwerk kommen.

So paradox nun auch diese Behauptung klingen mag, ein Jeder wird bald die Ueberzeugung gewinnen, daß wir vielleicht in nicht allzuferner Zeit einem bedeutsamen Umschwunge und zwar zu Gunsten des Kleinbetriebes entgegengehen.

Der Kleinbetrieb hat sich bis jetzt gegenüber dem Großbetrieb mit seiner vollkommenen technischen Ausrüstung nur noch durch bedeutend längere Arbeits-

zeit und intensiver ausgenützt physische Arbeitskraft etwas konkurrenzfähig halten können.

Doch selbst diese letzten Anstrengungen würden die in den letzten Zügen liegenden Kleinindustrie nicht mehr retten können, wenn nicht die immer mehr und mehr zur Anwendung kommenden Elektromotoren dem Kleinbetrieb durch wohlfeile Kraft die Gelegenheit verschafften, die tägliche Produktion zu erhöhen.

Die Elekromotoren dienen den mannigfachsten Zwecken und können in Folge ihrer leichten Transportabilität in jeder gemietheten Wohnung ohne besonderes Fundament aufgestellt werden.

Wenn man bedenkt, daß zum Beispiel der Betrieb einer elektrisch angetriebenen Drehbank auf vielleicht 5—6 Pfennige pro Stunde zu stehen kommt, daß sogar große Elektrizitäts-Gesellschaften die Absicht haben, die Motoren miethsweise zu überlassen, so ergiebt sich hieraus die hohe Bedeutung, welche der Elektromotor für den Einzelhandwerker und kleinen Gewerbetreibenden hat.

Obgleich die Verwendung elektrischer Energie zu gewerblichen Zwecken noch vor wenigen Jahren gänzlich unbekannt war — die erste Anlage wurde im Jahre 1890 an das Netz der Berliner Elektrizitätswerke angeschlossen — hat diese Betriebskraft, in Folge ihrer großen Vorzüge, so schnell die Gunst der gewerblichen Kreise sich erworben, daß am 30. Juni vergangenen Jahres 663 Elektromotoren mit einer Gesammtleistung von 2365 Pferdekräften aus den Zentralen der Berliner Elektrizitätswerke gespeist wurden, während Anmeldungen auf Motoren mit einer Leistung von ca. 200 Pferdekräften noch vorliegen.

Die Elektromotoren fanden im verflossenen Jahre in Berlin Verwendung zum Betrieb von:

Buchdruckerpressen	146	St. mit	546	H P. (Pferdekräfte).
Aufzügen	139	„ „	834	„
Ventilatoren	135	„ „	180	„
Metallbearbeitung	55	„ „	196	„
Fleischereibetrieb	25	„ „	92	„
Schleif- und Polir-Maschinen	21	„ „	100	„
Holzbearbeitung	17	„ „	70	„
Papierbearbeitung	14	„ „	41	„
Tuchschneidemaschinen	10	„ „	9	„
Galvanoplastik	6	„ „	15	„
Hutbügelmaschinen	6	„ „	7	„
Nähmaschinen	6	„ „	2	„
Spulmaschinen	5	„ „	5	„
Lederbearbeitung	4	„ „	25	„
Spül- und Waschmaschinen	3	„ „	14	„
Diverse	70	„ „	223	„

Diese Motoren haben in einem Jahre an elektrischer Energie rund 1 050 000 Kilowattstunden, die ca. 1 230 000 Pferdekraftstunden entsprechen, beanspruchen.

Die günstige Entwickelung des Elektromotorenbetriebes für Berlin gilt

auch für viele größere Städte Deutschlands, wo bereits größere Elektrizitäts-Gesellschaften bestehen. In Straßburg, Dresden 2c. ist bereits die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft im Begriffe, elektrische Zentralen zu errichten, von welchen die Kraft in jede Werkstatt, wenn auch noch so klein, und in jede Dachkammer, wo ein Handwerker arbeitet, geleitet wird.

Von gleicher Bedeutsamkeit als Muster und Vorbild sind die hohen luftigen Nähwerkstätten der in Gent begründeten Konsumenten-Genossenschaft „Vooruit". Die Fußräder der Nähmaschinen werden durch Elektrizität getrieben, durch Elektrizität werden die Plätteisen erwärmt. Keine für die Beschäftigten qualvolle Temperatur herrscht, und keine gesundheitsmörderische Haltung des Unterkörpers ruinirt hier das junge Mädchen in seinen besten Jahren.

Noch viele Beispiele ähnlicher Art könnten hier angeführt werden, wo mit Hülfe der Elektrizität Kraftvertheilung von einem Mittelpunkte aus ermöglicht wurde und die große Theilbarkeit der Elektrizität es mit Leichtigkeit gestattete, kleine und große Kraftmengen auf erhebliche Entfernungen an die verschiedensten Arbeitsstätten zu verpflanzen. Der fast täglich prophezeite Sieg des Großbetriebes über den Kleinbetrieb ist durch die Elektrizität und speziell durch den Elektromotor wieder sehr zweifelhaft geworden.

Die Verwendung der Dampfmaschine hat das Handwerk zu Grunde gerichtet und die Menschen in den stickigen Dunst der Fabriken zusammengepfercht.

Die Verwendung des Elektromotors wird die Bedrängten und Bedrückten hinausführen in glücklichere, freiere Verhältnisse.

Berlin. Hans Schreiber.

Berliner Premièren.

VI.

Drei Wildenbruchiaden.

Ernst von Wildenbruch hat kürzlich sein einundfünfzigstes Lebensjahr vollendet und die dramatische Litteratur bis jetzt um achtzehn Schau-, Trauer-, Lust- und andere Spiele bereichert. Es giebt Menschen, welche einzelne dieser Stücke für bedeutende, ja geniale Werke halten; mit diesen will ich nicht rechten, ich hoffe, mich über die drei jüngst aufgeführten Dichtungen Wildenbruchs leichter auch mit ihnen zu verständigen.

Das Berliner Theater brachte uns den „Ersten Abend" der Duologie „Heinrich und Heinrichs Geschlecht"*): „König Heinrich". (In einem Vorspiel und fünf Akten.) Der äußere Erfolg der Aufführung war ein großer: rauschender, dauernder Beifall, Hervorruf über Hervorruf, strahlende Gesichter, vergnügtes Schmunzeln und frohes Aufathmen.

Zwei Schlachten hatten die „Jungen" kurz vorher verloren, zwei Stücke zweier rühmlichst bekannter Schriftsteller, Hauptmanns und Halbes, waren durchgefallen, und des freuten sich Manche, der bösen neuen Richtung wegen. Da ist ja nun allerdings der gutmüthig dreinschauende Papa Wildenbruch ein anderer, ein besserer Mensch; er trottet ruhig seinen Weg, ausgetreten von Dutzenden von Vorgängern, einen Weg, der sicher ans Ziel führt, von wo man durch die Pforte des Erfolges eingeht zu den Gefilden tantièmenverdienender Stückeschreiber.

Der neue Schiller oder Kleist ist uns Wildenbruch nicht geworden und wirds auch nicht mehr werden: die Hoffnung müssen wir endgiltig aufgeben; er ist nur einer unter den vielen Epigonen und nicht einmal der bedeutendste.

Der Stoff der Wildenbruch'schen Tragödie ist der deutschen Kaisergeschichte entnommen; aber der Griff war ein unglücklicher. Einmal sind uns die Begebnisse jener Zeit zu hochpolitisch, als daß sich unser Herz dafür erwärmen könnte: Geschichte und Dichtung sind nicht immer leicht zu vereinen; zum anderen wollen wir einen Querschnitt durch eine That, nicht aber einen Längsschnitt durch eine Reihe von Begebenheiten haben. Die Entstehung einer That, die That selbst und ihre Folgen soll uns das Drama zeigen, diesen allerersten Grundsatz dramatischen Arbeitens hat Wildenbruch

*) Heinrich und Heinrichs Geschlecht. Tragödie. Berlin 1895. Verlag von Freund & Jeckel.

vernachläſſigt. Einen Zeitraum von faſt dreißig Jahren müſſen wir im „Erſten Abend“ durchrundreiſen; an den intereſſanten Punkten wird einige Zeit verweilt, wir können uns umſchauen, und weiter gehts. So iſt „König Heinrich“ kein hiſtoriſches Drama im Sinne der Shakeſpeare'ſchen Königsdramen, ſondern eine Zuſammenſtellung verſchiedener einaktiger dramatiſcher Studien.

Leider hat bei der Umwandlung der Geſchichte in die Dichtung erſtere böſe Entſtellungen erfahren. Ich will hier nicht die alte Doktorfrage, inwieweit der Dichter von der hiſtoriſchen Wahrheit abweichen darf, neu zu löſen verſuchen, aber einige arge Verſtöße müſſen doch beiläufig erwähnt werden. Es ſind das organiſche Fehler, die Wildenbruch abſichtlich begangen, um Theatermätzchen bringen und Theatereffekte erzielen zu können.

Das Vorſpiel zeigt uns das Kind Heinrich, in Wirklichkeit 5 Jahre alt, Wildenbruch muß, damit die Rolle überhaupt ſo möglich iſt, ihn 10 Jahre alt ſein laſſen. Das mag an und für ſich unweſentlich erſcheinen, iſt es aber keineswegs; es gehört zum eiſernen Wiſſensbeſtande jedes überhaupt ſich jemals mit Geſchichte beſchäftigt Habenden, daß Heinrich IV. beim Tode ſeines Vaters erſt fünfjährig war; ferner aber iſt im Stücke ſelbſt des öfteren von dem königlichen Knaben die Rede, der mit zehn Jahren ſchon einen kräftigen Händedruck beſeſſen; ſchätzt doch Gregor VII. ſogar in Erinnerung daran, zweiundzwanzig Jahre ſpäter in Canoſſa ſeinen Gegner noch hoch. Was muß das alſo für ein Händedruck geweſen ſein!

Daß Wildenbruch Heinrich III. in der Pfalz zu Goslar und nicht zu Bodfeld auf den Höhen des Harzes, wie männiglich bekannt, aus der Zeitlichkeit ſcheiden läßt, dünkt mich ein wohl berechneter Trik: die kaiſerliche Pfalz zu Goslar iſt bekannter und wirkt ſtimmungsvoller — aber deßhalb von Thatſachen abweichen?

Der Schluß des Vorſpiels iſt wiederum eine arge Verletzung der Geſchichte. Wer kennt nicht jene poetiſche Erzählung Lamberts von Hersfeld über den Raub des jungen Königs auf dem Rhein bei Kaiſerswerth, wie Anno ihn freundlich einlädt, eins ſeiner Schiffe zu beſichtigen, die mit beſonderer Pracht ausgeſtattet waren; leicht iſt der argloſe Knabe überredet; kaum aber hat er das Schiff betreten, ſo ſchließen ihm die Verſchworenen den Rückzug ab, die Ruderknechte ſtoßen vom Lande und treiben in die Mitte des Stroms; Heinrich erſchreckt, ſtürzt ſich in die Fluthen und wird kaum gerettet; dann fuhr man nach Köln, verfolgt von den Verwünſchungen des Volkes gegen die Königsräuber. Und was hat Wildenbruch aus dieſer dramatiſchen Szene der Wirklichkeit gemacht? Ein paar Buchphraſen.

Das ganze Vorſpiel iſt überhaupt überflüſſig. Vorſpiele ſind ſtets überflüſſig und werden von guten Dramatikern leicht vermieden werden können.

Faſt will es mir ſcheinen, als ob Wildenbruch das Vorſpiel nur geſchrieben habe, um einige Kinderſzenen einflechten zu können; für derartige rührſame Einſchiebſel hat er in letzter Zeit eine faſt krankhafte Neigung. Es iſt immer ein böſ' Ding Kinderkomödien zu ſchreiben, man entfernt ſich damit von dem Weſen wahrer Kunſt und ſinkt leicht zum Thränendrüſenſpekulanten herab. Ein äſthetiſcher Ekel erfaßte mich bei der zweiten Kinderſzene des Stückes, wenn nämlich am Weihnachtsabend die Kinder von Worms dem kleinen fünfjährigen, in Wirklichkeit zweijährigen Konrad, Heinrichs Sohn, mit Tannenbäumchen und Säckchen voll Aepfel und Nüſſen ſowie recht modernem Kinderſpielzeug aus einem 50-Pfennigbazar nahen. Die ganze herrliche, innige Poeſie des Weihnachtsfeſtes erſchien mir durch dieſe affenkomödienartigen Mätzchen und die widerlich dreſſirte Schlußgruppe der Kinder in den Staub gezerrt. Ich ſah die Dreſſur, welche angewendet war, um den armen Kleinen die unnatürliche Rolle beizubringen, ich hörte die Worte, mit denen man ihnen all das einpaukte, und dann kamen mir die Kinder in ihrer Marionettenhaftigkeit ſo todt vor, daß ich ſie bemitleidete.

Der erſte Akt ſpielt in Worms; es muß den Ereigniſſen nach im Januar des Jahres 1076 ſein; Heinrich iſt alſo fünfundzwanzig Jahre alt, im Alter der Don Ceſare und Farinelli.

Mit einigen ſogenannten Volksſzenen beginnt der Akt; ſie ſind farblos und gezwungen und vertragen einen Vergleich mit Shakeſpeares oder Goethes derartigen Schilderungen keineswegs; ſelbſt zwei Juden können keine Bewegung in dieſe dramatiſche Maſchinerie bringen.

Endlich kommt der König und ſingt uns ſeine Recitative und Arien; der Text derſelben iſt ſehr ſchön, oft berauſchend ſchön; auch das Liebesduett mit Praxedis, Heinrich von der Nordmarks Weibe, iſt hübſch angelegt, erhält ſogar einen bedeutenden Schlußeffekt, als die komiſche Alte, die Königin-Mutter urplötzlich im Feſtbankettſaale erſcheint und Praxedis an Heinrichs Seite das tadelnde Wort: „Buhlerin" entgegenſchleudert.

Ein ſchönes Moment bringt die Botſchaft eines Königsboten vom Papſte, daß er Heinrich erſt nach der Erfüllung der ſcheinbar ſehr angebrachten Forderung des Beichtens zum Kaiſer krönen wolle.

Begreiflicherweiſe mußte das den jungen Herrn tief verletzen, aber Heinrich IV. war doch nicht der Mann, daraufhin ſo unklug und unhiſtoriſch ſich zu benehmen, wie es Wildenbruch geſchehen läßt. Denn die Entſetzung

des Papſtes auf jenem Nationalconcil iſt von den Biſchöfen ausgeſprochen und unterſchrieben. Wohl war das ein außergewöhnliches und kanoniſchen Beſtimmungen widerſtreitendes Verfahren, dem Einige Bedenken entgegenbrachten, aber Alle unterſchrieben; der fürſichtige Herzil von Hildesheim, um ſich zurück zu verſichern, zeichnete unter ſeinen Namen einen Speer, die Signatur apokrypher Stellen, nicht der Gewalt, wie Wildenbruch meint!

Nun ließ allerdings Heinrich ſelbſt noch ein weiteres Schreiben an den Papſt ausfertigen, das aber im Weſentlichen nur die Beſchuldigungen der Biſchöfe wiederholte. Mit der dramatiſirten Diktirung dieſes Briefes ſchließt der erſte Akt

Was iſt die Ausbeute deſſelben? Wir haben den Charakter Heinrichs etwas kennen gelernt, das iſt Alles.

Der zweite Akt ſpielt in Rom; den Ereigniſſen nach muß es Ende Februar 1076 ſein; hauptſächlich machen wir die Bekanntſchaft Gregors VII. Wir erfahren, wie er einzelne Verbrechen verurtheilt und hören, wie er dogmatiſch und kirchenpolitiſch phantaſirt. Inhaltlich ſind ſeine Aeußerungen ſo allgemein, daß mutatis mutandis auch Heinrich ſie ſprechen könnte. Natürlich wird in dieſem Akte Heinrich von Gregor verflucht. Welch ein Ereigniß von Weltgeſchichte beſtimmender Tragweite, und wie erbärmlich klein ſtellt's ſich bei Wildenbruch dar. Trotz aller ſchönen Worte und vollen, blumigen Satzkonſtruktionen ein kaltes, hohles Theaterſpiel. Der Kampf zwiſchen Papſtthum und Kaiſerthum, ein Kampf, heute noch nicht ausgefochten, ein Kampf, vielleicht um ein Phantom, aber doch Millionen berührend, er wird faſt zur Operettenhandlung herabgeſetzt.

In Speier, nicht in Worms, ſpielt der dritte Akt, denn dieſe Stadt war dem gebannten Heinrich und ſeiner Gemahlin zum Aufenthaltsorte angewieſen; es iſt auch nicht der Tag des Weihnachtsfeſtes 1076; dieſes feierte Heinrich, der einige Tage vorher mit ſeiner Gemahlin und dem kleinen Konrad und einem alten Diener Speier heimlich verlaſſen hatte, zu Beſançon beim Grafen Wilhelm, dem Oheim ſeiner Mutter. Wir lernen hier Bertha, die Königin, allerdings nur in einer Hinſicht, als unglückliche, ſchuldloſe Gattin und kleinbürgerlich-liebevolle Mama kennen, nicht die einſtige Verbündete der Feinde des Gatten. Und was Bertha redet, könnte Heinrich, könnte Gregor reden: tönende Worte in ſchöner Diktion.

Der Heinrich des erſten und dritten Aktes haben nichts mit einander gemein, es ſind zwei völlig verſchiedene Charaktere, zwei Studienbilder aus verſchiedenen Zeiten und aus verſchiedenem Geſichtspunkte. Jeder organiſche Zuſammenhang fehlt in Folge deſſen, ſo daß uns der Entſchluß, ſich dem

Papste zu beugen, nur eine Marotte zu sein scheint. Und es war doch ein Meisterzug kluger, ausnutzender Politik. Canossa ist keine Niederlage, Canossa ist der Sieg, der Sieg des freien Willens über die unfreie Maschine. In Canossa wurde dem Zeus der Christenheit der Blitzstrahl entwunden. Ein Leichtes war es Heinrich, in Oberitalien ein Heer gegen Gregor zu sammeln, ein Schweres dem jungen Heißsporn, den Verlockungen der Gegner Gregor's zu widerstehen, Waffengewalt zu gebrauchen. Heinrich wollte Gregor mit geistigen Waffen besiegen; der Sieger von Canossa ist Heinrich und das Papstthum, der Besiegte Gregor und das Kaiserthum. Das ist die große Tragik jener Januartage des Jahres 1077. Davon hat aber Wildenbruch nichts empfunden. Aus den Seelenkämpfen jener beiden Männer während der vier eisigen Wintertage und Nächte ließe sich eine Tragödie schaffen: eine Aufgabe für einen allerdings Größeren; ich möchte, Hauptmann würde sich einmal daran versuchen.

In Canossa ist der Kampf entschieden; Wildenbruch benöthigt noch einen weiteren Akt. In der Engelsburg zu Rom spielt er. Die letzte Begegnung zwischen Gregor und Heinrich ist's. Den Akt könnte Victor Hugo geschrieben haben, so romantisch-theatralisch ist er. Heinrich erscheint mit einer Maske vor dem Gesicht, wie ein Operettentenor und der Baßbuffo Gregor wälzt sich auf dem Sterbelager; eine abgehauene Menschenhand fliegt durch die Luft und Gregor zu Füßen: Rudolfs von Schwaben meineidige Rechte. Etwas grausig mag ja mancher Besucherin des Berliner Theaters da geworden sein, aber „den Athem hat die Welt nicht angehalten," weil Gregor und Heinrich zum ersten Male allein waren, wie Wildenbruch hochpoetisch-trivial meint. „Und die Zukunft gehört mir doch," ruft Gregor als die letzten Worte des Abends aus; Wildenbruch gehört sie nicht. Jedenfalls hat er mit „König Heinrich" keinen begründeten Anspruch darauf erheben können. Wildenbruch hat es weder verstanden, die gewaltige Idee zu durchdringen, noch ein organisches Kunstwerk in der Form zu gestalten.

Eine pathetische Sprache und einige Züge in Fresko hingehauen, machen kein Drama. Wir machen heute höhere Ansprüche: wir sind verfeinert geworden. An Helbig, geschweige denn Grabbe gemessen ist Wildenbruch klein; er ist ein dilettirender Kunstfreund und der hoffentlich letzte Ausläufer einer ver flossenen Zeit, sein Erfolg ein Pyrrhussieg. Wir brauchen darüber nicht traurig zu sein, zumal Wildenbruch durch seine letzten beiden Premièren „Jungfer Immergrün" und „Der Junge von Hennersdorf", die im Lessing-Theater zur Aufführung gelangten, jeden Anspruch auf unser Mitleid verloren hat. Diesem Brei aus Sentimentalität, Menschenunkenntniß und Hurrahpatriotismus noch ein Wort zu widmen, hieße den Stücken zu viel Ehre anthun.

Berlin. Richard Wrede.

Pharisäer.

Von Berthold Prochownik.

(Nachdruck verboten.)

Ich trat an das Bett eines Sterbenden. Den feinen, durchgeistigten Zügen seines Gesichtes hatte die schwere Krankheit nichts von ihrer Ruhe und Klarheit geraubt, und seine Augen blickten trotz des herannahenden Todeskampfes mild und liebevoll auf die kleine, zarte Frau, die weinend vor dem einfachen Lager kniete. „Ihr seid die Einzigen, die mir treu geblieben sind!“ sprach er wehmüthig. „Du vergißt Dich selbst,“ entgegnete ich, „auch Du bist Dir treu geblieben.“ Er nickte mir dankbar zu, und mit einem letzten Blick auf die treue, muthige Gefährtin seines Lebens hauchte er seine tapfere Seele aus.

In seinem Nachlaß fand sich ein Päckchen loser Blätter, die der Todte für mich bestimmt hatte. Es waren abgerissene, unzusammenhängende Aufzeichnungen aus seinem bewegten Leben, Bekenntnisse jener Stunden, in denen der Mensch das Bedürfniß empfindet, mit sich selber abzurechnen, die Bilanz seines Soll und Habens zu ziehen. Wehmüthig frohe Erinnerungen an schöne, ferne Zeiten zogen durch meine Seele, als ich jene Papiere durchblätterte. Wir waren Freunde geworden, weil uns die gleichen idealen Jugendträume in der goldenen Zeit des Studentenlebens zusammengeführt, und wir waren es geblieben, als wir, aus dem sonnigen Traumleben der Jugend erwachend, in die scharfe, frostige Morgendämmerung des Mannesalters traten. Wir blieben Freunde, ob sich auch unsere Wege schieden. Und sie schieden sich bald. Ich war nicht stark genug, dem Leben die Konzessionen zu verweigern, welche es von denen verlangt, die es genießen wollen. Er war eine starke, unbeugsame Natur; er hatte das Unglück, ideal zu fühlen, zu denken und — zu handeln, das gewann ihm keine Freunde, auch war er ehrlich und aufrichtig, das machte ihm Feinde. Ihm genügten nicht die hehrsten Prinzipien, er verlangte, daß man nach ihnen handle, er blieb kalt bei den herrlichsten Reden, er wollte sie in die That übersetzt haben; war es nicht natürlich, daß er überall anstieß? Er war ein phantastischer, unpraktischer Mensch, er mochte nicht heucheln, haßte alle Phrasen; war es zu verwundern, daß es ihm nirgends glückte?

Derselbe unbändige, revolutionäre Geist, welcher nicht einsehen mochte, daß Lüge und Heuchelei zum Komfort des Lebens gehören, wehte auch durch die losen Blätter, welche der Todte mir vermacht hatte. Wenn ich, im Einverständniß mit meinem dahingegangenen Freunde, diese Aufzeichnungen veröffentliche, so sehe ich mich, um schweren Verdächtigungen zu entgehen, genöthigt, vorher eine öffentliche Erklärung abzugeben.

Ich erkläre nämlich, daß ich die Weltanschauung meines Freundes für den Ausfluß eines bedauerlichen Pessimismus ansehe.

Ich erkläre, daß ich voll und ganz auf dem Standpunkt der heutigen, staatlich konzessionirten Moral stehe.

Ich erkläre, daß ich neue Ideen und Anschauungen für falsch und schädlich halte, so lange sie sich nicht durch ihr Alter als berechtigt ausgewiesen haben.

Ich erkläre, daß ich fest an Autoritäten glaube und an die Unfehlbarkeit der Majorität.

Ich erkäre, daß ich kein Wissen anerkenne, welches nicht durch Prüfung und Zeugnisse beglaubigt ist.

Ich erkläre, daß ich es nie gewagt habe, Maßregeln der Obrigkeit einer Kritik zu unterziehen.

Nach dieser Erklärung, welche für die Loyalität meiner Gesinnungen bürgt darf ich es wagen, die Aufzeichnungen meines Freundes zu veröffentlichen. Ich will nichts unterdrücken und nichts abschwächen; wie ich die Blätter gefunden habe, übergebe ich sie der wohlwollenden Beurtheilung des geneigten Lesers.

* * *

Es hat mich empört, daß sie den netten jungen Menschen von ihrer „guten Gesellschaft" zurückgewiesen haben, weil seine Eltern aus niederem Stande sind. „Ja wenn er nicht aus der Stadt selbst wäre," entgegneten sie mir, „dann könnte man die Abstammung wohl übersehen. Es thut uns selbst leid, aber wir können uns doch nicht kompromittiren." Und da predigen sie von der Gleichberechtigung aller Menschen, die Phärisäer!

Sie machen mir Vorwürfe, weil ich neulich mit der hübschen Kleinen spazieren ging. „Treibt ihr's denn anders?" warf ich ihnen vor. „Ja," entgegneten sie mir, „wir wahren doch das Dekorum." Das ist die Sittlichkeit, welche sie auf ihr Banner geschrieben haben!

Sie vereinigen sich, um gemeinsam zu wirken, wie sie sagen, und sie thun es nur, um sich gemeinsam abzuschließen. Sie wollen vereint kämpfen für große Ideen, da sie sich einzeln zu schwach wähnen. Sie schreiben Sittlichkeit, Vaterlandsliebe, Freiheit auf ihre Fahnen. Ach, ihre Sittlichkeit ist nur feige Heuchelei, ihre Vaterlandsliebe ist programmmäßig vorgeschrieben, ihre Freiheit ist obrigkeitlich begutachtet und polizeilich beaufsichtigt; ihr ganzes Fühlen und Denken ist statutarisch eingeengt, eingeengt wie der Horizont ihres Geistes.

Wer sich mit Anderen zusammenschließt, muß ein Stück seines eigenen Selbst aufgeben. Das gleiche Band ist eine Kette, die ihres Geistes Freiheit in Fesseln schlägt. Der enge Kreis, in den sie sich schließen, schnürt ihnen die Brust ein und macht sie engherzig. All ihre stolzen Kreise und Zirkel, welche Wacht halten an der chinesischen Mauer der guten Gesellschaft, sind nur prächtig vergoldete Särge der geistigen Freiheit, Wiegen des heuchlerischen Pharisäerthums.

„Einigkeit macht ſtark" — darum vereinige dich niemals mit Anderen, denn mit wem biſt du ſo einig als mit dir ſelber!

Nicht von Natur ſind die Menſchen ſchlecht und bösartig. Der harte Kampf des Lebens macht ihre Herzen kalt und lieblos, verknöchert ihre Bruſt; nicht Entſagung lernen ſie aus der Noth des Daſeins, ſondern Selbſtſucht und Begierde. Ich glaube, die widerſtreitenden Anſichten der Menſchen wären leichter zu verſöhnen, wenn ſie etwas Anderes wären als Deckmantel für ihre widerſtreitenden Abſichten.

Natürlichkeit iſt ihnen Sittenverderbtheit, Nacktheit nennen ſie Schamloſigkeit. Vergeblich heuchelt ihr! Eure ſalbungsvollen Worte kontraſtiren ſeltſam mit dem geilen Blicke der Augen; wie es in eurem Innern ausſieht, das verdeckt kein Mantel der chriſtlichen Nächſtenliebe.

Wäre es Sünde, das Leben zu genießen, hätte uns dann die Natur ſtürmiſche, unbändigte Lebensluſt in die Bruſt gepflanzt?

Wäre es Verbrechen, die Welt herrlich und ſchön zu finden, hätte Mutter Natur dann dieſe Welt ſo frei und ſonnig geſchaffen?

Wären wir verpflichtet, knieend und betend Vergebung unſerer Sünden zu erflehen, hätte die Natur dann dieſe „Sünden" ſo hold und anmuthig gemacht?

„Alter ſchützt vor Thorheit nicht," aber was die Menſchen Thorheit nennen, ſchützt vor dem Alter.

Ich habe oft und gern gepflückt
Von rothen Lippen ſüßen Dank,
Es war mein Herz ſo liebekrank,
Wenn ich ein ſchönes Kind erblickt;
Manch weiche, warme Mädchenbruſt
Preßt' ich ans Herz ſo ſehnſuchtsvoll,
Und wenn das Herz zum Herzen quoll,
Da ſchlug es hoch vor Liebesluſt.

Doch hat ich 's liebe, gute Ding
Ans Herz gedrückt, fort war der Traum,
Ein leiſ' Erinnern ſpürt ich kaum,
Wenn ich an ihr vorüberging;
Der ſüße Mund kam ungefähr
Wie jeder and're Mund mir vor,
Des Herzens Schläge, die mein Ohr
Einſt zählte, hörte ich nicht mehr.

In einem Kehrichthaufen unter Scherben und Lumpen fand ich ein Vergißmeinnichtblümchen, von achtloſer Hand weggeworfen. Mitleid ergriff mich, ich hob das Blümlein auf und nahm es mit mir. Es hatte nichts von ſeinem zarten Duft verloren in der häßlichen, ekeln Umgebung.

Haben mir deine tiefen, unergründlichen Augen es angethan mit ihrem geheimnißvollen Märchenzauber? Warum ſtrahlt es mir aus dieſen Augen entgegen wie ein Bild der Reinheit und Keuſchheit, und ich weiß doch, daß du nicht mehr rein und keuſch biſt im Urtheil der Menſchen!

Große, ausdrucksvolle Augen, die neugierig fragend in die Welt blicken, und denen dieſe Welt als ein großes, ungelöſtes Räthſel erſcheint. Die Welt iſt für jeden eine Abſpiegelung des eignen Innern, und in deinem Innern ruht noch manch ungelöſtes Räthſel. Ein Geiſt, der ſich zu entwickeln trachtet, und den doch noch der holde Zauber der Unreife umhüllt; ein Sinn, den große Gedanken bewegen, und in dem dieſe Gedanken ſich doch noch mit harmloſen Kinderträumen vermiſchen. Ein Charakter, in dem ſich alles entwickelt, und doch noch nichts entwickelt iſt; ein nachdenkliches Weſen, das noch wenig gelebt und doch ſchon vieles erlebt hat, wenn man die Ereigniſſe nicht nach der Größe ihrer äußeren Wirkung, ſondern nach der Tiefe ihrer Einwirkung auf das menſchliche Seelenleben abmißt.

Sie verachten mich, weil ich dir mein Herz geſchenkt habe; ſie haben ſich alle von mir gewandt, die mich einſt der Unwandelbarkeit ihrer Freundſchaft verſichert haben. Unwürdig wahrer Liebe ſei ein Mädchen, das ſich einmal vergeſſen habe. Du hätteſt dich vergeſſen, mein Kind, dich vergeſſen zu einer Zeit, da du dich ſelbſt noch nicht kannteſt?!

Ich habe viele Freunde verloren, die ich nie beſeſſen habe. „Es thut uns wirklich leid", verſicherten ſie mir. „Sieh, wenn dir das Mädchen gefiel, wir würden ja nichts daran finden, aber daß du ſie zu deiner Gattin machteſt, das war eine Kriegserklärung an die Geſellſchaft." Ein unſchuldiges Mädchen zu verführen, das finden dieſe „Stützen der guten Geſellſchaft" verzeihlich, aber ein verführtes Mädchen dem Leben wiederzugeben, das nennen die Phariſäer verächtlich. — Ich möchte doch lieber ein ehrlicher Spitzbube, als ein ſpitzbübiſcher Ehrenmann ſein.

Du haſt mir gebeichtet, mein ſüßes Mädchen, und ich habe dir keine Sünde zu vergeben. Nicht du haſt geſündigt, an dir hat man geſündigt. Kein ſorgender Vater, keine liebende Mutter hat an deiner Wiege gewacht. Keine ſchützende Hand hat deine Schritte geleitet, und ich ſollte dir zürnen, daß du geſtrauchelt? Kein freundlicher Mund hat dir den Weg des Lebens gewieſen, und ich ſollte dich verachten, weil du dich verirrteſt! Nein, du biſt keuſch, rein und keuſch, deine Seele wußte nichts von dem, was dein Körper geſündigt.

Ich trage Dem keinen Groll nach, dessen rauhe Hand diese zarte Blume brach. Er that ja nur, was gang und gäbe ist in der guten Gesellschaft; er gehört ja zu jenen Menschen, die Morgens die Hände fromm zum Gebet falten, um Abends beim schäumenden Sekt ahnungslosen, unerfahrenen Mädchen beruhigt das Lebensglück rauben zu können. Auch sie folgen nur den bösen Trieben, welche die Natur in sie pflanzte und die Gesellschaft großzog; ich kann diese Menschen nur bemitleiden, nicht verachten.

Du fragst mich, Kind, ob ich Dich nicht nur liebe, sondern auch achte, so achte, wie ein Mädchen, dessen Lebenswandel fleckenlos. —

Ich habe viele Mädchen aus der guten Gesellschaft kennen gelernt, deren Unschuld mir erschien wie eine kümmerliche, schwach entwickelte Treibhauspflanze, wie eine Pflanze, die nur gedeihen konnte bei sorgsamer, strenger Pflege, unter dem sicheren schützenden Dache, die aber widerstandslos gebrochen wäre in dem rauhen Sturme des Lebens. Und ich sollte Achtung haben vor dieser kümmerlichen Treibhausunschuld?

Ich habe viele Mädchen aus der guten Gesellschaft kennen gelernt, deren Unschuld unzweifelhaft war, für deren Intaktheit Beweise zu erbringen waren, und die bei ihrer äußeren Unschuld doch innerlich so verderbt, so befleckt waren, daß die Reinheit ihres Körpers weit, weit zurücktrat vor der Verdorbenheit ihres Innern. Ist diese geistige Prostitution des „sittsamen" Mädchens nicht schlimmer als die körperliche des „sittenlosen?"

Ich bin ein zu guter Arzt, um mich über den Ausgang meiner Krankheit zu täuschen. Ich fürchte den Tod nicht, nachdem ich Jahre reinen, ungetrübten Glückes genossen habe. Ich glaube an eine Vergeltung, nicht im Jenseits, sondern hier auf Erden; in unserer eigenen Brust liegt diese Vergeltung, in dem Bewußtsein unserer guten oder — bösen Handlungen.

Wenn ich ungern sterbe, so ist es, weil ich die große, schöne Zukunft, der wir entgegenschreiten, nicht mehr erblicken darf. Ich glaube an den Fortschritt der Menschheit. Ich glaube an eine Zeit, da der Gedanke frei sein wird, frei das Wort, das ihn verkündet und frei die That, die ihn zur Wahrheit macht. Ich hoffe auf eine Zeit, da die Menschen sittlich sein werden ohne Zwang, allein aus den Trieben ihrer Natur heraus. Ich träume von einer Zeit, da den todten Buchstaben der Moral verdrängen wird der lebendige Gedanke sittlicher Freiheit.

Wir gehen einer großen, herrlichen Zeit entgegen, seien wir stark genug, der neuen Zeit eine neue Moral zu schaffen!

Büchersaal.

Unser Irrenwesen. Studien und Vorschläge zu seiner Reorganisation. Von San.-Rath Dr. Albrecht Erlenmeyer in Bendorf a. Rh. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden. Mk. 2,80

Die letzten Jahre haben uns mit einer wahren Fluth von Broschüren und Journalaufsätzen überschüttet, die sich mit der Reform des Irrenswesens beschäftigen. Dieselben knüpfen fast an alle bekannten Prozesse an, greifen einzelne mehr oder weniger sensationelle Punkte derselben heraus und versuchen von diesen aus die Nothwendigkeit einer Reform des Irrenrechtes oder des Irrenwesens zu begründen. Für den wirklichen Kenner des Irrenwesens besteht kein Zweifel, daß alle diese Vorschläge fehlgehen müssen, weil sie nur aus einem Punkte kuriren wollen, wo eine organische allgemeine Reorganisation am Platze ist; in Wirklichkeit erreichen sie auch weiter nichts, als die Verdächtigung der Irrenärzte, die Diskreditirung der Irrenanstalten und das Untergraben des öffentlichen Vertrauens. Eine wirklich heilvolle, gesunde reformatorische Wirkung bringen sie nicht zu Staude.

Die vorliegende Schrift steht auf einem anderen Standpunkte; sie ist frei von jeder Polemik, frei von jeder subversiven Tendenz, aber auch frei von jeder Fach-Unfehlbarkeit und jedem Spezialisten-Dünkel. Der Verfasser übersieht das weite Gebiet des Irrenwesens und beherrscht es in allen seinen Theilen. Er legt die besonderen Schäden offen dar und entwickelt in klarer Darlegung seine Reorganisationspläne. Diese sind keine Augenblicksbilder, von Einzelvorkommnissen eingegeben und an sie angepaßt, sondern sie stellen ein Programm für die organische Reform des Irrenwesens dar, soweit es der sachverständigen Beurtheilung des Psychiaters unterliegt. Dabei handelt es sich aber nicht um neue Ideen und unbewährte Pläne, der Verfasser hat vielmehr das Gute, das andere Kulturstaaten in ihrem Irrenwesen schon eingeführt und erprobt haben, zu noch größerer Vollkommenheit zu entwickeln versucht. Außerordentlich bemerkenswerth sind in dem Buche die überall eingeflochtenen vergleichend-psychiatrischen Erfahrungen, die der Verfasser auf Reisen im Auslande, besonders im englisch-schottischen Irrenwesen, gesammelt hat.

Die rein juristischen Kapitel des Irrenwesens, wie das Entmündigungsverfahren, die Aufnahmebedingungen in Irrenanstalten u. A. hat der Verfasser nicht in den Kreis seiner Besprechungen gezogen; er hat seine irrenärztliche Kompetenz nicht überschritten und in weiser Beschränkung jene den Juristen überlassen. Es wäre allerdings vielleicht empfehlenswerth gewesen, daß sich der Verfasser wegen der Bearbeitung der juristischen Fragen mit einem Fachmann in Verbindung gesetzt und diesem die Bearbeitung übertragen hätte.

Die 6 Kapitel des Buches stellen ein organisches Ganzes dar und sollen in ihrer Gesammtheit aufgefaßt sein als Motive zu einem Irrengesetz, das im letzten Kapitel in einer kurzen Skizze formulirt ist. Unter den wesentlichen Zügen des Buches heben wir folgende hervor: die Entwicklung der Einheit in der Staatsaufsicht über das Irrenwesen und die Organisation einer Zentralbehörde für das Irrenwesen; die Ausbildung der Gleichheit der Staatsaufsicht bei den Revisionen und ihre Ausdehnung nicht nur auf die Irrenanstalten, sondern auf alle Geisteskranke, mögen sie in Irrenanstalten, Nicht-Irrenanstalten, in fremder oder eigener Familie leben und untergebracht sein; die Organisation eines Patronates, einer jeder Irrenanstalt anzugliedernden Kommission von Vertrauensmännern des Staates und der Anstalt zur Berathung der Kranken und zur administrativen Unterstützung der Aerzte, endlich die vom sozialen Standpunkte aus versuchte Lösung der Wärterfrage durch Erhebung des Wärterberufes zu einem Stande, der anderen ähnlichen Ständen gleichgestellt werden soll durch Gehalt, Seßhaftmachung, Ehemöglichkeit, Arbeitspausen und technische Ausbildung nebst staffelförmiger Gliederung der Wärter nach dem Vorbilde des Lehrlings, Gesellen und Meisters anderer Stände.

Es ist natürlich, daß bei der Abhandlung aller dieser Gegenstände noch eine Menge anderer wichtige Punkte berührt werden, auf die wir hier nicht eingehen können, auch die zahlreichen höchst interessanten Details aus der administrativen und Anstalts-Praxis, die die gezogenen Konsequenzen begründen, können wir hier nur erwähnen. Wenn die Reorganisation, die der Verfasser entwickelt, durchgeführt wird, so werden zweifelsohne manche, bisher leider nur zu berechtigte Klagen verstummen.

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin.

Echte Harzer

Kanarienvögel, vielf. prämiirt, mit f. Hohl- u. Klingelrollen à 6, 8, 10, 12, 15 u. 20 M. Garantie für Werth u. leb. Ankft. Umtausch gestattet. Preisliste franco.

Ammon, Bleicherode a. Harz.

Gegen Schweissfuss

und seine Folgen bewähren sich vorzüglich und allein

Beckstroems

Moos-Sohlen.

Zu haben in allen Schuhwaaren-Geschäften.

En gros bei

G. Beckstroem, Neustrelitz.

Apfelsinen,

wöchentlich große Zufuhren Ia Ia Qualität

à Kiste	160er Riesenfrüchte. . . .	14.— M.
à „	200er große dto. . . .	15.— „
à „	300er mittel dto. . . .	16.— „
à „	360er kleine dto. . . .	14.— „

½ Kiste 50 Pf. mehr. Postkoro ò kg freo. 3.— M. Treibhaus-Ananas, tadellos à Pfund 1,50 M.!! Bananen. Mandarinen. Weintrauben. Nicht Gefallendes auf meine Kosten zurück.

Ernst Schroeder, Hamburg 13.

Wer sich auf dies Inserat bei mir meldet, erhält gegen 40 Pfg. in Marken ein sehr interessantes **Buch gratis.**

Gustav Moldenhauer, Elbing

Brandenburger Strasse 16.

„Premier"-Fahrräder

aus **Helicalrohr**

sind heute die Gesuchtesten wegen ihrer

Widerstandsfähigkeit

bei leichtester Gangart und moderner feiner Ausstattung.

Alleinige Fabrikanten:

The Premier Cycle Co. Ltd.

vorm. Hillmann, Herbert & Cooper.

Doos	Berlin O.	Eger
bei Nürnberg.	Alexanderstr. 22.	(Böhmen).

MUSIKINSTRUMENTE

jeder Art direkt von der Fabrik. Illustr. Prachtkatalog franco.

Ernst Hess, Klingenthal i. Sachsen.

Harzkäse, echt,

hochfeiner Qualität, 1 Kiste ca. 100 St. incl. Verpackung 2,80 Mk. ab hier. Größere Posten billiger offerirt Harzkäse-Fabrik

C. Eilenhuth, Hasselfelde, Harz.

Briefmarken.

Preislisten gratis.

A. Bestelmeyer, Hamburg.

126000 Artikel.

16 Bände geb. à 10 M.

16550 Seiten Text.

Brockhaus' Konversations-Lexikon liegt vollständig vor.

Jubiläums-Ausgabe.

10000 Abbildungen

300 Karten. 130 Chromos.

980 Tafeln.

HAMMONIA-FAHRRÄDER

sind die feinsten, beliebtesten und billigsten. Preislisten gratis.

Hammonia-Fahrrad-Fabrik

A. H. Ueltzen, Hamburg.

Prof. Dr. Röntgen'sche

sämmtliche wissenschaftliche **Apparate** sind im

Physikalisch-optischen Central-Institut

Pöller in München

zu Universitätspreisen zu erhalten.

Viel Geld!

und **Zeit** bei unbedingter Zuverlässigkeit erspart jeder Geschäftsmann, wenn er sich **Rein's Durchschreibebücher** bedient.

Versuch Mk. 1.—.

Eduard Rein, Chemnitz,

Durchschreibebücher-Fabrik.

Photographische Vergrösserungen nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Greiz, Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

Digitized by Google

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

Celler Zwieback,

nur echt mit Schutzmarke „Viktoria", wohlschmeckendstes Kaffeegebäck, bestes ärztl. empf. Nährmittel für Kinder u. Kranke. Monate lang haltbar. 10mal prämiirt. Elegante, lackirte Blechkasten mit 200 Stück 3,60 M. franko gegen Nachnahme überallhin. Ausführliche Prospekte und Muster gratis.

Viktoria-Zwieback-Fabrik
Harry Trüller, Celle 6 i. H.

Das schönste Geschenk ist ein
Victoria-Wecker D. R. G. No. 33615.

Der Victoria-Wecker
ist der vollkommenste Wecker der Neuzeit und entzündet beim Wecken zugleich eine Benzinkerze,
macht ein Verschlafen unmöglich und versagt nie,
kann durch Drücken jederzeit Licht geben und kann auch als Nachtlicht benutzt werden,
hat ein elegantes Aussehen und ist ein Schmuck für jedes Zimmer,
ist für jede Haushaltung unentbehrlich und ist sehr leicht zu reguliren,
braucht nur alle 14 Tage Benzinfüllung und wird nur unter Garantie verkauft.
Versandt unter Nachnahme **10 M.** franko.

Max Commichau, Zwickau i. Sa.
Wiederverkäufer Rabatt.

— Amateur-Photograph. —

Illustr. Prospekt gratis.

Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Adolf Oster, Moers a. Rh., 40
versend. franco Muster sein. berühmt. mod.
Herren-Stoffe
(Spezial. Cheviots) zu feinen Anzüg. u. Paletots.
Feinst. Referenz.! Enttäusch. ausgeschloss.

Patentbureau Eduard Franke
Berlin NW., Luisenstr. 31.

Frische Naturbutter,
9 Pfund netto 8,50 Mk. frei Nachnahme M. A. Cassens, Großefehn, Ostfriesl.

Spieldosen u. Musikwerke
Fantasie-Artikel jeder Art mit Musik.
Gratis!
Müller's Accordzither-Büchlein.
Illustrirte Cataloge gratis u franco!
Musikwaarenhaus
Otto Pollter & Co., Leipzig.

Liebig'scher
Fleisch-Extract
Stiermarke
Ueberall zu haben.

Nur tausender Pfarrer, Lehrer, ... ꝛc. über seinen **Holländ. Tab...**
Lob hat **B. Becker** in Crefeld ...
Ein 10 Pfd.-Beutel fco. acht ...

Kanarienvögel

grösstes Postversand-Geschäft ... allen Orten Europas. Tausende ... Sänger auf Lager. Preis-Catalog frei. W. Gössm...
St. Andreasberg i. Harz.

Gegen Einsendung von Mk. 20,— versend... 50 Liter weissen **Rheinwein** fr...
Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.

Klimat. Kurort Görz,

Hôtel de la Poste.

Große delikate **Fettbücklinge,**
täglich fr. geräuchert, Postkorb 10 Pfd., 1,25 M. grüne Heringe, Postk. 10 Pfd., 1 M.; ff. Gold... Tafelbrath. 4½-Ltr.-Dose, 10 Pfd., 1,50 M.; ... Rollmops, 4½-Ltr.-D., 1,60 M.; ff. Bismarck... Grät., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,50 M.; ff. Delik... 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,75 M.; ff. Salzfettb., 4½... Dose, 10 Pfd., 1,90 M.; Mücht. u. Rg., 4½-... 10 Pfd., 1,80 M.; Bahn-Send. 240 ff. ... 4,50 vers. geg. Nachnahme **E. Köpp.** Mitbes... Ostsee, Fischkonserven-Fabr. Zeitung angeben.

Jedem Etwas,
bietet größte Musterauswahl in Stoffen aller Art erprobt solide Qualitäten. Anerkannt billigste Preise, Specialität: „La-tous-ces-Stoffe".
Franz Niemann, Gotha.
Bei Zugabe alter Wollsachen viele besondere Vortheile.

Sensationell! Sensationell!

Isabella-Accord-Zither

von Jedermann ohne Musikkenntniß sofort spie... 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, ... polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rococo-A... Stimmschlüssel, Stimmpfeife, 2 Zitherringe, ... halter und **3 Notenheften** je ca 15 Stücke ... haltend, **alles zusammen** liefere für **nur M. 12,50** incl. Verpackung gegen Nachnahme Reeller Laden... 18—20 M.

Richard Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Für Pfeifen-Raucher!
Hallakanaster von reinem, angenehmem Tabak... 9 Pfd. 5 Mk., frei Nachn., empfehlen H. Duhr & ...
Berlin NW., Alt-Moabit 119.

Eing. Schutzm. **Warme Fußdecken,** ... „Eisbär". Reinschnuckenfelle, bestes Mittel gegen kalte Füße, ... haarig, silbergrau (wie Eisbär). Größe etwa 1 q... das Stück 3,50—6 M, ausgesucht schöne Exem... M. 7,50. Bei 3 Stück franko. Prosp. u. Preisl. fr.
W. Heino, Lünzmühle bei Schneverdingen ...
Lüneburg, Hann.

Hoffmann-Pianos

neukreuzs., Eisenbau, mit größt. Tonfülle, in sch... ob. Nußb., liefert z. Fabrikpreise, unt. 10jähr. Ga... geg. Theilzahlg. monatl. 20 Mk ohne Preiserh... auswärts frk., Probe (Referenzen u. Katalog fr...
Berlin, Jerusalemerstr. 14.

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schmidt in ...

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

III. Jahrgang | Nr. 76 | 14. März 1896

Francesco Crispi.
Naturwissenschaftliche Märchen. Von Dr. Ernst Below.
Die soziale Frage dennoch eine Grund- und Bodenfrage.
Von Bernhard Eulenstein.
Das Duell und der germanische Ehrbegriff.
Von Dr. Georg von Below, ord. Prof. der Geschichte.
Die großen Berliner Kunstausstellungen. Von * . *.
Wiener Brief. Von Ludwig Bauer.
Gustav Renners Gedichte. Von Dr. R. Wrede.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag

Berlin N.W. 6, Luisenstraße Nr. 36

Fernsprecher: III, 1621.

Preis für den Raum eines Feldes (4 Zeilen) nur 1 Mark netto.

Bücher-Rundschau

und

Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels

Berlin, den 14. März 1896.

Wolfgang Kirchbach, Eginhardt u Emma. Schauspiel in fünf Aufzügen. Preis 1,50 Mk. — **Holger Drachmann,** Tausend und eine Nacht. Drama in fünf Aufzügen. Im Auftrage des Verfassers besorgte deutsche Bühnen-Bearbeitung von Heinrich Zschalig. Preis 1 Mk. — **R. E. Nicolai,** Schuldig, Roman 2 Bde. E. Pierson's Verlag in Dresden.

Tagmar Lesseps und andere Gedichte von Mauriee Reinhold von Stern. Mit dem Bilde des Verfassers E. Pierson's Verlag, Dresden.

Riviera-Skizzen von Wilhelm Ruland. Preis 2 Mk. — **Aus den Memoiren eines Laubfrosches** von Olof Hellgren. Preis 3 Mk., geb. 4,50 Mk. Schweizer Verlagsanstalt (B. Vogel) in Glarus

A. Stieler, Lebensbilder deutscher Männer und Frauen, elegant geb 2 Auflage. — **Marie Ermann,** An der Schwelle des Lebens. Novellen für junge Mädchen, 2 Bände geb. — **Th. v. Gumpert,** Ein Jahr. Tagebuch für die reifere weibliche Jugend. 2. Aufl. geb. Verlag von Karl Flemming in Glogau.

Die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder, Völker und Individuen nach den Lehren und Handlungen seit Gregor VII. zur Würdigung ihrer Unfehlbarkeit beleuchtet von Geheime Justizrath Prof. Dr. von Schulte in Bonn. 3. vollständig umgearbeitete Auflage. gr. 8. 8 Bogen. Preis 2 Mk.

L. v. Jagow, Sei Gottgetreu. Bibelsprüche und Liederverse zur täglichen Andacht zusammengestellt, mit 6 farbigen Blumenbildern. 3 Mk. geb. Verlag von Greiner & Pfeifer in Stuttgart.

H. Vohlidal, ein freigewordenes Weib. Komödie in drei Akten und einem Vorspiel. Verlag von Bial & Freund in Wien.

Die Sonne ist bewohnt. Ein Einblick in die Zustände im Universum von Carl Goetze. Motto: „Und ich zwang sie doch." Preis 2 Mk. Selbstverlag des Verfassers in Berlin W. 2, Lutherstr.

Die Entwickelung der Arbeiterberufsvereine in Großbritannien und Deutschland von Dr. Max Hirsch, Anwalt der deutschen Gewerkvereine. Herm. Bahr's Buchhdlg. (R. Hoffmann) in Berlin.

Fannie Gröger, Himmelsgeschichten. — **Fedor Dostojewski,** ein Roman in neun Briefen. 3 Novellen. — **Gabriele D'Annunzio,** der Unschuldige. Roman. S. Fischer's Verlag in Berlin.

Das Recht in der geschlechtlichen Ordnung. Kritisch, systematisch und kodifizirt. Sozialwissenschaftliche Rechtsuntersuchungen von Ed August Schroeder. 2. Aufl. Preis 12 Mk. Verlag von Friedrich Fleischer in Leipzig.

Verlag von **A. E. Fischer,** Bremen:

Carl Reinthaler, vier Gesänge f. e. tiefere Stimme mit Begleitung d. Pianoforte. op. 36. „O, wie klang so herzbestrickend." Pr. 80 Pf und 2. „Thrtel die Lindenblüth". Pr. 60 Pf. und 3. „Schwebe, Mond im tiefen Blau". Pr. 60 Pf und 4. „Der Frühling blüht". Pr. 60 Pf.

Friedrich v. Wickede, Lied für mittel Stimme mit Begleitung d. Pianoforte. op. 114. „Komm zur Ruh'!" Pr. 60 Pf.

Julius Sachs, Brevier f. tiefe Stimme m. Begleitung d. Pianoforte. op. 109. Pr. 1,20 M.

Carl Götze, Lied f. eine Baritonstimme m. Begl. d. Pianof. op. 163. „Und wenn ich einmal sterbe, so legt mich in ein Faß"! Pr. 1 Mk.

Richard Krause, op. 29. Komisches Duett f. Tenor u. Baß m. Pianoforte-Begl. „Vor dem Balle". Pr. 2,75 M.

Anti-Janssen. Von lic. theol. Mücke. Erste und zweite Auflage. Lfg. 1—4. à 60 Pf. Verlag von Edwin Runge in Berlin-Schöneberg.

Sozialer Aufruf an das deutsche Volk. Von Otto Bülow. Verfasser der „Weltordnung". Preis 50 Pf. Verlag von Albert Limbach in Braunschweig.

Unser Irrenwesen. Studien und Vorschläge zu seiner Reorganisation von Dr. Albrecht Erlenmeyer Preis 2,80 Mk. Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Das Räthsel des Lebens nach Naturwissenschaft und Okkultismus. Die rathselhafte Erscheinung des Doppeltbewußtseins. Der Okkultismus als Vorstufe der Theosophie. Von Dr. Joseph Klinger. Preis 2 M. Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig.

Alban Förster,

op. 90. Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied m. Pfte.gal f. mittl. Stimme 80 Pf. op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pfte.gal. à 1 Mk. Verl. v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Die Prinzipien des Erfolgs in der Litteratur. Von George Henry Lewes. Deutsch von Georg Kuhr. 8,00 Mk., geb. 3,75 Mk. Das Buch des berühmten englischen Autors ist für jeden von großem Interesse, der zur Litteratur in irgend welcher Beziehung steht, vor allem für Lehrer, Schriftsteller, Redakteure, Gelehrte, Bücherfreunde, Buchhändler u. s. w. und alle Gebildete.

„Für die Zusendung des Buchs: ‚Die Prinzipien des Erfolgs in der Litteratur' bin ich Ihnen aufrichtig dankbar. Es ist ein wirklich fesselnd und geistvoll geschriebenes Buch — ohne Phrase!"

Konrad Ertel, Wien.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen; gegen Einsendung des Betrags auch vom Verleger Gustav Woldenhauer in Elbing und Leipzig.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 14. März 1896

III. Jahrgang | Nr. 76 | Jahrgang III

Francesco Crispi.

Schimpflicher hat selten noch ein Politiker geendet, als Francesco Crispi, den Schmeichler einst Italiens größten Staatsmann nannten. Verwünscht von seinen Landsleuten und verachtet von den anständig Denkenden aller zivilisirten Länder, tritt er ab von der Bühne des öffentlichen Lebens, wo er bislang eine so große Rolle gespielt hat. Eine zu große Rolle sogar. Denn sein Wirken ist in jeder Hinsicht verhängnißvoll gewesen für sein Vaterland, dem er mit gleißnerischer Verstellung zu dienen vorgab. Er hat in materieller und sittlicher Hinsicht verheerend gewirkt, hat die Gelder des Landes verschleudert, hat die Bevölkerung durch übermäßigen Steuerdruck ausgepowert, hat die Freiheit gemordet und das Niveau der allgemeinen Moral durch sein Beispiel und durch den Geist, den er in die Kreise der Regierung und Verwaltung einführte, in bedenklicher Weise herunter gedrückt.

Die abenteuerliche Laufbahn dieses Mannes bewegte sich in merkwürdigen Zickzacklinien. Seine politische Entwickelung war reich an Widersprüchen, für die eine Erklärung zu finden unmöglich gewesen, so lange man noch glaubte annehmen zu müssen, daß Crispi ein Mann von Herz und Kopf sei, der nur das Beste seines Landes anstrebe und sich sein Verhalten stets von seiner Ueberzeugung eingeben lasse. Nachdem später aber offenbar geworden, wie charakterlos und egoistisch dieser Mann allzeit gewesen,

lag freilich des Räthsels Lösung sehr nahe. Ein überzeugungsloser Abenteurer, der dem eigenen Vortheil Alles unterordnet, kann durch seine Wandlungen Keinen überraschen.

Francesco Crispi war Abenteurer, Nichts weiter. Er war einer der ruchlosesten politischen Schnapphähne, die jemals in einem modernen Staate ihr gemeingefährliches Wesen trieben. Wie so viele „große Staatsmänner" begann er seine politische Laufbahn als Revolutionär und Verschwörer. Daraus wäre ihm an und für sich ein Vorwurf nicht zu machen, denn der überzeugte Revolutionär ist in erster Linie Patriot; er unterscheidet sich sogar von denen, die laut und emphatisch bei jeder Gelegenheit als Patrioten sich aufspielen, sehr zu seinem Vortheil durch die Uneigennützigkeit seiner Gesinnung. Der Verschwörer bringt gemeinhin der Sache, die er vertritt, große Opfer; er nimmt Entbehrungen mancherlei Art auf sich und setzt oft großen Gefahren sich aus, weil er glaubt, auf diesem Wege seinem Vaterlande und seinem Volke dienen zu können.

Es ist die Erkenntniß längst schon Gemeingut aller Einsichtsvollen geworden, daß die jeweiligen Inhaber der Staatsgewalt nicht gerade immer diejenigen Personen sind, in denen mit der höchsten Intelligenz das reinste Wollen und das idealste Streben sich paaren. Im Gegentheil: es gilt heute als sattsam erwiesene Thatsache, daß die Vertreter der Regierung, so lange es sich irgendwie durchsetzen läßt, jedem vernünftigen Fortschritt sich hemmend in den Weg stellen, weil sie in ihrer Kurzsichtigkeit ihre Hauptaufgabe in der Erhaltung des Bestehenden erblicken und alle ihnen zur Verfügung stehenden Machtmittel aufbieten, um das werdende Neue, durch das dem „bewährten Alten" Gefahr droht, im Keime zu ersticken.

Gegen diese lebensmörderischen Tendenzen, in welche die meisten Regierungen nur allzu leicht verfallen, giebt es häufig genug kein anderes Vertheidigungsmittel als den zähen, planmäßigen Widerstand entschlossener Männer, die vor Nichts zurückschrecken und jeden Augenblick bereit sind, selbst ihr Leben einzusetzen im Kampfe für Freiheit und Fortschritt. Das Gesetz bestraft den Rebellen, das Volk aber fühlt, daß das Gesetz in diesem Falle nicht das allgemeine Beste bezweckt, daß es vielmehr einzig und allein den Herrschaftsinteressen einer bevorzugten Kaste dient, und aus diesem Grunde bringt es huldigende Verehrung entgegen Denjenigen, welche den Kampf wider die bestehenden Autoritäten muthig unternehmen.

In weit höherem Grade noch als anderwärts ist dies in denjenigen Ländern der Fall, welche in Bezug auf politische Entwickelung noch weit

zurück ſind. Je unvollkommener die Einrichtungen eines Staatsweſens ſind, je ſtärker der Widerſtand iſt, der von obenher den reformatoriſchen Beſtrebungen entgegengeſetzt wird, eines um ſo höheren Anſehens, um ſo größerer Sympathien erfreuen ſich in weiteſten Volkskreiſen die Männer, die den unerbittlichen Kampf gegen das freiheits- und entwickelungsfeindliche Herrſchaftsſyſtem ſich zur Lebensaufgabe gemacht haben. Aus den Reihen dieſer Männer wählt das Volk ſeine Helden und Lieblinge ſich aus, und wenn dann endlich die Zeit gekommen, da krachend das morſche Alte in ſich zuſammenſtürzt und neues Leben aus den Ruinen empor blüht, dann geſchieht es gar häufig, daß der eine oder andere dieſer Volkslieblinge zu hohen Ehren und großer Macht emporgehoben wird, weil das naive Volk dadurch am beſten für ſein künftiges Wohlergehen zu ſorgen glaubt . . . .

Die Laufbahn des Agitators, des politiſchen Freiſchärlers, des Rebellen auch und Verſchwörers wider die ſtaatliche Autorität hat alſo nichts an ſich, was irgendwie geeignet wäre, den Vertreter „ſuboerſiver Tendenzen" in den Augen urtheilsfähiger Menſchen mit einem ſittlichen Makel zu behaften. Bei Beurtheilung ſolcher Perſönlichkeiten kommt es ausſchließlich auf die Frage an, ob ſie es ehrlich meinen, ob ſie überzeugt ſind von der Güte und Reinheit der Sache, der ſie dienen, und wenn dieſe beiden Hauptfragen bejaht werden müſſen, dann iſt Niemand befugt, dem politiſchen Wühler und Kämpfer die Achtung zu verſagen, auf die jeder ehrlich Ringende ein Anrecht hat, ſelbſt wenn er nach der Anſicht der anderen auf Wegen, die falſch und mit Mitteln, die nicht zu billigen ſind, die Verwirklichung ſeiner Ziele anſtrebt.

Nicht daraus alſo, daß Francesco Crispi als Verſchwörer ſeine politiſche Laufbahn begann, ſoll ihm ein Vorwurf gemacht werden. Im Gegentheil: ich bekenne offen, daß das mir perſönlich den Mann nur ſympathiſch machen könnte, wenn ſeine anderen Lebensumſtände nicht ſo ſehr danach angethan wären, ihn aller Sympathie und Achtung unwerth erſcheinen zu laſſen. Es ſteckt Kraft und Raſſe in den Verſchwörern. Wer den Muth hat, als Einzelner oder günſtigſten Falls im engen Anſchluß an ein kleines Häuflein Gleichſtrebender in offenen Gegenſatz ſich zu ſtellen zur Staatsregierung, der doch ſo große Machtmittel zur Verfügung ſtehen; wer ſeine Freiheit und ſelbſt das Leben einſetzt im Kampfe für die idealen Güter; wer durch keine Verfolgung, durch keine Bedrängniß ſeiner Ueberzeugung abwendig gemacht werden kann, der iſt unter allen Umſtänden der

höchsten Achtung werth, selbst wenn seine Ideale undurchführbar sind und seine Ueberzeugung in die Irre geht.

Wer aber, wie Francesco Crispi, der in jungen Jahren als Verschwörer mit Sprengbomben im Köfferchen im Lande umherreiste und zu Attentaten und Putschen die Genossen geneigt zu machen suchte, durch sein späteres Leben beweist, daß er das alles nicht aus leidenschaftlicher Ueberzeugung heraus gethan hat, sondern lediglich um dessentwillen, weil Verstand und Instinkt ihm sagten, daß in Italien die Laufbahn des Verschwörers dem politischen Streber große Vortheile biete; wer wie dieser Mann in späteren Jahren als charakterloser Mensch sich entpuppt, dem die primitivsten Begriffe von Anstand und Ehre in so hohem Maße fremd sind, daß er sogar an den schmutzigsten Bankgaunereien sich mit materiellem Gewinne betheiligte — wer solches thut und trotzdem die eiserne Stirn hat, nach wie vor öffentlich an erster Stelle thätig zu sein, der hat sich selbst das Urtheil gesprochen.

Die unzähligen Missethaten Crispis sind lange schon kein Geheimniß mehr. Es hat in Italien nicht an Männern gefehlt, die den Muth besaßen, dem „italienischen Bismarck", wie er so gerne sich nennen hörte, offen als Ankläger gegenüber zu treten und wenn es ihm auch immer wieder gelang, durch allerhand unlautere Mittel in seiner Stellung sich zu behaupten und die ihm drohende schimpfliche Niederlage hinaus zu schieben, so konnte doch seit dem Banca Romana-Skandal Niemand mehr über den sittlichen Unwerth des Mannes im Unklaren sein, dem die Geschicke des italienischen Volkes anvertraut waren.

Es ist sehr zu beklagen das arme italienische Volk, weil solch einem Manne so lange Jahre hindurch Macht über es gegeben war. Wie er diese Macht ausnützte, davon sprechen laut und beredt die Metzeleien auf Sizilien, wo eine durch politische Unterdrückung und ökonomische Ausbeutung zum Aeußersten getriebene Bevölkerung in furchtbarer Weise durch Crispi dezimirt wurde, weil sie in ihrer Verzweiflung zu der Anschauung gelangt war, daß ein Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorzuziehen sei.

Rücksichtsloser noch und roher als bei der Unterdrückung der sizilischen Unruhen zeigte sich Crispi später bei der Verfolgung der politisch Verdächtigen. Der gewaltsamen Niederwerfung des Aufstandes folgte ein Schreckensregiment, wie es bisher noch in keinem Lande geherrscht hat. Die edelsten Söhne des Landes, die lautersten Volksfreunde, die makellosesten Ehrenmännner wurden willfährigen Kriegsgerichten zur Aburtheilung überwiesen und zu langjährigen

Zuchthausstrafen oder zur Deportation verurtheilt — falls sie nicht kurzer Hand standrechtlich erschossen wurden. Der Arbeiterführer Defelice hat unzählige Leidensgenossen.

Die politische Hetzjagd auf Diejenigen, welche der direkten oder indirekten Theilnahme an den sizilischen Wirren verdächtig waren, bot dem rachsüchtigen Crispi aber auch den Anlaß zu noch ganz anderen Schand- und Greuelthaten. Der politischen Verblendung, dem Haß der Parteien gegeneinander, der Empörung der Herrschenden über die Auflehnung der Rebellen könnte man Manches noch zu Gute halten. In Bürgerkriegen offenbart die Menschennatur ihre fürchterlichsten Seiten; alle Schranken heiliger Scheu fallen, wenn die Söhne eines Volkes mit bewaffneter Hand wider einander sich erheben — was an solchen verhängnißvollen Wendepunkten geschichtlicher Entwickelung an Schand- und Greuelthaten begangen werden kann, davon legt die blutige Maiwoche, in der die Pariser Kommune nach ihrer Niederwerfung hingemetzelt wurde, in fürchterlicher Weise Zeugniß ab.

Francesco Crispi aber, Italiens „bedeutender Staatsmann" — Francesco Crispi, der „große Patriot", der seines Königs volles Vertrauen selbst dann noch genoß, als seine Betheiligung an dem Baukschwindel unwiderlegbar nachgewiesen war, übertraf nach Niederwerfung des sizilischen Aufstandes alle seine blutbefleckten geschichtlichen Vorgänger an Ruchlosigkeit der Gesinnung um ein Bedeutendes. Ihm genügte es nicht, die Empörer bezwungen und unschädlich gemacht, ihm genügte es nicht, in der Raserei und Hitze des Kampfes die Grenzen der Menschlichkeit weit überschritten zu haben, seine rachsüchtige, niedere Natur bediente sich vielmehr des bequemen Vorwandes, den die politischen und sozialen Wirren ihm boten, um privatim Rache zu nehmen an allen Denen, die ihm jemals persönlich zu nahe getreten waren, indem sie seine Bestechlichkeit, sowie die Verworfenheit seines privaten Lebenswandels an die Oeffentlichkeit gezogen hatten. Wie manchen persönlichen Widersacher er auf solche Weise unter politischen Vorwänden unschädlich gemacht haben mag, entzieht sich unserer Beurtheilung; diejenigen Fälle indeß, welche zur öffentlichen Kenntniß gelangten, lassen klar und deutlich erkennen, welche Abgründe von Verworfenheit das Herz des gewaltthätigen Mannes in sich barg, der so viele Jahre hindurch als Italiens unumschränkter Herr sich fühlte . . .

Franscesco Crispi hat auch im Auslande, so lange es ihm gut ging, so lange er des Vollbesitzes politischer Macht sich erfreute, seine zahlreichen Freunde und Verehrer gehabt. Es giebt weichmäulige, schwache Menschen,

denen Kraft und Entschlossenheit stets imponiren, selbst wenn sie im Dienste verbrecherischer Ziele und Absichten stehen. Besonders in der deutschen Presse, die in vielen Fällen schon längst nicht mehr von unabhängigen Männern geleitet wird, hat er stets großer Verehrung sich zu erfreuen gehabt. Einer gewissen Sorte von Zeitungslitteraten imponirt — ganz wie den Pfandweibern, die allabendlich im Scheunenviertel zu Berlin ihrem horizontalen Gewerbe nachgehen — in hohem Grade jene brutale Bestialität, die dem zünftigen Zuhälter so wohl zu Gesichte steht. Die Vertreter dieser merkwürdigen publizistischen Abart sind förmlich versessen darauf, in geiler Brunst sich den „Gewaltluden" der Politik an den Hals zu werfen und von ihnen sich bei allerschlechtester Behandlung in jeder Hinsicht mißbrauchen zu lassen. Sie schwärmen unter Umständen sogar für die auswärtigen Matadore erfolgreicher Gewalt- und Korruptionspolitik, besonders wenn diesen etwa gefällige Banken zur Seite stehen, die von Zeit zu Zeit einen Check zur Auszahlung bringen, damit solche Schwärmerei ihren Lohn findet.

Unter den römischen Berichterstattern großer ausländischer Zeitungen befindet sich so mancher, der mehr als verdächtig erscheint, in den Wandelgängen der Banca Romana gründlich Bescheid zu wissen. Die Herrschaften haben sich dadurch verrathen, daß sie selbst dann noch für Crispi sich leidenschaftlich verwendeten, als er von der öffentlichen Meinung Europas lange schon gerichtet und schuldig gesprochen war. Sie hatten eben ein Interesse daran, den Mann stützen und halten zu helfen, der auch ihnen ein Halt und eine Stütze gewesen war, wenn sie nach guter Journalistenart in finanzieller Bedrängniß sich befunden hatten.

Diesen braven Leuten kam der plötzliche Sturz des italienischen Premiers gänzlich unerwartet. Ihre Verblüffung darüber war anfangs so grenzenlos, daß sie garnicht zu begreifen vermochten, wie dieser jähe Umschwung der Dinge sich nur so plötzlich habe vollziehen können. Sie hatten eben bis jetzt in dem Wahne gelebt, daß der italienische Staatsmann noch immer fest und unerschüttert dastehe, weil sie selbst ja nach wie vor für ihn schrieben, und daß alle parlamentarischen und außerparlamentarischen Schlappen, die er in letzter Zeit zu verzeichnen gehabt, seinem Ansehen nicht den mindesten Abbruch gethan hätten.

Das war allerdings ein großer Irrthum. Crispis Stellung war durch diese Vorgänge gründlich unterminirt worden. Es fehlte bis jetzt nur der Funke, der die Mine zum Auffliegen brachte. Daß es gerade König Menelik von Abessynien sein mußte, der den ersten Anstoß zu der politischen

Kataſtrophe gab, die in raſendem Wirbel Crispi von ſeinem Platze herunterfegte, das iſt gewiß nicht unintereſſant. Zu den vermeſſenen Auskunftsmitteln der verſchmitzten und gewiſſenloſen Staatskunſt Crispis gehörte auch eine „weitausſchauende" Kolonialpolitik, die in gar keinem Verhältniß zu den finanziellen und militäriſchen Kräften des ausgehungerten und verelendeten italieniſchen Volkes ſtand. Durch dieſe Kolonialpolitik ſollte das Intereſſe des Volkes von den faulen Zuſtänden im Innern abgelenkt werden auf die wechſelvollen Bilder überſeeiſcher Politik. Crispi hoffte, daß es der italieniſchen Armee, die über eine gewiſſe Schulung und Dreſſur verfügt, ein Leichtes ſein würde, glänzende Siege über militäriſch nicht hinreichend geſchulte Halbbarbaren zu erringen — Siege, mit deren Hülfe es ihm dann ſchon gelingen würde, den unzufriedenen Elementen den Läſtermund zu ſchließen. Ein Staatsmann, der große Erfolge auf dem Bethätigungsfelde überſeeiſcher Politik aufzuweiſen hat, braucht nur auf die äußere Machtſtellung hinzuweiſen, zu der er durch kluges Vorgehen dem Lande verholfen habe, er braucht nur an die kriegeriſchen Inſtinkte zu appelliren, die, trotz aller idealen Bemühungen der Frau von Suttner, in der Maſſe ſchlummern, um von allen Seiten her Anhänger zu gewinnen, die bereit ſind, durch dick und dünn mit ihm zu gehen.

Crispi hat zwar die italieniſche Kolonialpolitik nicht inaugurirt, aber er hat ſich ihrer kluger Weiſe zur Erhöhung ſeines Anſehens und zur Befeſtigung ſeiner Stellung zu bedienen verſucht. Daß ſchließlich der Erfolg ausblieb — ohne ſeine Schuld — daß das hoffnungsfroh begonnene Unternehmen zu der fürchterlichen Niederlage bei Adua führte, und daß dieſer entſetzliche Schlag Crispi zu Fall brachte, das iſt der einzig greifbare Vortheil, den bis jetzt die größenwahnſinnige Kolonialpolitik ſeiner Regierung dem italieniſchen Volke gebracht hat.

Aber es hätte doch auch anders kommen können. Italien hätte ſiegreich aus dem Abenteuer hervorgehen können, und dann ſtände heute Crispi größer da, als je zuvor. Der blinde Zufall ſpielt eine gar zu große Rolle in der Geſchichte der Völker.

Die Niederlage bei Adua hat das eine Gute zur Folge gehabt, daß ſie endlich den Zauberbann brach, der bisher auf den Gemüthern laſtete — und nachdem einmal dieſer Bann gebrochen, war es nur ganz natürlich, daß der unſaubere Patron, der ſo lange das Anſehen des Landes geſchändet, der ſo lange das Volk unter ſeiner plumpen Fauſt gehalten, endlich der ver-

dienten Verachtung anheim fiel. Das Miniſterium Crispi ging unter in einem Meer von Schmach und Schande.

Immerhin muß man Crispi nachrühmen, daß er ein guter Schwimmer ſtets geweſen. Er war ein Mann, den ſelbſt in der verzweifeltſten Lage die Kaltblütigkeit nicht verließ. Seine Hauptſtärke beſtand in ſeiner Schamloſigkeit. Der gänzliche Mangel an Schamgefühl, die cyniſche Unverfrorenheit ſeines Weſens hat ihm den Aufſtieg zu Macht und Anſehen ermöglicht. Ein Glück nur, daß dieſe Eigenſchaften nicht genügten, den jähen Abſturz in die Tiefe zu verhindern. Francesco Crispi hat bei dieſem Sturz moraliſch das Genick gebrochen. Er wurde in jener ſtürmiſchen Parlamentsſitzung, die ihm ſo verhängnißvoll geworden, als todt vom Platze getragen und wird nie wieder zu neuem Leben erwachen.

Welche verhängnißvollen Folgen das Wirken dieſes Mannes gezeitigt hat, das wird erſt jetzt offenbar. In Italien ſind alle Verhältniſſe ins Wanken gerathen, ſeit der Telegraph die Kunde brachte von der vernichtenden Niederlage Baratieries bei Adua. Selbſt das Königthum ſteht nicht mehr unerſchüttert da; und die Franzoſen, welche mit leicht begreiflichem Behagen der Entwickelung der Dinge in dem Nachbarlande zuſehen, werden im weitern Verlauf dieſer Entwickelung vielleicht noch manche Freude erleben. Italiens „großer Staatsmann", der als Revolutionär begonnen, hat als Revolutionär geendet. Er hat die Autorität der Regierung von Grund aus zerſtört und hat an den Fundamenten gerüttelt, auf denen das Königthum errichtet iſt. So vollendete ſich der Kreislauf ſeines Lebens.

K. Sch.

Naturwissenschaftliche Märchen.*)

IV.

Ein Weltuntergang.

In einer der Hauptschlagadern eines größeren Organismus war eine Stauung entstanden. Primitive Existenzen der niedersten Sorte drängten an einander vorbei. An einem der Seitengänge der großen Verkehrsstraße, die zur Lunge des gewaltigen Organismus führte, hatte sich ein Knäuel aus dem großen Gewühl der Hauptstraße abgezweigt. Zwischen zwei der Passanten, die ebenfalls bei diesem Knäuel Rast machten, entspann sich folgendes Gespräch:

„Wie gehts Dir? lebst Du auch noch?" fragte der Dickere den Dünneren.

„Wie solls gehen bei den schlechten Zeiten," sagte trüben Tones der Welke. „Ein protziges neues Geschlecht macht sich breit und schöpft das Fett für sich ab. Man wird dabei wirklich oft an der Vorsehung irre."

„Ich bin schon längst davon abgekommen" spottete der Dicke, „und habe mich Denen angeschlossen — natürlich immer mit aller Reserve — die die ganze Geschichte unterminiren helfen, damit das Ganze je eher desto lieber zusammenstürzt; dann kommt hoffentlich auch für uns einmal die Erntezeit; und wenn es auch damit Nichts sein sollte, dann hat wenigstens zuletzt Keiner etwas Rechtes und wir haben bis dahin, so gut es ging, gelebt."

„Rede nicht so lästerlich," schalt der Magere. „So schlecht auch die Zeiten sind, das lasse ich mir doch nicht ausreden, daß es etwas Höheres giebt, in dem wir leben und weben und in dem wir aufgehen sollen, etwas, das uns Alle lenkt und treibt und dem wir uns unterzuordnen haben. Wir spüren doch seinen Pulsschlag, der uns alle treibt und seinen Odem, der uns beseelt. Ihm haben wir uns hinzugeben. Nur so giebt es Ordnung für uns in dieser unserer Welt. Nur durch unsere Hingabe im Dienste dieses Höchsten, das wir freilich nur ahnen können, nur durch das Aufgehen im Höchsten kann dem Schlimmsten, dem allgemeinen Zusammenbruch vorgebeugt werden.

Ich glaube, was Einige sagen, daß wir kleinen Existenzen alle zusammen weiter nichts wie Theile eines großen Organismus sind, wie wir, der vielleicht wieder in einem Größern aufzugehen hat. Wer weiß das Alles!

Von ihm, in dessen großem Leibe wir kleinen Leiber leben, sollen wir uns leiten und beseelen lassen, statt Staaten im Staate zu bilden, wo schließlich Jeder nur für sein Selbst sorgt. Wir sollten nicht in den Tag hinein leben wie jene Schmarotzer, die da thun, als wäre die Welt nur für ihr Schmarotzerthum geschaffen."

*) Siehe Heft 70 und 73.

„Nun, Du bist mir ein Schöner!“ rief der Andere, „glaubst noch an die Kindermärchen, die man Dir vorerzählt hat! Wie soll denn der Organismus, dem wir angehören, ein Lebewesen gleich uns sein? Zu einer ordentlichen Zelle, wie wir, gehört doch, daß sie mindestens die beiden Bestandtheile jeder rechtschaffenen Zelle, daß sie Hülle und Kern hat, sonst ist sie eben keine Zelle, kein Lebewesen. Glaube mir, wir sind die Götter dieser Welt. Außer und über uns giebt es Nichts, was sich rühmen könnte, ein selbstständiges Lebewesen, eine Zelle mit Eigenbewegung und Nahrungsaufnahme mit Fortpflanzungsfähigkeit und Empfindung zu sein. Zeige mir doch an dem großen Organismus, wie Du ihn nennst, Hülle und Kern, so will ich glauben, daß er lebt. Aber Alles ist nur Mechanik, wohin wir blicken. Die rohe Kraft regiert und der Strom, von dem wir in den Verkehrsadern unseres Getriebes fortgewirbelt werden, ist durch unsere Massen, durch uns selber erzeugt. Alles Andere ist Täuschung; eitel Selbsttäuschung. Da ist kein höherer Wille, der regiert: wer sich am besten vollzustopfen weiß, wird am fettesten, das siehst Du an jener nichtsnutzigen Brut, die dort drüben stolz an uns vorbeistürmt. Es sind Krebszellen, die sich mit ihren Riesenleibern auf Kosten der Andern mästen und ganze Kolonien bilden, gegen die wir nichts mehr vermögen, die wir dumm und ergeben im alten herkömmlichen Trott uns in den ausgetretenen Geleisen bewegen.

Ich gehe über zu den Vernünftigen, die die Welt nehmen, wie sie ist und nicht wie sie sein sollte; wir leben nicht in den Schlagadern eines höheren Wesens, wie Du meinst; wir hängen lediglich vom Zufall und von der rohen Gewalt ab, und was wir auch dagegen thun, aller Idealismus hilft nichts. Selber essen macht fett. Wer dagegen fehlt, sündigt! Adieu, Du Unverbesserlicher! Du wirst noch einmal an mich denken, wenn zuletzt doch Alles drunter und drüber geht! Dann sprechen wir wohl einmal weiter!“

Hastig verabschiedete sich der Dicke vom Dünnen, denn er wurde vom Strom der Passanten mit fortgewirbelt, indem er sich bei der Gelegenheit einer Schaar großer Mastzellen anschloß und zu den schmarotzenden Kolonien einer proliferirenden Brut mit ihnen abtrollte, wo die ruhigen Mutterzellen mit Unmengen von Tochterzellen die Umgebung bevölkerten, so daß die ringsum dagegen aufmarschirten Sicherheitsmannschaften der weißen Blutkörperchen einen harten Stand dagegen hatten und schließlich es ruhig geschehen lassen mußten, daß Tuberkelknoten auf Tuberkelknoten sich dort bildeten und nach und nach von der ganzen einst so schönen Lunge dieses Organismus Besitz ergriffen.

Die eben geschilderte Begegnung hatte nämlich, wie aus dem Letzten schon deutlich geworden ist, nicht in einer Großstadt, sondern in einem Menschenkörper stattgefunden, der zu guterletzt an Lungenschwindsucht erkrankt war, nachdem er schon längere Zeit vorher durch ein Krebsleiden sehr herabgekommen war.

Bald danach stellte sich Entkräftung ein, welcher eine tödtliche Lungenblutung schließlich ein Ende machte.

Kurz vor diesem tödtlichen Ausgange war es, als unsere beiden Zellen wieder zufällig zusammentrafen.

Das rothe Blutkörperchen sah noch welker aus, als zuvor, das weiße war noch mehr aufgeschwemmt.

„Freund, wie siehst Du aus?!“ hieß es, als sie sich begegneten.

„Ist Dir nun klar," sagte die dicke Zelle zur dünnen, „daß Du mit Deinem Glauben an das Höhere Unrecht gehabt hast, daß es einzig und allein darauf ankommt, sich zu mästen, ganz gleich auf wessen Kosten, da es doch kein höheres Ziel für unser Dasein giebt?"

Aber der Magere blieb dabei: das Ende ist doch der gemeinsame Untergang Aller nach dem, wie ihr es getrieben habt. Ich gehe lieber mit dem Höchsten, in dessen Dienst ich gelebt, unter, als daß ich auf Kosten des Ganzen eine kurze, falsche, unehrliche Glückseligkeit genieße."

Da erscholl ein Krachen und Plätschern, ein Blutstrom riß sie beide fort, die Ader, in der sie sich befanden, war geplatzt und das Philosophiren Beider war zu Ende.

* * *

Es war in dem Straßengewühl einer der Hauptverkehrsadern der größten Weltstadt. Man brachte einen großen, vornehmen Betrüger, der immer für eine der ersten Stützen von Thron und Altar gegolten hatte, gefesselt vorbei. Er hatte durch die fromme Lüge jahrelang das Volk bethört und sich dabei zu Reichthum Ansehen und Macht gebracht, getreu dem Prinzip, das in jenen Kreisen damals das herrschende war und das da lautete: „Die Macht des Stärkeren beherrscht die Welt. Drum schaffe Dir Geld, denn Geld ist Macht. Schaffe es auf ehrlichem Wege, wenn es geht, aber schaffe es auf alle Fälle, nur halte den guten Schein aufrecht, damit die Massen nicht dahinter kommen, wie es gemacht wird."

Das Letztere war ihm nicht gelungen. Der gute Schein war verblichen. Der Schleier der Lüge war herabgesunken. Nackt standen er und seine Partei, die Stütze von Thron und Altar, vor der Welt da. Entlarvt stand er vor all den Gaffern, die ihn im Stillen beneidet hatten und jetzt sittliche Entrüstung gegen ihn zur Schau trugen. Sie wütheten gegen ihn; denn die Maske des Mummenschanzes der das goldene Kalb umtanzenden Gesellschaft war durch ihn, den Unvorsichtigen, herabgefallen. Das durfte nicht sein. Darum waren sie erbittert gegen ihn und standen, zu Hauf gerottet und Spalier bildend, an der Hauptverkehrsstraße, durch die er kommen mußte.

Da entspann sich zwischen zwei Freunden an jener Straßenecke inmitten eines Menschenknäuels folgendes Gespräch:

„Diese zur Schau getragene sittliche Entrüstung aller dieser, die doch um nichts besser sind, nicht edler fühlen und denken als dieser Unglückliche, widert sie Dich nicht an?" fragte der blasse ernstblickende Mann seinen munteren, wohlbeleibten Freund.

„Warum sollte ich nicht mit der Menge fühlen, die froh ist, daß der Verbrecher gefangen ist?" war die Antwort.

„Handeln sie doch Alle nach denselben Prinzipien wie er," sagte der Erste; „streben sie doch Alle nach Mammon und Macht unter dem Scheine des Rechts, an Nichts im Innern glaubend als an die Macht des Stärkeren, und ist es doch der Deckmantel der Lüge, unter dem sich das morsche Gebäude des falschen Scheins so lange noch mühselig aufrecht erhält."

„Ein durch das Alter, durch Jahrtausende lange Tradition geheiligte Täuschung verdient nicht mehr den Namen der Lüge. Sie ist ehrwürdig und darf durch Nichts angetastet werden. Verhüllt sie doch vor den Augen der

Massen die größte und älteste Wahrheit, an die wir, unter uns gesagt, im Stillen Alle glauben, die Wahrheit: „Die Macht des Stärkeren beherrscht die Welt.““

„Du glaubst also trotz Deines zur Schau getragenen Kirchenglaubens wie jener Ertappte nicht an die Macht des Geistes, nicht an die Gesetze einer ewigen Fortentwickelung in einem göttlichen, lebenden Organismus, dem wir Alle angehören und von dessen Pulsschlag und Odem wir uns Alle sollen leiten lassen, sondern Du glaubst nur an den Zufall, an die Mechanik, an die Macht des Stärkeren!?“

„Das gaube ich, bis Du mir nachweisen kannst, daß eine höhere als die materielle, die mechanische Kraft, die Welt regiert.“

„Siehst Du nicht, daß die Kraft- und Stoff-Theorie nur eine Fälschung der ewigen Fortentwickelungsgesetze bedeutet, die auf allen um ihre Axe kreisenden bewohnten Planeten herrschen? Siehst Du nicht, daß es im All höhere, über unsere aufs Körperliche gerichteten fünf Sinne weit erhabene Naturgesetze giebt, die einem ewigen, großen, göttlichen Plan angehören, weit erhaben über die materiellen Kräfte dieses unseres kleinen Planeten?“ wagte halb erschreckt von dem Materialismus seines beleibten Freundes der Ernste diesem halb eingeschüchtert zu erwidern.

Doch der war seiner Sache zu gewiß: „Selbst die Gravitationskraft, welche unsern Planeten sich um seine Sonne drehen läßt, ist nur eine rein mechanische Kraft, keine Geisteskraft, die wir nicht mit unseren fünf Sinnen, mit unserer Körperlichkeit erfassen und deuten könnten.

Zeige mir eine andere Kraft als die des Mechanismus des Weltgetriebes, und ich will Dir glauben, was Du sagen willst, daß die Welt kein Mechanismus, sondern ein lebender, beseelter Organismus ist, eine Weltseele.“

„Du weißt selbst am Besten,“ sagte der ernste Freund, „welchen Trugschluß Du machst, wenn Du die Ewigkeit der Fortentwickelung zum Höheren aus einem Welten-Uhrwerk abzuleiten suchst. Du weißt, es giebt kein Perpetuum mobile. Keine Maschine hat ewige Dauer. Sogar die Maschinen mit Selbstregulatoren und solchen Vervollkommnungen, daß man sie Selbstvervollkommnungs-Maschinen nennen könnte, selbst sie leiden an der Reibung alles Körperlichen und versagen nach gewisser Zeit den Dienst. Hier im Weltenall aber handelt es sich um Gesetze, die wir nicht nachahmen, nicht in ihren Tiefen verstehen können, hier hört der Mechanismus auf, da fängt der Organismus an, wie schon an jedem Grashalm, an jedem Ei, an jeder Zelle im Kleinen wie im Großen täglich sichtbar. Wir Alle sind Theile dieses großen Ganzen, dieses Organismus. Wie die Blutkörperchen in unseren Adern kreisen, ewigen Gesetzen folgend, so wandeln die Sterne in den Milchstraßen und den Welträumen ihre vorgeschriebenen Bahnen in dem großen unendlichen Körper des Weltalls. Nenne ihn Gott oder Natur oder Weltseele, es ist der große Weltorganismus, als dessen Theile wir uns fühlen müssen, um die hohe Bestimmung zu ahnen, welche uns beschieden ist.“

Ungeduldig erwiderte der schauluſtig herbeigekommene beleibte, muntere Freund: „Soll ich an Deinen Organismus im Großen analog unserem menschlichen Organismus im Kleinen glauben, so zeige mir im Weltall den Mittelpunkt, die Zentralstation, das Herz-Pumpwerk, das Hirn, von dem

aus das Ganze geleitet wird. Solange Du mir nicht den Zentral-Denk-Apparat oder den Zentral-Pump-Apparat zeigen kannst, wo der große Körper, dem wir angehören sollen, für uns denkt und uns lenkt, überzeugst Du mich auch nicht. So lange giebt es für mich auch keine andere, als die mechanische Kraft der Schwere, der Gravitation, die Macht des Stärkeren, an die ich glaube. Das einzige Uebersinnliche, das es auf der Welt giebt, und das sich vielleicht später noch erklären lassen wird, der Denkprozeß in unserem Hirn, ist nur uns Sternbewohnern eigen. Darum sind wir die Götter dieser unserer Welt. Seele, Wille und Geist giebt es nur bei uns, nicht im All über, unter oder neben den Planetenbewohnern. Nur die mechanische Kraft herrscht im All und weist unseren Planeten ihre Bahnen, die Macht des Stärkeren regiert uns, ihr haben wir uns zu fügen, und um die Unwürdigen zu beherrschen haben wir Religionssysteme zu ersinnen und sie aufrecht zu erhalten, und läßt ein Uebermüthiger dabei die Maske fallen, vermittelst deren wir die Schwächeren nur zu gängeln im Stand sind, so treffe ihn die wohlverdiente Strafe."

„Die Folgen solcher heuchlerischen Denkweise werden nicht auf sich warten lassen," versetzte bedrückt der ernste Freund, dessen Worte im Volksgejohle verhallten, als der gefesselte Betrüger endlich durch das Volksgewimmel vorbeigeführt wurde, er, der doch im Grunde nichts Schlimmeres war, als sie alle, denn sie Alle huldigten doch demselben Grundsatze.

Lange Zeiten waren seit jener Begegnung verstrichen; die Bewegung des Mammonismus hatte stetig zugenommen und kannte keine Grenzen mehr, bis die überfeinerte Zivilisation, von der Anarchie bedroht, einer großen Revolution entgegensah, bei welcher Alles zu Grunde zu gehen drohte, was Fleiß und Genie seit Jahrtausenden errungen hatten.

Wieder trafen sich bei einem gewaltigen Volksauflauf die beiden Freunde, der Eine noch ernster und abgezehrter, der Andere noch beleibter als früher, denn er hatte in Wohlleben geschwelgt.

Der Volksauflauf war nicht allein durch die Anarchie veranlaßt, die durch die Gewaltherrschaft und den Unverstand einer privilegirten Beschränktheit langsam großgezogen worden war, sondern auch durch merkwürdige Naturereignisse, welche seit langer Zeit Alles in Aufregung versetzt hatten. Der von den bedeutendsten Astronomen geweissagte Weltuntergang durch kosmische Störungen schien sich diesmal doch bewahrheiten zu wollen. Das jeden Sinnes für das Höhere bare Volk, das seit den letzten Vorkommnissen selber nur noch an die Macht des Stärkeren glaubte, wie die Stärkeren, die ihre Masken hatten fallen lassen, das Volk kannte nur ein Streben, diese Lage der Dinge auszunutzen und revoltirte, um, wenn es nun doch einmal zu Ende gehen sollte, Alles zu zerstören und sich anzueignen und in den Schätzen der Reichen zu schwelgen.

Das unterirdische Rollen und Donnern, das man seit geraumer Zeit gehört, war stärker, betäubender und beängstigender geworden. Erdbeben gesellten sich dazu, die Sonne verlor ihren Schein, und es war ein Tumult der Elemente, als sollte mit diesem Planeten das ganze dazu gehörige Sonnensystem, als sollte ein ganzer Theil des Weltalls zu Grunde gehen.

„Was blickst Du so trüb und ernst?" hatte der Freund, der selbst unter diesen Verhältnissen Alles auf die leichte Schulter nahm, dem Ernsten zugerufen. „Auf, Freund, sei guter Dinge, stürme mit uns diesen Palast

und laß uns schwelgen, so lange wir noch können; denn, wie es scheint, hat hier bald Alles sein Ende."

„Habe ich nicht recht prophezeit?" sagte der Andere, ohne auf das Drängen des Freundes zu Raub und Lustbarkeit zu achten. „Mußte nicht der Zusammensturz erfolgen, da wo der Krebsschaden, einen Staat im Staate bildend, durch Mißtrauen und Unglauben immer weiter um sich fraß, wo Keiner der Stimme göttlicher Ahnung mehr folgen wollte, wo selbst die Naturoffenbarung des ewigen Entwickelungsganges gefälscht ward durch die materielle Kraft- und Stoff-Lehre? Mußte nicht Alles zusammenbrechen, da, wo Keiner mehr Sinn für den Odem und Pulsschlag des Höchsten hatte, in dem wir leben, weben und sind, für den Fingerzeig der Natur, der uns anwies, aufzugehen im All, Einer für Alle und Alle für Einen und uns der Weltseele immer ähnlicher zu entwickeln, die, wenn wir sie uns auch nicht vorstellen können, mit unsern rohen fünf Sinnen, wir doch hingebend ahnen können in den Offenbarungen der Natur?

Stürmt Ihr immerhin Eure Paläste. Ich habe entsagen gelernt und freue mich, einzugehen in die Arme der ewigen Mutter, der ich gehöre." Damit wandte er sich ab vom Freunde, der ihm nachrief:

„O, Du bist unverbesserlich selbst in diesem Momente, wo Deine gepriesenen Naturkräfte mir zu Hülfe kommen, um Dir das Richtige Deiner idealen Theorie vom Welt-Organismus zu beweisen." — —

Er hatte noch nicht geendet, da krachte die Kruste des Planeten zusammen und eine Welt war — in Trümmern gegangen, ohne daß das übrige Weltall mehr davon gewahr geworden wäre, als wie von einem Pistolen-Schuß, auf echo-loser Bergesspitze abgefeuert.

Durch das Weltall aber klang es wie ein Choral der Seelen Abgeschiedner, wie ein von Engelchören gesungenes „Gebet an die Weltseele":

„Ewig ist das Höchste, das wir ahnen, ist die Weltseele, der wir Alle angehören, von der wir ausgingen, zu der wir eingehen, wie der Tropfen im Meer und in der Wolke. Heilig und unergründlich für uns Niedere ist der, von dem, durch den, zu dem alle Dinge sind. Von dir, durch dich, zu dir gerichtet sind alle Religionen auf allen Sternen, um in dir, der Weltseele in ewiger Harmonie sich zu vereinen. Du, der du die Menschen lässest sterben, und sprichst: „Kommt wieder, Menschenkinder", du lässest Welten wie Sandkörner verschwinden und schaffest sie probend wieder neu in größerer Fülle und Schöne als zuvor. Denn tausend Jahre sind vor Dir wie ein Tag und wie eine Nachtwache. Ewig heilig und unveränderlich treu und gütig bist allein Du, vor dem alle Lüge vergeht und nur die Wahrheit bestehen kann. Denn es giebt nur eine Wahrheit und die bist Du in alle Ewigkeit.

Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen auf diesen Sandkörnern von Welten, auf daß daraus Neueres und Besseres werde, Deinem großen Gedanken angemessen; lehre uns, daß wir Dir ähnlich werden im Ahnen Deiner ewigen Herrlichkeit."

Berlin. Dr. E. Below.

Die ſoziale Frage
dennoch eine Grund- und Bodenfrage.

Eine Replik.

> A man must serve a time to every trade
> Save critics, critics all are ready made.

Auf meine Plaudereien über Henry Georges Sozialreform in Nr. 55 und 56 der „Kritik“ entgegnete W. Rußbüldt in Nr. 63 in einem Artikel: „Die ſoziale Frage nicht nur eine Grund- und Bodenfrage.“

Ich möchte mir nun erlauben, ein paar Irrthümer klar zu ſtellen, aus denen hervorgeht, daß der Verfaſſer dieſes Artikels Henry George entweder überhaupt nicht oder nicht gründlich genug geleſen und ſeine Theorien nicht ganz richtig aufgefaßt hat.

Vor allem muß ich eine Behauptung widerlegen, die ſchon vor George widerlegt war, und die jemand, der ökonomiſche Theorien öffentlich kritiſiren will, und alſo die Hauptwerke der bedeutendſten Volkswirthe kennen müßte, nicht aufſtellen ſollte. Sie lautet:

„Die Henry Georgeſche Reform wird vielleicht für Jahre Beſſerung ſchaffen, weil ſich der Ausgleich nicht mit einem Schlage vollziehen würde; doch bald wäre alles beim Alten und die Grundſteuer wäre wieder, wenn auch nicht direkt, ſo doch ebenſo wirkſam indirekt auf die Schultern der Arbeit abgewälzt.“

Einen logiſchen Nachweis für dieſe bloße Behauptung erhalten wir indeſſen nicht. Daß die Reform völlig nutzlos ſein würde, falls eine Abwälzung möglich wäre, iſt ſelbſtverſtändlich. Wer ernſtlich an dieſe Möglichkeit glaubt, der ſollte ſich doch jede weitere Wiederlegung, als überflüſſig, erſparen.

Der Einwand gegen Henry Georges Steuer, daß ſie eventuell abgewälzt werden könnte, iſt nun der allgemeinſte und primitivſte. Er iſt entſchuldbar bei Leuten, die dem wirthſchaftlichen Leben fern ſtehen und im ökonomiſchen Denken nicht geübt ſind. Wer aber die wenigen, bis jetzt entdeckten wirthſchaftlichen Naturgeſetze, die auch vor George ſchon ſo unbeſtreitbar feſtſtanden wie das Geſetz der Schwere, richtig erkannt hat, der wird es erklärlich finden, wenn dieſer in „Fortſchritt und Armuth“ auf die Thatſache, daß Steuern auf Grundwerthe nicht abgewälzt werden können, nur hinweiſt und ſie im Uebrigen als bekannt vorausſetzt. Zumal auch ſchon John Stuart Mill in dem Kapitel über „Beſteuerung“ in ſeinen „Principles of Political Economy“ die Unmöglichkeit der Abwälzung ſo ausführlich klargelegt hat.

Kaufleute zum Beiſpiel können für ihre Waaren keine höheren oder

niedrigeren Preise erzielen, weil sie eine hohe oder niedrige Grundrente (Miethe) zu bezahlen haben. Ein Krämer in einem hinterpommerschen Dorfe, der nur 500 Mark für seinen Laden bezahlt, verkauft Zucker nicht billiger als ein Kaufmann in der Friedrichstraße zu Berlin, dessen Laden 10 000 Mark Miethe kostet.

Ein Geschäftsmann, der in einer Stadt 20 000 Mark jährlich Ladenmiethe bezahlt, kann für seine Waaren keine höheren Preise bekommen als ein anderer Geschäftsmann in derselben Stadt, der einen gleich großen und gleich gut gelegenen Laden mit Haus als Eigenthümer besitzt, und für Alles vor dreißig oder vierzig Jahren vielleicht nur 20 000 Mark Ankaufspreis bezahlt hat. Wenn nun der erstere deswegen höhere Preise machen wollte, würde er seine Kundschaft verlieren und zu Grunde gehen.

Eine Schaale Kaffee kostet in einer Vorstadtkonditorei 25 Pfennige und im Café Monopol in der Friedrichstraße ebenfalls nur 25 Pfennige, obgleich letzteres jedenfalls eine zehn- oder gar zwanzigfach höhere Miethe zu bezahlen hat. Wo Preisunterschiede bei Gasthäusern vorkommen, finden sie ihre Begründung in der Qualität oder Quantität des Gebotenen, in der besseren Bedienung, dem größeren Komfort, mehr Zeitungen und Anderem.

Ist es nicht eine Thatsache, daß alle Waaren bei gleicher Güte und Menge innerhalb einer Stadt oder eines Landes zu den gleichen Preisen verkauft werden? Sind nicht vielmehr eine große Anzahl Waaren und Lebensmittel sogar billiger in großen Städten, wo Grundwerthe hoch, als in kleinen Plätzen, wo Grundwerthe niedrig sind? Und dennoch zahlen alle Kaufleute, Wirthe ꝛc. verschiedene Grundrente in ihrer Lokalmiethe. Könnten die Grundpreise die Waarenpreise beeinflussen, dann müßten doch die Preise, je nach der Grundrente (Miethe), verschieden sein. —

Welches Verhältniß besteht nun aber zwischen der ökonomischen Grundrente und den Waarenpreisen?

Die Grundrente hat überhaupt keinen Einfluß auf die Preise. Aber in manchen Gegenden sind Waaren leichter abzusetzen als in anderen. Ein gegebener Aufwand von Kapital, Arbeit und Geschäftseifer kann in einer dichtbevölkerten verkehrsreichen Lage oft in einer Stunde mehr Waaren absetzen als anderwärts in einer Woche. Darum, obgleich Preis und Profit bei jedem einzelnen Verkauf der gleiche oder gar geringer in guten Geschäftslagen als in schlechten sind, werden in ersteren die Durchschnittseinnahme und der Durchschnittsgewinn für eine gegebene Zeit — einen Tag, einen Monat oder ein Jahr — dennoch um vieles größer sein. Folglich hat der Kaufmannn in guter Geschäftslage einen Vortheil über andere, den er für Geld verkaufen kann. Andere Kaufleute werden ihm die Geschäftslage gerne abkaufen, falls er Eigenthümer derselben ist oder auch nur einen übertragbaren Miethskontrakt hat. Was immer aber der Werth einer besseren Lage sein mag, er ist und bleibt Rente oder Grundwerth und nur auf diese würde Georges Rentensteuer fallen.

Der Kaufmann, der dann seine Rentensteuer zahlt, würde damit der Gemeinde und dem Staate nur den Werth dieses Geschäftsvortheils vergüten. Er könnte indessen die Steuer ebensowenig nachher auf die Preise schlagen, wie vorher. Er wartet nicht, bis er höhere Rente bezahlen muß,

falls er seine Preise erhöhen kann. Er erhöht sie, sobald der Markt es erlaubt. Wenn er seither seine Preise nicht erhöht hat, so lag dies an der Konkurrenz, die vor wie nach die Preise niederhält.

Besteuert man nun aber alle Grundwerthe in einer Stadt, so werden die noch nicht bebauten Grundstücke und die zu hoch im Preise gehaltenen unvermietheten Geschäftslokale an den Markt gezwungen, wodurch Grundwerth und Miethen unbedingt sinken müssen. Und wenn der Kaufmann, der hohe Rente zahlt, versuchen sollte, durch Preiserhöhungen die Rentensteuer auf seine Kunden abzuwälzen, dann würden andere Kaufleute, deren Geschäftslokale auf billigeren Grundstücken liegen, ihn unterbieten können, oder andere würden in billigeren Lagen Geschäfte errichten. Denn theure Lagen, theurer Grund und Boden, müssen immer mit billigeren Geschäftslagen und billigerem Boden konkurriren.

Warum kann aber der Kaufmann alle andern Steuern und Zölle, die er auf seine Waaren zahlen muß, von seinen Kunden nicht zurückbekommen?

Weil alle Zölle und Steuern auf Waaren und Arbeitsprodukte die Produktion, die Zufuhr und das Angebot solcher Waaren vermindern. Er und seine Konkurrenten müssen dann für den Umsatz einer gegebenen Menge Waaren mehr Arbeit und Kapital aufwenden. Diese Verminderung des Angebots erhöht den Preis der Waaren und ermöglicht somit die Abwälzung solcher Steuern und Zölle.

Aber eine Steuer auf Grundrente, anstatt Waaren und Grund und Boden rarer zu machen, verursacht im Gegentheil eine Vermehrung beider. Sie vermehrt den Grund und Boden (im Markt natürlich) und erschließt ihn der Produktion, indem sie alle die, die Boden unbenutzt oder halb benutzt liegen lassen, zwingt, denselben an den Markt zu bringen oder zu bebauen. Dadurch müssen die Grundpreise billiger werden.

Die Rentensteuer vermehrt andererseits auch noch die Güterproduktion, indem sie die hemmende Steuerlast abschafft, die die Waaren vertheuert und vermindert. Die Waaren werden aber nicht nur um den Betrag der Steuern und Zölle billiger, sondern noch um weit mehr, weil die umständliche Art der Erhebung der gegenwärtigen Zölle und Steuern der Industrie Arbeitsunkosten nebst Zins- und Zeitverlust verursacht.

Wie wäre also ein Kaufmann im Stande, trotzdem für seine Waaren mehr zu verlangen — um die Rentensteuer von seinem Boden auf seine Kunden abzuwälzen — wenn sowohl Boden als auch Waaren, durch die Steuer, verbilligt werden? Ein solcher Kaufmann bliebe zweifellos auf seinen Waaren sitzen, denn seine Kunden würden ihre Einkäufe fernerhin bei einem vernünftigeren Menschen machen.

Gleiche Beispiele ließen sich für die Landwirthschaft und den Bergbau ꝛc. in endloser Zahl beibringen. Doch möchte ich nur noch ein paar Aussprüche der bekanntesten Volkswirthe anführen, für den Fall, daß das Gesagte noch nicht überzeugt haben sollte.

Ricardo, der Entdecker des Gesetzes der Rente, schrieb:

„Eine Steuer auf die Grundrente würde ganz und gar auf die Grundeigenthümer fallen. Sie könnte auf keine Konsumentenklasse abgewälzt werden. Denn die Steuer würde den Unterschied zwischen dem Ertrag von

dem am wenigſten ertragfähigen, ſchon bebauten Boden, und dem Ertrag von anderem Boden, beſſerer Qualität, nicht aufheben."

Adam Smith ſagt in „Wealth of Nations":

„Eine Steuer auf die Grundrente würde den Miethszins nicht erhöhen. Sie würde ausſchließlich auf den Eigenthümer der Grundrente fallen, der immer als Monopoliſt handelt und, nachher wie vorher, ſtets die höchſte Rente zu erpreſſen ſucht."

John Stuart Mill meint in ſeinen „Principles of Political Economy", Buch 5, Kapitel 3:

„Eine Steuer auf die Grundrente fällt ausſchließlich auf die Eigenthümer des Grund und Bodens. Es giebt keinerlei Mittel und Wege, die ſie in den Stand ſetzen könnten, dieſe Steuer auf Andere abzuwälzen. Sie beeinflußt nicht den Werth oder den Preis der landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe, denn dieſe werden durch die Produktionskoſten unter ungünſtigen Umſtänden beſtimmt, und unter ſolchen Umſtänden wird, wie wir ſo oft nachgewieſen haben, keine Rente bezahlt.

Eine Steuer auf Rente hat darum keine andere Wirkung, als die klar zu Tage liegende: ſie überträgt ſoviel Einkommen von den Grundherren auf den Staat."

Henry George ſagt in „Schutzzoll und Freihandel":

„Steuern auf den Werth des Grund und Bodens dürfen nicht mit Grundſteuern verwechſelt werden, von denen ſie ſich weſentlich unterſcheiden. Grundſteuern — d. h. nach der Menge und Fläche des Bodens erhobene Steuern — finden auf alles Land gleichmäßige Anwendung und fallen daher ſchließlich auf die Produktion da ſie ein Hinderniß für die Benutzung des Bodens oder eine Steuer bilden, die als Bedingung für die Geſtattung der Produktion bezahlt werden muß. Steuern auf Grundwerthe jedoch fallen nicht auf alles Land, ſondern nur auf werthvolles Land, und auf dieſes nur im Verhältniß zu ſeinem Werth. Darum hindern dieſe Steuern in keiner Weiſe die Arbeit, den Boden zu benutzen. Sie ſind bloß eine durch die beſteuernde Macht erfolgende Aneignung eines Theiles der Prämie, die der Eigenthümer werthvollen Bodens der Arbeit für deſſen Benutzung auferlegen kann. Mit anderen Worten: eine Grundſteuer, je nach der Quantität, könnte ſchließlich von den Eigenthümern des Grund und Bodens auf die Benutzer deſſelben abgewälzt und zu einer Steuer auf die Produktion werden. Aber eine Steuer auf Grundwerthe muß, wie alle Nationalökonomen anerkennen, auf den Eigenthümer des Bodens fallen und kann von ihm in keiner Weiſe auf den Benutzer abgewälzt werden. Der Grundeigenthümer kann diejenigen, an die er ſein Land verkaufen oder verpachten will, ebenſowenig zwingen, eine auf deſſen Werth erhobene Steuer zu zahlen, als er ſie zwingen könnte, eine Hypothek zu zahlen."

Eine amerikaniſche Zeitung ſchrieb jüngſt:

„Jede Steuer auf Güter und Gebäude wird von dem ſcheinbaren Steuerzahler — dem Mann, deſſen Name in den Steuerbüchern figurirt — auf andere Schultern abgewälzt. Die nicht abgewälzt werden kann, iſt die Steuer auf Grund und Bodenwerthe." Und dieſe Wahrheit läßt ſich ebenſowenig umſtoßen, wie die Lehre vom goldenen Schnitte.

Die Frage des Gegners: „Würde die Henry George'ſche Reform,

allein ausgeführt, überhaupt eine dauernde Besserung der sozialen Verhältnisse gewähren?" beantworten wir mit einem entschiedenen Ja. Denn, um mit seinen Worten fortzufahren: „Die ungleiche Vertheilung des Reichthums kommt von der ungerechten Entlohnung der Arbeit; durch eine gerechte Entlohnung wäre ihr abgeholfen. Dies wird aber nur dann gesichert, wenn nur die Arbeit Einkommen hat und jede Möglichkeit, von der Arbeit Anderer, gegen deren Willen, parasitisch leben zu können, ausgeschlossen ist."

Dies alles bewirkt nun die Einziehung der Grundrente nebst der Abschaffung aller Steuern und Zölle. Die Reform wird direkt oder indirekt bald jedes ungerechte arbeitslose Einkommen vernichten.

Denn das Privateigenthum an Grund und Boden, an seinen Naturschätzen und Kräften, ist das stärkste, weil fundamentalste Monopol. Alle anderen Monopole basiren auf ihm, wie die oberen Steine eines Gebäudes auf den unteren. Sind erst die Fundamentsteine zerstört, so muß das ganze Monopolgebäude zusammenstürzen.

Selbst Karl Marx, der Grund und Boden mit Kapital meistens unter dem viel und nichts sagenden Namen „Arbeitsmittel" vermengte, hatte einen lichten Moment in dieser Frage, als er in seinem „Kapital" schrieb: „Das Monopol des Grundeigenthums ist Basis des Kapitalmonopols". Auch ein einziger Redner auf dem jüngsten Sozialisten-Kongreß in Breslau drückte sich ähnlich aus. Im Uebrigen wurden aber leider auf diesem Kongresse die werthlosesten Reden gehalten, die wohl je in einer Versammlung über die Bodenfrage geredet wurden.

Die Steuer auf Grundwerthe (Rente) würde also nicht nur Arbeit und Kapital von allen Steuerlasten befreien, die heute beide bedrücken, sondern ihnen auch den vollen Ertrag ihrer Arbeit verschaffen.

Sie würde jedem Einwohner ein gleiches Anrecht an alle Heim- und Arbeitsstätten und alle Urstoffe und Kräfte des Erdbodens sichern. Denn alle Diejenigen, die bessere Heim- und Arbeitsstätten, werthvolle Urstoffe und nützliche Naturkräfte im Besitz haben, müßten den ökonomischen Werth derselben an die Gesammtheit zurückvergüten, wodurch eben jeder Einzelne seinen Werthantheil empfängt, weil Staat und Gemeinde den Ertrag der Rentensteuer für das Gemeinwohl verwenden.

Die ausbeutende Macht des Reichthums wäre gebrochen. Denn sobald Naturmonopole keine Rente mehr abwerfen können — da jede Steigerung weggesteuert wird — ist ein spekulatives Vorenthalten der Naturfaktoren aller Produktion, ein künstliches Vermindern der Arbeitsgelegenheiten, nicht mehr möglich.

In Deutschland hat nun zwar jedes Stück Boden seinen Eigenthümer, aber der ökonomische Werth des Bodens ist in Stadt und Land — bei heutigem Stand der Technik — vielleicht noch nicht zu einem Drittel ausgenützt.

Die volle ökonomische Ausnützung wird nur durch die Rentensteuer gründlich erzwungen. Jedes Fleckchen Ackerboden, jede bewohnbare Baustelle muß benutzt und bebaut werden. Die Arbeitsgelegenheiten vermehren sich und die Reservearmee von Arbeitslosen — die bekanntlich heute den Lohn niederhält — verschwindet. Die Löhne müssen steigen.

Denn die Höhe des Arbeitslohnes hängt nicht — wie die alte Schule

und die Sozialiſten irrthümlich meinen — von der in einem Lande vorhandenen Kapitalſumme ab, ſondern von dem Quantum der Naturfaktoren, — von Grund und Boden — die für die Arbeit zu arbeitlohnenden Bedingungen zu haben ſind.

Daß es immer ſo geweſen iſt, beweiſt die Geſchichte. Denn für wie beſchränkt man die Maſſe der Menſchen auch halten mag, man wird zugeben müſſen, daß Volksmaſſen mindeſtens ſoviel Inſtinkt haben wie wilde Viehherden. Viehherden ziehen ohne Anleitung nach fetteren Weiden. So zogen auch von jeher die Auswanderer nach neuen Ländern dem höheren Lohne nach. Denn in neuen Ländern ſind Grund und Boden und alle Naturſchätze und Kräfte billig oder umſonſt zu haben, während Kapital rar und theuer iſt. Trotzdem oder gerade deßhalb ſind die Arbeitslöhne immer viel höher in bodenfreien neuen, als in kapitalreichen alten Ländern.

Adam Smith ſchon beſtätigte dies, als er ſchrieb: „England iſt gewiß in der gegenwärtigen Zeit (1773) ein viel reicheres Land, als irgend ein Theil von Nordamerika. Die Löhne der Arbeit indeſſen ſind in Nordamerika bedeutend höher als irgendwo in England. Die Preiſe der Lebensmittel hingegen ſind in Amerika überall viel niedriger als in England. Die Arbeit wird dort ſo gut entlohnt, daß ein großer Kinderſegen nicht nur als keine Laſt, ſondern als eine Quelle des Ueberfluſſes und der Wohlfahrt für die Eltern betrachtet wird!

Die Arbeit eines Kindes, bevor es das väterliche Haus verlaſſen hat, wird als ein Reingewinn von Hundert Pfund (2000 Mark) für die Eltern geſchätzt.

Nach einer jungen Wittwe mit vier oder fünf Kindern — die unter den mittleren oder niederen Volksklaſſen in Europa ſehr wenig Ausſicht auf einen zweiten Mann haben würde — wird drüben häufig wie nach einer Art Goldfiſch geangelt! Der Werth der Kinder iſt der größte Anreiz zur Heirath!

Die Kinder werden während ihres zarten Alters gut genährt und gewartet, und wenn ſie aufwachſen, überſteigt ihre Arbeit bei Weitem die Koſten ihrer Unterhaltung. Wenn ſie erwachſen ſind, ſetzt der hohe Arbeitslohn und der billige Bodenpreis ſie bald in die Lage, ſelbſtſtändig zu wirthſchaften."

Dies ſind Thatſachen, die man in den Vereinigten Staaten bis nach dem Bürgerkrieg beſtätigt finden konnte. Heute aber, nachdem der Landraub und die Landſpekulation ſo erſchreckliche Dimenſionen drüben angenommen haben, iſt die Grundrente zu einer Monopolrente geworden. Sie iſt ſo enorm geſtiegen und der Arbeitslohn ſo ſtark geſunken, daß beide bald auf dem tieferen europäiſchen Niveau angekommen ſein werden. Gleichzeitig iſt auch der Zinsfuß heute drüben ſo niedrig wie nie zuvor, denn Kapital iſt im Ueberfluß vorhanden.

Ich möchte nun noch an ein paar Beiſpielen die lohnſteigernde Wirkung der Reform nachweiſen.

Angenommen die Rentenſteuer würde in Kraft treten. Sofort müßten alle Spekulanten, die leere Bauſtellen in den Städten und deren Umgebung eignen, Häuſer auf dieſelben bauen, damit ſie Miethe einnehmen. Oder ſie müßten ihre Bauſtellen verſchenken. Denn falls ſie nicht bauen, haben ſie

trotzdem die Steuer, d. h. die Zinsen des Marktwerthes der Baugrundstücke, zu zahlen, und da ein Werthzuwachs des reinen Grundwerthes ebenfalls wieder durch Erhöhung der Rentensteuer später annullirt wird, so bringt ein Abwarten nur größeren Verlust, anstatt — wie bisher — größeren Gewinn.

Gebaut muß also werden, oder andere müssen bauen. Dadurch werden nicht nur alle Baumeister, Bauhandwerker, Baulieferanten ꝛc. vollauf beschäftigt, sondern die arbeitslose Reservearmee der Bauhandwerker muß verschwinden und noch eine große Anzahl anderer Arbeiter wird im Baugewerbe Beschäftigung finden. Die Löhne müssen steigen.

Sobald nun Architekten, Maurer, Zimmerleute Schreiner, Tapezirer, Schlosser, Bildhauer, Maler ꝛc. reichlichere Beschäftigung und besseren Lohn finden, haben natürlich auch Schlächter, Schuster, Schneider, Spezereihändler und alle anderen Gewerbe mehr Verdienst, und auch in diesen Gewerben muß der Lohn steigen, zumal die Grundwerthsteuer auch auf die Landwirthschaft, die Viehzucht, den Bergbau und das Forstwesen die gleiche Wirkung hat, wie auf das Baugewerbe.

Aber nicht nur der Arbeitslohn würde steigen, sondern auch die Wohnungen würden, durch die große Zunahme der Bauten, billiger werden. Diese Miethskasernen werden überhaupt nach und nach verschwinden, und an ihre Stelle Familienhäuser mit Garten treten. Denn jene Spekulantenringe, die um jede Stadt einen Gürtel von vertheuerten Baugründen zu unerschwinglichen Zukunftspreisen gelegt haben, werden durch die Grundwerthsteuer auseinandergesprengt und ihre arbeitstörende Macht ist vernichtet. Der Baugrund wird billiger und auch dem kleinen Mann zu einer Heimstätte erschwingbar.

Es ist nun bekannt, daß ein großer Theil des Arbeitslohnes heute für Wohnungsmiethe drauf geht. Die alsdann billigeren und trotzdem besseren Wohnungen sind aber gleichbedeutend mit einer weiteren Steigerung des Lohnes.

Dazu kommt, daß, nach Abschaffung aller Steuern und Zölle, viele in- und ausländische Verzehrgüter, wie Bier, Tabak, Kaffee, Zucker, Reis und andere, um vieles billiger sein werden. Französischen Rothwein wird man in Deutschland so billig trinken, wie in Frankreich und er wird dem Kartoffelfusel entgegenarbeiten. Und anderseits wird in Frankreich das bessere und billigere deutsche Bier lohnenden Absatz finden.

Noch ein Beispiel:

Welchen lohnsteigernden Einfluß die fünf Milliarden Kriegsentschädigung auf das ganze Wirthschaftsleben im Anfang der siebziger Jahre ausgeübt, das weiß jeder. Und doch war die Zahlung der fünf Milliarden Franken damals auf fünf Jahre vertheilt.

Man bedenke nun, welche lohnsteigernde Wirkung die drei Milliarden Mark jährliche Rente, die heute zum größten Theil den oberen Klassen zu Gute kommen, ausüben müssen, sobald sie in die Taschen der unteren Klassen fließen. Denn wenn auch die drei Milliarden Rente an Staat und Gemeinde kommen, so erhöhen doch anderseits die erlassenen drei Milliarden Staats- und Gemeindesteuern und Zölle, die zum allergrößten Theil heute von den unteren Volksklassen aufgebracht werden, deren Konsumfähigkeit um so viel, das heißt, sie fließen in ihre Taschen.

Aber die rein finanziellen direkten Folgen der Reform sind durchaus nicht die wichtigsten. Die Freihaltung aller Naturfaktoren der Produktion, die durch die Steuer erzwungen wird; die fernere Unmöglichkeit, die Arbeitsgelegenheiten der Natur und ihre Urstoffe und Kräfte in feudaler oder spekulativer Weise der Arbeit zu konfiszíren, ist viel, viel wichtiger.

Denn der kleine Mann wird in der Stadt und namentlich auf dem Lande leichter selbstständig werden können, und keiner braucht für einen geringeren Lohn zu arbeiten, als er, für sich selbst arbeitend, verdienen kann. Kurzum, die Arbeit erhält ihren vollen Arbeitsertrag.

Ferner glaubt der Gegner, Henry Georges geniales Kapitel über den Zins und seine Ursache mit einem sehr unklaren Citat von dem als Nationalökonom obskuren Andrews widerlegt zu haben. Es würde zu weit führen, hier auf die, von George so klar dargelegte, Ursache des Zinses einzugehen. Man kann nur wiederholtes Lesen dieses Kapitels in „Fortschritt und Armuth" empfehlen.

Doch möchte ich wenigstens die Behauptung widerlegen, daß der Zins eine Beraubung der Arbeit sei, als die er dem Gegner und allen sozialistisch denkenden Leuten erscheint.

Jeder Mensch hat doch gewiß ein ausschließliches und rechtmäßiges Eigenthumsrecht auf Alles, das seine Arbeit hervorbringt. Folglich kann kein Mensch ein etwas haben, das nicht durch seine Arbeit erzeugt wurde. Aber daraus folgern und behaupten: kein Mensch habe ein Recht auf das Produkt seines Arbeitsproduktes, wäre nicht nur ungerecht, sondern auch ökonomisch gemeinschädlich.

Wenn Jemand Hühner aufzieht, dann sind sie sein unbestreitbares Eigenthum. Denn — wirthschaftlich genommen — hat er sie produzirt. Die Hühner werden nun Eier legen und brüten. Die Eier und die jungen Hühner sind dann ebenfalls sein Eigenthum, so rechtmäßig wie die alten Hühner. Er hätte diese ja auch braten und verzehren können.

Wo ein Bauer einen Acker pflügt und Weizen säet, da hat dieser Acker sofort einen höheren Werth, als den bloßen Bodenwerth. Und nach einigen Monaten hat derselbe Acker — ohne weitere Arbeit — einen noch größeren Werth. Dieser hinzugekommene Werth ist das Produkt eines Produktes, und das sekundäre Produkt gehört ihm so gut wie das primäre. Die Frucht so gut wie das Saatkorn.

Dieses sekundäre Produkt ist nun Zins. Wollte man ihn abschaffen, oder vielmehr seine Eigenthümerschaft wechseln — denn abschaffen kann man den Zins so wenig wie man das Eierlegen oder das Wachsthum der Saatkörner abschaffen kann — dann würde man damit das Eigenthum an Arbeitsprodukten abschaffen.

Es ist nun sehr richtig, wie der Gegner meint, daß Geld im Kassaschrank nichts hervorbringt. Gold und Silber können keine Eier legen. Aber er verwechselt hier — gleich der sogenannten merkantilistischen Nationalökonomie, an der Spanien vor Jahrhunderten zu Grunde ging — Geld mit Kapital. Geld ist aber nur Werthmesser und Tauschmittel. Man borgt sich Geld nicht um des Geldes willen, sondern weil man jede andere Form von zinsbringendem Kapital dafür bekommen kann. Geld ist gewissermaßen der Vertreter aller Kapitalformen wie Hühner, Saatkörner, Werkzeuge ꝛc.

Borgt sich ein Fabrikant zum Beispiel Mark 10 000 — um eine Maschine zu kaufen — so thut er dies nicht wegen der Mark 10 000, die auch ihm im Kassaschrank keine Zinsen bringen würden, er thut es wegen der Maschine. Der Darleiher könnte eben so gut gleich die Maschine kaufen und sie direkt herleihen.

Der Darleiher könnte aber eben sowohl die Maschine für sich selbst kaufen und selbst fabriziren. Dann würde er den ganzen Nutzen, den die Maschine einbringt — allen Zins — selbst und allein einnehmen. Leiht er sie aus, so bekommt er nur einen Theil des Zinses. Denn der Leihzins ist durchaus nicht der ganze Zins, nicht der volle Nutzen, den wirkliches Kapital — also Werkzeuge und Vermehrgüter — bringen kann, sondern nur ein Theil dieses Zinses. Denn Niemand borgt sich Kapital — Maschinen ꝛc. — wenn er nicht, trotz des zu zahlenden Zinses, auch seinerseits einen gehörigen Nutzen — Zins — davon haben kann.

Das können wir bei dieser Maschine gleich sehen. Für eine geborgte Maschine im Werthe von Mark 10 000.— hätte ein Fabrikant Mark 500.— jährlichen Zins, zu 5 Prozent zu zahlen. Nimmt man nun an, daß eine Maschine von diesem Werthe oft die Arbeit von drei Arbeitern ersetzt, die mindestens Mark 3000.— Lohn empfangen müßten, so ist diese Schätzung gewiß nicht übertrieben. Zumal wenn man ihre weiteren Vortheile, zum Beispiel die schnellere und exaktere Arbeit, die oft sehr werthvoll sind, gar nicht in Betracht zieht. Der Darleiher erhält also hier nur den sechsten Theil des Nutzens, den die Maschine dem Borger einbringt.

Ist nun der Fabrikant beraubt worden? Wurde er nicht vielmehr durch das Darlehn bereichert?

Geld — soweit es nicht aus einem Renteneinkommen, das immer aus der privaten Grundrente, oder aus Monopolen, die auf ihr basiren, stammt, und die nach Georges Reform verschwinden werden — kann nur durch geleistete Arbeit oder für Produkte der Produkte erlangt werden.

Der Wucherzins ist kein Zins, sondern Erpressung. Er hat nichts mit dem Zins für geliehene Waaren, Werkzeuge oder Maschinen zu thun.

Auch ein großer Theil des Gewinnes, der heute unter dem Namen „Zins" eingenommen wird, ist in Wirklichkeit überhaupt nur Werthzuwachs von Bodenwerthen oder Rente. Bankinstitute z. B. spekuliren heute fast alle in Baugrundstücken, Kohlenaktien ꝛc. Deren hohe Dividenden halten naive Leute nun meistens für Zins von arbeitendem Kapital, während sie oft zum größeren Theil Gewinn aus Grundrente darstellen.

Meinte doch jüngst ein Börsenmann, falls der Botanische Garten der Diskonto-Gesellschaft zu ihrem Preis, behufs Baustellenwucher, zugeschlagen werde, würden die Aktien dieser Gesellschaft sofort um 30 Prozent steigen. Dadurch wäre dann die zu erwartende Bodenwucherdividende schon im Voraus diskontirt.

Ferner ist die Meinung des Gegners, daß der vegetabilische und animalische Zuwachs — der den Zins verursacht — der Gesammtheit gleichmäßig und ganz zu gute kommen müsse, ethisch und ökonomisch falsch.

Kapital ist ein Produkt von Fleiß und Sparsamkeit. Wie die Arbeit nur des Lohnes wegen ausgeübt wird, so bethätigt sich die Sparsamkeit auch

nur des Kapitalnutzens wegen. Der Kapitalnutzen ist aber kein gleichmäßiger und bestimmter, sondern hängt von der wirthschaftlichen Tüchtigkeit des Kapitalbenützers ab. Der eine produzirt mit wenig Kapital viel, der andere mit viel Kapital wenig, andere verwirthschaften und vergeuden sogar ihr eigenes oder geliehenes Kapital ganz und gar und gehen zu Grunde.

Ein Theil des vegetabilischen und animalischen Zuwachsnutzens, des arbeitersparenden Werkzeug- und Maschinennutzens, kommt jedoch ohnedies schon der Gesammtheit als Konsument zu gute, durch den Werth der Produkte. War die Ernte gut, so sinkt der Preis der Bodenfrüchte Ist die Maschine leistungsfähig, so verbilligt sie das Fabrikat. Die Erzeugnisse werden mehr Konsumenten erreichbar und die Gesammtheit bekommt auf diese Weise indirekt ihren gerechten Antheil an dem allgemeinen Wachsthum in der Natur.

Der Gegner meint nun ferner:

„Außer dem Recht, den Grund und Boden zu benutzen, ist auch das Recht, womit der Mensch die Naturkräfte und die Naturgesetze ausbeutet, womit er körperliche Kraft und Fähigkeit, Geschicklichkeit, Intelligenz, Talent und Genie kurz, allen natürlichen Reichthum ausnützt, in Betracht zu ziehen."

Daß der Nutzen der Naturkräfte — des vegetabilischen und animalischen Wachsthums — dem fleißigen geschickten Pfleger und Förderer dieses Wachsthums zum größeren Theil zu gute kommen muß, ist sowohl eine Forderung der Gerechtigkeit gegen den Einzelnen, als auch eine wirthschaftliche Nothwendigkeit für das Gemeinwohl. Jeder Anstrengung muß ihr Lohn werden, sonst hört deren Bethätigung auf. Der Volkswohlstand würde zurückgehen, falls nicht jedwede Bemühung, denselben zu vermehren, ihren Lohn fände.

Daß aber auch die Gesammtheit ihren Antheil an dem natürlichen Zuwachs, durch die Vermehrung und Verbilligung der Produkte bekommt, haben wir eben, bei Besprechung des Zinses, gesehen.

Bei andern Naturkräften jedoch, wie z. B. bei der Wasserkraft in Wasserfällen, sichert die Einziehung der Rente der Gesammtheit schon im Voraus ihren Antheil. Auch die Kraft des Feuers und der Elektrizität kann erst benutzt werden, wenn für die sie erzeugende und aus dem Boden kommende Kohle die entsprechende Grundrente entrichtet ist.

Auf welche Weise jedoch sogar „Naturgesetze" ausbeutend wirken sollen, das ist mir nicht recht verständlich. Naturgesetze können doch niemals Privateigenthum sein. Daß sie zuweilen bei patentfähigen Erfindungen verwerthet und so zu bestimmten Leistungen kurze Zeit monopolisirt werden, ist wohl richtig. Aber das kurze Patent, als Lohn des Erfinders für seine geistige Arbeit, ist nur ein kleiner Theil von dem Nutzen, den die Gesammtheit aus der Erfindung ziehen wird.

Körperliche Kraft kann gleichfalls nicht ausbeutend wirken. Weil für Arbeiten, die die größte Körperkraft erfordern — für schwere Eisenarbeit in Fabriken ꝛc. — selten ein wesentlich höherer Lohn gezahlt wird, und wo dies geschieht, steht eine wirkliche höhere Leistung diesem gegenüber.

Auch ist es ein Irrthum zu glauben, daß die Fähigen, die Geschickten, die Intelligenten, die Talentvollen und Genialen, durch ihren höheren Ver-

dienst die andern oder die Gesammtheit wirthschaftlich schädigen könnten. Wer immer den Gesammtwohlstand durch eine quantitativ und qualitativ höhere Leistung vermehrt, fördert denselben, auch wenn er den wohlverdienten höheren Lohn erhält. Wer das Güterquantum um drei vermehrt — dieweil andere es nur um eins vermehren — der kann im Tausch drei zurückerhalten, ohne dadurch die Gesammtheit zu schädigen.

Besonders produktive menschliche Eigenschaften wirken eben auf die Güterproduktion wie gutes Wetter auf die Ernte. Beide sind der Natur zu verdanken. Beide vermehren die Produkte und vermindern deren Tauschwerth, wodurch die Gesammtheit eben auch wieder ihren Antheil bekommt. Der Lohn für höhere produktive menschliche Leistungen steigt jedoch nicht einmal absolut, sondern nur verhältnißmäßig und nur zu oft erhält die höchste Leistung — die des Genies — überhaupt keinen Lohn in diesem Leben.

Die Sozialisten begehen hierbei den großen Fehler, daß sie die heutigen anormalen wirthschaftlichen Verhältnisse als normale betrachten. Sie sehen in jeder Mehrleistung des einen, eine Schädigung und eine Verkürzung der Arbeitsgelegenheit des andern. Dies ist auch heute leider oft genug der Fall. Aber nur darum, weil eben heute ein Mangel an natürlicher Arbeitsgelegenheit herrscht, weil der primäre Faktor aller Produktion — der Grund und Boden und seine Urstoffe — zu unerhörten Monopolpreisen der Arbeit und dem Kapital vorenthalten werden, kurz, weil das Arbeitsquantum heute ein beschränktes ist.

Der Gegner glaubt nun ferner, auch im Austausch gäbe es keine Gerechtigkeit. Er meint das „Werthprinzip" beim Handel müsse durch das „Kostenprinzip" ersetzt werden. Er will das wirthschaftliche Naturgesetz von „Angebot und Nachfrage" außer Kraft setzen, durch das allein die Produktion sich organisch und natürlich regeln kann.

Wir hegen indessen noch die altmodische Ansicht, daß es leichter wäre, die Ebbe und Fluth des Weltmeeres zu verhindern, als das Naturgesetz von Angebot und Nachfrage allgemein außer Kraft zu setzen.

Die vorliegende Replik muß sich jedoch auf die Richtigstellung der falschen Auffassung von Henry Georges Reform beschränken. Die unzähligen staatssozialistischen Projekte alle zu widerlegen, würde viel Zeit kosten, die wir für unsere Reform besser verwenden können.

Sobald der Gegner erst einmal den Durchschnittskostenpreis einer Arbeitsstunde — nach der er den Lohn bemessen haben möchte — zwischen den Geschickten und Ungeschickten, den Schnellen und Langsamen, den Fleißigen und Faulen, den Anspruchsvollen und Mäßigen, den Klugen und Dummen, ausgerechnet, und auf einem internationalen Kongreß aller zivilisirten Völker normirt haben wird — wollen wir weiter darüber reden.

Auch würde ich ihm rathen, gleich einen bei allen Staaten und Völkerschaften geaichten „Arbeitsstundenkostentaxameter" für alle Berufe, für Landwirthschaft und Industrie, sowie für Kunst und Wissenschaft zu erfinden.

Wenn einmal der Bäcker, der nächtlich alle Stunde ein Glas Echtes, und der Bäcker, der alle zwei Stunden nur einen Gilka genehmigen muß, sich über den Kostenpreis ihrer Arbeitsstunde geeinigt haben werden; wenn

das Publikum für eine Stunde in einer Droschke zweiter Güte soviel zahlt, wie für eine Stunde in erster Güte; wenn der Kunstfreund für eine Kollektion Neuruppiner Bilderbogen soviel ausgiebt wie für einen Böcklin, von der gleichen Arbeitsstundenzahl; wenn ein Barbier in Landsberg an der Warthe für einen innerhalb einer Stunde endlich abgebrochenen Zahn den gleichen Stundenlohn von seinem geschwollenen Patienten empfängt, wie ein geschickter Zahnarzt in Berlin, der in derselben Zeit dreißig Personen schmerzlos operirt; wenn einmal die Triller einer Sängerin nach dem Gewicht bezahlt und der Schnupftabak nach der Elle verkauft werden, dann können solche Projekte sich vielleicht verwirklichen lassen. Inzwischen müssen wir aber deren ausführliche Widerlegung einem Witzbold überlassen.

Henry Georges Reform dagegen ist keine phantasievolle träumerische Utopie und sie ist von keinerlei Gleichheitsduselei angekränkelt. Was sie durchführen will ist nicht einmal etwas wirklich Neues. Denn das Recht des einzelnen Menschen an den Erdboden seines Vaterlandes — auf dem und von dem er leben muß — war zu allen Zeiten bei allen Völkern in irgend einer Form anerkannt. Die Geschichte beweist das.

Die Reform will nur in moderner und exakterer Weise dieses alte und natürliche Recht wieder herstellen. Sie will das ungerechte private Bodenmonopol abschaffen, wonach dann alle von ihm erzeugten wirthschaftlichen und sozialen Mißstände ganz von selbst heilen werden.

„Jede große Reform", sagt der berühmte Historiker Buckle, in seiner „History of Civilisation", „hat nicht darin bestanden, etwas Neues zu thun, sondern etwas Altes abzuschaffen. Die werthvollsten Reformen sind die Abschaffungen bestehender Einrichtungen gewesen, und die besten Gesetze, die je gegeben wurden, waren solche, die alte Gesetze aufhoben."

Tausende haben in den letzten zehn Jahren versucht, Henry George zu widerlegen. Aber gerade durch seine Kritiker — von denen keiner zu Bedeutung gelangt ist — hat sich Henry Georges Reformlehre mehr und mehr verbreitet. Bedeutende Männer aller Nationen haben die Wichtigkeit und Richtigkeit seiner Werke und Theorien anerkannt.

Daß der von dem Gegner zitirte Professor Emile de Laveleye und mit ihm die ganze zünftige staatlich konzessionirte Nationalökonomie dies nicht gethan, ist eigentlich ein Beweis, daß Henry George das Richtige getroffen hat.

Denn die geistlose registrirende Thätigkeit der zünftigen gelehrten Nationalökonomen, ihre ganze ökonomische Bildung ist eine seelenlose, weil sie jeder lebendigen Erfahrung, jeder aus dem wirklichen Leben selbst geholten Erkenntniß entbehrt. Diese ökonomischen Brotgelehrten legen nun hauptsächlich briefmarkenartige Sammlungen an, von meistens unrichtigen statistischen Tabellen, die weder sie selbst noch irgend jemand anders verdauen können. Die Folgen einer großen Reform abzuschätzen, sind sie aber nicht im Stande. Selbst kleine Reformen, wie das Penny-Porto, haben sie bekämpft. Ebenso bekämpfen sie auch heute den ökonomisch richtigen brüllgen Zonentarif. Von den wohlthätigen Folgen einer solchen Reform haben sie keine Ahnung.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Man examinire die Studenten, die Referendare und Assessoren, die nationalökonomische Kollegien „gehört" haben. Man lasse sie ihre An-

schauungen über das Wirthschaftsleben, über Handel und Industrie entwickeln und man wird staunen. Man frage sie nach den wenigen bekannten ökonomischen Gesetzen, und man wird fast regelmäßig finden, daß sie kein einziges verstanden haben. Ein kaum ausgelernter Kommis eines Spezerei-Grossisten hat gesündere Anschauungen und mehr Verständniß von Handel und Wandel, wie jene sich schon sehr weise dünkenden jungen Herren. Junge Leute nur im Hörsaale und nur durch Professorenbücher zu wirthschaftlicher Erkenntniß erziehen zu wollen, ist ungefähr dasselbe, als wenn man Kälber mit Papierschnitzeln anstatt mit Gras aufzufüttern versuchte.

Henry George gegenüber verhalten sich nun die meisten Professoren der Nationalökonomie genau so, wie sich seiner Zeit die Philosophieprofessoren Schopenhauer gegenüber verhalten haben. Sie schweigen ihn todt. Auch Henry George gehört nicht zur Zunft, und auch er ist ein Genie. Beides können die Professoren nicht leiden. Seine Theorien aber, Kapitel für Kapitel und Punkt für Punkt zu widerlegen, dazu fehlt ihnen offenbar der Muth. Sie fühlen wahrscheinlich instinktiv, daß sie dazu nicht im Stande sind und daß George den Vortheil davon haben würde.

Schließlich fragt der Gegner noch, wer die Georgesche Reform durchsetzen werde, denn er scheint der Ansicht zu sein, daß ohne Vernichtung alles Bestehenden überhaupt keine radikale Reform einzuführen sei.

Die Geschichte der Menschheit erscheint nun allerdings als ein stetiger Kampf zwischen Ideen und Interessen. Für den Augenblick siegen in der That immer die Interessen, auf die Dauer aber glücklicherweise immer die Ideen.

Henry George und seine Freunde vergleichen bekanntlich die Idee der Abschaffung des absoluten Privateigenthums an Grund und Boden gern mit der Abschaffung des Eigenthums an Menschen. Die Sklaverei und die Leibeigenschaft wurden, in den verschiedenen Ländern, theils friedlich, theils durch Gewalt aufgehoben. Aber während im despotischen Rußland ein Federstrich des Zaren genügte, konnte in der freien Republik der Vereinigten Staaten die Sklaverei erst ein Jahr später, nach vierjährigem Bürgerkrieg, abgeschafft werden. Dies beweist, daß selbst in Monarchien keine Revolution nothwendig ist, sobald sich einmal die öffentliche Meinung für eine gerechte Sache entschieden hat.

In die Zukunft kann Niemand sehen. Auch der Gegner wird nicht angeben können, wie und wann sein Ideal verwirklicht werden mag. Denn selbst wenn die herrschenden Klassen — die er vielleicht für schlechter hält, als sie sind — gestürzt wären, dann wäre weder seine noch unsere Reform damit schon durchgeführt. Denn erst müßte wenigstens die Mehrzahl der Menschen die Reform selbst und deren Zweckmäßigkeit begriffen haben.

Nun ist es leider ein Fehler fast aller reformatorischen Richtungen, daß sie die politische über die geistige Bewegung hinausgehen lassen. Denn auch der, der den Willen und die Macht hätte und bekäme, eine große Sozialreform einzuführen, könnte dies erst dann thun, wenn alle, die sie ausführen sollen, sie auch verstanden haben. Jeder rechten Handlung muß der richtige Gedanke vorausgehen.

Aber wenn das Volk auch schnell die rein politischen Fragen und die nationalen Wahrheiten begreift, weil es diese mit dem Herzen erfaßt, und durch die Leidenschaft aufklärt, so begreift es nur langsam ökonomische

Fragen, weil dazu ein geübter gereifter Verstand und das Licht der Erfahrung nothwendig sind.

Die Strahlen dieses Lichtes der Erfahrung sind nun leider auch für den ökonomischen Stubengelehrten die reinen X-Strahlen. Sie sind seinem geistigen Auge nicht sichtbar.

Darum — obgleich Henry George durch seine fluoreszirenden Gedankenreflexe, seine scharfe Logik und seine treffenden Bilder aus dem Leben, die innere Harmonie der natürlichen Wirthschaftsgesetze und die ihr organisches Zusammenwirken heute hemmende verknorpelte Stelle — im Privatmonopol des primären Faktors aller Produktion — erhellt und klargelegt hat, erkennen leider einstweilen meistens doch nur solche Leute die ganz enorme Tragweite seiner Reform, die neben einem theoretisch-kundigen, auch ein praktisch-erfahrenes geistiges Auge haben.

Die konzessionirte zünftige Wissenschaft aber, wird — wie schon so oft — die neue Lehre noch bekämpfen, wenn sie sich längst in der Praxis bewährt hat.

Unterdessen an der Verbreitung des großen Reformgedankens weiterarbeitend, trösten wir uns mit den Worten des Dichters:

Langsam nur im Menschengeiste
Reift das Saatkorn der Erkenntniß,
Doch die Blumen wachsen schnell.

Berlin. Bernhard Eulenstein.

Das Duell und der germaniſche Ehrbegriff. *)

Ein Duell? O Mittelalter, wann wirſt Du endlich ausgeſtorben ſein? Dieſe Worte legt Bertha von Suttner in dem Roman High-Life einem aufgeklärten deutſchen Prinzen in den Mund.

Daß das Duell aus dem Mittelalter ſtamme, erzählen uns auch die Gelehrten.

„Das perſönliche Selbſtgefühl der Germanen forderte gerade bei der Ehrverletzung eine mannhafte, kriegeriſche Genugthuung. Die Fehde erhielt ſich für dieſen Fall bis in die ſpäteſte Zeit, und was wir hier wahrnehmen, iſt die durch Jahrhunderte ſich hindurchziehende, alte zähe Wurzel des heutigen Duells." „In der germaniſchen Welt gewinnt die Ehre eine tiefere individuelle Bedeutung. Der Einzelne iſt daher auch jeden Augenblick bereit, dieſe vorwiegend individuelle Ehre ſelbſt durch die Einſetzung ſeines Lebens zu beweiſen. Das iſt der Grund des Ehrenduells, von dem Römer und Griechen nichts wiſſen." „Beleidigungen, üble Nachreden über unehrenhafte Handlungen oder Geſinnungen gehörten im Mittelalter nicht, wie die ſchweren Verbrechen, vor die Gerichte; man war weit davon entfernt, etwa ſeine Ehre um Geld anzuſchlagen und mit der römiſch-rechtlichen Injurienklage vor Gericht aufzutreten." „Das perſönliche Fehderecht und die perſönliche Fehdepflicht hat ſich auf dem Gebiet behauptet, welches wir heute als das der Ehrenſachen bezeichnen, und das iſt der Urſprung unſres Duells." „Das moderne Duell nahm ſeinen Urſprung im Ritterweſen und vor allem im gerichtlichen Zweikampf." „Das Duell iſt auf dem religiös-romantiſchen Boden der Gottesurtheile entſtanden." „Die ſtatutariſche Geſetzgebung über die Ehrverletzung iſt im Mittelalter nur für die mittleren und niederen Stände berechnet geweſen, nicht aber für die höheren. Für dieſe galt ohne Zweifel im Felde der Injurien das mittelalterliche Fehderecht."

Ich könnte dieſe Blüthenleſe von Urtheilen deutſcher Gelehrten leicht noch um das hundertfache vermehren. Wozu aber? Sagt ſich nicht jeder Leſer ſelbſt, daß jene nur ausſprechen, was ihm von jeher geläufige Anſicht geweſen iſt?

Im einzelnen ſind ſich die Gelehrten, wie man ſieht, ja freilich nicht einig. Der eine bringt das Duell mehr mit dem gerichtlichen Zweikampf,

---

*) Aus der demnächſt im Verlag von Max Bennemann in Kaſſel, (Preis 1 Mark) unter dem gleichen Titel erſcheinenden hochintereſſanten Schrift des Verfaſſers.

der andere mehr mit dem Fehdewesen in Zusammenhang. Einig aber sind sie in dem Hauptpunkte, darin nämlich, daß das Duell in seinem Wesen aus dem Mittelalter stammen, der spezifische Ausdruck des Ehrbegriffs der Germanen und namentlich des mittelalterlichen Ritterthums sein soll. Die Gegner des Duells fällen darüber dasselbe Urtheil wie seine Anhänger. Diese rechtfertigen damit das Duell; jene fühlen sich theils durch den germanischen Ursprung, den man ihm zuschreibt, beengt, theils verwerfen sie es gerade deshalb, weil es ein Ueberbleibsel des Mittelalters sei.

Die Anschauung von dem germanischen und ritterlichen Ursprung des Duells, die so allgemein getheilt wird, ist jedoch thatsächlich ein vollkommener Irrthum, einer der größten und zugleich verhängnißvollsten Irrthümer, die die Weltgeschichte kennt, — verhängnißvoll durch die sittliche Verwirrung, die er verursacht hat, und durch die Zahl der Menschenleben, die ihm zum Opfer gefallen sind.

Dem Mittelalter, menigstens dem deutschen Mittelalter, ist das Duell durchaus fremd. Der Germane hat eine Auffassung von der angemessenen Erledigung eines Ehrenhandels, die dem Duellstandpunkt auf's allerschärfste gegenübersteht. Der deutsche Ritter des Mittelalters würde das Duell als etwas lächerliches angesehen haben. Die Einrichtung des Duells ist ebenso undeutsch wie das Wort. Es ist geradezu lächerlich, aus dem Duellwesen sich den Ehrbegriff des Germanen und des Ritters zu konstruiren. Ich trage gar kein Bedenken zu behaupten: kein deutscher Adliger und ganz besonders kein Mitglied einer alten deutschen Adelsfamilie, dem der historische Ursprung des Duells bekannt ist, darf den Duellstandpunkt vertreten.

Die folgenden Blätter wollen den Nachweis für die soeben aufgestellten Sätze erbringen. Sie wollen also zeigen, daß das Duell dem germanischen Geiste fremd ist, und zugleich, auf welchem andern Boden es erwachsen ist. Meine Beweisführung wird sich verhältnißmäßig einfach gestalten. Meistens nämlich werde ich mich darauf beschränken können, an Thatsachen zu erinnern, die jeder Kenner der Deutschen Rechtsgeschichte unbedingt zugeben wird, die nur mit der erforderlichen Unbefangenheit betrachtet zu werden brauchen, um das wahre Bild von den Verhältnissen der Vergangenheit zu liefern. Ich brauche den Leser nur zu bitten, vorurtheilslos die Thatsachen, die ich anführen werde, sich zu vergegenwärtigen; dann wird er sofort erkennen, daß die herrschende Meinung durch sie schlechthin ausgeschlossen wird, daß die Anschauung von dem germanischen Ursprung des Duells eine Fabel ist, auf Legendenbildung späterer Zeiten beruht. Soweit die nachfolgenden Mittheilungen die Ergebnisse neuer Studien sind, verweise ich auf Untersuchungen, die ich an anderer Stelle niederlege. *)

Ich beginne mit einigen Bemerkungen über Einrichtungen des deutschen Mittelalters, an die man das Duell hat anknüpfen wollen.

* * *

*) Vgl. meine Abhandlung im Januarheft (1896) der Göttingischen Gelehrten Anzeigen (daselbst auch weitere Litteratur). Weitere Untersuchungen lasse ich in der Zeitschrift f. d. gesammte Strafrechtswissenschaft folgen.

In der äußeren Gestalt hat das Duell unzweifelhafte Aehnlichkeit mit dem gerichtlichen Zweikampf des Mittelalters. Allein über der äußeren Aehnlichkeit darf man nicht die tiefe innere Verschiedenheit übersehen. Je genauer man sich über den gerichtlichen Zweikampf des Mittelalters unterrichtet, desto mehr erkennt man, wie vollkommen sich das Duell von ihm in seinem Wesen unterscheidet. Schon das wenige, was wir hier anführen wollen, wird den scharfen Gegensatz zwischen beiden erkennen lassen.

Zunächst ist das Duell ein außergerichtliches und sogar ungesetzliches Verfahren. Es beruht auf prinzipieller Verachtung des Gerichts, des Rechtsweges. Diejenigen, welche auf dem Duellstandpunkt stehen, erklären die Beschreitung des Rechtsweges für die Erreichung der Zwecke, denen das Duell dienen soll, für unangemessen, sogar für entehrend. Dagegen der gerichtliche Zweikampf ist eben ein gerichtlicher Akt. Er geht vor Gericht vor sich, und das Gericht erkennt darüber, ob er im einzelnen Falle zulässig ist. Er bildet ferner nur einen Theil des gerichtlichen Verfahrens; er fällt nicht mit ihm zusammen; er bildet nicht einmal seinen Abschluß. Beim Duell besteht das ganze Verfahren im Duell und endigt auch damit. Beim gerichtlichen Zweikampf dagegen folgt auf den Ausgang des Kampfes noch die Exekution; keineswegs liegt im Kampfe die Strafe; durch den Ausgang des Kampfes wird erst entschieden, wen eine Strafe trifft. Wie es im Schwabenspiegel heißt: „wirt der überwunden, uff den man da sprichet, man riht über in, als reht ist". Nur wenn der Tod des einen Prozeßgegners eintritt (der nie Zweck des Kampfes ist), kann die Strafe fortfallen.

Noch weitere Unterschiede ergeben sich, wenn wir auf die Fälle achten, in denen der gerichtliche Zweikampf zulässig ist. Er hat, wenigstens in der ersten Hälfte des Mittelalters, eine sehr ausgedehnte Verwendung gefunden. Der tiefere Grund dafür lag darin, daß das Beweisverfahren damals noch unbeschreiblich roh, noch überaus formalistisch war. Die häufige Anwendung des Zweikampfes ist nicht das einzige Beispiel, in dem sich der unvollkommene Zustand des Beweisverfahrens jener Zeit äußert. Neben ihm stehen z. B. die Gottesurtheile des glühenden Eisens und der Wasserprobe und das Institut des Eideshelfers. Da man sich nicht darauf verstand, in sachlicher Weise die Schuldfrage zu ermitteln, griff man zu so rohen, rein formalen Mitteln. Höchst charakteristisch für jene Zeit ist es, daß man den Zweikampf nicht blos für die Ermittelung der Schuldfrage, sondern gelegentlich auch dazu angewandt hat, festzustellen, was eigentlich Recht sei. So wird von Kaiser Otto I. berichtet, daß er, als es zweifelhaft geworden war, ob die Enkel nach dem Tode ihrer Väter mit den Oheimen zur Erbschaft ihrer Großväter berufen seien, die Frage einer Reichsversammlung vorlegte, auf der beschlossen wurde, sie durch Zweikampf entscheiden zu lassen. In der That wurde die Sache durch gemiethete Kämpen ausgemacht: der Sieg blieb auf Seiten derer, welche sich für das Repräsentationsrecht der Enkel ausgesprochen hatten. Von König Alfons VII. von Kastilien (1126—57) ferner hören wir, daß er durch einen Zweikampf die Frage entscheiden ließ, ob bei Abhaltung des Gottesdienstes die alte spanische oder die römische Lithurgie die bessere sei. So häufig aber auch der Gebrauch des Zweikampfes im Mittelalter ist, so bedeutend die Rolle, die er im gerichtlichen Verfahren

ſpielt, — für eine Art von Streitigkeiten iſt er am wenigſten angewandt worden, und das ſind gerade die — Ehrenhändel!!! Im allgemeinen nämlich darf man ſagen, daß der gerichtliche Zweikampf nur bei ſchwereren Verbrechen als zuläſſig angeſehen wurde. Vergegenwärtigen wir uns, um etwas mehr ins Einzelne einzugehen, beiſpielsweiſe das Syſtem, das im ſächſiſchen Rechtsgebiet im dreizehnten Jahrhundert, alſo im rechten Mittelalter, beſtand. Hier konnte der Zweikampf ſtattfinden, wenn die Anſchuldigung wegen Friedensbruchs erhoben wurde. Dahin gehörten wohl alle Verbrechen, welche mit Todesſtrafe oder Handabhauen bedroht ſind. Erwähnt werden: Nothzucht, Diebſtahl und Raub, Todtſchlag, Lähmung und erhebliche Wunde (d. h. Fleiſchwunde), insbeſondere Friedensbruch im engeren Sinne (Verletzung des beſonderen Friedens, der gewiſſen Orten, Zeiten, Perſonen, Sachen geſetzlich zukommt u. ſ. w.). Daß der Zweikampf auch bei Ehrenhändeln ſtattfand, wird garnicht erwähnt! Nichts beweiſt ſchlagender, daß der moderne „Ehrenkampf" nichts mit dem gerichtlichen Zweikampf des Mittelalters zu thun hat, als die Thatſache, daß man im Mittelalter den Zweikampf anwandte, um den Dieb des Diebſtahls zu überführen! Nicht weniger charakteriſtiſch iſt es für den Zweikampf des Mittelalters, wenn Rechtsdenkmäler von weitem Geltungsgebiet die Zuläſſigkeit des Zweikampfes an einen beſtimmten Minimalwerth des Streitobjektes knüpfen. So ſpricht z. B. der Schwabenſpiegel davon, daß der Kläger klage, der Gegner „habe ihm ſo viel von ſeinem Gut genommen, daß es Kampfes würdig ſei." Eine ſolche beſtimmte, in Zahlen ausgedrückte Begrenzung des kampfwürdigen Streitobjektes kannte man auch in Frankreich. Daß die Kampfwürdigkeit einer Wunde ebenfalls von ihrer Erheblichkeit abhing, haben wir bereits angedeuet. In dieſer Hinſicht bemerken wir wiederum den vollkommenen Gegenſatz zum Duellſtandpunkt. Im Mittelalter wird bei ſchwerer Verwundung zuu Zweikampf herausgefordert. Der moderne Duellant denkt bei ſchwerer Verwundung nicht mehr an eine Forderung; dagegen wenn er einen einfachen, ganz unblutigen Schlag erhalten hat, dann erfolgt die Forderung. Gerade in einem ſolchen Falle aber iſt im Mittelalter der Zweikampf ausgeſchloſſen. Der Sachſenſpiegel, welcher ihn bei der Fleiſchwunde für zuläſſig erklärt, ſagt andererſeits (II, 16 § 8): „wen man ohne Fleiſchwunde ſchlägt oder Lügner ſchilt, dem ſoll man Buße (Geldbuße) geben nach ſeiner Geburt". Wo iſt da der dem Duell mit dem gerichtlichen Zweikampf gemeinſame Zug?!

Vom dreizehnten Jahrhundert, dem die genannten Beiſpiele angehören, wenden wir uns noch in eine frühere Periode. Für die ſogenannte fränkiſche Zeit, d. h. die Zeit vom fünften bis zum neunten Jahrhundert, haben wir ein ſehr reiches Material von Rechtsdenkmälern in den ſogenannten Volksrechten, dem ſaliſchen, ribuariſchen, alemanniſchen, langobardiſchen u. ſ. w. Rechte. Dieſe enthalten über Ehrenkränkungen und ihre Ahndung höchſt detaillirte Mittheilungen. Allein nur einmal geſchieht in ihnen des Zweikampfes Erwähnung: nach langobardiſchem Rechte dürfen nämlich beſtimmte einzelne Verläumdungen durch gerichtlichen Zweikampf erhärtet werden. Wohlbemerkt: nur beſtimmte einzelne; keineswegs kommt bei Beleidigungen überhaupt der Zweikampf in Anwendung. Es beſteht ferner kein Zwang: der Beleidiger iſt nicht verpflichtet, ſich auf den Zweikampf einzulaſſen; will

er es nicht auf den Wahrheitsbeweis ankommen lassen, so giebt er eine Ehrenerklärung ab. Endlich: wenn der Beleidiger im Zweikampf unterliegt, so ist damit noch keineswegs der Ehrenhandel erledigt; es wird vielmehr jetzt noch die Geldbuße verhängt.

Immerhin bietet das langobardische Recht doch wenigstens einen Fall der Anwendung des Zweikampfes bei Ehrenkränkungen, wenngleich die Art der Anwendung von Grund aus verschieden ist von der, die das moderne Duell findet. Und so ließen sich noch ein paar Rechtsdenkmäler anführen, die auch den Zweikampf bei Beleidigungen für zulässig erklären. Allein es handelt sich eben nur um vereinzelte Fälle, um Ausnahmen. Die Regel ist, daß im Mittelalter der Zweikampf gerade bei Ehrenhändeln nicht stattfindet. Nicht das ist charakteristisch, daß er vereinzelt wegen einer bestimmten Beleidigung als zulässig angesehen wird, sondern darin liegt das Charakteristische, daß er im Großen und Ganzen gerade bei Ehrenhändeln ausgeschlossen ist. Und selbst in den seltenen Fällen, in denen er als zulässig gilt, hat er eine durchaus andere Stellung als das moderne Duell. Wir haben das zum Theil schon auseinandergesetzt. Wir müssen jedoch etwas Wesentliches in dieser Hinsicht noch hinzufügen. Dem Umstande nämlich, daß der gerichtliche Zweikampf nur einen Theil des gerichtlichen Verfahrens ausmacht, entsprechend findet er überall, wo er überhaupt zulässig ist, keineswegs ohne Weiteres statt. Er ist nur das letzte Mittel zur Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten, in denen sich völlig gleich gewichtige Rechtsbehauptungen der streitenden Theile gegenüberstehen. Nicht jede Anschuldigung wegen eines an sich kampfwürdigen Verbrechens kann in der Form der Kampfklage erhoben werden. Es überwiegt vielmehr regelmäßig die Unschuldsbehauptung des Beklagten. Damit es zum Kampfe komme, muß ihr der Kläger eine zwar nicht überwiegende, aber gleichwiegende Behauptung der Schuld entgegenstellen können. Es müssen, mit anderen Worten, für die Schuld des Beklagten gewisse Anhaltspunkte klägerischerseits beigebracht werden, die zwar für sich allein nicht zur Ueberführung genügen, aber den Beklagten von seinem Recht ausschließen. Nur ausnahmsweise also kann selbst bei an sich kampfwürdigen Verbrechen zum Zweikampf geschritten werden. Wie schroff ist hier wiederum der Gegensatz zum modernen Duell! Wir sehen, wie der Deutsche des Mittelalters sich gewissenhaft bemüht, die Schuldfrage zu beantworten, und nur diesem Zweck soll auch der Zweikampf, ein so rohes Beweismittel er ist, dienen. Ganz anders dagegen der Duellstandpunkt! Das moderne Duell dient gerade dazu, eine Erörterung der Schuldfrage auszuschließen. Frau von Staël sagt sehr treffend: „On a vu beaucoup d'hommes de bonne compagnie en France, qui, accusés d'une action condamnable, répondaient: il se peut que cela soit mal, mais personne du moins n'osera me le dire en face.“ Eben hierin kommt nicht am wenigsten der tief unsittliche, der — ich kann es nicht besser bezeichnen — von Grund aus undeutsche Charakter des Duells zum Ausdruck! Frau von Staël fährt fort: „Il n'y a pas de propos qui suppose une plus grande dépravation; car où en serait la société humaine, s'il suffisait de se tuer les uns les autres pour avoir le droit de se faire d'ailleurs tout le mal possible; de manquer à sa parole, de mentir, pourvu qu'on n'osât pas vous dire: „vous en avez menti“; enfin, de séparer la

loyauté de la bravoure et de transformer le courage en un moyen d'impunité sociale?"

Sollen wir noch mehr Beispiele zum Beweise, daß das moderne Duell von dem gerichtlichen Zweikampf des Mittelalters grundverschieden ist, häufen? Schon jetzt wird mir, glaube ich, Jedermann zustimmen, wenn ich sage: das Duell hat mehr mit dem Hahnenkampf gemein als mit dem gerichtlichen Zweikampf des deutschen Mittelalters. Indessen warum sollen wir uns nicht das Vergnügen machen, noch mehr Unterschiede aufzuzählen?

Man hat oft den gerichtlichen Zweikampf des Mittelalters schlechthin als Gottesurtheil aufgefaßt. Ein eigentliches Gottesurtheil ist er freilich nicht. Es kann jedoch nicht bezweifelt werden, daß bei dem Zweikampf die Vorstellung wenigstens mit eingewirkt hat, durch seinen Ausgang eine göttliche Entscheidung herbeizuführen. Dieser ihm eigenthümliche sittliche Gedanke, daß im Kampf die Gottheit dem Rechte den Sieg verleihen werde, ist aber bei dem modernen Duell nicht vorhanden. Und so darf man denn sagen: da der Satz: „Deum adesse bellantibus creduntˮ nicht mehr gilt, hat der Zweikampf auch keine sittliche Weihe mehr.

Nach dem modernen „Ehrenkodex" ist derjenige ehrlos, der einen Gegner zum Duell herausfordert und dann zur verabredeten Zeit nicht erscheint. Dem Mittelalter ist eine solche Anschauung selbstverständlich fremd. Denn da der Zweikampf einen einfachen Bestandtheil des gerichtlichen Verfahrens ausmacht, so trifft den ausbleibenden Kläger hauptsächlich nur der Nachtheil, daß der Beklagte von der Klage losgesprochen wird, und daneben etwa noch eine Geldbuße.

Das moderne Duell ruht auf der Theorie von der Satisfaktionsfähigkeit. Es gehört zwar zu den vielen Unklarheiten, die ihm anhaften, daß Niemand genau zu sagen weiß, wer als satisfaktionsfähig anzusehen sei. Nur ganz im Groben läßt sich die Grenze ziehen. Man kann nur so viel sagen, daß Bauern, Handwerker, Ladenbesitzer und Arbeiter nicht als satisfaktionsfähig gelten. Je weniger bestimmt aber die Grenze gezogen ist, desto stolzer sehen die „satisfaktionsfähigen" Klassen auf die „nicht satisfaktionsfähigen" herab; ein Duell mit diesen ist absolut ausgeschlossen. Der Sohn des Händlers, der heute einen Titel gewonnen hat, sieht morgen die Standesgenossen seines Vaters als nicht satisfaktionsfähig an.

Im Mittelalter war das Verhältniß fast das umgekehrte. Die ständischen Gruppirungen waren einfach und klar; von jedem konnte man sagen, wozu er gehörte. Dagegen war es keineswegs untersagt, daß ein höher stehender einen tiefer stehenden zum Zweikampf herausforderte. Ein Ritter z. B. konnte, ohne sich etwas zu vergeben, vor Gericht einen Bauern kämpflich ansprechen. Die Vorstellung, der man in populären Darstellungen so oft begegnet, nur Ritter hätten im Mittelalter sich dem Zweikampf unterzogen, ist barer Unsinn. Nur insofern bestand ein Einfluß der ständischen Organisation auf das Gerichtsverfahren, als der höher stehende die Herausforderung des tiefer stehenden nicht anzunehmen brauchte. Es wahr ihm aber durchaus nicht verwehrt. Und unter einander konnten die Angehörigen der unteren Klassen sich eben so gut zum Zweikampf herausfordern, wie die der höheren. „Der Zweikampf" — sagt Schäffner in seiner Geschichte der

Rechtsverfassung Frankreichs — „war ein Mittel, welches allen Ständen gemeinschaftlich war; der Adel schlug sich ebenso unter sich wie die Roture und die Serfs (Unfreien); ebenso diente er aber auch zur Entscheidung derjenigen Ansprüche, die der Angehörige eines Standes an den eines andern hatte." Ein Unterschied tritt dann wohl noch in der Art der den einzelnen Klassen zuerkannten Waffen hervor; doch herrscht in dieser Hinsicht große Mannigfaltigkeit; von einem durchgreifenden Unterschiede ist nicht die Rede. Die Vorrechte aber, die die höheren Stände besitzen, sind ihnen nicht speziell mit Rücksicht auf den Zweikampf verliehen, sondern ihre Privilegirung ist allgemeiner Natur, zeigt sich auch in anderen Stücken des mittelalterlichen Gerichtsverfahrens. —

Wenn nun der gewaltige Abstand, der sich zwischen dem modernen Duell und dem gerichtlichen Zweikampf des Mittelalters gerade in dem tieferen Gehalt beider zeigt, schon ein Beweis gegen die Entstehung des einen aus dem anderen ist, so kommt weiter hinzu, daß noch während des Mittelalters Staat und Kirche daran gearbeitet haben, den gerichtlichen Zweikampf zu beseitigen, und daß ihnen dies bis zum Schluß des Mittelalters auch im Großen und Ganzen gelungen ist.

Die Beseitigung des Zweikampfes strebte zunächst das Christenthum an und zwar bereits sehr früh. Eine nordische Aufzeichnung läßt einen Christen sagen: „übel gefällt mir das, wenn die Zweikämpfe wieder aufkommen; es ist das Sache von Heidenleuten". Im angelsächsischen Reiche — sagt Heinrich Brunner — übten auf die älteren Satzungen die Anschauungen der angelsächsischen Kirche einen weitgehenden Einfluß; er zeigt sich unter anderm in der Gestaltung des Beweisrechts, dem nicht nur der Zweikampf, sondern auch die einseitigen Ordalien fehlen. Das Rechtsbuch der Kirche des Mittelalters, das corpus juris canonici, enthält mehrere energische Bestimmungen gegen den gerichtlichen Zweikampf. Neben der Kirche suchten die Monarchie und die Städte dasselbe Ziel zu erreichen, theils, wie eben angedeutet, hierin von der Kirche beeinflußt, theils selbstständigen Antrieben folgend. Die Monarchie ist die große Kulturträgerin des Mittelalters, und zu den unsterblichen Verdiensten, die sie sich erworben, gehört auch die Einschränkung und schließliche Beseitigung des gerichtlichen Zweikampfes. In Deutschland, mit seiner meistens schwachen Zentralgewalt, hat allerdings die Monarchie im Mittelalter nicht ganz das geleistet, was sie anderswo, insbesondere in Frankreich, wo sich die Zentralgewalt kräftig entwickelte, erreicht hat. Den großen Reformen des französischen Königs Ludwig des Heiligen können wir leider keine entsprechende That eines deutschen Monarchen an die Seite stellen. In Deutschland haben wohl die Städte sich den größten Ruhm in dieser Hinsicht erworben. Doch sind auch die Verdienste der deutschen Monarchen (des Königs und der Landesherren) um die Einschränkung und Beseitigung des gerichtlichen Zweikampfes jedenfalls nicht gering anzuschlagen.

Die Bemühungen der Kirche, der Monarchie und der Städte sind nicht von sofortigem Erfolge begleitet gewesen, wie ja überhaupt im Mittelalter bei der unvollkommenen Technik der Verwaltung die Gesetze nur langsam und sehr oft nur theilweise zur Durchführung gelangen. Schließlich

aber ist doch überall das formale Beweismittel des Kampfes durch materielle Beweismittel ersetzt worden. Planck fällt in seinem Buche über das Gerichtsverfahren im sächsischen Rechtsgebiet das Urtheil: „die Kampflage kommt bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts allmählich außer Gebrauch, früher in den Städten, später im Landrecht". In anderen Gebieten behauptet sich der gerichtliche Zweikampf hier und da noch länger; am längsten, wie es scheint, in solchen Gegenden, in denen in Folge der territorialen Zersplitterung die Staatsgewalt besonders schwach war. Ganz vereinzelt kommt er sogar noch nach Schluß des Mittelalters vor. Im Allgemeinen hat jedoch das sechszehnte Jahrhundert ihn kaum mehr gekannt.

Die Motive, aus denen man den Zweikampf zu beseitigen suchte, waren einmal der Wunsch, unnützes Blutvergießen zu verhindern, sodann die Erwägung, daß der Kampf ein höchst ungeeignetes Beweismittel sei. Wie die Quellen ausdrücklich ergeben, hat man schon im Mittelalter klar erkannt, daß dieses Beweismittel ganz miserabel sei und ist von dieser Ueberzeugung aus gegen gerichtlichen Zweikampf vorgegangen. Die „Blume des Sachsenspiegels", aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, sagt über den gerichtlichen Zweikampf: man helt dys nicht vil me um desswillen, daz gar vil vorworrens in kampfe eczwen lag und vil mysseteter sich mete beschouten, und waz auch wedir dy czehen gebot. Werden nicht durch dies schlichte und doch auf so eindringender Beobachtung beruhende Urtheil aus dem vierzehnten Jahrhundert all' die zahllosen gespreizten und phrasenhaften Reden des neunzehnten Jahrhunderts über die angebliche Unentbehrlichkeit des Zweikampfes widerlegt? — Ein charakteristischer Vorfall, der in greller Weise die Verkehrtheit der Anwendung eines rein formalen Beweismittels beleuchtet, wird uns im corpus juris canonici berichtet, zur Warnung für die Nachwelt. Es hatten darnach zur Zeit des Papstes Innocenz III. in Spoleto mehrere Personen, des Diebstahls angeklagt, sich behufs Feststellung der Schuldfrage dem Zweikampf unterziehen müssen und waren darin unterlegen. Dann jedoch stellte sich nachträglich heraus, daß die Diebe andere Personen waren! In der Ueberschrift des betreffenden Kapitels des corpus juris canonici wird das kirchliche Verbot der Duelle und anderer sogenannter Gottesurtheile mit den Worten motivirt: weil durch sie multoties condemnatur absolvendus et Deus tentari videtur.

Ich glaube diese Würdigung des gerichtlichen Zweikampfes des Mittelalters nicht besser als mit einem Urtheil des bekannten Staatsmannes und Historikers G. L. von Maurer (Geschichte der Städteverfassung III, S. 748) schließen zu können, in welchem zugleich aus den vorhin hervorgehobenen Thatsachen die Nutzanwendung auf unsere Tage gezogen ist. „Da es in Island bereits im elften Jahrhundert gelungen ist, ein eigenes ständiges Gericht an die Stelle des gerichtlichen Zweikampfes zu setzen, so wird es doch auch in dem gebildeten Deutschland, und zwar noch im Laufe dieses Jahrhunderts möglich werden, etwa durch Einführung von Ehrengerichten mit den geeigneten Ehrenstrafen diesem, einer untergegangenen Zeit angehörigen Mißbrauch zu steuern. Bereits im dreizehnten Jahrhundert wurde der Zweikampf in Hamburg ein unvernünftiger Gebrauch (irrationabilis

consuetudo) und von dem Kaiserrecht und von Ruprecht von Freising „ein mutwille unwiszenhafter lute“ genannt. Man sollte demnach in unseren Tagen wenigstens nicht mehr in Schutz nehmen, was schon unsere Altvordern so entschieden verdammt haben.“

Maurer schrieb diese Worte im Jahre 1870. Inzwischen ist das Ende unseres Jahrhunderts ganz nahe herangekommen! Es scheint aber fast, als ob es das nicht mehr erreichen wird, was doch das Mittelalter vermocht hat. Einstweilen müssen wir jedenfalls gestehen, daß das neunzehnte Jahrhundert, daß sich seiner Aufklärung und seiner Humanität nie genug zu rühmen weiß, in jenem Punkte hinter dem tiefsten Mittelalter zurücksteht: dieses hat — das zeigen unsere obigen Ausführungen — bei Weitem nicht einen so unsinnigen Gebrauch von dem Zweikampf gemacht, wie jenes.

Münster i. W. Dr. Georg von Below,
ordentl. Professor der Geschichte.

Die großen Berliner Kunstausstellungen.

Wehe denen, die dulden,
Daß solches geschieht!

In den Nummern 33 und 50 dieser Wochenschrift haben wir die traurige Methode, nach welcher bei den großen Kunstausstellungen über Annahme resp. Zurückweisung der eingelieferten Kunstwerke entschieden wird, ans Licht der Oeffentlichkeit gezogen. Daß dieses Licht kein schöneres Bild bestrahlte, bedauern wir selbst am meisten. Die Ueberzeugung, in unseren Lesern Bundesgenossen für den wackeren Kampf zu finden, welchen diese Wochenschrift für Recht und Wahrheit führt, veranlaßt uns, noch einmal kurzen Bericht über die Angelegenheit zu erstatten.

Die von uns beleuchteten Mißstände sind seit sehr langer Zeit Ursache einer tiefgehenden Erbitterung in Künstlerkreisen und haben unzählige, sich stetig wiederholende Proteste hervorgerufen. So ist es nicht zu verwundern, daß unsere Artikel anfänglich spärliche und schüchterne, späterhin lebhaftere und allgemeinere Zustimmungskundgebungen zur Folge hatten. Auch von anderer Seite wurde inzwischen die brennende Frage lebhaft und in vortrefflicher Weise erörtert, so in dem von Hanns Fechner im Westklub gehaltenen Vortrag, sowie in dem Artikel Werner Schuchs in Heft 63 dieser Wochenschrift. Die von diesen beiden Männern betonten Punkte verdienten ernste Erwägung und werden sie hoffentlich finden.

Aber um dies zu erreichen, genügt es nicht, platonische Erörterungen anzustellen, welche nur eine einseitige Herzenserleichterung zur Folge haben, und es kann sogar schädlich sein, mit der Forderung des Erreichbaren und unumgänglich Nothwendigen Wünsche zu verquicken, welche auf absehbare Zeit unerfüllbar sind, wie derjenige Hanns Fechners nach einem Ausstellungsgebäude, in welchem alle Kunstwerke möglichst gleich guten Platz finden. Man kann nicht die oberen Stockwerke bauen, bevor nicht ein solides Fundament gelegt ist. Den Grundstein aber müssen Gerechtigkeit und Toleranz bilden.

Dieses unentbehrliche Fundament zu erlangen, haben wir eine Petition an den Herrn Kultusminister in Umlauf gesetzt, in welcher zwar das Prinzip der Menschlichkeit und Gerechtigkeit zunächst betont, dann aber hervorgehoben

wird, daß die Künstlerschaft durch redliches Bemühen auch für in zweiter Linie stehende Fragen eine befriedigende Lösung erhoffe. Keiner, der die Ausführungen Hanns Fechners und Werner Schuchs (und solcher Männer giebt es in der Künstlerschaft noch sehr viele) gelesen hat, wird diese Hoffnung als eine zu sanguinische bezeichnen können.

Den Kernpunkt der Petition bildet demgemäß die Bitte an den Herrn Kultusminister,*) „eine Kommission von verständigen und wohlmeinenden Männern zu berufen, welche die Angelegenheit prüfen und unter Mitarbeit der gesammten Künstlerschaft das unabweisliche Reformwerk durchführen möge. Nur dieser Kernpunkt der Petition sollte durch die Unterschriften gedeckt sein. Die positiven Vorschläge, welche wir, um zu geben, was in unseren schwachen Kräften steht, der Petition beifügten, sind ausdrücklich als unverbindlich für die Unterzeichner hingestellt. Damit glaubten wir jeden Stein des Anstoßes weggeräumt und alle Meinungsverschiedenheit bis auf die spätere Diskussion vertagt zu haben, auf daß auch denjenigen die Unterstützung der Petition ermöglicht werde, welche unseren Vorschlägen gegnerisch und unseren Hoffnungen skeptisch gegenüberstehen. Der eingefleischteste Pessimist, so dachten wir, müsse den Versuch zur Besserung **solcher** Zustände befürworten.

Die Petition ist vor einiger Zeit mit Unterschriften dem Herrn Kultusminister überreicht worden. Wer nun in Anbetracht der allgemeinen Unzufriedenheit eine Sturmfluth von Unterschriften erwartet hat und über die verhältnißmäßig geringe Zahl derselben enttäuscht ist, der kennt seine Pappenheimer wenig. Es verlohnt sich kaum, den Ursachen dieser Zurückhaltung nachzuspüren, erlebt man doch Aehnliches alltäglich auf allen Gebieten des öffentlichen Interesses.

Unzweifelhaft hat vielen bei Versagung ihrer Unterschrift jedes unlautere Motiv ferngelegen, und daß gerade diese für uns ein psychologisches Räthsel sind, wollen wir nicht verheimlichen. Mußten sie sich nicht sagen, daß sie

*) Wir müssen uns ausdrücklich dagegen verwahren, von Uneingeweihten zu denjenigen Leuten gerechnet zu werden, welche unaufhörlich nach Staatshülfe schreien. Prinzipiell sind wir im Gegentheil der (in Künstlerkreisen allerdings wenig vertretenen) Meinung, daß der Staat der Kunst nichts Besseres gewähren kann, als jene Gunst, um welche Diogenes den großen Alexander bat. Aber im gegebenen Falle ist zu erwägen, daß der Staat Besitzer des einzigen brauchbaren Ausstellungsgebäudes und daher Veranstalter der jährlichen großen Ausstellungen ist. Der Wunsch, darin eine Aenderung herbeizuführen, hat, obwohl an sich vielleicht sehr berechtigt, vorläufig nicht die kleinste Aussicht auf Verwirklichung.

indirekt*) den jetzigen, unwürdigen Zustand gutzuheißen scheinen? Mögen sie es mit ihrem Gewissen abmachen, ob sie nicht eine verhängnißvolle Unterlassungssünde begangen haben. Sicherlich wird ihre Haltung mit Freudengeschrei begrüßt werden im Lager derjenigen, welche als „beati possidentes“ an der Aufrechterhaltung des „status quo“ das lebhafteste Interesse haben.

Das sind die Uebermenschen frei nach Nietzsche, welche, mit vortrefflichem Appetit und gesegneter Verdauung ausgestattet, auch die anderen rechtmäßig zukommende Nation zu verzehren stets geneigt sind. Mit heldenmüthigem Stoizismus ertragen sie die Leiden und Entbehrungen — anderer, und werden durch den Gedanken daran nicht im mindesten in ihrer Verdauungsseligkeit gestört.

Ihr würdiges Gefolge bilden diejenigen, welche, zwar vorläufig noch nicht in der auserwählten Schaar, der Biegsamkeit ihres Nackens und Rückens sowie ihrer genauen Kenntniß der Hinterthüren vertrauen und durch diese herrliche Qualifikation zur Theilnahme an Sonderrechten und Vergünstigungen demnächst zu gelangen sicher sind. Gleichmäßig vertheilte Rechte sind nicht nach ihrem Geschmack.

Vogue la galère! Folgt der Troß der moralisch Stumpfsinnigen, der Gesinnungs-Eunuchen. Tapfer ballen sie manchmal die Faust, aber stets in der Tasche! In feiger Knechtseligkeit befangen und durch jahrzehntelange Behandlung mit dem berühmt gewordenen Schlüsselbund geknickt, würden sie ideale Unterthanen Seiner Majestät Abdul Hamids abgeben und von diesem gerade jetzt gerne gegen seine Jungtürken eingetauscht werden. „Hundsfott, wehr Dich!“ möchte man ihnen zurufen, wüßte man nicht, daß ein blödes Lächeln die Antwort darauf sein würde. Die Sehnsucht nach Recht und Freiheit ist ebenso wenig wie das Gefühl für die Reinlichkeit jedem Lebewesen angeboren.

Aber selbst bessere Charaktere verfallen leicht in diesen Charakter-Marasmus, und chronische Muthlosigkeit hält sie ab, ihr Recht zu fordern. Zu oft haben ihre Augen das widerliche Schauspiel des öffentlich gestäupten Rechts und der preisgekrönten Willkür und Schamlosigkeit gesehen. Sie sinken nach und nach auf den Standpunkt der Brauweiler Korrigenden

*) Für den ehrlichen Finder einer Person, welche diesen Zustand direkt gutheißt, kann der geneigte Leser mit Seelenruhe eine hohe Belohnung aussetzen, ohne sein Vermögen zu verringern.

herab, welche auf die Frage des Präsidenten: „Warum haben Sie sich nicht beschwert?“ die stereotype Antwort gaben: „Ach, das nützt ja doch nichts!“

Diese krankhafte Scheu, Recht zu suchen, diese entsetzliche Hoffnungslosigkeit, es zu finden, zeigt die ganze moralische Armuth unserer Zeit und verleiht ihr das so unheimlich greisenhafte und hippokratische Aussehen.

Doch wohin schweifen wir ab? Mag jeder mit seinem Gewissen Abrechnung halten.

Wir unsererseits haben zum Herrn Kultusminister das schöne Vertrauen, daß er nicht die Unterschriften zählen, sondern die Sachlage prüfen wird. Prüfen und verurtheilen ist in diesem Falle gleichbedeutend.

Von all denjenigen aber, an deren Herzen wir nicht vergeblich gepocht haben, und welche uns durch Rath und That oder auch nur durch Kundgebungen der Sympathie unterstützten, nehmen wir für jetzt Abschied mit freundschaftlichem Händedruck und dem frommen Wunsche:

„Es werde Licht!“

* * *

Wiener Brief.

Die zwei großen Sensationen der letzten Wochen sind nunmehr vergangen: die Wahlen in den zweiten Wahlkörper des hiesigen Gemeinderathes ergaben, wie früher, einen Sieg der Antisemiten und in dem noch erregteren Streit der Generalversammlung des Raimundtheatervereins errang die Partei des Ausschusses über den Direktor einen weder wohlfeilen, noch unbestrittenen Sieg. In beiden Fällen hatte die Intelligenz zu entscheiden; in beiden Fällen — in der Politik, wie in der Kunst — blamirte sich die Intelligenz. Wie das kam und warum das kam, ist so bezeichnend für das moderne Wien, läßt so deutlich die verborgenen Wurzeln unseres öffentlichen Lebens erkennen, daß gerade der Ausländer daraus den interessantesten Einblick in unsere Verhältnisse gewinnen kann.

Diese Gemeinderathswahlen bedeuten für Wien sehr wenig und sind ganz unverhältnißmäßig geringfügig, verglichen mit der maßlosen Erregung, die sie verursachten. „Ein Kampf zwischen germanischer und semitischer Weltanschauung" werden sie von den Einen, ein „Ringen zwischen Freiheit und Reaktion" von den Anderen genannt. Die Ueberschlauen, die mit gierigem Munde nach politischen Sensationen schnappen, sahen darin wieder einen Zweikampf zwischen Lueger und Badeni. Das hieße aber die Ungeschicklichkeit des kühlen Schlachzizen, der uns gegenwärtig in Oesterreich — sozusagen — regiert, denn doch überschätzen. Badeni weiß ganz genau, daß er weder den Tenor, noch den Vollbart, noch die seichte Beredtsamkeit hat, die augenblicklich nothwendig sind, um in Wien das „Volk" zu führen. Das „Volk" Luegers, die Garde seiner Armee, ist der dritte Wahlkörper. Das sind die Kleinmeister, die von der Großindustrie aufgefressen werden und ängstlich dem bereits geöffneten Rachen entgehen wollen; eine Klasse, die gleichzeitig in materiellem und geistigem Niedergange sich befindet und bei ihrer Todesfurcht und Verbitterung in einer unaufhaltsamen wirthschaftlichen Entwickelung nur das Wirken von ein paar verhaßten Personen sieht. Die Liberalen als Vertreter des Großkapitals, die Sozialdemokraten als Vorsprecher des Proletariats können ihnen nichts bieten, wie ja dieser rückständigen Schichte nicht zu helfen ist. Herr Lueger aber fand hier eine große Kraft; er verstand es, die beschränkten und durch ihre Noth völlig denkunfähigen Massen in den Dienst seiner Person zu stellen. Diese Leute konnte also Badeni, der als österreichischer Minister so emsig für die Interessen — des Polenklubs sorgt, nicht gewinnen. Der Kampf drehte sich um den zweiten Wahlkörper, in dem die Beamten und Lehrer entscheiden. Hier wurde still und rührig, Stimme um Stimme, gekämpft.

Badeni wandte alle Wahlfeinheiten an, die er sich in der Lemberger Statthalterei zu erwerben wußte, und doch unterlag er. Daß die Beamtenschaft mit einer für diese abhängige Wählergruppe auffallenden Entschlossenheit auf ihrer Gesinnung beharrte, ist wohl nicht als Ausdruck unbedingter Unterordnung unter jene klägliche Spießbürgerbewegung zu sehen, es ist ein flammender Protest gegen jene polnische Adelsgesellschaft, die alle gut bezahlten Stellen unserer Verwaltung an sich reißt und sich auf unseren Ministerbänken breit macht. Die politische Ausstellung: „Lemberg in Wien" hat noch entschieden weniger Glück, als die Sommerausstellung „Venedig in Wien" im Prater. Und überdies dauert sie auch schon länger als ein halbes Jahr ....

Freilich ist es bezeichnend genug für die Trostlosigkeit der hiesigen Verhältnisse, daß eine so bildungsfeindliche und verworrene Partei, wie die antisemitische, die einzige „Volkspartei" ist, daß eine bürgerliche Partei radikaler Sozialreform trotz mancherlei Versuche noch immer nicht entstehen will. Und doch ist der Haß gegen unsere liberale Klique ein allgemeiner, und man wird auch schwerlich eine verbohrtere, ungeschicktere und kläglichere Partei finden können. Es ließe sich darüber manch köstliches Geschichtchen erzählen. So haben die Wahlplakate wörtlich denselben Inhalt, wie bei den letzten Septemberwahlen; nicht einmal ein paar neue Redensarten haben die doch wahrlich gut genug bezahlten journalistischen Lakaien der liberalen Partei zu finden vermocht. Die ganze Partei ist alt und schläfrig geworden und für jede Regierung, die ihr keinen energischen Fußtritt versetzt, ganz unentgeltlich zu haben. Daß solche Leute nicht der Mittelpunkt sind, um den man sich in bewegter Zeit sammelt, ist wohl leicht erklärlich.

Die Wahlen hatten im Wesentlichen die Eigenheit, daß nicht das Ergebniß an sich, sondern die begleitenden Einzelheiten von Interesse waren. Dasselbe gilt auch von der lärmenden Spektakelkomödie der Raimund-Theater-Versammlung, deren Ausgang schon lange in der Kasse des Großaktionärs entschieden lag.

Das Raimund-Theater war so ziemlich die einzige Bühne Wiens, die dem Drama neue Interessenten und breitere Volksschichten zuführte. Es wurde vor einigen Jahren in den wohlhabendsten und bevölkertsten Vorstadtbezirken mit den schönsten Plänen und Erwartungen gegründet; nämlich mit Plänen für die Kunst und Erwartungen auf Dividenden. Die Aktionäre waren lauter begüterte Kaufleute, die auch gegen das Volksstück nichts einzuwenden haben, wenn es fünf und mehr Prozent trägt. Zum Direktor mit großer Vollmacht ward Herr Müller-Guttenbrunn ernannt, ein überaus anständiger und recht fähiger Mann, der früher Theaterkritiker und Litterat von Beruf war und in einer von einigen Freunden seiner Zeit viel bemerkten Broschüre „Wien war eine Theaterstadt" mit großem Temperament einige offene Thüren einrannte. Als Direktor strafte er das im Allgemeinen ja berechtigte Vorurtheil gegen Kritikerdirektionen Lügen. Er verstand es, trotz des häßlichen und unpraktischen Theatergebäudes, ein dankbares, wenn auch gegenwärtig selbstverständlich noch nicht durchgebildetes Publikum heranzuziehen, einige gute Volksstücke zu gewinnen, ein ganz erträgliches Zusammenspiel zu erzielen und — was das Wichtigste — sich

gewissen Kreisen des hiesigen Literateneafés Griensteidl fern zu halten. Bereits nach kurzer Zeit begannen persönliche Reibereien, jener häßliche, kleinliche, unfruchtbare Theaterklatsch, der nirgends so üppig gedeiht wie in Wien, der Komödiopolis.

Hier wird er von den Zeitungen mit liebevoller Genauigkeit betrieben und im ekeln Dunst des „Wiener Café", der so viel Können und Kraft erstickt, gedeihen seine herrlichsten Blüthen. Dazu kam das stark betonte Selbstgefühl des Direktors, der sich in verletzendster und bornirtester Weise angegriffen sah. Nach mancherlei mißglückten Versuchen holte sich der Vereinsausschuß mit heimtückischem Katzensprung seine Beute. In nächtlicher Sitzung suspendirt er den Direktor mit ein paar ungeschickt herausgestotterten Ausreden; gut deutsch ausgesprochen: man jagte ihn fort wie einen diebischen Dienstboten. Jetzt zeigt sich die Solidarität der Presse. Alle Zeitungen stellen sich auf die Seite des ehemaligen Kollegen. Die öffentliche Meinung wendet sich nahezu einstimmig Müller-Guttenbrunn zu; und der Erfolg? Eine Generalversammlung, an Skandalen, Zwischenfällen und Aufregung überreich und schließlich — wenn auch mit ganz geringer Mehrheit — ein Vertrauensvotum für den Ausschuß.

In keiner anderen europäischen Metropole wäre eine derartige Brüskirung des gesammten Publikums möglich gewesen, ein Sturm der Entrüstung hätte die gewaltthätigen Leute hinweggefegt. Aber nicht nur dieser Unterschied allein ist lehrreich, sondern der ganze Verlauf der Versammlung. Keine Spur von Sachlichkeit, Ernst oder Würde. Nein, eine unentgeltliche, großartige Reklame für alle Leute, die dabei gewesen sein müssen, deren Namen in die Zeitungen kommen muß, ein großer Jahrmarkt der Eitelkeiten. Ein Privatdozent der Philosophie läßt sich von dem beseligenden Gefühl fortreißen, endlich einmal Hörer zu sehen und hält darauf eine Rede, von der Niemand und sicher der Sprecher selbst nicht weiß, was er eigentlich damit will; ein Schauspieler erklärt, daß er sehr wenig Gage bekomme; ein Mitglied des Ausschusses bekommt plötzlich Größenwahn und erzählt der ungläubig aufhorchenden Versammlung: Er wisse, wer Schiller gewesen sei. Schließlich verblüfft noch Herrmann Bahr die erheiterte Versammlung durch den Zwischenruf, daß er ein anständiger Litterat sei. Dieser Herr ist als Vorbild und Muster des Wiener Kaféhauslitteraten nicht ohne ein gewisses Interesse. Er griff früher in einem Tagesjournal und — nach seinem etwas plötzlich erfolgten Hinaustritt — in einem neu gegründeten Wochenblatte Müller-Guttenbrunn aufs Heftigste und Persönlichste an. Der Direktor, der nützlich und unablässig an der Erziehung eines neuen Publikums für die Kunst arbeitete und tief thuende Seichtigkeit verschmähte, war eben nicht der Mann für diese Clique, die in unverständlichem Wortestammeln und tiefgründiger Melangepsychologie ihre Kunst sucht. Allein all das kann doch nicht den erbitterten Haß erklären, der die grüne, aber nicht einflußlose Jugend des Griensteidl und ihren von sich selbst so bewunderten Führer auf die Seite der rohen Gewalt trieb. Das kann man eben nur aus dem echt österreichischen Mangel an Rechtsgefühl begreifen, aus der hohen Freude an jedweder Art von Originalität, und endlich aus dem fehlenden Gemeinsamkeitsgefühl unter den anständigen Leuten. Indessen hat sich die allgemeine Entrüstung rasch ver-

laufen. Ein anständiger und tüchtiger Mann in erster Stellung ist erschlagen worden. Mein Gott, der Sonderling . . . Schade um ihn! Aber schließlich ist die Sache ja schon erledigt.

In den Theatern geht es jetzt sehr ruhig her. Fast jedes hat noch einen oder mehrere Pfeile im Köcher für den Rest der Saison. Einstweilen werkelt man den alten Spielplan herunter. Dem Burgtheater fehlt der beurlaubte Mitterwurzer; im Deutschen Volkstheater tritt Fräulein Retty noch immer auf. Beide Bühnen leiden darunter.

Wien. Ludwig Bauer.

Gustav Renners Gedichte.

Seit langer Zeit konnte man das Haus nicht verlassen, ohne befürchten zu müssen, einem sogenannten guten Bekannten zu begegnen, der einem die Frage an den Kopf warf: „Was sagen Sie zu Gustav Renners Gedichten?*) Ein neuer Dichter aus dem Volke! Großartige Naturlyrik. Echte Herzenstöne. Schreibe gerade 'n Artikel über ihn.“ In dieser hoffentlich für den Betreffenden gewinnbringenden Beschäftigung darf man Niemanden aufhalten, und so verabschiedete ich mich stets rasch von jenen Herren. Meine Erwartungen auf Renners Gedichte waren dadurch aber doch aufs Höchste gespannt . . .

Gustav Renner ist ein schlichter Mann. Geboren im Jahre 1868 zu Freiburg in Schlesien, besuchte er bis zu seiner Konfirmation die dortige Volksschule; dann mußte er, dem Willen seiner Eltern gemäß, die Buchbinderei erlernen. Nach Beendigung der Lernzeit ging Renner in die Welt, arbeitete in Münster, Stuttgart und besuchte einige Zeit die Kunstschule in Breslau, dann wandte er sich, seiner Neigung zur Malerei folgend, der Galanteriemalerie zu. Renner scheidet seine Gedichte in drei Abtheilungen: Welt und Leben, Gedanken und Stimmungen und Aus Zeit und Streit. Das sind immerhin recht stolze Ueberschriften, welche Versprechungen enthalten, die nicht ganz erfüllt werden. Aus „Welt und Leben“ kann uns Renner nichts Neues sagen noch singen, seine „Gedanken und Stimmungen“ sind häufig recht uninteressant, nur aus „Zeit und Streit“ klingen klare, volle und ernste Töne an unser Ohr.

*) Gustav Renner. Gedichte. Rixdorf-Berlin. Selbstverlag des Verfassers.

Renner will Lyriker sein; ein Lyriker aus dem Volke; das ist etwas Unmögliches. Es giebt eine Volkslyrik, die Volkslieder, aber es giebt keinen Volkslyriker. Keiner unserer bedeutenden Lyriker ist ein Mann aus dem Volke, er war vielleicht ein Kind des Volkes, aber all' die feinen Keime, welche in ihm schlummerten, werden geweckt und zur Entfaltung gebracht durch günstige Verhältnisse einer mindestens gut bürgerlichen Lebenshaltung. Daß Goethe als Sohn eines Mecklenburgischen Tagelöhners nicht Goethe geworden wäre, ist doch heute wohl unbestritten. Der Mensch ist das Produkt einer Reihe von Faktoren, die sich kurz in zwei Klassen zusammenfassen lassen: natürliche Anlagen und äußere Verhältnisse. Und gerade der Lyriker, dessen Aufgabe es ist: „Allgemeingültiges frisch zu empfinden und es auf neue Weise aus dem eigenen Gemüth zu offenbaren, oder das Persönliche so darzustellen, daß darin das Menschheitliche zur Erscheinung kommt, daß endlich die angeschlagene Saite in anderen Herzen mittönt" muß eine Weltweite des Blickes, eine Tiefe der Empfindung haben, die nur begüterten Kindern der Welt zu Theil wird. Drum ist Renner auch kein großer Lyriker.

Renners Entdecker und Mäcen ist Herr Dr. Friedrich Lange, der Mann des urteutschen Germanenthums, und Renner ist deutsch; aber die Lyrik ist kein nationales Dogma, sondern die Sprache des Herzens, eines großen Herzens:

Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;

und die Sprache der Lyrik der verschiedensten Nationen ist eine allgemein verständliche und gleiche, denn ihre Wörter sind Töne und ihre Satzkonstruktion ist der Rythmus.

Ich will nun keineswegs leugnen, daß sich unter Gustav Renners Gedichten einige recht gute befinden, aber an der weit überwiegenden Mehrzahl ist ein ungetrübter Genuß nicht möglich. Schiefe Bilder, falsche Satzverbindungen, unreine Reime finden sich allzu häufig. „Traum", Seite 3, beginnt:

In dem Himmelsnest, dem grünen,
Liegt das gold'ne Mondesei;

das ist sowohl geschmacklos, als auch ein bedenkliches Zeichen für die Augenbeschaffenheit des Dichters.

Auf Seite 2 heißt es:

Aus dem verwilderten Garten empor
Sprießt ein Wald von Lilien, keusch und rein,
Wie seliger Himmelsbräute Verein
In hallender Kirche dämmerndem Chor.

ferner Seite 5:

Die Wasserlilie, keusch und silberbleich.

ferner Seite 6:

So wie der Badende legt Stück um Stück
Der nicht'gen Hülle ab, die ihn entstellt,
Bis (?) vor des Elementes klarem Blick (?!?)
Des Körpers Lilie er entfaltet hält (o, o, entfaltet?!).

Abgesehen von den verschmitzt gesuchten Bildern, ist mir die Lilie doch zu sehr verulkt; sollte das sozialdemokratische Rache gegen die Wappenblume der Bourbonen sein?

Einige Irrthümer laufen dem Dichter auch in „Verweigerung" Seite 31 unter:

„. . . Die Mus' ist nicht Gesinde",

nein, Herr Renner, denn Gesinde ist ein Kollektivbegriff; Sie meinen: Magd, Sklavin, das reimt sich aber nachher nicht auf Ihr Reimflickwort „geschwinde". Wie man Jemanden „Reimesperlen in die Locken winden kann", ist mir gleichfalls unklar; so etwas streut man.

Das sind so einige kleine Unregelmäßigkeiten in der Form, die eigentlich nicht vorkommen dürften.

Die Lyrik ist bei Männern heute eine wenig beliebte Dichtungsgattung, und das ist nicht gut; der Charakter des Mannes soll nicht weich oder gar weibisch sein, aber er soll für weiche Töne empfänglich sein.

Ein Lyriker für ernstere Männer scheint mir Renner stellenweise zu sein; der Theil „Aus Zeit und Streit" enthält die besten Stücke:

Nicht Lieder sind's von holden Frauen,
Von süßer Liebe und von Frühlingslust —
Ein Aufschrei ist es aus gequälter Brust . . .

Hier hat der Dichter Boden unter den Füßen, steinharten, dem er im schweren Ringen die Frucht abkämpfen muß, hier giebt er uns Stimmungen aus seinem eigenem Leben. Diese Stimmungsbilder sind zum Theil allerdings wohlgelungen, sie konnten aber auch nur einem Manne aus dem Volke so gelingen. Es wäre grundfalsch, in den Gedichten dieses Theils Pessimismus finden zu wollen, Renner ist, auch wenn er sich selbst dafür hält, doch kein Schwarzseher: er sieht das Leben, wie es ist.

Renner ist, und darin liegt seine Bedeutung, ein sozialer Lyriker aus dem Volke; das ist seine Stärke und seine Schwäche. Er kennt des Volkes, der Arbeiter Leiden, nicht aber seine Freuden; er fühlt nur die ersteren, weil sie auch ihn drücken, nicht die letzteren, weil er nicht erzogen ist, Freuden zu empfinden, zu genießen und zu verstehen. Renner steht mitten im Kampfe ums Dasein drin, er steht nicht darüber, und der Lyriker soll das, was ihm zum Dichten bewegte, innerlich selbst überwunden haben; wie Vilmar von Goethes Liedern sagte: „In ihnen sind eigene Lebenserfahrungen, eigene Herzensgeschichten in ihrem höchsten Stadium festgehalten, aber die unruhige Hast der Leidenschaft, die trübe Gährung der Gefühle, welche vergeblich nach einem Ausdruck ringt und den rechten nur

einzeln und gleichsam zufällig trifft, welche bald zu viel, bald zu wenig sagt, diese menschliche Bedürftigkeit ist überwunden, ist mit allen ihren Zeugen ausgestoßen."

Wird diese Ueberwindung Renner auch gelingen? Hoffen wir es, denn es steckt unzweifelhaft eine dichterische Individualität in ihm; die muß sich durchringen. Dann mögen sich auch die Schlußverse des letzten Gedichtes des Buches verwirklichen:

Und ich liebe Dich doch Du mein kühnes Leben!
— — — — — — — — — — —
Und ich zwinge Dich einst und ich zwinge Dich doch
Ich trete Dich einst, wie Du mich getreten,
Und ich setze die strahlende Krone auf's Haupt,
Bestimmend mir selbst des Tages Schicksal,
Und gehe den Pfad, den ich will!

Dichter: Lyriker, Epiker und Dramatiker, welche aus dem Volke, dem Proletariat, selbst hervorgegangen sind, würde ich mit Freuden begrüßen, und so grüße ich in Renner die Zukunft.

Berlin. Richard Wrede.

Gedruckt bei R. F. Funcke, Berlin SO. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin.

Das schönste Geschenk ist ein
Victoria-Wecker D. R. G. No. 33615.

Der Victoria-Wecker
ist der vollkommenste Wecker der Neuzeit und entzündet beim Wecken zugleich eine Benzinkerze,
macht ein Verschlafen unmöglich und verfagt nie,
kann durch Drücken jederzeit Licht geben und kann auch als Nachtlicht benutzt werden,
hat ein elegantes Aussehen und ist ein Schmuck für jedes Zimmer,
ist für jede Haushaltung unentbehrlich und ist sehr leicht zu reguliren,
braucht nur alle 14 Tage Benzinfüllung und wird nur unter Garantie verkauft.
Versandt unter Nachnahme **10 M.** franko.

Max Commichau, Zwickau i. Sa.
Wiederverkäufer Rabatt.

— Amateur-Photograph. —
Illustr. Prospekt gratis.
Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Adolf Oster, Moers a. Rh., 40
versend. franco Muster sein. berühmt. mod.
Herren-Stoffe
(Spezial. Cheviots) zu feinen Anzug. u. Palotots.
Feinst. Referenz.! Enttausch. ausgeschloss.

Patentbureau Eduard Franke
Berlin NW., Luisenstr. 31.

HAMMONIA-FAHRRÄDER
sind die feinsten, beliebtesten und billigsten.
Preislisten gratis.
Hammonia-Fahrrad-Fabrik
A. H. Ueltzen, Hamburg.

Photographische Vergrösserungen
nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Greiz, Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

Sensationell! Sensationell!
Isabella-Accord-Zither
von Jedermann ohne Musikkenntniß sofort spielbar: 6 Manuole, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Molerei, Perlmutter- u. Rococo-Arbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, 2 Zitherringen, Notenhalter und **3 Notenheften** je ca. 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur M. 12,50** incl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18—20 M.
Richard Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Frische Naturbutter,
9 Pfund netto 8,50 Mk. frei Nachnahme M. A. Cassens, Großefehn, Ostfriesl.

Am 22. d. M., Nachmittags 3 Uhr, gelangt im **National-Theater** das vieraktige **Schauspiel:**

„Glücksdieb"
Von Karl Schneidt

einmalig zur Aufführung.

Logenplätze zu 2 Mk., sowie Sperrsitz- und Parkett-Plätze zu 1 Mk. sind im Vorverkauf gegen Einsendung des Betrages schon jetzt zu beziehen. Bestellungen wolle man richten an: **Karl Schneidt, Herausgeber der „Kritik", Berlin W. 30, Frankenstraße 8 I.**

Gedächtniß.

Das **„Wiener Fremdenblatt"** schreibt in Nr. 325 vom 26. November:

Der bekannte Gedächtnißlehrer Herr Christof Ludwig Poehlmann in München hat sich mit seiner nun in zweiter Auflage erschienenen „Gedächtnißlehre" um das „zerstreute Jahrhundert" wirklich verdient gemacht. Wie wir die erste Auflage empfohlen haben, so können wir auch von der zweiten durchaus nur Gutes sagen. Poehlmann giebt mit seiner „Gedächtnißlehre" in der That ein der physiologischen Gehirnthätigkeit angepaßtes System. Seine Lehre zeigt uns in kurzer und dennoch leicht verständlicher Form, wie wir auf eine natürliche und ungekünstelte Weise eine Auffassung und ein Gedächtniß heranbilden können, die jeder Anforderung gewachsen sind.

Prospect mit zahlreichen Zeugnissen und Zeitungsrecensionen gratis von **L. Pochtmann, Weinstraße 6, München A 43.**

Anzeigen Kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

Celler Zwieback,

nur echt mit Schutzmarke „Viktoria", wohlschmeckendstes Kaffeegebäck, bestes ärztl. empf. Nährmittel für Kinder u. Kranke. Monate lang haltbar. 10mal prämiirt. Elegante, lackirte Blechkasten mit 200 Stück 3,60 M. franko gegen Nachnahme überallhin. Ausführliche Prospekte und Muster gratis.

Viktoria-Zwieback-Fabrik
Harry Trüller, Celle 6 i. H.

Eine praktische Patentdose mit Brutto 10 Pfd. **hochfeinster Delikateß-Senfgurken.**
Eine Kiste ca. **100 echter großer Harzkäse** ie M. 3,50 mit Verpackung franco Nachnahme.
Gust. Mackenrodt, Quedlinburg.

Kanarienvögel

grösstes Postversand-Geschäft nach allen Orten Europas. Tausende edle Sänger auf Lager. Preis-Catalog frei. **W. Gönneke, St. Andreasberg i. Harz.**

Gegen Einsendung von Mk. 30,— versende 50 Liter weiss en **Rheinwein** incl. Fass
Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.

Klimat. Kurort Görz,

Hôtel de la Poste.

Echte Harzer

Kanarienvögel, vielf. prämiirt, mit f. Hohl- u. Klingelrollen à 6, 8, 10, 12, 15 u. 20 M. Garantie für Werth u. leb. Ankft. Umtausch gestattet. Preisliste franco.
Ammon, Bleicherode a. Harz.

Gegen Schweissfuss

und seine Folgen bewähren sich vorzüglich und allein

Beckstroems

Moos-Sohlen.

Zu haben in allen Schuhwaaren-Geschäften.
En gros bei
G. Beckstroem, Neustrelitz.

Grosse delikate Fettbücklinge,
täglich fr. geräuchert, Postkorb 10 Pfd., 1,25 M.; grüne Heringe, Postk. 10 Pfd., 1 M.; ff. Gelée ob. Tafelbrath. 4½-Liter-Dose, 10 Pfd., 1,50 M.; ff. Tafel-Rollmops, 4½-Ltr.-D., 1,60 M.; ff. Bismarckh. ohne Grät., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,50 M.; ff. Delikateßh., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,75 M.; ff. Salzfettheringe, 4½-Ltr.-Dose, 10 Pfd., 1,90 M.; Milchner u. Rg., 4½-Ltr.-D., 10 Pfd., 1,80 M.; Bahn-Send. 240 ff. Bücklinge 4,50 verl. geg. Nachnahme **E. Köpp, Wiedroh,** Ostfr. Fischkonserven-Fabr. Zeitung angeben.

Spieldosen u. Musikwerke
Fantasie-Artikel jeder Art mit Musik.
Gratis!
Müller's Accordzither-Büchlein.
Illustrirte Cataloge gratis u franco!
Musikwaarenhaus
Otto Pollter & Co., Leipzig.

B. Becker

in Seesen a. Harz fabr. allein seit 18[illegible] den anerkannt unübertroffenen **Holländ. Tabak.** Ein 10 Pfd.-Beutel fco. acht M.

Wer sich auf dies Inserat bei mir meldet, erhält gegen 40 Pfg. in Marken ein sehr interessantes [illegible] **Buch gratis.**
Gustav Moldenhauer, Elbing
Brandenburger Strasse 16.

„Premier"-Fahrräder

aus **Helicalrohr**
sind heute die Gesuchtesten wegen
Widerstandsfähigkeit
bei leichtester Gangart und moderner feiner Ausstattung.

Alleinige Fabrikanten:
The Premier Cycle Co. Ltd.
vorm. Hillmann, Herbert & Cooper.

Doos	Berlin O.	Eger
bei Nürnberg.	Alexanderstr. 22.	(Böhmen)

Eing. Schutzm. **Warme Fußdecken,** gegerbte „Eisbär". Reichhaltige Schaufenster, bestes Mittel gegen kalte Füße, langhaarig, silbergrau (wie Eisbär). Größe etwa 1 qm, das Stück 3,50–6 M, auserlesene schöne Exemplare M 7,50. Bei 3 Stück franko. Prosp. u. Preisl. gr.
W. Heino, Lünzmühle bei Schneverdingen, Lüneburg, Hann.

Jedem Etwas,

bietet größte Musterauswahl in Stoffen aller Art, erprobt solide Qualitäten. Anerkannt billigste Preise, Specialität: „En-tous-cas-Stoffe".
Franz Riemann, Gotha.
Bei Zugabe alter Wollsachen biete besondere Vortheile.

MUSIKINSTRUMENTE

jeder Art direkt von der Fabrik. Illustr. Prachtkatalog franco.
Ernst Heun, Klingenthal i. Sachsen.

Harzkäse, echt,

hochfeiner Qualität, 1 Kiste ca. 100 St. incl. Verpackung 2,80 Mk. ab hier. Größere Posten billiger offerirt Harzkäse-Fabrik
C. Eisenhuth, Hasselfelde, Harz.

Briefmarken.

Preislisten gratis.
A. Bestelmeyer, Hamburg.

Apfelsinen,

wöchentlich große Zufuhren Ia Ia Qual[illegible]

à Kiste	160er Riesenfrüchte	14,—
à „	200er große dto.	15,—
à „	300er mittel dto.	16,—
à „	360er kleine dto.	14,—

½ Kiste 50 Pf. mehr. Postkorb 5 kg franco 3,—
Treibhaus-Ananas, tadellos à Pfund 1,[illegible] M
Bananen. Mandarinen. Weintrauben. Nicht [illegible] fallendes auf meine Kosten zurück.
Ernst Schroeder, Hamburg 13.

Für Pfeifen-Raucher!

Hausbkanaster von reinem, angenehmem Tabak [illegible] 9 Pfd. 5 Mk., frei Nachn., empfehlen H. Tetzner & Co., Berlin NW., Alt-Moabit 114.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

III. Jahrgang | Nr. 77 | 21. März 1896

Der Henker Peters.

Die projektirte lex Brausewetter.

Von Amtsgerichtsrath Hermann Jastrow.

Das Vereinsrecht und die Frauen. Von Dr. Richard Wulckow.

Stagnation im Eisenbahnwesen. Von Crassus.

Die Ergebnisse der revolutionären Ideen von 1789.

Von Freiherr von Fechenbach Landenbach.

Das Signal. Von W. M. Garschin. Deutsch von Ida Altmann.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag

Berlin N.W. 6, Luisenstraße Nr. 36

Fernsprecher: III, 1621.

Digitized by Google

50,000 Exemplare in 3 Wochen verkauft!

11.—40. Auflage in Vorbereitung.

Ein litterarisches Ereignis!

Struwwel-Liese!

Seitenstück zum Struwwel-Peter.

Mit 43 Bildern

von

F. Maddalena.

Preis 2 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Verlag von G. Fritzsche in Hamburg.

Sensationelle Brochüre:

Dr. Fritz Friedmann.

Authentische Enthüllungen eines langjährigen Vertrauten.

Inhaltsangabe:

Genie und Verbrechen ● Ein Stündchen bei dem berühmten Vertheidiger ● Geld! Geld! Geld! ● Die angedrohte Ausstoßung aus dem Anwaltsstande ● Friedmann als Vertheidiger in Sachen Retze ● Où est la femme? ● Der Zusammenbruch ● Die Flucht ● Die Verhaftung ● Epilog.

Mit Bildnis. Preis 50 Pf. pro Exemplar, Porto 5 Pfg.

Verlag von G. Fritzsche, Hamburg.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 21. März 1896.

III. Jahrgang | Nr. 77 | Jahrgang III.

Der Henker Peters.

Eine öffentliche Hinrichtung ist vergangene Woche im deutschen Reichstag vollstreckt worden. Der Delinquent war ein gewisser Dr. Peters, der „große Peters", wie seine Verehrer ihn nennen, und das Amt des Scharfrichters machten Reichstagsabgeordnete verschiedener Parteien einander streitig.

Auf der Tagesordnung stand am vorigen Freitag die zweite Berathung des Reichshaushaltsetats für 1896/97, und zwar speciell die Position „Kolonialabtheilung und Etat der Schutzgebiete". Daß bei dieser Gelegenheit die Kolonialpolitik von verschiedenen Seiten her einer prüfenden Betrachtung unterzogen werden würde, war zu erwarten; daß es aber zu so bedeutsamen parlamentarischen Auftritten kommen würde, daran dachte mit Ausnahme weniger Eingeweihten wohl Niemand. Am allerletzten schien der Direktor des Kolonialamts, Herr Dr. Kayser, irgend etwas Unangenehmes zu befürchten. Auf das eine oder andere Scharmützel mochte er ja wohl gefaßt sein, indeß glaubte er gewiß, wie bisher, so auch diesmal mit einigen glatten Redensarten der Gegner einer weitausschauenden deutschen Kolonialpolitik Herr werden zu können. Sorglos und heiter saß er da am Tische des Bundesrathes, wie ein Mann, der von den Dingen, die da kommen sollen, sich mehr Unter-

haltung und Vergnügen, als Betrübniß und Aerger verspricht. Heiter und sorglos blickten seine klugen Augen drein, als der Centrums-Abgeordnete Prinz von Arenberg als Berichterstatter der Budget-Kommission die kolonialpolitische Debatte eröffnete. Von dieser Seite her konnte ihm unmöglich Unheil drohen. Das Centrum war seiner Zeit durch Windthorst in gewissem Sinne auf ein kolonialfreundliches Programm eingeschworen worden, und speciell der Prinz von Arenberg hatte bis vor ganz Kurzem das Präsidium der deutschen Kolonial-Gesellschaft inne gehabt. Es war daher zu erwarten, daß der Herr Berichterstatter sich unter allen Umständen eine gewisse Zurückhaltung auferlegen und daß er sich in der Hauptsache auf eine nüchterne Darlegung und sachliche Begründung der von der Kommission zu dem Etat beantragten Resolutionen beschränken würde.

In der That entsprach denn auch Prinz Arenberg diesen Erwartungen. Seine Ausführungen enthielten zwar, so weit sie als subjektive Umschreibungen der in der Kommission laut gewordenen Meinungen und Wünsche anzusehen waren, auch manche kritische Bemerkung über die durch die Fälle Leist, Wehlan und ähnliche Vorkommnisse bloßgelegten Mißstände auf kolonialpolitischem Gebiete, im Ganzen und Großen aber befleißigte sich der Herr Referent einer vornehmen Zurückhaltung, die das Ohr des Herrn Kayser gar angenehm berührte.

Ganz anders ward diesem schon zu Muthe, als nach dem Berichterstatter der konservative Abgeordnete Schall das Wort ergriff. Der Pastor Schall, der ein Freund des Duells und anderer staatserhaltenden Uebelstände ist, kann unmöglich zu den Umstürzlern gezählt werden. Herr Direktor Kayser konnte deshalb eines Angriffs von dieser Seite her gar nicht gewärtig sein. Und dennoch erfolgte ein solcher Angriff. Herr Schall gab der sittlichen Entrüstung seiner Partei pathetischen Ausdruck, und zwar der Entrüstung nicht blos über den Fall Wehlan selbst, sondern hauptsächlich darüber, daß, nachdem schon der Fall Leist dunkle Seiten des Kolonialleben aufgedeckt habe, noch einmal ein solcher Fall möglich gewesen sei. Redner erklärte, daß es ihm einfach unfaßbar sei, wie ein deutscher Beamter sich so sehr vergessen und nicht einmal, sondern wiederholt zu so schändlichen Grausamkeiten sich hinreißen lassen konnte. Angesichts solcher empörenden Thatsachen müsse denn doch daran erinnert werden, daß in Afrika, so gut wie in Deutsch-

land, die Gebote der christlichen Moral Geltung haben müßten; man könne nicht dulden, daß die Neger anders behandelt würden, als andere Menschen. Die Neigung, eine besondere afrikanische Moral zu konstruiren, sei aber unleugbar vorhanden. In einem Buche des Dr. Passarge sei es direkt ausgesprochen, daß die Missionäre die Religion in den Hintergrund treten lassen müßten, wenn positive Ergebnisse der Kolonialpolitik erreicht werden sollten. Die Missionäre mit ihren unverstandenen Lehren von Gleichheit und Brüderlichkeit könnten nichts erreichen bei den Negern, auf die ein paar heftige Maulschellen weit größern Eindruck machten, als sämmtliche Heilswahrheiten der christlichen Religion. Lächerlich sei es auch, wenn man sich in Deutschland über die Handhabung der Nilpferdpeitschen so sehr aufhalte, da man ohne energische Züchtigungsmittel im Verkehr mit den Schwarzen nun einmal nicht auskomme ....

Von diesen mehr als frivolen Ausführungen des Dr. Passarge schienen den Herrn Pastor Schall besonders die Angriffe gegen die Missionäre und das Christenthum verletzt zu haben. Auch daß im Namen der Kultur und Civilisation ein so schwunghafter Schnapshandel nach den Kolonieen hin betrieben wird, vermochte nicht die Billigung des streitbaren Pfarres zu finden. Er stellte in diesem Theil seiner Ausführungen fest, daß in Kamerun allein für fünf Millionen Mark Branntwein eingeführt worden sei. Auf solch' einen Gewinn solle man anstandshalber verzichten.

Diesen Ausführungen gegenüber konnte Herr Kayser unmöglich schweigen. Es mochte ihm nunmehr, da sogar ein Konservativer sich zu solchen Angriffen verstiegen hatte, dämmernd die Ahnung aufgehen, daß sich am Ende doch noch eine stürmische Debatte an den Kolonialetat knüpfen könne, und um den Gegnern der Kolonialpolitik den Wind aus den Segeln zu nehmen, raffte er sich zu einer längeren Rede auf, in der er von vornherein betonte, daß die kaiserliche Regierung weit entfernt sei, Alles gut zu heißen, was auf kolonialpolitischem Gebiete geschehen sei. Im Gegentheil, die Regierung theile ganz den Standpunkt des Vorredners. Der Fall Leist habe ja auch bereits seine Erledigung gefunden, durch Absetzung des Leist, und der Fall Wehlan schwebe noch vor den Gerichten. Angesichts dieses Umstandes glaube er in eine materielle Erörterung dieses Falles nicht eintreten zu sollen.

Die Stellung des auswärtigen Amtes zu dem Fall Wehlau ergebe sich schon aus der Stellungnahme der Staatsanwaltschaft, die sich bei dem milden Urtheil des Disziplinargerichtshofes in Potsdam nicht beruhigt habe. Die Sache vor die ordentlichen Gerichte zu bringen, sei indeß nicht möglich, weil die Staatsanwaltschaft und das Justizministerium die Anwendung des Strafgesetzbuches aus formalen Gründen für ausgeschlossen hielten.

Im Anschluß hieran beeilte sich Herr Kayser auf die jüngst erlassene Verfügung hinzuweisen, nach der zur Erzielung von Geständnissen auch in den Kolonien andere Mittel als die in der Strafprozeßordnung vorgesehenen nicht angewendet werden dürfen. Die Regierung gehe bei der Auswahl der Kolonialbeamten außerordentlich vorsichtig zu Werke. Es werde keiner hinausgeschickt, der nicht vorher in der Kolonialabtheilung gearbeitet und sich dortselbst bewährt habe. Herr Passarge stehe in gar keinem Verhältniß zur Kolonialabtheilung. Der Herr sei lediglich an einer Privatexpedition betheiligt gewesen; gleichwohl habe er für seine Pflicht gehalten, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er seine Anschauungen über die Missionsthätigkeit für durchaus unzutreffend halte. — —

Auch zur Frage der Branntweineinfuhr sprach Dr. Kayser noch einige beschwichtigende Worte ohne tiefere Bedeutung. Und nun glaubte er wohl der Debatte die Spitze abgebrochen zu haben. Vielleicht würde jetzt Herr Bebel noch kommen und in seiner einseitigen Weise übertriebene Behauptungen aufstellen, die darum Niemand recht ernst nähme; mit dem würde er dann auch noch fertig werden. Und wenn auch die Aussicht auf einen glänzenden parlamentarischen Sieg nicht vorhanden war, so würde doch auf alle Fälle eine eklatante Niederlage der Regierungspolitik vermieden werden.

Und Herr Bebel sprach wirklich. Vor ihm hatte das Wort gehabt der Abgeordnete Beckh von der freisinnigen Volkspartei, der an verschiedenen Kolonialbeamten Kritik übte und dem Herr Kayser mit einigen nichtssagenden Worten erwiderte. Als Bebel das Wort ergriff, merkte man schon dem Klang seiner Stimme an, daß er heute wieder einmal seinen großen Tag hatte und daß er ganz in seinem Elemente sich fühlte, da er als öffentlicher Ankläger aufzutreten gedachte. Seine Rede hörte sich an wie das Plaidoyer eines Staatsanwaltes — sie war,

trotz einiger rollenden, gemeinplätzlichen Schlagworte, die bei ihm ja stets sich finden, im Ganzen ziemlich nüchtern und sachlich gehalten. Aus diesem Grunde fand sie auch Beachtung auf allen Seiten des Hauses.

Herr Bebel beschäftigte sich weniger mit Leist und Wehlau, über welche die öffentliche Meinung schon längst ihr Verdikt gefällt hat, als vielmehr mit Dr. Peters, der seit einiger Zeit aus verschiedenen Gründen im Vordergrund des Interesses steht.

Dr. Peters ist nicht etwa der erste beste Salonafrikaner. Er ist zwar „forsch und schneidig", wie nur ein preußischer Lieutenant es sein kann; er ist „patent und pschütt", wie ein richtiges Gigerl; er trägt mit großer Eleganz die bekannte Jani-Frisur, und auf seinem etwas abgespannten Gesicht lagern die Schatten der Blasirtheit — dennoch aber hat er einen starken Fonds auch anderer Eigenschaften aufzuweisen, die, in die richtige Bahnen geleitet, viel Gutes wirken könnten. Insbesondere lassen sich ihm eine rücksichtslose Energie und großer persönlicher Muth nicht absprechen. Der Mann hat durch die sogenannte Emin-Pascha-Expedition bewiesen, daß er das Zeug zum erfolgreichen Kolonialforscher besäße, und er würde gewiß auch berufen gewesen sein, auf diesem Gebiete noch eine bedeutsame Rolle zu spielen, wenn durch die jüngsten parlamentarischen Vorgänge seiner Laufbahn nicht ein jähes Ende bereitet worden wäre.

Die Angriffe des Reichstagsabgeordneten Bebel waren aber auch gar zu verblüffend. Dr. Peters, den seine Anhänger fast vergöttern, Peters der Einzige, der Große und Unübertreffliche — er, dem die Regierung ein Ruhegehalt von jährlich 6000 Mark ausgeworfen hat, weil sie überzeugt war, daß sie eines Tages seiner Dienste benöthigt sein würde; Dr. Peters, der gerade jetzt sich anschickte, an die Spitze einer gar bedeutsamen Agitation zu treten, die auf eine Flottenvergrößerung allergrößten Stils abzielt — er wurde durch Bebel dem Reichstag in merkwürdiger Beleuchtung vorgeführt. Und zwar befand sich Herr Bebel in der angenehmen Lage, sich bei seinen Angriffen gegen diesen Mann auf dessen eigenen Geständnisse berufen zu können. Da war zunächst das Buch, welches Dr. Peters über die Emin-Pascha-Expedition vor ungefähr vier Jahren veröffentlicht hatte. Ihm entnahm der sozialdemokratische Abgeordnete geradezu empörende Details über die Art,

wie Dr. Karl Peters laut eigenem Geständniß in Afrika gehauſt hat. Dieſer erkennt in dem Buche ſelbſt an, daß er als Expeditions-Chef in rigoroſer Weiſe die Körperſtrafe angewendet und außerdem oft ſogar wegen geringfügiger Vergehungen die Todesſtrafe verhängt habe. Wenn ihm z. B. die Träger, welche er ungemein roh behandelte, davon liefen, ſo ließ er ſie, falls man ihrer habhaft wurde, einfach niedermachen.

Doch das iſt noch lange nicht Alles. Herr Dr. Peters hat noch ganz andere Heldenthaten verbrochen, deren er ſich in ungenirteſter Weiſe in ſeinem Buche rühmt. Er hat Eingeborene, die er unterwegs auf Bäumen hockend antraf, kalten Blutes wie Spatzen herunterſchießen laſſen, obwohl die Leute, durch deren Land er gerade zog, ihm durchaus friedfertig entgegengekommen waren. Er rühmt ſich ſogar, ſo und ſo viele Eingeborene „erlegt“ zu haben, und ſeine Mittheilungen über dieſen Zweig ſeiner glorreichen civiliſatoriſchen Thätigkeit leſen ſich etwa ſo, wie Friedrich Gerſtäckers phantaſiereiche Schilderungen ſeiner Jagdabenteuer im fernen Weſten von Amerika.

Von ſolch' einem Manne konnte es denn auch kaum noch Wunder nehmen, daß er die Gewohnheit hatte, dicht neben ſeinem Zelte einen Galgen errichten zu laſſen und daß er von dieſem Symbol abſoluter Hoheitsrechte gelegentlich auch in der Praxis den geeigneten Gebrauch machte. Daß er aber in ſeinem Uebermenſchenthum ſo weit gehen würde, an dem Galgen kalten Blutes eine junge Eingeborene aufknüpfen zu laſſen, die er ſich vorher als Kebsweib zugelegt hatte — das überſtieg doch die kühnſten Erwartungen ſelbſt derjenigen, denen es längſt ſchon kein Geheimniß mehr iſt, daß der Weg, den die kolonialpolitiſche Eroberung nimmt, durch unzählige ſcheußliche Verbrechen bezeichnet zu ſein pflegt.

Als der Abgeordnete Bebel dieſe furchtbare Thatſache zur öffentlichen Kenntniß brachte, ſenkte ſich das Gefühl tiefer moraliſcher Beſchämung in die Herzen ſeiner Zuhörer. Auf allen Seiten des Hauſes begann man nunmehr ſeinen weiteren Ausführungen erhöhte Beachtung zu ſchenken. Selbſt den Kolonialfreunden, die kurz vorher bei einer Stelle der Bebel'ſchen Rede in höchſt unpaſſender Weiſe laut aufgelacht hatten und dafür die vom Präſidenten hinterher gerügte Cenſur: „Frechheit!“ hatten einſtecken müſſen, ſelbſt ihnen fing es jetzt an ganz ſchwül zu Muthe zu werden.

Und Bebel sprach ruhig weiter. Er theilte aufs Genaueste die Einzelheiten des eben erwähnten Falles mit, welche keineswegs geeignet waren, das Verbrechen, dessen Dr. Peters sich schuldig gemacht hatte, in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Im Gegentheil: der Biedermann steht nach alledem noch scheusäliger da, als es der Fall sein würde, wenn wir über die begleitenden Umstände seiner That niemals etwas Näheres erfahren hätten. Herr Dr. Peters, der im schwarzen Erdtheil als Träger einer höheren Kultur, einer überlegenen Civilisation sich fühlte — er ließ allem Anschein nach lediglich deshalb das Mädchen aufhängen, das ihm Liebste gewesen, das an seinem Herzen geruht und mit dem er in nächtlicher Stille auf seinem Zeltlager intime Zärtlichkeiten ausgetauscht hatte, weil es sich mit seinem Diener „vergangen hatte", der dem Naturkind wahrscheinlich besser gefiel, als sein Herr. Aus einem Gefühl kleinlichster Eifersucht und gekränkter Eitelkeit heraus hat der Ehrenmann das arme Kind aufhängen lassen, und da er ein gerechter Herr war, ließ er den in gleicher Weise schuldigen Diener dicht daneben an den Galgen knüpfen.

Das Alles that Herr Dr. Karl Peters ohne irgend welche Erregung. Er ging bei diesem Akt gemeinster Rache so kaltblütig zu Werke, daß er seinen Opfern das Urtheil von einem sogenannten Kriegsgericht auf eine falsche Anschuldigung hin sprechen ließ. Sie sollten sich der Spionage schuldig gemacht haben, und da man im Kriege mit den Eingeborenen sich befand, war die Hinrichtung die einzig angezeigte Sühne für ihr „Verbrechen".

Zur Ehre der Menschheit konnte Herr Bebel konstatiren, daß in der Umgebung des Dr. Peters doch noch nicht alle so verroht waren wie er selbst. Der Lieutenant Bronsart von Schellendorf, dem die Exekution der beiden Delinquenten aufgetragen worden war, weigerte sich, den Befehl zu vollstrecken, da er das mit seiner Mannes- und Offiziersehre nicht vereinbaren könne. Und der berühmte Dr. Peters steckte diese moralische Ohrfeige ruhig ein. Aber er sah sich durch die vernichtende Kritik, die ein ehrliebender Soldat an seinem Verhalten übte, in keiner Weise veranlaßt, auf sein scheußliches Vorhaben zu verzichten. Die beiden Missethäter sollten nun einmal baumeln, weil es ihm, dem Herrn über Leben und Tod, just so gefiel, und wenn der mit der Strafvollstreckung beauftragte Offizier sich weigerte, dem ihm gewordenen Befehl

nachzukommen, so mußte eben der Lazarethgehülfe zu Deutschlands Ruhm und Ehre des Henkeramtes walten. Und also geschah es. . .

Diese Greuelthat des wackern Vertreters echt deutscher Gottesfurcht und Zucht und Sitte ward bald schon ruchbar in weitesten Kreisen. Die Entrüstung, welche die Europäer in Afrika darüber empfanden, war eine große, und als eines Tages Dr. Peters in Moschi der englischen Mission einen Besuch abstatten wollte, weigerte Bischof Tucker sich, den Besuch eines Mörders zu empfangen. Aber auch diese blutige Beleidigung nahm der wackere Vorkämpfer des Deutschthums gleichmüthig hin. Der Form halber unternahm er zwar einen Versuch, den englischen Bischof umzustimmen, indem er ihm einen Brief schrieb, in welchem er zu seiner Entschuldigung geltend machte, daß er nach muhamedanischem Ritus mit der kleinen Eingeborenen getraut gewesen sei und an ihr nur die nach Landesbrauch übliche Strafe wegen Ehebruchs habe vollstrecken lassen . . . .

Die Erwähnung dieser Vorgänge war nicht nur für die Herren Regierungsvertreter außerordentlich peinlich. Ein Gefühl schlimmsten Unbehagens bemächtigte sich des ganzen Hauses, und als Herr Bebel sich dann mit den Vergehungen der Leist und Wehlan befaßte und Worte strengster Verurtheilung auch über ihr schmähliches Treiben fallen ließ, sprach er das aus, was der weitaus größte Theil der Volksvertreter im tiefsten Herzensinnern empfand.

Herr Dr. Kayser, der nach Bebel das Wort ergriff, hatte einen schweren Stand. Er mochte das auch selbst wohl fühlen und ließ daher in hohem Grade jene Schneidigkeit vermissen, durch die andere Regierungsvertreter sozialdemokratischen Angriffen gegenüber sich glauben auszeichnen zu müssen. Die Rolle eines Vertheidigers des Dr. Peters, welche Herr Kayser nothgedrungen übernahm, war eine keineswegs dankbare, und in der Art und Weise, wie er diese Rolle auffaßte und durchführte, war keine Spur von der Geschicklichkeit zu merken, die man bei andern Anlässen wiederholt an ihm bewundern konnte.

Dr. Kayser gab zunächst ohne alle Einschränkung die Erklärung ab, daß jeder Deutsche auch in den Kolonien unter dem deutschen Strafgesetz stehe; statt jedoch hieraus die einzig mögliche logische Folgerung der Verantwortlichkeit der Peters und Genossen auf Grund des geltenden Rechtes zu ziehen, mühte er sich ab, den Herren Volksvertretern

klar zu machen, aus welchen rein formalen juristischen Gründen ein strafprozessualisches Vorgehen gegen diese Leute, die Deutschland Schande bereiteten, dennoch unmöglich sei. Diese Ausführungen hatten gar viel des Beschämenden an sich, und wenn der Vorsteher des Kolonialamtes wirklich über ein lebendiges Nationalempfinden verfügt, muß ihm dabei die Schamröthe ins Antlitz gestiegen sein.

Aber es schien nicht so, als ob Dr. Kayser besonders erregt wäre. Was er zu sagen hatte, brachte er in einem merkwürdig blasirten Tone vor — es war so, als ob die Sache selbst ihn gar nichts angehe, als ob er nur namens und im Auftrage der Regierung das Wort ergreife in einer Angelegenheit, die für ihn eigentlich recht uninteressant sei.

Als Herr Kayser mit seinem Vortrag zu Ende war, herrschte eisiges Schweigen im Reichstag. Er konnte nunmehr nicht länger im Unklaren darüber sein, daß seine Rede verstimmend gewirkt hatte. Wie sehr dies der Fall gewesen, ging aus der Rede des Centrumsabgeordneten Dr. Lieber hervor, welcher erklärte, die Vertheidigung des Dr. Peters durch Herrn Kayser lasse jenen noch schuldiger erscheinen, als Bebels Anklagerede. In der That mußte dieser Eindruck nach dem Vorhergegangenen allgemein vorherrschen. Wenn auf Vorwürfe wie diejenigen, welche Bebel gegen den Dr. Peters vorgebracht hatte, der oberste Vertreter der Reichsbehörde, welche den Mann in ihren besonderen Schutz und Dienst genommen hat, nur mit leeren Redensarten und gequälten juristischen Klügeleien zu antworten weiß, dann ist das ein trauriger Beweis dafür, daß die Wahrnehmung der kolonialpolitischen Interessen des deutschen Volkes Händen anvertraut ist, die von Rechts wegen sich damit nicht sollten befassen dürfen.

Die Rede des Dr. Lieber war aber auch schon um dessentwillen besonders beachtenswerth, weil aus ihr deutlich hervorging, daß die Regierung sich in Fragen der Colonialpolitik in Zukunft keineswegs mehr auf das Centrum verlassen kann. Die Centrumspartei mag wohl schon lange eine Schwenkung in dieser Hinsicht geplant haben und bediente sich nun in höchst geschickter Weise des äußeren Anlasses, den die Colonialdebatte ihr bot, um diese Schwenkung vor Aller Augen vorzunehmen. Die Reichsregierung kann also in Zukunft in solchen Fragen keineswegs auf eine sichere Reichstagsmehrheit rechnen – was ihr ganz besonders peinlich sein mag im Hinblick auf bestehende Flottenvergröße-

rungspläne, welche sogar die Billigung des Kaisers gefunden haben sollen.

Bei der großen Wichtigkeit, welche demnach der Debatte vom 13. d. M. innewohnte, konnte es weiter nicht auffallen, daß am darauffolgenden Tage Herr Kayser nochmals auf den Fall Peters zurückkam und dabei die Wirkung der Bebel'schen Ausführungen wesentlich abzuschwächen suchte. Im Uebrigen machte er der Mehrheit des Reichstags jetzt doch schon das Zugeständniß, daß er erkärte, wenn Dr. Peters sich wirklich in der von dem Abgeordneten Bebel erwähnten Weise vergangen habe, so hätte er sich eines Aktes der brutalsten persönlichen Rachsucht schuldig gemacht. Auch stellte Herr Kayser am Schluß seiner Ausführungen eine genaue Untersuchung des Falles in sichere Aussicht.

Der deutsch-freisinnige Abgeordnete Lenzmann nannte das erneute parlamentarische Verfahren gegen Peters ein Wiederaufnahmeverfahren. Und in der That handelte es sich um ein solches. Herr Peters ließ seine Vertheidigung durch den ihm nahestehenden Abg. von Arnim vorbringen, dem er einen Brief geschrieben hatte, welcher zwar Bebel's Behauptungen nicht zu entkräften vermochte, wohl aber erkennen ließ, daß sein Verfasser vor dem deutschen Reichstag mit der Wahrheit eben so willkürlich glaubt umspringen zu dürfen, wie im schwarzen Erdtheil mit dem Leben der Eingeborenen. Der Eindruck, den diese Vertheidigung machte, war ein geradezu vernichtender. Selbst Dr. Kayser konnte nicht umhin, den unwahren Darlegungen energisch entgegen zu treten und das dreiste Lügengewebe bloß zu legen. Seine Rede hatte diesmal sogar einige Höhepunkte, die des Beifalls würdig erschienen. Dennoch aber gelang es ihm auch jetzt nicht, die Gunst des Centrums, für das er hauptsächlich sprechen mochte, zurück zu gewinnen. Dr. Lieber gab vielmehr namens des Centrums die Erklärung ab, daß seine Partei für jetzt und immer Front machen werde gegen die bekannten „uferlosen Flottenpläne".

Daß auch der Justizminister von Schönstedt mit wenig Glück in die Debatte eingriff, und daß Herr Bebel wiederum mit großer Verve sprach, möge der Vollständigkeit halber noch erwähnt werden. Natürlich zerpflückte Bebel den formal-juristischen Standpunkt, den der Herr Justizminister wieder ins Treffen führte, um die auffällige Indolenz der Regierung zu erklären, mit ingrimmiger Laune. Auch der Abgeordnete

Richter fand kräftige Worte des Abscheus über das Vorgehen des Dr. Peters, der trotz allem Vorgefallenen sich bis jetzt einzubilden schien, daß er der Mann sei, welcher berufen ist, der deutschen Kolonialpolitik ihre Bahnen vorzuschreiben. Auch Dr. Lieber ergriff noch einmal das Wort, um über die volle Tragweite seiner Absage an die Kolonialpolitik der Regierung ja keinen Zweifel übrig zu lassen. Dr. Kayser hatte endgültig die Partie verloren und wenn er auch heute eine etwas bessere Rolle gespielt hatte, als gestern, so glaubte Herr Bebel ihm doch immer noch den schwerwiegenden Vorwurf machen zu dürfen, daß er mit seiner Neigung zum Vertuschen, mit seiner Nachgiebigkeit und seiner eigenartigen Moralauffassung als Leiter des Kolonialamtes gar nicht an seinem Platze sei. . . .

Nach dieser großen parlamentarischen Haupt- und Staatsaktion, die in der Sitzung vom 16 d. M. noch zu einer kleinen Nachtragsdebatte führte, wird die politische Rolle des Dr. Peters aller Voraussicht nach ausgespielt sein. Der Mann, der als brutaler Henkersknecht sich erwies, der aus wilder Lust am Morden unschuldige Menschen tödten ließ, ist selbst todt auf der Strecke geblieben.

Man darf nun neugierig sein auf den Verlauf und Ausgang der Untersuchung, welche die Regierung durch Herrn Dr. Kayser nachträglich in Aussicht stellen ließ. Sollte das neue Verfahren wiederum zu einem greifbaren Ergebniß nicht führen, so mögen die Juristen das verstehen, das Volk aber wird es nicht zu fassen vermögen, daß der Henker Peters straffrei alle seine Gräuelthaten sollte begangen haben. Die öffentliche Meinung kennt den Fall Peters zur Genüge — für sie ist Dr. Karl Peters, der vor wenigen Tagen noch einflußreich und angesehen war, heute schon ein gerichteter und verurtheilter Mann. Und das von Rechts wegen.

K. Sch.

Die projektirte lex Brauſewetter.

Der Vorgang, daß an den Entſcheidungen einer Berliner Strafkammer ein Richter als Vorſitzender Theil genommen hat, welcher unmittelbar nach ſeiner letzten Thätigkeit in Geiſteskrankheit verfallen iſt, hat längere Zeit die öffentliche Meinung erregt. Da zur Zeit im Reichstag eine Strafprozeß-Novelle berathen wird, hat der Vorfall den Anlaß zu einem Antrag gegeben, in die Strafprozeßordnung eine ſpeziell auf den Fall zugeſchnittene Vorſchrift aufzunehmen, welche die Wiederaufnahme eines Strafverfahrens ermöglichen ſoll, wenn hinterher einer der mitwirkenden Richter in Geiſteskrankheit verfällt. Der Antrag iſt zwar bei der erſten Leſung in der Juſtizkommiſſion des Reichstags abgelehnt worden. Allein es iſt ſicher, daß er bei der zweiten Leſung wiederkehrt und nicht unwahrſcheinlich, daß er ſich hierbei mehr Freunde erwirbt. Die Wichtigkeit und das allgemeine Intereſſe des Gegenſtandes dürften es rechtfertigen, auch vor einem größeren Publikum, als dem der Fachjuriſten, die Frage ſowohl nach dem geltenden Recht, als nach der Richtung, die eine Reform deſſelben zu nehmen hätte, zu erörtern. Meines Erachtens ergiebt ſich hierbei ein überraſchend einfaches Reſultat, das, wie ich glaube, von den Bekennern der verſchiedenſten Standpunkte gleichmäßig aeceptirt werden könnte.

Daß ein Geiſteskranker an ſich das Richteramt auszuüben unfähig iſt, dies iſt ſchon in den alten römiſchen wie deutſchen Quellen anerkannt. Das römiſche corpus juris ſchreibt vor, daß der furiosus das Richteramt nicht üben darf „qua judicio caret", weil er der Urtheilsfähigkeit ermangelt. Der Schwabenſpiegel (Kap. 71, S. 2) beſtimmt bei Aufzählung der Eigenſchaften des Richters:

> „Er ſoll auch nicht ein Stummer, noch ein Tore ſin . . . Sweles der Dinge eines an dem Man iſt, der mag mit Rechte nicht Richter geſin."

Im ſogenannten gemeinen Prozeß, welcher in Deutſchland bis 1879 in denjenigen Ländern galt, in welchem moderne Prozeßgeſetze nicht erlaſſen waren, und in welchem die römiſchen Geſetze das anzuwendende Recht darſtellten, wurde denn auch übereinſtimmend die Unfähigkeit der Geiſteskranken zu richterlicher Thätigkeit gelehrt. Der bedeutendſte der neuen gemeinrechtlichen Prozeſſualiſten, Wetzell, ſagt in ſeinem Syſtem des ordentlichen Civilprozeſſes (S. 419):

> „Die weſentlichen Erforderniſſe (nämlich für das Richteramt) beſtehen:
>
> a) in der Fähigkeit der Wahrnehmung und des Urtheils, ohne welche keine richterliche Thätigkeit denkbar iſt, weshalb Wahnſinnige .... überall nicht Richter ſein können ...."

Unſere neueren Geſetze lieben derartige kaſuiſtiſche Vorſchriften in allgemeinen grundlegenden Lehren nicht. Es findet ſich deshalb in den Reichsjuſtizgeſetzen keine poſitive Beſtimmung des Inhalts, daß ein Geiſteskranker nicht richten dürfe. Allein nicht deshalb iſt die Aufnahme einer ſolchen Vorſchrift unterblieben, weil eben das Gegentheil

gelten solle, sondern weil sie so selbstverständlich ist, daß es ihrer Normirung nicht bedarf. Die Grundlage aller rechtlichen Handlungen der Menschen ist die Dispositionsfähigkeit des Handelnden. Das ist ein Satz, der unser ganzes Rechtsgebäude so sehr beherrscht, daß er unausgesprochen auch in demjenigen Rechtsgebiete gilt, in welchem er eine positive schriftliche Fixirung nicht gefunden hat. Für unseren Prozeß: Civil- wie Strafprozeß wird man ihn um so weniger in Abrede stellen können, als es ein Mittel, geisteskranke Richter von der Ausübung des Richteramtes fern zu halten, sonst überhaupt nicht geben würde. Die Justizverwaltung und die sonst bei der Zusammensetzung der Richterbank mitwirkenden Organe haben nämlich keineswegs die Befugniß, nach ihrem Ermessen einen Richter von der Ausübung des Richteramtes auszuschließen, weil sie denselben nicht für geeignet halten. Es ist eine der wesentlichsten Garantien des Verfahrens, daß derartiges nicht geschehen darf. Ein geisteskranker Richter kann allerdings in einem sehr weitläufigen Verfahren aus seinem Amte entfernt werden. Aber bis dies geschehen ist, würde Niemand befugt sein, ihm seine Thätigkeit zu wehren, wenn man nicht eben den Satz als geltendes Recht annähme, daß die Thatsache der mangelnden Dispositionsfähigkeit an sich die Unfähigkeit zur Ausübung des Richteramtes bedingt. Ja, auch für Geschworene würde sich das gleiche Resultat ergeben. Das Gesetz bestimmt, daß vor der Auslosung „die zum Geschworenenamt Unfähigen" auszuscheiden sind. Allein es bestimmt unter den Unfähigkeitsgründen (§§ 32, 85 des Gerichtsverfassungsgesetzes) von Geisteskrankheit nichts. Man müßte also einen geisteskranken Geschworenen, namentlich wenn erst nach Bildung der Geschworenenbank die Geisteskrankheit zu Tage tritt, ruhig fungiren lassen. Es wird Niemand behaupten, daß unsere Prozeßgesetze sich soweit vom gesunden Menschenverstande entfernen, daß ein solcher Zustand möglich sein könnte. Wenn ich deshalb den Satz aufstelle:

„Ein Geisteskranker ist auch nach dem Prozeßrecht des Deutschen Reiches unfähig, das Richteramt auszuüben",

so möchte ich glauben, mit diesem Satze bei keinem Juristen auf Widerspruch zu stoßen.

Damit ist freilich die Frage noch nicht gelöst, welche Folgen es hat, wenn trotzdem ein Geisteskranker als Richter fungirt hat. Hierbei ist allerdings zuzugeben, daß die allgemeinen Grundsätze über die Erklärungen von Geisteskranken, wie sie unser Privatrecht beherrschen, auf das öffentliche Recht und namentlich auf die Aeußerungen der Organe der Staatsgewalt nicht ohne Weiteres anwendbar sind. Im Privatrecht ist eine Willenserklärung, welche ein Geisteskranker abgegeben hat, damit unwirksam, daß man ihr mit der Einrede begegnen kann, sie sei eben gar nicht vorhanden. Eine derartige Behandlung vertragen die Akte der Staatsgewalt allerdings nicht. Wenn ein geisteskranker Monarch Gesetze oder Verordnungen erlassen hat, wenn im Parlament ein geisteskrankes Mitglied mitgestimmt und die Mehrheit herbeigeführt hat [1]), so können die bezüglichen Gesetze und Verordnungen nicht vor

[1]) Man braucht dabei nicht gerade an den deutschen Reichstag mit seinen ca. 400 Mitgliedern zu denken. Auch die deutschen Duodezstaaten, deren Parlamente vielleicht nur 15—20 Mitglieder zählen, kommen in Betracht.

Gericht einfach als nicht erlassen behandelt werden. Die Amtsgewalt hat gehandelt, wenn nur äußerlich ein legitimirter Träger derselben gehandelt hat. Eine andere Auffassung müßte zu unhaltbaren Konsequenzen führen. Denn so gut wie die Geisteskrankheit, müßte man auch andere sogenannte Willensfehler, wie namentlich Betrug, Irrthum und Zwang gelten lassen. Man käme zu der Konsequenz, daß wenn jemand ein Amt durch Betrug sich erschlichen hat, die Amtsübertragung ungültig wäre und deshalb alle Amtshandlungen des betreffenden Beamten keine Wirkung hätten und was dergleichen Folgerungen mehr sind. Akte der Staatsgewalt gelten deshalb, auch wenn sie von Geisteskranken vorgenommen sind, bis zu ihrer Wiederbeseitigung durch einen neuen Akt der Staatsgewalt. Ob und wie weit diese Wiederbeseitigung zuzulassen ist, das ist die Frage, um die es sich hier handelt. Sie ist durchaus nicht für alle Gebiete der Staatsthätigkeit in gleichem Sinne zu lösen. Auf dem Gebiete der Gesetzgebung giebt es kein anderes Mittel, als die Vereinigung der gesetzgebenden Faktoren zu neuem Akt. Kommt es zu einem solchen nicht, so bleibt das Gesetz thatsächlich bestehen. Kein Nachfolger des geisteskranken Monarchen hätte eben das Recht, es anzufechten. Handelt es sich um Akte der Verwaltung, so wird es in sehr vielen Fällen möglich sein, die Fehler durch einen neuen Verwaltungsakt zu beseitigen; man kann ihn aber auch ruhig bestehen lassen, wenn der Nachfolger in der Regierung oder im Amt den früheren Akt für sachlich richtig hält. Viele Fälle wird es freilich geben, in denen auch ein Verwaltungsakt bereits derartige Rechtswirkungen für andere Personen erzeugt hat (z. B. Begnadigungen), daß seine einfache Aufhebung nicht mehr möglich ist. Und in Fällen solcher Art muß man den mangelhaften Rechtszustand thatsächlich hinnehmen. Anders liegt es auf dem Gebiet der Rechtsprechung. Zwar hat letztere mit den anderen Gebieten das gemein, daß die Betheiligten befugt sind, die Entscheidung auch eines geisteskranken Richters bestehen zu lassen, wenn sie dieselbe sachgemäß finden. Aber wenn dies nicht der Fall ist, wenn die Parteien die Anfechtung des Urtheils begehren, so folgt es aus dem Wesen der Justizakte, daß solche zugelassen werden muß. Denn das Wesen der Gerechtigkeit wird vernichtet, wenn das Verlangen gestellt wird, sich dem Urtheile eines Richters zu fügen, welcher bei der Urtheilsfällung dieses Wesen zu erkennen nach seinem Zustande nicht fähig war. Dies erhellt am augenfälligsten, wenn es sich um das Urtheil eines Einzelrichters handelt, welches im Civilprozeß eine außerordentlich große, im Strafprozeß immerhin eine keineswegs unerhebliche Bedeutung hat. Das Schicksal jener Menschen, die in die Arbeitshäuser geschickt werden, hängt fast durchweg von der Entschließung eines Einzelrichters ab.

Im Uebrigen ist es aber gleichgiltig, ob es sich um einen Einzelrichter oder ein Kollegium handelte, da die Geistesgesundheit aller Richter die Voraussetzung für die Gerechtigkeit des Urtheils bildet und überdies das Stimmenverhältniß und der Einfluß der einzelnen Richter sich der Beurtheilung der Betheiligten entzieht.[1]) Nun wird dem Ver-

[1]) Wie es gar möglich ist, dem kollegialen Wesen dann eine Bedeutung beizulegen, wenn es sich um die Person des Vorsitzenden handelt, der die ganze

langen nach gesetzlicher Regelung dieses Falles entgegengehalten, es würde die Autorität der Gerichte gefährden, wenn man ganz direkt auf die Geisteskrankheit eines Richters als Grund für die Urtheilsanfechtung im Gesetz hinweise. Ich vermag diesem Argument zwar keine logische, doch eine gewisse ästhetische Berechtigung zuzuerkennen. Allein daraus folgt meines Erachtens nur, daß ein Prozeßgesetz so gearbeitet sein muß, daß aus seinen *allgemeinen* Grundsätzen auch dieser — immerhin seltene — Fall sich in Gerechtigkeit lösen läßt, so daß man seiner speziellen Erwähnung nicht bedarf. Wenn wir unsere Prozeßgesetze daraufhin prüfen, werden wir sofort erkennen, daß, wie in sehr vielen Fällen auch für unsere Frage sich hier der Unterschied zwischen gut und schlecht gearbeiteten Gesetzen zeigt.

Bei der Anfechtung von Entscheidungen geisteskranker Richter muß man nämlich unterscheiden, ob man von der Thatsache der Geisteskrankheit zu einer Zeit Kunde erhielt, wo noch ein ordentliches Rechtsmittel (Berufung, Revision) gegen das Urtheil zulässig ist, oder ob das Urtheil bereits rechtskräftig ist. Beschäftigen wir uns zunächst mit dem ersteren Falle. Ist gegen das Urtheil die Berufung zulässig, so ist die Sache außerordentlich einfach: man hat im Berufungsgericht ein vollständig frei erkennendes neues Gericht, welches einen neuen sachlichen Spruch erläßt, oder auch — je nach den Umständen — eine nochmalige Verhandlung in erster Instanz anordnet. Ist das zulässige Rechtsmittel die Revision, so kann dasselbe allerdings nur darauf gestützt werden, daß das Urtheil auf einer Verletzung des Gesetzes beruht. Allein auch hier ist die Abhilfe vollständig erreichbar. Die Civilprozeßordnung wie die Strafprozeßordnung (§ 513 Nr. 1 bezw. § 377 Nr. 1) schreiben übereinstimmend vor, daß ein Urtheil stets als auf einer Gesetzesverletzung beruhend anzusehen ist, „*wenn das erkennende Gericht nicht vorschriftsmäßig besetzt war*“. Vorschriftsmäßig ist ein Gericht aber nicht besetzt, wenn Jemand dabei mitgewirkt hat, der Richter zu sein unfähig ist. Dies ist allgemein anerkannt. Das Reichsgericht sagt in einem Urtheil vom 16. Oktober 1880 (Entscheid. in Strafsachen Bd. III S. 9):

> „Die Bestimmung des § 377 Ziffer 1 der Strafprozeßordnung versteht . . . unter vorschriftsmäßiger Besetzung des

Leitung der Verhandlung in seiner Hand hält und den größten Einfluß auch bei der Entscheidung ausübt, ist kaum bezweifelt. Im Uebrigen will ich auf die Lage des Einzelfalles nicht eingehen. Die herangezogenen Aeußerungen der übrigen Kammermitglieder, daß sie den Vorsitzenden für geistesgesund gehalten haben, erscheinen mir für die Frage ohne jeden Belang. Wenn die Ansicht dieser Richter richtig ist, so würde daraus allerdings folgen, daß eine Anfechtung des Urtheils als sachlich unbegründet zurückgewiesen werden müßte; aber doch nur nach reiflichem Gehör durch die geordnete richterliche Instanz, welche auch eventuelle Gegenbeweise zu erheben hätte. Mit Richten kann eine solche Erklärung für die Abscheidung des rechtlichen Gehörs herangezogen werden.

Die Verweisung auf die Gnadeninstanz ist mir völlig unerklärlich, da die Gnadeninstanz doch nicht die Befugniß hat, das Urtheil aufzuheben und eine neue Verhandlung anzuordnen. Zum Erlaß der Strafe kann aber doch die Begnadigungsinstanz unmöglich deshalb schreiten, weil ein Fehler in der Gerichtsbesetzung vorlag.

Gerichts zunächst nur die Besetzung desselben mit der gesetzlichen Richterzahl, sodann aber bezweckt sie die Ausschließung solcher Personen von der Mitwirkung, die zum Richteramt überhaupt unfähig sind ..."

In einer ferneren Entscheidung vom 27. November 1880 (ebda. S. 242) heißt es übereinstimmend, der Revisionsgrund sei gegeben, „wenn ... eine der als Richter zugezogenen Personen zu der Theilnahme an Gerichtssitzungen überhaupt ... persönlich nicht befähigt war." Ebenso äußert sich Prof. John in seiner Strafprozeßordnung Bd. I S. 288. Wer nun den Satz zugiebt, daß die Unfähigkeit des Geisteskranken zur Richterthätigkeit eine — wenn auch nicht mit direkten Worten ausgesprochene — Vorschrift unseres Rechts sei, der kann die Folgerung nicht abweisen, daß ein Gericht, in welchem ein Geisteskranker gesessen hat, nicht vorschriftsmäßig besetzt war. Eine so allgemein anerkannte Autorität, wie der frühere österreichische Justizminister Glaser, rechnet deshalb den Fall der Geisteskrankheit eines Richters ganz direkt zu den Anfechtungsgründen des § 377 der Strafprozeßordnung. Ich habe nicht gesehen, daß irgend einer der Ausleger unserer Prozeßgesetze dem entgegengetreten wäre.[1])

Demnach scheint es mir unzweifelhaft zu sein, das die Mitwirkung eines geisteskranken Richters, wenn sie rechtzeitig entdeckt und mittels der Revision geltend gemacht wird, sowohl im Civil- als im Strafprozeß nach dem geltenden Recht zur Aufhebung des Urtheils führen muß und daß deshalb für diesen Fall irgend eine gesetzliche Neuerung gar nicht erforderlich ist. Betrachten wir nun den zweiten Fall, daß die Anfechtung des Urtheils nicht mehr möglich ist. Dies kann sein: einmal weil das Urtheil überhaupt ein Urtheil letzter Instanz ist; es kann aber auch namentlich darin beruhen, daß die Geisteskrankheit des Richters sich erst zu einer Zeit offenbart, in welcher die Frist für die Revision bereits abgelaufen ist.

[1]) Nicht verschwiegen mag allerdings bleiben, daß das frühere preußische Obertribunal in einem Erkenntniß vom 6. Oktober 1870 (abgedruckt bei Goldammer, Archiv für preußisches Strafrecht, Bd. 18, S. 839) die Geisteskrankheit eines Richters als Grund für die Aufhebung des Urtheils nicht anerkannt hat. Die Entscheidung ist für das rheinisch-französische Recht ergangen und stützte sich darauf, daß das französische Gesetz vom 20. April 1810 nur eine bestimmte Zahl von Richtern, nicht aber weitere Qualitäten der Richter garantire. Die Entscheidung stellte auch gegenüber dem französischen Recht einen bedauerlichen Formalismus dar. Für unser gegenwärtiges Recht kann sie aber jedenfalls nicht herangezogen werden. Kürzlich ist die Frage, gerade aus dem Anlaß des Falles Braunewetter beim Reichsgericht zur Erörterung, aber nicht zur Entscheidung gebracht worden. Nach den Zeitungsberichten hat das Reichsgericht die Rüge, daß ein geisteskranker Richter mitgewirkt habe, aus dem formalen Grunde nicht zugelassen, weil sie nicht bereits in der schriftlichen Begründung der Revision aufgestellt war. Dies entspricht dem bestehenden Rechte, zeigt aber nur wiederum einen Mangel desselben durch übertriebenen Formalismus. Im Civilprozeß darf man jede Rüge beim Reichsgericht bis zum Schlusse der mündlichen Verhandlung vorbringen. Es ist nicht ersichtlich, weshalb dies im Strafprozeß nicht ebenso sein kann.

Offenbar erfordert die Gerechtigkeit, daß die Partei hier ebenso zu ihrem Recht komme. Wenn wir nun auf diesen Punkt hin unsere beiden großen Prozeßgesetze, die Civilprozeßordnung und die Strafprozeßordnung, mit einander vergleichen, so kommen wir auf den oben betonten Unterschied zwischen guten und schlechten Gesetzen. Weil unsere Civilprozeßordnung ein — was System, Gesetzestechnik und Sorgfalt der Bearbeitung betrifft — ganz vorzügliches Gesetz ist, ist der Fall bei ihr durch Anwendung allgemeiner Grundsätze ohne jede Casuistik in der sachgemäßesten Weise geregelt. Weil unsere Strafprozeßordnung von allen erwähnten Vorzügen die direkten Kehrseiten aufweist, läßt sie mich in diesem Punkt im Stich. Beide Gesetze kennen aus besonderen Gründen eine Wiederaufnahme des Verfahrens auch nach rechtskräftigem Urtheil. Die Civilprozeßordnung geht — im Anschluß an die gemeinrechtliche Lehre von den sogenannten unheilbaren Nichtigkeiten — davon aus, daß, wenn bei einem Urtheil diejenigen Elemente fehlen, auf welche sich der Anspruch, es als einen Akt der Gerechtigkeit anzusehen, überhaupt gründet, die Anfechtung auch bei der Rechtskraft des Urtheils gestellt werden müsse. Demgemäß schreibt die Civilprozeßordnung in einem allgemeinen Satze (§ 542) vor:

„Die Nichtigkeitsklage findet statt:

1. wenn das erkennende Gericht nicht vorschriftsmäßig besetzt war . . ."

Wie wir gesehen haben: eine völlig ausreichende Vorschrift. Damit sie nicht mißbraucht werde, ist weiter vorgeschrieben, daß die Nichtigkeitsklage nicht stattfindet, wenn die Nichtigkeit des Urtheils mittels eines Rechtsmittels geltend gemacht werden konnte, d. h. also auf unseren Fall angewendet: Wenn die Partei die Geisteskrankheit des Richters mittels Berufung oder Revision geltend zu machen im Stande ist, muß sie dieses thun und kann, wenn sie es unterlassen hat, keine Wiederaufnahme des Verfahrens aus diesem Grunde finden. War die Partei aber zu solcher Geltendmachung damals nicht im Stande, so muß ihr gestattet werden, auch das rechtskräftige Urtheil noch anzufechten. Weshalb gelten nun diese einfachen und klaren Sätze nicht auch für den Strafprozeß? Die Antwort lautet: Keineswegs aus irgend einem Prinzip. Denn es läßt sich kein Prinzip ausfindig machen, welches es rechtfertigte, Urtheile, die auf unvorschriftsmäßiger Besetzung des Gerichtes beruhen, für den Civilprozeß zur Aufhebung zu bringen, für den Strafprozeß aber bestehen zu lassen. Eher ließe sich bei den schweren Folgen der strafrichterlichen Urtheile das Gegentheil rechtfertigen. Nur Systemlosigkeit und mangelnde Sorgfalt verschulden den jetzigen fehlerhaften Zustand im Strafprozeß. Darum nehme man sich bei der Reform des Strafprozesses ein Beispiel an der Gestaltung des Civilprozesses und ahme das Wiederaufnahmeverfahren demjenigen der Civilprozeßordnung nach. Vor Allem durch die Bestimmung, daß auch im Strafverfahren die Wiederaufnahme gestattet ist, wenn das Gericht nicht vorschriftsmäßig besetzt war, vorausgesetzt, daß der Mangel nicht mittels Rechtsmittels angefochten werden konnte.

Berlin. Hermann Jastrow.

Das Vereinsrecht und die Frauen.

Es war leicht vorauszusehen, daß der Reichstag bei seinen Verhandlungen über das Vereins- und Versammlungsrecht auch die Frauenfrage streifen und die politischen Berechtigungen der Frauen bei dieser Gelegenheit berühren würde. Das ist nun auch geschehen, wenn auch nicht behauptet werden kann, daß die Debatte auf der Höhe ihrer Bedeutung stand. Es zeigt sich öfters bei Berathungen, die schwere und weitgreifende allgemeine Probleme sozialer Natur betreffen, daß nur die Oberfläche berührt, über die tiefere sittliche Bedeutung aber leicht hinweggegangen wird. So auch jetzt bei den genannten, das Interesse der Frauenwelt lebhaft in Anspruch nehmenden Berathungen. Es scheint, als ob die Frauenfrage für die Masse unserer Volksvertreter noch immer nicht Gegenstand ernsten Studiums geworden ist, wenn auch die Bemühungen und das Interesse einzelner alle Anerkennung verdienen. Man darf daher zweifeln, daß in der Kommission, an die der bezügliche Gesetzentwurf verwiesen wurde, eine Erweiterung der Frauenrechte im politischen Leben ernstlich angestrebt werden wird, und sollte es der Fall sein, so bleibt es noch immer fraglich, ob diese Erweiterung vom Reichstage selbst angenommen wird.

Daß der jetzige Zustand ein widerspruchsvoller und unhaltbarer ist, scheint zwar keinem Zweifel zu unterliegen. Die Frauen dürfen an politischen Versammlungen als Besucherinnen wie als Rednerinnen theilnehmen, politischen Vereinen dürfen sie aber nicht angehören, ja nicht einmal den Festen derselben beiwohnen. Nun ist aber der Begriff eines „politischen Vereins" keineswegs klar und feststehend, sondern streitig und dehnbar. Das Reichsgericht nimmt nach seinen Entscheidungen an, daß unter „politisch" das zu verstehen ist, was die Verfassung, die Verwaltung und Gesetzgebung des Reiches, sowie die internationalen Angelegenheiten angeht; es bezeichnet aber auch wirthschaftliche Fragen mit „politisch", wenn es sich dabei um Aenderung bestehender Verhältnisse durch staatlichen Zwang handelt, oder überhaupt um soziale Fragen und soziale Gesetzgebung. Ein Urtheil des Kammergerichts will unter Politik Alles einbeziehen, was unter den Begriff der Staatswissenschaft fällt oder fallen kann. Man sieht, wie sehr schwankend der Begriff „politisch" ist und wie schwer es sich praktisch mit demselben operirt, besonders, wenn seitens der Regierung Neigung zu Beschränkungen vorhanden ist. Vielleicht käme man aus diesem Begriffszwiespalt am besten heraus, wenn man unter Politik hier die Beschäftigung mit den Fragen des öffentlichen Lebens ver-

stände, und die Frage einfach so stellte, ob sich die Frauen in Versammlungen, Vereinen, in Wort und That am öffentlichen Leben betheiligen können oder nicht.

Bisher hat man regierungsseits die Frauen von der praktischen Antheilnahme am öffentlichen Leben mit seinen vielseitigen und verzweigten Fragen möglichst fern zu halten gesucht, wie es scheint, aus prophylaktischen Gründen, d. h. um der Verschlechterung oder Entartung ihres Charakters vorzubeugen. Die Frauen lediglich bei ihrer häuslichen und wirthschaftlichen „Bestimmung" festhalten zu wollen, geht heute aus vielen Gründen nicht mehr an, es klingt daher wie ein offenbarer Anachronismus, wenn man vorsichtig im Parlamente die Frauen aufs „Haus" verweist und mit der Einräumung gewisser politischer Rechte sogleich „amerikanische Zustände" befürchtet. Hat man aber bei dem Fernhalten von dem Forum des öffentlichen Lebens die Erhaltung guter deutscher Frauenart und Frauensitte im Auge, so ist das seitens der Regierungen zwar sehr liebenswürdig, es kollidirt aber mit der Strömung der heutigen Zeit, in der ein Jeder die ihm eigene Kraft und Befähigung auch in den Fragen des öffentlichen Lebens bethätigen will ohne Unterschied des Geschlechts. Warum sollen den Frauen sogenannte politische Vereine verschlossen bleiben?

Warum sollen sie nicht über soziale, wirthschaftliche, politische Fragen diskutiren können, wenn ihnen die Gegenstände interessant sind und sie die genügende Sachkenntniß haben? Etwa um ihre weibliche Eigenart zu schonen? Da müßte man ihnen doch erst eine Zeit hindurch Gelegenheit geben, sich in der gewünschten Weise im öffentlichen Leben zu bethätigen, und wenn dann die Erfahrung lehrt, daß diese Beschäftigung dem eigentlichen Wesen der Frau doch widerstrebt, dann werden die Frauen selbst die Ausübung ihres Rechts aufgeben. Die Natur durch die deutsche Reichsgesetzgebung unterstützen, ist, wie ein bekannter witziger Abgeordneter richtig meinte, im Wesentlichen überflüssig, da die Natur besser Gesetze zu geben weiß; es ist vielleicht auch richtig, daß für viele Frauen der Impuls zur Bethätigung am politischen Leben durch ein freieres Vereinsrecht schwächer wird, da dann der jetzt vorhandene Reiz des Verbotenen aufhört . . . .

Wer auf eine Lösung der großen sozialen Zukunftsaufgaben hofft und an sie glaubt, muß die Schranken beseitigen helfen, die der politischen und sozialen Bildung der Frau entgegenstehen, und Niemand hat an dieser Bildung ein größeres Interesse, als der Staat selbst, der die Lösung jener großen Aufgaben vorzubereiten hat. Das jetzige Leben verlangt gebieterisch von einer gebildeten Frau einen klaren Blick in das politische Leben und seine Strömungen, in die Strebungen der verschiedenen Parteien und in die Maßnahmen der Regierung, damit sie nicht nur in Wirklichkeit die Gefährtin ihres Mannes und die Erzieherin ihrer heranwachsenden Söhne sein, sondern auch als selbständige Persönlichkeit die verständnißvolle Beurtheilerin politischer Erscheinungen und Persönlichkeiten darstellen und mit Goethes Leonore sprechen kann:

> Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
> Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.

Eine derartige Theilnahme am öffentlichen Leben, die sich immerhin in freier Aussprache der gewonnenen Ueberzeugungen äußern

mag, schädigt wohl kaum die Eigenart des Geschlechts, regt nicht die Leidenschaften an, berührt kaum Haus und Familie, sondern bedeutet lediglich die Abgabe eines wohlerwogenen Urtheils über öffentliche Zustände und Verhältnisse, eines Urtheils, das sich in wirthschaftlichen und gewerblichen Dingen ganz besonders werthvoll erweisen kann.

Ich weiß es und habe es erfahren, daß es gewissen Führerinnen der Frauenbewegung sehr peinlich ist, wenn man bei allen diesen Konzessionen vor der Frage des politischen Stimmrechts Halt macht, sie vor dem Streben nach diesem „höchsten politischen Gut" warnt und es ihnen nicht einräumen will. Aber gerade dieser Punkt scheint den Frauenrechtlerinnen von höchster Wichtigkeit zu sein, obgleich er ihnen das Wohlwollen wahrer und ehrlicher Freunde der Frauenbewegung am ehesten zu verscheuchen geeignet ist. Darum muß er klargestellt werden.

Das politische Stimmrecht soll ausgeübt werden auf Grund festgewurzelter, durch Erziehung, Bildung und Erfahrung errungener Ueberzeugungen, die ein Theil unseres geistigen Besitzes, unserer ganzen innern Persönlichkeit sind. Hier treten wir mit dem Nachdruck unserer ganzen Individualität für das Gesammtwohl, für den nach unserer Ueberzeugung vernünftigen und nützlichen Ausbau des geschichtlich Entstandenen und Errungenen ein und suchen unsere Meinung durch Wort und Schrift und Kampf zur Geltung zu bringen. Kein Zweifel, daß dabei Gemüth, Temperament und Leidenschaft bewegt werden, daß unsere Seele oft die reingestimmte Harmonie verliert und in dem widerstreitenden Kampf der Meinungen verwirrt, beunruhigt, getäuscht wird. Denn:

„Uns zu berücken borgt der Lügengeist
nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit
und streut betrügliche Orakel aus."

Ich kann meine Ueberzeugung nicht verhehlen, daß so mancher vortreffliche Mann in den unerfreulichen Wahlkämpfen, Agitationen und Diskussionen ein gutes Stück seiner ursprünglichen Objektivität und Herzenslauterkeit einbüßt. Ist es aber nun einmal das Geschick des Mannes, daß er aus dem Kampf der Meinungen Herz und Empfindung nicht ganz unberührt und lauter zurückbringen kann, so müssen diese Kämpfe und Erregungen mit um so größerer Sorgfalt von dem Leben der Frau ferngehalten werden, deren hoher Kulturberuf gerade aus der Lauterkeit und Unbefangenheit des Empfindens seine besten Kräfte zieht. Wie oft hat in den aufgeregten Zeiten der Wahlen ein in die Massen geworfenes klingendes Schlagwort schwere Reibungen und Verbitterungen hervorgerufen, wie oft ist der Meinungs- und Prinzipienkampf zu einem gehässigen persönlichen Streit geworden, der schmerzliche Wunden schlug!

So wie es die Pflicht des Mannes ist, das Gesetz zu schützen und sein Land mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, so wird er auch allein das Recht beanspruchen dürfen, entscheidende Beschlüsse über Staatseinrichtungen zu fassen, die man für gut und heilsam erkannt hat und für die man mit Gut und Blut einzutreten willens ist. Wehe dem Staate, der zu Zeiten schwerer politischer Kämpfe diese unter thätiger Mitbetheiligung der Frauen zu führen hätte, denn unfehlbar würde er die Wurzeln seiner Kraft und Existenz zerstören. Diese Kraft

liegt aber in der Ruhe und dem Frieden des häuslichen Herdes. Wenn nun die Frau aus stürmischen, erregten Verhandlungen kommt, ihre Leidenschaft in Bewegung gesetzt ist, ihre Seele unter den Nachwirkungen heftiger politischer Auseinandersetzungen und unvermeidlicher gewaltsamer Eindrücke bebt — wird sie da imstande sein, in derselben Stunde ruhigen Herzens ihre Lieblinge zu versorgen und zu unterstützen und ihr Tagewerk wie sonst mit Sorgfalt und Treue zu verrichten? Wir müssen es bezweifeln.

Für den Mann sind in der Gegenwart solche Kämpfe und Erregungen unvermeidlich und sein kräftigeres Naturell setzt ihnen größeren Widerstand entgegen; aber gerade deshalb ist sein Bedürfniß so groß, das innere gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen durch die friedlichen Bilder seiner Häuslichkeit, durch den Anblick seiner Kinder und des Waltens und Wirkens seiner Gattin. Nun denke man dagegen an eine ernste, vielleicht sogar leidenschaftliche Fortsetzung der politischen Erörterungen „am stillen Herd", und man wird sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren können. Es geschah deshalb aus einer psychologisch richtigen Erwägung, daß ein großer Theil der Vorkämpferinnen für das Stimmrecht der Frauen im gepriesenen „Musterlande" England dasselbe nur zunächst für die unverheiratheten und verwittweten Mitglieder des Geschlechts beanspruchte. Thöricht aber war es, daß jene eifrigen Damen die absolute Verschiedenartigkeit der Geschlechter in ihren Programmen und Aufrufen ignorirten und von der Frauenwelt als von einer Klasse sprachen, wie man etwa von Adel, Geistlichkeit oder Bürgerstand spricht. Und ebenso thöricht war es, daß sie sich den Anschein gaben, als erhofften sie von der thätigen Mitwirkung der Frauen am politischen Leben eine Milderung der Härten und Schroffheiten in den Parteikämpfen, denn thatsächlich wurden die politischen Verhandlungen der Frauen mit Schärfe und Bitterkeit geführt und so jedem ruhigen Beurtheiler die Besorgniß nahegelegt, daß eine Folge der Frauenbetheiligung an politischen Verhandlungen überhaupt die Abirrung des weiblichen Sinnes nach der Richtung der Verhärtung und Verbitterung sein werde. Wer Berliner Versammlungen mit weiblichen Theilnehmern beigewohnt hat, wird diese Besorgniß nachempfinden, wenngleich der urwüchsige Berliner Humor sehr oft ein versöhnliches Element in die Diskussion hineinträgt und ihr in vielen Fällen ihre Schroffheit und Bitterkeit benimmt.

Und damit wären wir denn an einen Punkt gelangt, der aufs klarste darauf hindeutet, daß die Bethätigung der Frauen am öffentlichen Leben kaum jemals eine starke Ausdehnung gewinnen, vielmehr naturgemäß vielfachen Einschränkungen unterliegen wird. Wer vor die Oeffentlichkeit tritt und von seinen Ueberzeugungen und Auffassungen Rechenschaft ablegt oder auf das öffentliche Leben bezügliche Vorschläge macht und begründet, muß allemal auf Widerspruch gefaßt sein und darf keine zarte Rücksicht, keine verbindliche und freundliche Form erwarten. Ja, er kann in die Lage kommen, hart und schroff angefaßt und ungerecht behandelt zu werden. Der im öffentlichen Leben stehende Mann ist an Kampf und Widerspruch gewöhnt; sie bilden einen Theil seines Wirkens und Lebens — die Frauen aber bringen dafür nicht die nöthige Kraft und Widerstandsfähigkeit, in vielen Fällen wohl auch nicht die nöthige Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit mit und wissen nicht, fest und unbeirrt durch Einwände und Widerspruch ihre An-

schauung zu vertheidigen und durchzusetzen. Leicht wird sich daher keine Frau zur thätigen Antheilnahme an der Behandlung öffentlicher Fragen entschließen; immer wird eine gewisse Scheu eintreten oder ein Kampf vorausgehen, hinter dem die sorgende Frage hervorlugt, ob nicht Kränkungen und Enttäuschungen dem Eintritt in die öffentliche Wirksamkeit folgen werden? Wenn man also auch den freien Willen der Frauen achten und ihnen die Bahn zum thätigen Eingreifen in Fragen des öffentlichen Lebens frei machen soll, so darf immer doch noch die Frage aufgeworfen werden, ob wahre und wohlmeinende Freunde der Frauen und der Frauenbewegung gut daran thun, die Ausübung dieses Rechts in weiterem Umfange für gut und wünschenswerth zu erklären und ihnen diese Ausübung in ihrem eigenen Interesse zu empfehlen? Es darf sogar gefragt werden, ob nicht gerade diejenigen Eigenschaften, die uns das Geschlecht lieb und theuer machen und die sein im Weltgefüge so bedeutsame, ja geweihte Stellung begründen, durch eine aktive Antheilnahme am öffentlichen und politischen Leben eine Schädigung erleiden könnten, und ob mit dieser Schädigung nicht die traditionelle Verehrung der Frauen, die sie bei allen Kulturvölkern genießen, sich nicht verflachen und sinken würde. Unter allem, was als Schönheit Gewalt über den Menschen hat, ist nach der ewigen Ordnung der Welt und der Dinge die Frau das Gewaltigste. Nicht etwa nur die von den Dichtern in tausend Formen und Zungen gepriesene Frauenschönheit an sich, sondern vielmehr noch die Schönheit in ihrer Wirkung: die Milde, Versöhnlichkeit, Harmonie, die sie um sich zu breiten weiß, die mit ihrem stillen Wirken und Walten alles umfaßt, was sie umgiebt und „mit jedem Morgen denselben holden Sonnenblick auf alles wirft, in dessen Mitte sie gestellt ist."

Man kann mit allem Eifer für die größere Selbständigkeit der Frau im bürgerlichen und Erwerbsleben, für die Vertiefung ihrer Bildung und für die Nutzbarmachung ihrer Kräfte als Lehrerin, Apothekerin, Aerztin, Anwältin und in andern noch zu erringenden Berufsfächern wirksam sein und doch, nur aus Gründen des wahren Fraueninteresses, gegen ihre thätige Theilnahme am öffentlichen politischen Leben seine starken Bedenken haben. Es ist ja nicht zu leugnen, daß verschiedene hervorragende Damen in der Oeffentlichkeit als tüchtige Rednerinnen hervorgetreten sind, die ihren Stoff beherrschen und klar und überzeugend zu sprechen wissen. Ich will hier nur das Auftreten der Frau Dr. Elisabeth Gnauck-Kühne auf dem Evangelisch-Sozialen Kongreß in Erfurt und ihren dort über „Die soziale Lage der Frau" gehaltenen Vortrag erwähnen, der einen vortrefflichen Eindruck machte auch auf diejenigen, die sich mit der Tendenz nicht einverstanden erklären konnten. Aber dieser Einzelleistung, der freilich noch manche andere zur Seite gestellt werden können, stehen die Vorträge anderer minder begabter und sicherer Rednerinnen gegenüber, die an Klarheit und geistiger Bedeutung sehr viel zu wünschen übrig ließen, bisweilen sogar ganz gegen ihre Absicht die Heiterkeit der Hörer erregten. Doch es kommt hier auf die mehr oder weniger guten rhetorischen Leistungen nicht an, es liegt mir vielmehr am Herzen, den Nachweis zu führen, daß das Heraustreten der Frau in die Oeffentlichkeit und ihre Thätigkeit auf dem Podium der Versammlungssäle ernstliche Gefahren birgt für die Entfaltung und Wirksamkeit derjenigen weiblichen Eigenschaften, die den eigentlichen Werth der Frau bestimmen und für die sittlich-soziale Ent-

wickelung des Menschengeschlechts unentbehrlich sind. Je mehr Frauen sich zur Bethätigung ihrer Kräfte im öffentlichen Leben drängen, je häufiger man sie in Versammlungen und Vereinen reden und diskutieren hört, desto unwiderstehlicher wird sich die stets vorhandene Gegenströmung an die Oberfläche drängen und nicht eher ruhen, bis die Frauen von dem politischen Bann befreit und in ihre alten schönen Rechte wieder eingesetzt sind: Seele und Gemüth von politischem Kampf und Haß frei zu halten, um desto wirksamer sich an allen Wohlfahrtseinrichtungen und humanitären Bestrebungen betheiligen, vor Allem aber für die Erweiterung ihrer Erwerbsfähigkeit thätig sein zu können.

Man wende nicht ein, daß die heutige „rauhe Zeit" die Mädchen und Frauen in die Oeffentlichkeit drängt und sie dort zur Wahrung ihrer Interessen zwingt. Eine solche Behauptung hat in dieser Allgemeinheit keine Giltigkeit. Wer sich besonders berufen und fest genug fühlt, seinen und seines Geschlechts Interessen im Versammlungssaale Geltung zu verschaffen, dem mag es nicht verwehrt sein; es aber als Richtschnur und Pflicht für jede Frau hinzustellen oder zur Nacheiferung zu empfehlen, ist falsch und schadet der vernünftigen Entwickelung der Frauenfrage, die immer noch alle Ursache hat, sich in möglichst enger Fühlung mit dem Volksempfinden zu halten und jede Ausschreitung zu vermeiden.

Die „rauhe Zeit" nöthigt viele Frauen zur Selbständigkeit und zum Erwerb und deshalb müssen alle denkenden Männer sich regen, um die Erwerbsfähigkeit der Frauen nach jeder anständigen Richtung hin zu erweitern und ihrer Kraft und ihrem Können weitere und neue Bahnen zu eröffnen; zur Theilnahme am politischen Leben, zu Reden und Diskussionen in öffentlichen Versammlungen drängt die vielberufene rauhe Zeit nicht. Selbst im gepriesenen England befestigt sich die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieses Standpunktes mehr und mehr, und nicht ohne innere Genugthuung lasen wir vor einiger Zeit im „Nineteenth Century" eine dahin gehende Erklärung von zahlreichen Damen der besten Kreise Englands. Die Damen erklären dort, daß nichts ihnen ferner liegen könne, als die Bedeutung und Stellung der Frauen herabzusetzen, „aber" so fahren dieselben fort, „gerade weil wir tief erfüllt sind von dem großen Werthe dessen, was die Frauen ihrerseits zur Wohlfahrt des Gemeinwesens beitragen, widersetzen wir uns einer Bewegung, welche diesen Beitrag schwer zu schädigen geeignet ist. Wir sind überzeugt, daß das Streben nach einer blos äußerlichen Gleichheit mit der Männerwelt für die Frauen nicht blos ein vergeblicher Versuch ist, sondern auch entsittlichend wirken muß. Persönliche Kämpfe und Eifersüchteleien werden dadurch erzeugt, anstatt daß das einzige Bemühen der beiden großen Abtheilungen der menschlichen Familie dahin gehen sollte, daß jede die ihr eigenthümliche Arbeit und die besten, ihr besonders verliehenen Gaben zum gemeinsamen Nutzen verwerthet." Sie fügen diesen Worten dann noch ausdrücklich hinzu: „Es würde das Frauenstimmrecht bei Parlamentswahlen der großen Mehrheit des weiblichen Geschlechts in England als eine widerliche, unnöthige Maßregel erscheinen, die ebenso verderblich für die Frauen, als für den Staat wirken müßte."

Wer Jahrzehnte hindurch aufmerksam deutsche Frauenart beobachtet und eine klare Vorstellung von ihren inneren Strebungen und Neigungen gewonnen hat, wird diese Erklärung englischer Frauen noch in weit höherem Maße auf unsere deutschen Verhältnisse anwendbar finden. Wenn uns entgegengehalten wird, daß es eine ungerechte Härte

bedeutet, die Frauen gänzlich von der Politik auszuschließen, während doch zu Anfang des Jahrhunderts schon die deutschen Frauen sehr energisch in die Politik eingriffen, so ist darauf Folgendes zu erwidern. Frauen werden stets in gewissem Sinne und Umfange politischen Einfluß ausüben, wie es von jeher der Fall gewesen ist. Ihr Einfluß auf die ihnen nahe stehenden politischen Männer wird um so größer sein, je klüger, vorsichtiger und — liebenswürdiger sie diesen Einfluß geltend zu machen wissen. Nur in diesem Sinne ist des Fürsten Bismarck bekanntes Wort zu verstehen, daß es in Deutschland wohlbestellt ist, wenn sich die Frauen zur Politik halten. Davon weit entfernt liegt das oben geschilderte Auftreten der Frauen in der Oeffentlichkeit oder gar die Aspiration auf das Stimmrecht. Was aber die politische Thätigkeit der Frauen nach den großen Befreiungskämpfen zu Anfang dieses Jahrhunderts betrifft, so muß und kann dieselbe nur aus dem rechten Verständniß jener Zeit gedeutet werden. Als nach der Niederwerfung des Erbfeindes in Deutschland die traurige Reaktion eintrat und das unheilvolle Metternich'sche Polizeispitzel-System die Männer von freier Gesinnung feig und grausam verfolgte, da drängte sich den deutschen Frauen mit vollem Rechte die brennende Frage nach dem Grunde dieser trüben Erscheinungen auf die Lippen und Haß und Verbitterung ins Herz darüber, daß ihre Gatten, Brüder und Söhne in Verbannung und Tod getrieben wurden, obgleich ihre Ueberzeugung und ihr Handeln aus reinster patriotischer Empfindung entstanden war und ihnen keine Spur einer niedrigen oder an sich verwerflichen Gesinnung nachgewiesen werden konnte. Kein Wunder, daß sich ein trotziger Muth und eine heiße Kampfeslust in ihnen regten, die mitstreiten wollten im Kampfe der Männer für die gefährdeten heiligsten Güter: für Recht, Freiheit und Wahrheit in Staat, Kirche und Gesellschaft. Aber wir dürfen dabei nicht übersehen, daß solche Mannesnaturen unter den Frauen, die mit eisernem Willen streng logisches Denken verbinden, im ganzen recht selten sind, und daß sich, was hier viel stärker in Betracht kommt, mit solchem Streben nach Freiheit der Gedanken fast immer das Streben nach Freiheit der Empfindung paarte oder es im Gefolge hatte. Diese zügellose Freiheit der Empfindung aber, die gleichbedeutend ist mit Mangel an sittlicher Zucht, sie ist es, welche der Staat und die gesellschaftliche Wohlfahrt nicht vertragen, welche den heiligen Frieden des Hauses und der Familie untergräbt und zerstört. Unsere verehrten Leserinnen mögen sich hierbei besonders der schöngeistigen Frauen unserer deutschen Romantik zu Anfang dieses Jahrhunderts erinnern!

Die Freundinnen politischer Bethätigung hätten mit demselben Recht auf eine viel frühere Periode, nämlich auf die ersten Zeiten des Peloponnesischen Krieges zurückgreifen können, wo die Frauen von Athen vor mehr als zweitausend Jahren ebenfalls für Betheiligung am öffentlichen Leben und für Volksversammlungen schwärmten und wo der „ungezogene Liebling der Grazien" Aristophanes seine erbarmungslose Komödie gegen „Die Frauen in der Volksversammlung" (Ekklesiazousai) vom Stapel ließ. Die Neigung der Frauen zur Betheiligung am politischen öffentlichen Leben ist genau so alt, als der Kampf gegen diese Neigung, — ein Zeichen, daß man von jeher in dieser Neigung eine Gefahr für Staat und Familie erblickt hat. Die Zeiten mögen

sich ändern, andere Anschauungen und Verhältnisse an die Stelle des Verbrauchten und Ueberlebten treten: es giebt gewisse feststehende Anschauungen, die als überliefertes Erbe von Geschlecht zu Geschlecht gehen und jeder Generation als ein unveräußerlicher sittlicher Besitz gelten. Wie die Begriffe: Gott, Unsterblichkeit, Staat u. A. in allem Zeitenwechsel ihren sichern begrifflichen Inhalt sich erhalten haben, so wird auch der Begriff der „Weiblichkeit" stets seine ganz bestimmte Signatur tragen, und mit diesem Begriff ist die thätige Antheilnahme der Frauen am politischen Leben schlechterdings nicht zu vereinbaren. Hier zeigt sich im rollenden Wechsel das Dauernde, das uns Schillers schönes Wort nahe bringt:

Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homer's, siehe, sie lächelt auch uns.

Darmstadt. Richard Wulckow.

Stagnation im Eisenbahnwesen.

Das Eisenbahnbudget ist jüngst wieder einmal im Landtage durchgehechelt worden, und der Herr Minister hat wacker Stand gehalten. Er hat allen Vorwürfen und Angriffen die Panzerung entgegengestellt, die der büreaukratische Apparat gewährt. Die Herren Geheimen Räthe, welche den einen Minister ohne Thränen im Auge fallen, den andern ohne Rührung kommen sehen, sie entsprachen den Anlässen, die ihnen gegeben worden, nicht in dem Maße, daß das Publikum dem Helden und Liebhaber einen Applaus spenden könnte. Die ihm vorgeschriebene Rolle ist eine zu dürftige. Und dann ist da der böse Herr Kollege von der Finanz, der immer etwas gegen Aufwendungen einzuwenden hat. Die Privatunternehmer sind glücklich zu preisen, daß sie mit diesem nichts zu thun haben. Diesen gegenüber wären, so erwiderte der redekundige Meister des Ressorts, auch die Interessentenkreise stets zum Entgegenkommen bereit, während sie vom Staat nichts als Opfer verlangten und ihm ihrerseits solche verweigerten.

Seine Excellenz hätten hinzufügen können, daß die Leute gutwillig für die Confection von Morgens bis Abends für 6—10 Mk. die Woche (nach dem sogenannten Sweating-system) arbeiten, während die Eisenbahnbeamteten nicht genug schlucken können. Und das ist um so unvernünftiger, da die Aufbesserung solcher Beamtengehälter ja doch durch die sofortige Auferlegung höherer Miethen, Eintragung höherer Hypotheken und Ausgabe von zahlreicheren Pfandbriefen escomptirt wird. Was nützt unter solchen Umständen eine Aufbesserung? Im Gegentheil, sie wirkt schädigend. Darin hätten Excellenz ganz zweifellos Recht gehabt. Es ist nutzlos, das Faß der Danaiden füllen helfen zu wollen. Aber ein solches Tantalidenwerk wird so lange unvermeidlich sein, so lange aus bestimmten Gründen einer Erhöhung der Einnahmen stets eine solche auch der Ausgaben für dieselben Leistungen, d. h. also eine Geldentwerthung als Begleiterscheinung folgt. Kommt hinzu, daß der Eisenbahnfiskus den echt formalistischen Ehrgeiz hat, mit hohen Einnahmen im Budget zu figuriren, gleichsam mit einer Nr. 1 summa cum laude, und daß er deswegen sogar mit der Postverwaltung in Händel geräth, die ihrerseits Erträge in den Etat stellt, die sie eigentlich der unentgeltlichen Thätigkeit der Eisenbahnen verdankt. Um das ersichtlich zu machen, wünschte der Ressortehrgeiz sogar Errichtung eines rechnerischen Apparats, der an sich unfruchtbar, einen Aufwand von Schreiberei, Schererei und Kosten verursachen würde, mit welchem practischere und weniger vom Pennälerthum geplagte Völker für die Verwaltung eines ganzen Continens auskommen. Kurz man darf sagen, daß wir von solchen Völkern um unser Staatsbahnsystem nicht eben beneidet werden, wie wir denn auch längst aufgehört haben, uns mit demselben zu brüsten. Es wird ersichtlich, daß wir mit dem bestehenden System aus irgend einem nicht ohne Weiteres und in wenigen Worten darzulegenden Grunde in eine Stagnation hinein-

schlittern, die typisch und charakteristisch zu werden beginnt. Sie degradirt uns in den Augen der Welt, trotz der bewundernswerthesten und auch zweifellos angemessensten militärischen Errungenschaften zu einer Nation zweiten Ranges. Die öde und gewissermaßen nothgedrungene fiscalische Plusmacherei, das rein mechanische Verhältniß des Staatswesens, dem das Verkehrswesen angegliedert wurde, zur Bevölkerung, die Unmöglichkeit im Tarif- und Besoldungswesen den Anforderungen der Zeit zu entsprechen, deutet auf einen organischen Schaden hin, der tiefer liegt, als die Schulweisheit sich träumen läßt.

Noch mehr wird dies augenscheinlich, wenn man die Erstarrung in Betracht zieht, die in Bezug auf die Weiterentwickelung des Eisenbahnnetzes selber herrscht. Zweig-, Quer-, Diagonalbahnen, die schon vor Jahrzehnten geplant, ja sogar tracirt wurden, sind nach der Verstaatlichung im Stadium des Entwurfs stecken geblieben und es sind den Interessenten nicht minder wie dem Staate Millionen dadurch verloren gegangen. Wo ohne die durch die Verstaatlichung eingetretene Störung durch private Initiative womöglich schon zwei und mehrere solcher neuer Bahnen ins Leben gerufen worden wären, in Konkurrenz mit einander arbeiten und, wenn nicht die Aktionäre, so doch das Land bereichern würden, hat diese große und vielgepriesene Finanzmaßregel solche Ansätze im Keime erstickt.

Auch die unglückselige Rübenzuckerpolitik scheint dahin zu führen, daß man das Aufschließen neuer Gebiete gerne meidet, um nicht zum Entstehen neuer Zuckerfabriken beizutragen. Und fast scheint es so, als habe der Fiskus sich die Anschauungen einiger antiquirten Agrarier, der Gefolgschaft Mark Anton Niendorfs, angeeignet, welche alle Eisenbahnen als ein Staat und Völker vernichtendes Uebel betrachten, eine Ansicht, die bei den Chinesen bekanntlich noch heute volle Gültigkeit besitzt.

Ein Beispiel solcher Retardationspolitik glauben wir u. A. in dem Falle der Diagonalbahn Calbe a. S.—Förderstädt vor Augen zu haben, deren Zustandekommen schon vor der Verstaatlichung geplant und finanziell durch das Entgegenkommen der Interessenten gesichert schien. Bereits im Jahre 1878 stand die Magdeburg-Halberstädter Eisenbahngesellschaft im Begriff, diese zwar nur kurze, aber sehr wichtige Ergänzung ihres Vollbahnsystems auszubauen. Die betheiligten Gemeinden, Fabrikanten, Landwirthe, keramischen und montanen Unternehmungen und die sonstigen Interessenten waren gewonnen und alle Vorarbeiten fertig gestellt worden. Da trat der Staat an diese Gesellschaft heran, die Bahn wurde königlich, d. h. fiskalisch, und der Fiskus begann nun die Interessenten zunächst zu beruhigen, dann zu vertrösten und endlich zu ignoriren. Der Magistrat der Stadt Calbe sah das von ihm eingereichte, auf Kosten der Interessenten ausgearbeitete Projekt verworfen, und eine neuere Eingabe vom 26. August vorigen Jahres ist bis heute unbeantwortet geblieben, obwohl die vorgeschlagene Diagonalverbindung jetzt, nach Fertigstellung verschiedener Anschlußbahnen, von erhöhter Bedeutung sein und einen unter Umständen für staatliche Transporte in den Richtungen Berlin-Braunschweig, Halle, Leipzig zeitraubenden und hinderlichen „Kerb" beseitigen würde. Daß diese vor 16 Jahren in Aussicht gestellt gewesene Verbindung zur Erweiterung von allerlei Unternehmungen Anlaß gab, die sich inzwischen in eine verhältnißmäßige Unfruchtbarkeit zurückgeworfen sahen und für den Staat an Steuerkraft verloren, sei nebenbei bemerkt.

Man kann die Einbuße, die auf solche Weise ohne Vortheil für irgend wen inzwischen erlitten wurde, auf viele Millionen veranschlagen. Der Eisenbahnfiskus scheint sich mit der süßen Gewißheit, daß er einer weiteren Entwicklung der Ueberproduktion vorbeuge und daß ja die vorhandenen Transportgüter doch in sein Netz hineingerathen und ihm tributpflichtig werden müssen, gewissermaßen schlafen gelegt zu haben — wie in diesem, so in vielen anderen namhaft zu machenden und im Abgeordnetenhause auch zum Theil zur Sprache gebrachten Fällen.

Besonders charakteristisch ist unter diesen letzteren der vom Grafen Douglas erwähnte Fall der Harzbahn. Dort wie hier handelt es sich nebenbei um Hebung vorhandener Kohlen- und Kalilager, die ohne Bahnverbindung todte Schätze sind. Selbst Bahnen, für welche das Geld bereits bewilligt wurde, werden vielfach so lange wie möglich nach demselben Prinzip im Stadium des Entstehens erhalten.

Warum nun diese Enthaltsamkeit, dieser passive und positive Widerstand des Fiskus? Scheinbar wurzelt derselbe in der guten Absicht, Niemandem wehe zu thun, nebenbei aber auch in der weniger stark betonten Zuversicht, durch eine solche weise Einschränkung zugleich einer Schmälerung der formalistisch ersichtlichen Reinerträgnisse des Eisenbahnfiskus vorbeugen zu können. Kurz, es ist auf diesem wesentlichen Gebiete organischer Entwickelung etwas eingetreten, was in den Trusts auf dem Gebiete der Privatindustrie sein vielleicht sehr viel berechtigteres Ebenbild findet. Die Eisenbahn ist nicht mehr für Volk und Land da, sondern sie hat einen monopolartigen Charakter angenommen, welcher dem Begriff des Staatswesens fremd sein und ewig fremd bleiben sollte. Es scheint fast, man habe in dem unbestimmten Gefühl, daß, um dem Verfall entgegen zu arbeiten, eine Stärkung der Staatsmacht nöthig wäre, die Verstaatlichung am unrechten Ende angefangen, nämlich bei Betrieben, die — auch trotz der Bedürfnisse eines Militärstaates — besser unter dem Ansporn der freien Konkurrenz in Privathänden geblieben wären, denn die zweifellos durch die Verstaatlichung herbeigeführten Vortheile hätte man auf anderem Wege, durch strenge Normativbedingungen, z. B. wie in England, erreichen können. Aber auch das cum grano salis. Denn es hat die Voraussetzung, daß die Grundlagen unseres Staatswesens überhaupt eine Fortentwickelung nicht in Frage stellen. Der schroffe Gegensatz von Staat und Volk, von Regierung und Unterthanen, von Fiskus und Privatunternehmung, der bei uns herrscht und z. B. auch das parlamentarische Leben so widerlich erscheinen läßt, deutet auf einen Zustand der *Geronnenheit* hin, für dessen Ursprung in dieser Zeitschrift die Erklärung oft genug gegeben worden ist.

Daß das Unzulängliche gerade im Eisenbahnwesen Ereigniß geworden ist, hat der Herr Ressortminister sogar indirekt selber anerkannt, indem er für den weiteren Ausbau des Schienennetzes auf die Initiative und Unterstützung der Privatunternehmung sich verlassen will, die aber ihrerseits darüber klagt, daß sie sich durch den fiskalischen Standpunkt des großen Staatsbahnsystems an die Wand gedrückt sehe. Wenn nun dieser Standpunkt des Fiskus bei uns gewissermaßen ein *nothgedrungener* ist und wenn man ferner sich gezwungen sieht, das Privatbahnwesen dadurch zu heben und anzuregen, daß man die *Verpfändung* der Eisenbahnen als superficies zu erleichtern, also das

Grundbuch für deren Weiterentwicklung noch intensiver zu verwenden sucht, so zeigt sich hierin nur die Consequenz der bei uns vorhandenen Untergrunds- und Zusammenhangslosigkeit der schaffenden Factoren, die das Leben eines Volks und Staatswesens ausmachen.

Unser erster Concurrent ist England; das ist ein Punkt, den ein Wirthschaftspolitiker nie aus den Augen verlieren darf.

Nun wissen wir daß die Normativbedingungen, denen die englischen Bahnen, durchweg Privatbahnen, sich anbequemen müssen, außerordentlich strenge sind. Sie laufen auf Pachtboden, sparen aber 30% des bei uns üblichen Anlagekapitals dadurch, daß sie den Grund und Boden nicht zu erwerben brauchen, einfach weil sie nicht können. Sie brauchen keinen Realkredit, obgleich sie mit den Transportgelegenheiten zu Wasser weit schärfer als die deutschen Bahnen concurriren, und sie sind mit einer Verzinsung von 2—2½% zufrieden. Sie stellen sich also in viel höherem Maße als unsere Staatsbahn in den Dienst der nationalen Verkehrsbedürfnisse. Auch ihre Tarife sind billiger. Und woher dieser für uns so beschämende Unterschied? In diesem wie in jedem Falle finden wir dieselbe Ursache. Das Capital ist auf deutschem Boden nicht in den Dienst der nationalen Unternehmung gestellt, sondern wuchert und schmarotzt auf derselben. Und zwar in Folge der „Sicherheit" die wir ihm nebst den exorbitantesten Zinsen concediren, indem wir unsern Boden zur Waare machen und ihm nun diesen zum Zweck des Creditgenusses verpfänden müssen.

Daß der Realcredit in jeder Gestalt ein Uebel, das Grundübel unserer Zeit ist, beginnt man einzusehen. Durch dieses System wird dem internationalen Capital volle Sicherheit gewährt und alle Handhaben der Bewucherung und Escomptirung, jeder Aufschwung gegeben, auch die Gelegenheit sich zu vervielfachen, ohne irgend welchen Dienst zu verrichten.

Dieses Creditsystem bürdet dementsprechend dem nationalen Unternehmerthum alles Risico auf.

Es ist entweder unzulänglich und unnöthig und immer auf die Länge der Zeit — ruinös. Dies Alles darf als erwiesen gelten, sowohl durch die Theorie wie durch die Erfahrung. Es ist demnach unseres Erachtens eines der schlimmsten Zeichen der Ziel-, Plan- und Kopflosigkeit, wenn man nun trotzdem bei jeder denkbaren Gelegenheit und Verlegenheit zu diesem Stecken greift, der Dem sich auf ihn stützenden in die Hand fährt und tödtlich verwundet, statt das allein erlösende große Mittel der Rechts- und Creditreform endlich auf der ganzen Linie in Angriff zu nehmen.

Auch die Beseitigung der Stagnation im Eisenbahnwesen ist unseres Erachtens nur durch einen solchen Eingriff zu erreichen, durch welchen zunächst der Staat an rechter, nicht an unrechter Stelle, d. h. nicht gegenüber den Betrieben, sondern gegenüber den Grundlagen der nationalen Existenz in das ihm zukommende und naturgemäße Verhältniß gesetzt würde. So wie die Dinge jetzt stehn erinnert der Krieg der Ressorts untereinander lebhaft an die Scene in Auerbach's Keller, wo Brander und Siebel einander bei der Nase fassen. Möge man dem Momente vorbeugen, wo es heißen wird:

„Irrthum laß los der Augen Band,
Und merkt euch, wie der Teufel spaße!"

Crassus.

Die Ergebnisse der revolutionären Ideen von 1789*).

Es häufen sich die Zeichen der Zeit, deren Tragweite verhängnißvoll für den inneren und äußeren Bestand des Reiches werden kann. Eine unheilvolle Wendung in der inneren Politik, durch die August Comtes denkwürdige Worte: „Savoir pour prevoir, c'est pouvoir" verläugnet würden, wäre geeignet, Ereignisse heraufzubeschwören, die an die schlimmsten Jahrestage von 1789 erinnerten. Wir leben im Drange einer schweren Krisis von welthistorischer Bedeutung: wir stehen an dem Wendepunkte einer jahrhundert alten Kulturepoche, die sich zum großen Theile ausgelebt hat und im offenen, feindseligen Widerspruche zu den Entwickelungen und Bedürfnissen der heutigen Staaten und ihrer Gesellschaften steht. Um die Rückständigkeit antiquirter Epochen zu erkennen, sind wahrlich Katastrophen und revolutionäre Erhebungen nicht nöthig, wenigstens sollen sie für Staatsmänner nicht nöthig sein, die „voraussehen" müssen.

Die Revolution von 1789 war ihrem innersten Wesen nach eine Revolution des Kapitals und der geistigen Potenzen gegen die Faktoren des ancien regime, sie war es, wenn sich auch die Führer der verschiedenen revolutionären Ideen dieses Kernes nicht bewußt gewesen sind. Um welthistorische, ganze Kulturepochen umfassende Bewegungen ihrem eigentlichen Wesen und ihrer, social- wie wirthschaftspolitischen Bedeutung nach beurtheilen zu können, muß man ihre Erfolge und natürlichen Consequenzen abwarten. Wie Vieles ist in den Entwickelungen und praktischen Erfolgen bestimmter welthistorischen Ideen anders geworden, als es seiner Zeit die herrschenden Geister gedacht und gewollt haben. Dies trifft besonders für die Revolution von 1789 zu. Was ist von ihren Ideen übrig geblieben? Wer hat schließlich von ihnen den Nutzen gehabt? Was ist durch sie groß, mächtig und herrschend geworden?

Sind die Ideen einer neuen Zeit erst im praktischen Leben des Staates und der Gesellschaft wirkend geworden, haben sie im Laufe von Dezennien die umstürzenden Veränderungen in concreten Fällen klargelegt, dann erst ist es den Historikern in irrthumsfreier Weise möglich, ihre ganze praktische Bedeutung für Staat und Gesellschaft zu erkennen und festzustellen.

*) Aus von Fechenbach Landenbach: Soll man die Socialdemokratie zur akuten Revolution, zu Straßenkämpfen zwingen? 7 Bog., eleg. broschürt, 2 Mark. Verlag Friedrich Luckhardt, Leipzig, mit gütiger Erlaubniß des Verlegers. D. R.

Die Revolution von 1789 war von den Ideen der politischen Emancipation und der Gleichberechtigung des dritten Standes getragen, die Besitzer von Kapital und Intelligenz verlangten Gleichberechtigung und Bewegungsfreiheit. Diese Revolution war siegreich, sie war, natürlich ganz abgesehen von ihren Mitteln, Ausschweifungen und Scheußlichkeiten, ihrem Kerne nach, gerecht, wie überhaupt jede große politische Bewegung in ihrem Kerne eine gerechte ist, wenn sie den total veränderten staatlichen und wirthschaftlichen Bedürfnissen entspricht, und nur der Ausdruck dessen ist, was die weitaus große Mehrheit der Bürger als einen Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit erkennt. Politische und wirthschaftliche Verhältnisse sind abgestorben, oder haben in ihrem Entwickelungsprozesse bereits ein hohes Stadium des Absterbens erreicht, wenn sie nicht mehr im Stande sind, den concreten Bedürfnissen und Lebensbedingungen der großen, breiten Massen des Volkes zu entsprechen, und es sich herausgestellt hat, daß sie im grellen Widerspruche zu den ihnen bereits ertheilten und von ihnen geübten politischen Rechten und Funktionen stehen.

Verhältnisse, welche in ihren praktischen Folgen einen peinlichen, stets von neuem aufreizenden Gegensatz zu den ertheilten politischen Rechten und der ökonomischen, wirthschaftlichen Lage der großen Massen bilden, sind auf die Dauer unhaltbar. Sie mit Gewalt erhalten zu wollen, ist eine exakte Unmöglichkeit, es wäre eine der thörichtesten Sysiphus-Arbeiten auf den Gebieten der Staatskunst.

Bedürfnisse, welche sich allmählich auf Grund der herrschenden Verhältnisse entwickelt haben, bringen in Folge ihres Entwickelungsganges das Zeugniß für ihre Berechtigung mit; man hat sie nicht gemacht, sie sind geworden, sie sind die logischen Ergebnisse, die absoluten Konsequenzen der herrschenden Umstände.

Man wird sofort mit pfiffigem Schmunzeln einwerfen: A — ah, also Alle sollen reich oder doch wohlhabend werden, und was sich die Masse des Volkes als „nothwendige Lebensbedingungen" einbildet, dem soll entsprochen werden. Man will Staatspensionäre, Staatsbummler aus noch nicht vorhandenen Mitteln schaffen; die Aera eines wilden, schrankenlosen Genusses soll inaugurirt, die der Arbeit abgeschafft werden; Alle wollen und sollen genießen, Niemand mehr zu arbeiten brauchen; an Stelle der heutigen Staaten sollen die längst lächerlich gewordenen Utopien von Plato,*) Thomas Morus, und jene sozialpolitischen Vorschläge von Campanella, Morelly, Cabet ꝛc. gesetzt werden. Man verlangt das Unmögliche, und deshalb nur Unsinn. Die „bestmöglichste Welt" findet ihre Satzungen in dem „Kapitalisten-Staate", in dem großen Mittel- und Sammelpunkte des Kapitals und der Wirthschaftsform des Manchesterthums. Das Kapital muß absoluter Herr dieser rohen Arbeitskräfte und der wilden, ziel- und regellosen Intelligenzen sein, nur dann kann es „befruchten" und der kapitalistischen Weltordnung Gedeihen und Segen bringen. Nur im Kapital ist die höchste Macht der Welt zu verehren, eine Macht! vor der sich Kaiser, Könige und Republiken beugen; die Kapitalisten bilden und sind die sublimste Aristokratie, die es je gegeben hat, drum: Hoch das „Kapital! und nieder mit den Parias, Fellahs und Proleten."

*) Aber selbst Plato war nicht der Erste, der von den „bestmöglichsten Welten" träumte, er hatte in Homer und Hesiod bereits Vorgänger.

Wir kennen diesen Kultus des Kapitals, wir kennen seine Priester und Heiligen, sowie seine Rechtslehrer, Staatsmänner und Fürsten zur Genüge. Wir kennen aber auch seine Gifte, Sünden, Gewalt-Akte, Schandthaten und Verbrechen, die mit ihm gewachsen sind.

Wir „Social-Conservativen" der Schule von 1880 verlangen keine Utopien, vertreten keinen Unsinn, deshalb belächeln wir auch die schwachsinnigen Vorwürfe: als wollten wir Staatspensionäre und Staatsbummler schaffen, als wollten wir Leuten, die nichts haben, gleich ein Genießen ohne ernsthafte, mühevolle Arbeiten verschaffen. Was wir wollen und seit 16 Jahren fort und fort vertreten, ist nicht ein Wohlleben ohne Arbeit, sondern die Möglichkeit, sich durch eine fleißige, ernsthafte, jahrelange Arbeit ein Vermögen verdienen zu können, das gestattet, von den Früchten der eigenen Arbeit „wohl" leben zu können.

Die Thesen, die wir im Jahre 1881 entworfen, sagen: 1. In der Bildung von kleineren und mittleren Vermögen und deren Schutz vor den Ausbeutungen der „lukrativen" Erwerbsarten liegt allein das Mittel zur Lösung der socialen Frage.

2. Die Resultate der heutigen Arbeit der Völker kommen vermöge der unzulänglichen Gesetze nur den Vertretern der „lukrativen" Erwerbsarten zu gute, wenn auch nicht immer schon in der ersten und zweiten, so doch stets in der dritten und vierten Hand — deshalb auch das rapide furchtbare Anwachsen des Großkapitals.

3. Die wenigen Vertreter der Geldaristokratie — „Plutokratie" — beherrschen die Arbeitskräfte, sie usurpiren deren Rechte und annektiren ihren Gewinn.

4. Der Wendepunkt ist eingetreten: entweder Reorganisation der Erwerbsarten behufs Ermöglichung von kleineren und mittleren Vermögensbildungen, Neubegründung und Sicherstellung des Mittelstandes", oder Revolution gegen die Ausbeutung an den schaffenden und erwerbenden Kräften. Die Formel könnte auch heißen: „Arbeit gegen Schmarotzerthum".

Wir verlangen nicht die Beseitigung oder Annullirung der heutigen Vermögen, sondern, daß Wirthschaftsformen und Gelegenheiten geschaffen werden, um es den arbeitenden Massen wieder zu ermöglichen, an den noch zu schaffenden Werthen zu participiren. Mehr verlangte im Frühjahre 1886 selbst der „Vorwärts" nicht, und erhielt deshalb noch unter dem Fürsten Bismarck in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" eine sehr gute Censur.

In dem Verlangen: daß im Allgemeinen den arbeitenden Massen die Möglichkeit gegeben wird, sich ein Vermögen zu verdienen, von dem sie nach jahrelanger Arbeit „wohl" leben können, gipfelt die ganze sociale Frage. Schon Aristoteles sagt, daß bei allen großen Umwälzungen die Eigenthumsfrage die Hauptrolle spiele. Wir hätten sie nicht, wenn die Möglichkeit für die gedachte Vermögenserwerbung bisher bestanden hätte, und in dem Augenblick, wo die Regierungen sie geben, ist der erste Schritt zur positiven Bekämpfung der Socialdemokratie gethan. Auf eine wohlfeilere Weise wird man niemals den socialen Frieden erhalten und die Gefahren der Socialdemokratie abwenden können.

Daß nach Erlassung der drei großen Gesetze, welche wiederholt vom Fürsten Bismarck als die Krönung der socialen Reform bezeichnet

wurden, trotz den kaiserlichen Erlassen vom 4. Februar 1890 auch unter Graf Caprivi die sociale Reformthätigkeit erlahmte, ist bekannt. Ebenso wird man sich der Worte des dritten Herrn Reichskanzlers im Reichstage erinnern, die keinen Zweifel darüber ließen, daß die Pause auch unter seiner Amtsverwaltung bestehen würde. Nicht unbemerkt konnte ferner bleiben, mit welchem Eifer der Herr Herzog von Lauenburg, der Freund des Herrn Baare und des Herrn von Stumm, der Empfänger des großen „Silberschatzes", den die rheinisch-westfälischen Großindustriellen 1885 für ihn angeschafft hatten, sich gegen die Weiterführung der Socialreform in seinen „Hamburger Nachrichten", wie auch sehr oft persönlich aussprach, und mit welcher Leidenschaft er zur Freude seiner großindustriellen Günstlinge für die Wiedereinführung des Socialisten-Gesetzes plaidirte. Daß diese Anschauungsweise des Herrn Herzogs von dem Augenblick an für die „praktische" Politik ein aktuelles hohes Interesse erhielt, als der Besuch des Kaisers bekannt wurde, den er auf seinem Wege von Altona nach Berlin dem Herzog abstattete, liegt sehr nahe. Wir brauchen hier nur auf die zahlreichen Commentare zu verweisen, welche die Presse aller Parteien zu diesem Besuche gab. Wir haben uns vor ein paar Tagen wieder davon überzeugt, wie von der „Fronde", besonders in Berlin, für die Meinung Propaganda gemacht wird, daß nur „Bismarck" noch helfen könne, indem der Kaiser seine Irrthümer einsehe und ihm die Regierung wieder ausliefere, oder wenigstens im Geiste des Herzogs regieren ließe durch Wiederverwendung der bekannten „Capacität" im Staatsdienste. Unklare, gedankenarme Leute fängt die Fronde gegenwärtig rudelweise ein. Selbst Menschen, die sich einbilden, Social- und Wirthschafts-Reformer zu sein, sind naiv genug, sich vor der Sentenz zu beugen: daß jetzt nur Bismarck helfen könne. Einen besseren Beweis für ihre Untauglichkeit: Zeit und Verhältnisse zu beurtheilen, können sie allerdings nicht geben. Ihr Hervortreten ist nur ein Symptom für die herrschende Unklarheit und den Wirrwar in Bezug dessen, was man jetzt von der Regierung erwartet. Es war von jeher in Zeiten großer socialen und wirthschaftlichen Krisen ein Vorzeichen für den positiven Anfang politischer Katastrophen, wenn es den Anschein gewann, als herrschten an maßgebenden Orten Unklarheit und Unentschlossenheit, als fehlten dort die Einsicht und das Beurtheilungsvermögen für die klaren Bedürfnisse der Zeit. In solchen Perioden und unter solchen Voraussetzungen wird man entweder ein verhängnißvolles Zaudern, ein zielloses Zuwarten, oder ein nervöses, nicht minder verhängnißvolles Eingreifen erleben, das, statt die bevorstehenden Ereignisse in sichere Bahnen zu leiten und ihnen Raum für ihre organischen Entwickelungen zu gewähren, sie nur auf eine Basis drängt, welche früher oder später zu gewaltsamen Umwälzungen führen muß. Statt für organische und legale Weiter- und Ausbildungen der socialen, wie wirthschaftlichen Bedürfnisse providentielle Richtungen zu geben, mit anderen Worten: statt mit *staatsmännischer* Klugheit und Voraussicht zu handeln, indem man auf dem Boden gesetzlicher Entwickelungen das „Sein mit dem Werden verbindet", ist man in unglückseliger Verblendung bemüht, durch gewaltsame Festlegung der bereits für die Dauer unhaltbar gewordenen Verhältnisse der akuten Revolution die Wege zu ebenen. Wer mit den bloßen mechanischen Machtmitteln des Staates — alle anderen Mittel konnten ja bisher in Folge der herrschenden Velleität nichts helfen —

aufrecht erhalten will, was sich geistig wie materiell ausgelebt hat, was unhaltbar, weil es ungerecht geworden ist und sich in einen deutlichen Widerspruch zu dem Empfinden und den Bedürfnissen des größten Theiles des Volkes gesetzt hat, der fordert die Revolution heraus, denn er verlegt den friedlichen, organischen und legalen Entwickelungen in gewaltsamer Weise die Wege. Das will aber Bismarck, und deshalb ist er, wenn „seine Welt" auch außer sich geräth, „kein Staatsmann" für die inneren Verhältnisse des Reichs. Wer den Entwickelungen von Bedürfnissen, die weder gemacht noch eingebildet sind, sondern aus den herrschenden Verhältnissen und ihrer inneren Nothwendigkeit herauswachsen, demnach einen vollständig organischen Charakter besitzen, die Berechtigung versagt, der gleicht den Leuten, welche thöricht genug sind, zu meinen: Wassermassen, die fortwährend neue, starke Zuflüsse erhalten, durch Dämme aufhalten zu können. Die Eindämmungs-Möglichkeiten haben ihre Grenzen, und wenn man mit allem verfügbaren Material zu Ende ist, brechen mit elementarer Gewalt die Wasser-Massen die Schutzdämme durch und überfluthen mit aller Wildheit das so unverständig geschützt gewesene Terrain. Wir haben wahrlich am Ende dieses Jahrhunderts wenig Ursache stolz zu sein, wenn man sich gezwungen sieht, immer noch auf Beispiele, wie das obige ist, verweisen zu müssen. Wie Recht hatte Hegel mit dem Ausspruche: „Die Geschichte ist die Lehre von der Unfähigkeit der Menschen aus der Vergangenheit zu lernen." — Man denke auch noch zur rechten Zeit an Cavour und Goethe. Der Erste sagte: „In der ökonomischen, wie in der praktischen und religiösen Sphäre können Ideen nur durch Ideen, Grundsätze nur durch Grundsätze bekämpft werden. Sind einmal Lehrmeinungen dahin gekommen, daß sie die Geister beherrschen, so setzen sie sich früher oder später in positive Thatsachen um und geben der Welt eine andere Gestalt."

Welche Ideen setzt nun der herrschende moderne Liberalismus, das gesammte Manchesterthum, welche Ideen setzen die Mächtigen der Börse, jene bekannten „geheimen Oberlandesherren" und leider auch unsere Regierungen den Ideen und Grundsätzen entgegen, von welchen die Reform-Verlanger getragen und erfüllt sind? Fast könnte man zu der Frage hinneigen: Sind das überhaupt noch „Ideen" und „Grundsätze"? und wenn sie in abstracto auch zu bejahen ist, welch' praktische, politische und moralische Bedeutung mögen sie für Gegenwart und Zukunft haben? Die ultima ratio von all diesen „Ideen" und „Grundsätzen" sind die Bajonette, es ist die Gewalt; wo sie versagt, ist man verloren und hat keine Einflüsse mehr. Im Kampfe der Gewalten kommt es nicht darauf an, wer Recht hat, sondern wer Recht behält. Wir möchten aber die Zukunft des deutschen Reiches durch andere Ideen und Grundsätze geschützt wissen, als sie in der ultima ratio der wackeren liberalen Bourgeoisie im Manchesterthum u. s. w. zum Ausdruck gelangen. Erinnere man sich hier auch an die Worte, die der Altmeister Goethe zu Eckermann sprach; er sagte: „daß an den großen Revolutionen immer die Regierungen, niemals die Völker die Schuld trügen."

Und wer könnte in dem Stadium unserer „Kultur-Epoche" die Regierungen der alten und neuen Welt von dieser „umstürzenden" Schuld frei sprechen, wenn es sich bewahrheiten würde, daß sie gegen die durchaus „revolutionären" Consequenzen der rein kapitalistischen

Wirthschaftsreformen keine Schranken und Ausgleichungen zu errichten wissen noch wollen?

In der Omnipotenz des völlig freien Kapitals, in dem „freien Spiel seiner Kräfte", liegen allein die Gründe der socialen Fragen, es liegen hier die Ursachen der sich consolidirenden contrerevolutionären Bewegung. Die Consequenzen der oft sehr gewaltsamen Besitzverschiebungen treten im praktischen Leben des Volkes immer mehr hervor und reifen zu weiteren Consequenzen heran. Der Kapitalismus unserer Kultur-Epoche kennt keinen Ausgleich der Interessen, da er sich allein Zweck ist und die Staaten mit ihren Gesellschaften rücksichtslos beherrscht.

Wir schrieben in unserer Broschüre: „Ein Beitrag zur Lohn- und Arbeiterfrage" (Berlin 1882. Puttkammer & Mühlbrecht) auf Seite 9: „In welcher Weise aber die Integrität der Gesellschaft bereits verletzt ist, erweisen die furchtbaren Besitzverschiebungen und deren zum Theil schon eingetroffenen Consequenzen, die wir die „sociale Frage" nennen. Es kann zwar Niemand im Ernste verlangen: daß die Regierung jedem Einzelnen seinen Besitz garantirt, denn um dies zu können, müßte sie die sehr strenge Vormünderin jedes Einzelnen sein; eben so wenig eine solche Garantie verlangt wird und auszuführen ist, muß man im Interesse der Gesammtheit, somit im Interesse der Integrität der Gesellschaft fordern, daß Verhältnisse selbst mit Gewalt durchgeführt werden, welche dem Einzelnen es wenigstens ermöglichen, sich vor den von ihm nicht verschuldeten Besitzverschiebungen, in so weit das überhaupt durch Gesetze möglich ist, zu schützen. Gerade erfordert es die Staatsweisheit, dem Einzelnen der großen Masse des Volkes Gelegenheit zu bieten, sich ein Eigenthum zu erarbeiten. Man greift immer nur das an, was man nicht hat, vertheidigt aber mit aller Zähigkeit was man besitzt." Auf Seite 11 sagten wir: „Der exceptionelle Standpunkt des modernen Großkapitals hat aber auch seine ganz bestimmten Gefahren für seine Besitzer, denn wie es mehr und eingehender erkannt wird, daß ihre „freien Künste" über den Gesetzen stehen, daß heißt, für diese unerreichbar sind, so wird auch in gleicher Weise die Ansicht wachsen, daß die Resultate dieser „Kunstleistungen" keine gesetzliche Berechtigung haben. Diese Annahme dürfte in dem Maße an Bedeutung gewinnen, als über die moralische und rechtliche Beschaffenheit jener Praktiken schon längst der Stab gebrochen ist, denn ein nicht gerade kleiner Theil der angehäuften Kapitalmassen ist selbst direkt durch Betrug, Bestechungen und verbrecherische Manipulationen entstanden. In welcher Weise Kapitalgewaltige, diese modernen privilegirten Raubritter, à la baisse und à la hausse speculieren, und welche Mittel ihnen hierzu zur Verfügung stehen, ist zu sehr bekannt, und es hieße einen vollständigen Gemeinplatz betreten, hierüber erst berichten zu wollen".

Diesen Ideengang schließen wir mit einem Citate aus Seite 15 der genannten Broschüre. Es lautet: „Was der Gesellschaft von jenen Privilegirten „zu viel" genommen wurde, und weshalb eben die kleinen und mittleren Vermögen so rapid abnehmen, muß durch eine weise Regierung vermöge verschiedener Kanäle wieder in den Besitz der großen Massen kommen. Um sich von der Nothwendigkeit dieses Rücklaufes ganz zu überzeugen, wolle man nicht außer Acht lassen, daß jeder Eigenthümer von Produktionsmitteln, selbst wenn sie noch so bescheiden sind, keine communistische Tendenz besitzt und stets bereit ist, sein Eigenthum

mit seinem Blute zu schützen. Gerade eben weil der Erhaltungssinn und Eigenthumstrieb in jedem Menschen ausgeprägt und durch und durch „natürlich" ist, kann man sich auch die Wirkungen der Expropriationen denken, welche durch das sogenannte „freie Spiel der Kräfte" vollzogen werden, und zwar unter dem Schutze des Staates, ja selbst unter Anwendung der staatlichen Gewalt. Hält man hier einen Augenblick ein und überlegt den Zusammenhang der Ursachen mit ihren Wirkungen, so wird Niemand mehr darüber erstaunen, daß wir eine „soziale Frage" und bereits eine nach Millionen zählende Bevölkerung haben, welche sich dem Umsturz verschrieben hat, und in ihrer Verbitterung so weit kam, daß sie von Besserungen auf Grund der heutigen Staaten schon nichts mehr hören will. So weit wären bereits die Consequenzen des liberalen, fortschrittlichen Staates gediehen".

Wo soll die Achtung und der Respekt vor dem Eigenthum herkommen, wenn man sieht, in welcher Weise Kapitalgewaltige das ihre vermehren? Wie können alle d i e, welche ihr Eigenthum verlieren mußten, für die „Heiligkeit" des Eigenthums eintreten?

Den Gewaltacten und Wucherungen der „freien Kräfte" des Kapitals müssen von staatswegen ganz bestimmte Schranken gezogen werden, die theils in neuen Wirthschaftsformen und Produktionsbedingungen, theils durch Gesetze auf den Gebieten des Steuerwesens und der Vererbung, so wie durch Wiedereinführung der Doppelwährung zu suchen sind.

Sind die Regierungen nicht dazu zu bringen, das bis jetzt omnipotente Kapital zu beherrschen, indem sie ihm seine staats- und gesellschaftsgefährlichen Usancen wehren, sowie seine revolutionären Consequenzen beseitigen, so setzen sie sich dem Warnungsrufe und der großen Gefahr aus, daß sie in dem Entwickelungsgange unserer Kulturepoche „Partei für das Kapital genommen haben und — — — — — selbst kapitalistisch geworden sind.

Der allenthalben berühmte verstorbene Professor Lorenz von Stein behauptete, daß die herrschende Produktionsweise zu dem Größengesetz der Kapitalien führen müsse, also zu der vollendeten Plutokratie einerseits und zu dem vollendeten Proletariate anderseits. Nur äußerst Wenige würden aufsteigen, die übergroße Mehrzahl des Volkes würde deklassirt und zum Niedergang gezwungen werden. Diesem Größengesetz des Kapitals, dem Werdeprozeß des Kapitalismus wollte er ein positives Gesetz gegenüber stellen, durch welche die auf den nöthigen Unterhalt angewiesene Arbeit wieder jene kapitalbildende Kraft und Gelegenheit erhalten würde, die sie in der kleinbürgerlichen, mittelalterlichen Gesellschaft gehabt hatte.

Das Verlangen Steins deckt sich vollkommen mit unseren im Jahre 1881 aufgestellten Thesen und der in all unsern Arbeiten betonten Nothwendigkeit: Möglichkeiten und Gelegenheiten auf Grund der nöthigen socialen und wirthschaftlichen Reformen zu schaffen, behufs Neubildung von kleinen und mittleren Vermögen.

Da nun das Königthum mit seinen Interessen außerhalb, daß heißt über den Parteien der Unternehmer und der Arbeiter stehen soll, vermag es immerhin noch vermöge der Macht seiner Initiative und Einflüsse, providentielle „Staatsgesetze" den sogenannten „wirthschaftlichen Naturgesetzen" entgegenzustellen. Stein meinte, wie Rudolf Meyer versichert, daß wenn die Regierungen kapitalistisch würden, auch solche dem Kapitalismus

verfielen, die eine monarchische Spitze haben. Den Consequenzen dieser Wandlung entgingen die Monarchien ebensowenig als ihnen die Mittelstände entgangen sind. Ein durch das Großkapital vollkommen beherrschter Staat, kann die monarchische Spitze sehr leicht entbehren; er wird sich eine Form wählen, die bei weit geringeren Kosten ihm denselben Schutz und dieselbe Macht verleihen würde. Wozu denn noch Könige, wenn die Fürsten des Kapitals deren Reiche faktisch beherrschen und nichts geschehen kann, was gegen ihren Willen ist? Welche Macht entwickelt das Haus Rothschild bereits in Oesterreich-Ungarn? welche in Frankreich? Um wie viel wohlfeiler regiert der Präsident der französischen Republik das Land, als es unter dem Kaiserreiche der Napoleoniden regiert wurde? *Verschreiben sich die Fürsten dem Kapitalismus, dann unterzeichnen sie das Aktenstück für ihre Entbehrlichkeit.*

Der „kapitalistische" König ist das Gegentheil vom „socialen" König, und so nothwendig dieser für eine sociale Gesellschaft ist, so gänzlich überflüssig ist jener für einen kapitalistischen Staat, der ja bereits unter der Herrschaft seiner „geheimen Oberlandesherrn" steht. Der kapitalistische König verfällt, wollend oder nicht, den absoluten Consequenzen des Kapitalismus; er verliert die Möglichkeit für die Eigenschaften, durch welche man ihn braucht, und die ihm Liebe, Vertrauen und Verehrung sichern. Er geräth in einen ganz natürlichen Gegensatz zu der überwiegenden Mehrheit seines Volkes, gegen dessen Interessen er regieren wird und muß, weil die Früchte seiner Arbeitskraft ihm entzogen und durch das Kapital absorbirt werden. *In letzter Consequenz ist der kapitalistische König ein „gekrönter Ausbeuter" und Volksfeind, er hat sich vor dem „Lucrum" gebeugt und ihm zu Liebe die Pflichten für sein Volk geopfert.*

Indem dieser verhängnißvolle Schritt gethan wurde, verlor ein solcher König aber auch zugleich die moralischen und thatsächlichen Rechte für seine bevorzugte Stellung; er regiert dann nicht mehr für das Volk, sondern gegen das Volk und fordert es förmlich zum Kampfe gegen das kapitalistisch gewordene Königthum heraus.

Während der dem „Lucrum" verschriebene König seine Stütze und seinen Halt im Volke verliert, steigen neben ihm die gefährlichsten Rivalen auf. Wie die französischen Könige sich gegen die mächtigen „Barone" zu wehren hatten, und in den alten mächtigen Geschlechtern des nationalen Uradels den emporstrebenden Territorial-Fürsten die Widersacher und Rivalen entstanden, so werden die kapitalistischen Könige sie in den Fürsten und Großen der Börse finden. Es wird hier um die politische Macht gehandelt und geschachert werden, wie man früher um sie mit Waffen kämpfte. Statt der Wiesen und Wälder werden die Börsenhallen und die Cabinette den Kampfplatz abgeben, und welche Elemente hier schließlich siegen werden, kann nicht unklar sein. Der natürlichen Stützen verlustig, die nur in der Liebe, Treue und Anhänglichkeit der Völker beruhen, werden die kapitalistischen Könige von den Börsenfürsten besiegt und gestürzt, sie erleiden ihre Strafe durch die Consequenzen des Kapitalismus, dem sie gedient haben und dem zu Liebe sie ihrem Berufe untreu geworden sind. Wie mächtig und übermächtig bereits die lüsternen Rivalen der Könige sind,

sehen wir fast allenthalben; wie benehmen sich jetzt schon die Rothschild's*) den gekrönten Fürsten gegenüber? Allerdings — wir wollen hier sagen — mit Erlaubniß derselben, denn ohne solche wäre eine Gleichstellung und das theilweise schon sehr entwickelte „familiäre" Verhältniß zwischen jenen und diesen — — — noch nicht möglich. Wenn es so weiter geht, wird das Haus Rothschild in gar nicht langer Zeit seine Familien-Alliancen auch mit regierenden Häusern schließen, wie es solche schon mit Fürsten und Herzögen geschlossen hat; die „Vetterschaft"! würde dann auch eine officielle. Ob wohl auch dann noch Mitglieder des alten, historischen Adels — — — den „Muth" finden werden, an solchen Höfen Dienste zu leisten? —

Und warum nicht? Renegaten, Proletarier, Schufte und Bedienten-Seelen gibt es in allen Ständen; die Geburt allein ist keine Assekuranz gegen Ehrlosigkeit und moralische Dekadenz. Durch solche Beispiele wird sich vielleicht die Mehrzahl des alten, historischen Adels auf ihre Herkunft und Abstammung besinnen, sie wird vielleicht, weit mehr als jetzt schon für Einzelne zutrifft, sich von den Höfen ab — dem Volke zuwenden, denn der alte, historische Adel ist erst recht ein Theil des Volkes, ist voll und ganz selbst Volk, und nur indem er diese „legitime" Abstammung in thörichter Weise verläugnete und durch Fürstengunst „mehr" sein wollte, als er der Wirklichkeit und seiner natürlichen Entwicklung nach ist, kam er auf Abwege und verlor seinen Halt und seine ganze politische Bedeutung für Staat und Gesellschaft. Der Adel, vom Volke getrennt, ist nur noch „Hofgesinde", weiter nichts. Genau so aber, wie es einem Adel erging, der seine Verpflichtungen und seinen Beruf in den Vorzimmern der Residenzen vergessen hat, so ergeht es, wie bereits gesagt, den Fürsten, welche ihre Verpflichtungen und ihrem Beruf vergessen, indem sie in den „Dienst" des Kapitals getreten sind. Wer immer seinen Beruf und seine Bestimmungen verläugnet, der verfällt, mag er sein, wer er will, den Consequenzen dieser Abläugnung. — Wenn wir deshalb in geordnete, friedliche und befriedigende Verhältnisse kommen sollen, wenn es wirklich mit dem „socialen Königthum" dem wir alle unsre Kräfte weihen wollen, Ernst werden soll, so ist das allein nur möglich, wenn die Fürsten die Macht des Manchesterthums und der Börse gebrochen haben, indem sie sich auf ihre Völker stützen.

Es handelt sich hier um einen echten „nationalen" Kampf, der nationalen Volkskraft gegen das „internationale" Kapital; die Fürsten müssen das Volksthum gegen die bekannte „goldene Internationale" anrufen.

Wie sie früher mit den alten mächtigen Adelsgeschlechtern um die politische Macht kämpften, so müssen sie in unserer Zeit, um diese zu erhalten und zu sichern, mit den Fürsten der „goldenen Internationale" kämpfen. Die Lüge, die man ihnen einwendet: sie würden mit dem Kapital siegen und in ihm mächtig sein, ist ebenso schwach als erbärmlich. In Wahrheit werden sie von den Vertretern und Nutznießern jener „Internationale" mißbraucht, gefangen, besiegt, gestürzt.

*) Wir erinnern nur an die Vorkommnisse in Oesterreich i. J. 1886/87.

Das ist das unerbittliche Ende aller jener Fürsten, welche das Unglück haben, ihre Freunde und Feinde nicht zu erkennen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Was Preußen betrifft, so sollen hier einige Sätze aus der längst vergessenen Broschüre: „Die Lösung der socialen Frage" u. s. w. von einem praktischen Staatsmann (Geheimrath Hermann Wagener. Velhagen & Klasing) Platz finden. Die Sätze lauten: „Ueberdies hat Deutschland durch Preußen den Vorzug, in den Kabinetsacten und den Grundgedanken seiner beiden großen Könige, Vater und Sohn, das Material zu besitzen, wie man — nicht eine kleine Zahl großer Bankiers, sondern ein ganzes Volk wohlhabend und zufrieden und damit auch für Staatszwecke nachhaltig leistungsfähig machen kann." — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ob die Sentenzen, die wir hier gegeben, wohl beachtet werden? Wir glauben es nicht, weil wir nicht an die Abwendung der Gefahren glauben. Einen verhängnißvollen Schritt auf dem Wege „kapitalisirt" zu werden, haben die Monarchien bereits überall da gethan, wo sie ihre Domainen dem Staat übertrugen und dadurch ihre Civillisten erhöht wurden; auch sie gingen hierdurch buchstäblich von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft über. In Hinsicht dieses Wechsels ließe sich besonders in Bezug auf die heutigen concreten Verhältnisse, so weit sie die fallende Grundrente und die Währungsverhältnisse betreffen, sehr viel sagen, erklären und nachweisen. Wir nehmen hier jedoch Abstand davon und werden dieses interessante Kapitel bei einer anderen Gelegenheit vornehmen. Zunächst wollen wir die Verlangen und Mittel, welche der Herr Herzog von Lauenburg mit seinem social-politischen Geschäfts-Freunde, dem Herrn von Stumm, stellt und empfiehlt, etwas näher beleuchten, denn der Standpunkt der beiden Herren kommt einem social- und wirthschaftlich-politischen Programme gleich, dem gegenüber der Kaiser mit den Bundesfürsten mehr und bestimmter als es bisher geschah, Stellung wird nehmen müssen. Indem diese Frage jetzt noch eine offene ist, entstand auch die akute Krisis, welche in der Hauptfrage gipfelt: Sollen die sozialen und wirthschaftlichen Reformen zur „positiven" Bekämpfung der Sozialdemokratie wieder in Angriff genommen werden, und wird der Kaiser den Worten seiner Erlasse vom 4. Februar 1890 auch Thaten folgen lassen, oder kapitulirt man vor der Firma: „Bismarck-Sohn und Stumm?

In unserer nervösen Zeit wird rasch gelebt, und namentlich im Stadium der Krisen müssen symptomatische Wahrnehmungen beachtet werden. Als eine solche war der „Kaiser-Geburtstag-Artikel" der „Hamburger Nachrichten" anzusehen. Die Stellen, welche für die schwebende Krisis von höchstem Interesse sind und Allen, welche auch nur etwas von der diplomatischen Sprache verstehen, wegen ihrer „treuherzigen" — — Offenheit auffallen müssen, lauten: „Wir begrüßen das neue Lebensjahr, in das der Monarch morgen eintritt, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es ihm beschieden sein möge, in seinem Streben als Regent alle die Ziele zu erreichen, die ihm zum Heile von Reich und Volk vorschweben. Wir waren bisher nicht immer (würde wahrheitsgetreu lauten: „seit dem 20. März 1890 — nie) in der Lage, alles zu billigen, was geschah, und wir behalten es uns ebenso für die Zukunft als selbstverständliches Recht vor, unsere Meinung zu äußern, auch wenn sie von der officiellen Politik abweicht; aber heute am Vor-

abend des Kaiserlichen Geburtstages gereicht es uns zur Beruhigung constatiren zu dürfen, daß die Initiativen des Monarchen von Jahr zu Jahr mehr zu der Hoffnung berechtigen (diese Sprache erinnert ja an den Schulaufsatzton des „Standard"), seine Regierung werde sich für das Deutsche Reich zu einer erfolgreichen gestalten. Wenn wir am heutigen Tage etwas beklagen, so ist es der Umstand, daß nach unsern Eindrücken und Wahrnehmungen der Kaiser den Beistand nicht findet, auf den er in Folge seines aufrichtigen Strebens Anspruch hat. Wir unterschätzen nicht die Schwierigkeiten, die dabei obwalten. Die Auswahl der Mitarbeiter des Monarchen bei Führung der Staatsgeschäfte ist bei uns in Deutschland und in Preußen eine sehr schwierige Sache, weil geeignete Persönlichkeiten nicht so reichlich sich darbieten, als daß wir jeder Zeit nach Bedarf einen Wechsel in der Besetzung wichtiger Staatsämter erstreben dürften. Wie dem aber auch sei, die Wahrheit erfordert es, in einem festlichen Artikel, welcher der Person des Monarchen gewidmet ist, offen zu bekennen, daß die monarchisch denkende und fühlende Bevölkerung Preußens und Deutschlands den Eindruck hat, die persönliche Initiative des Kaisers werde in der Staatsregierung noch günstiger wirken, wenn sie vollkommen freien Weg fände, und nicht öfters passiven ministeriellen und bureaukratischen Widerstand zu überwinden hätte. Wir hegen deshalb heute den weiteren Wunsch, daß der Kaiser in Zukunft stets Räthe und Mitarbeiter finden möge, die seine Intentionen unverfälscht fördern und durchführen."

Die Vorwürfe und Verdächtigungen gegen die jetzigen officiellen Rathgeber des Kaisers zu commentiren, sowie die „Herzenswünsche" und deutlich ausgedrückten Versprechungen und Aussichten, die in diesen Sätzen enthalten sind, noch hervorzuheben, finden wir Angesichts der Offenheit, mit welcher man sich und den Sohn empfiehlt, überflüssig. Der Eindruck, den dieser „Geburtstag-Artikel" machen muß, kann durch keine Commentare mehr erhöht werden. Nur auf Eins möchten wir an dieser Stelle aufmerksam machen, und das bezieht sich auf die frühere „treue Mitarbeit" des Herrn Gratulanten. Es wird noch nicht vergessen sein, daß er die „Initiative" des Kaisers in Betreff der „Februar-Erlasse" durch Einberufung des Staatsrathes lahm legen und die Erlasse dem Kamin-Feuer übergeben wollte. Das gehört nun der Vergangenheit an, hier haben wir es nur mit dem aktuellen Werthe dieser eigenthümlichen „Gratulation" zu thun, und da muß auffallen, daß in der Aera „des Scharfmachens" hervorgehoben wird, „daß die Initiativen des Monarchen von Jahr zu Jahr mehr zu Hoffnungen berechtigen." Daß der Herr Gratulant natürlich nur seine Hoffnungen meint, ist selbstverständlich, und diese „Hoffnungen" sind zur Genüge bekannt; sie gipfeln in der Wiedererlangung der Macht. Wie diese aber benützt, und welche Folgen sie haben würde, das ist eine Frage, auf die die Antwort sehr nahe liegt.

von Fechenbach-Laudenbach.

Das Signal.

Von W. M. Garschin. Deutsch von Ida Altmann.

(Nachdruck verboten.)

Simeon Iwanow war Weichensteller. Von seinem Häuschens bis zu einer Station waren zwölf, bis zur andern zehn Werst. Im vergangenen Jahre war vier Werst von seinem Hüttchen eine große Spinnerei eröffnet worden, deren hoher schwarzer Schornstein aus dem Walde hervorlugte; sonst gab es in der Nähe keine Ansiedelungen außer den benachbarten Wärterhäuschen.

Simeon Iwanow war ein gebrechlicher, kranker Mann. Vor neun Jahren hatte er den Krieg mitgemacht, war als Bursche bei einem Offizier gewesen, den er während des ganzen Feldzuges begleitete. Er ertrug Hunger und Kälte wie Sonnenbrand und machte bei Frost und Hitze Märsche von vierzig, fünfzig, wohl auch sechzig Werst. Zuweilen hatte er auch unter den feindlichen Kugeln gestanden, aber nicht eine hatte ihn beschädigt.

Einst stand sein Regiment in der ersten Linie; eine ganze Woche wurde das Feuern hinüber und herüber unterhalten. Unsere Kette lag von der türkischen durch einen Hohlweg getrennt, und das Schießen ging ununterbrochen vom Morgen bis zum späten Abende. Der Offizier, welchen Iwanow bediente, befand sich auch in der Kette, und dreimal täglich begab sich dieser zu seinem Herrn, um ihm aus der Regimentsküche drunten aus der Schlucht die dampfende Theemaschine und das Mittagessen zu bringen. Oft, während er mit dem Samowar eine unbedeckte Stelle überschritt, pfiffen die Kugeln um ihn und schlugen in die Steine neben ihm. Wohl ward ihm bange, er weinte, aber ging dennoch vorwärts. Die Herren Offiziere waren mit ihm sehr zufrieden, da sie zu jeder Zeit heißen Thee bekommen konnten.

Aus dem Feldzuge kehrte er zwar unversehrt zurück, aber bald fingen Hände und Füße an, ihm zu Zeiten den Dienst zu versagen. Seit jener Zeit war viel Kummer über ihn gekommen. Als er nach Hause zurückkehrte, starb sein alter Vater; er hatte ein vierjähriges Söhnchen; der Tod entriß es ihm durch eine Halskrankheit. So blieb Simeon allein mit seiner Frau. Nun wollte es aber auch in der Wirthschaft nicht recht gehen, und wie hätte er auch mit geschwollenen Händen und Füßen das Feld pflügen können. Das Leben in ihrem Dorfe wurde ihnen unerträglich, und so machten sie sich denn auf, um anderwärts ihr Glück zu versuchen. Wohl war Simeon mit seiner Frau auf der Linie gewesen, in Cherson und selbst bis an den Don, doch das gesuchte Glück hatte er nirgends erfahren. So verdingte sich seine Frau als Magd, und er irrte nach wie vor herum.

Einst fuhr er mit der Eisenbahn; auf der Station sieht er den Stationsvorsteher, und dieser kommt ihm fast wie ein alter Bekannter

vor. Der Stationsvorsteher sieht auch ihn scharf an, und sie erkennen einander; es ist ein Officier seines Regiments."

„Du bist Iwanow?" fragte der Officier.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant, der nämliche."

„Wie kommst Du hierher?"

Simeon erzählte ihm alles: So und so.

„Wohin fährst Du denn jetzt?"

„Kann's nicht wissen, Ihre Wohlgeboren."

„Wie das, Dummkopf, Du weißt nicht, wohin Du gehst?"

„So ist's, Ihre Wohlgeboren, weiß nicht, wohin mich zu wenden, muß irgend eine Arbeit suchen, Ihre Wohlgeboren."

Der Stationsvorsteher schaute ihn an, dachte ein wenig nach und sagte: „So, alter Freund, einstweilen bleibe mal hier auf der Station. Du bist verheirathet, glaube ich, wo ist Deine Frau?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant, verheirathet! Meine Frau dient in der Stadt Kursk als Magd bei einem Kaufmann."

„Nun, so schreibe Deiner Frau, sie soll hierherkommen; ein Freibillet werde ich schon besorgen. Hier bei uns wird ein Wärterhäuschen leer, ich werde es für Dich erbitten."

„Ergebensten Dank, Ihre Wohlgeboren," antwortete Simeon.

Er blieb auf der Station, war beim Vorsteher in der Küche behilflich, hackte Holz, fegte den Hof und den Perron. Nach zwei Wochen kam seine Frau an, und Simeon fuhr mit einem Handwagen nach seinem Häuschen hinüber. Das Häuschen war neu und warm, Holz, wie viel man nur wünschen konnte, ein kleiner Gemüsegarten und etwa eine halbe Deßjatine Ackererde neben dem Schienenstrang waren auch zu seiner Verfügung. Simeon war herzlich froh, er fing an Pläne zu machen, wie er seine Wirthschaft einrichten, ein Pferd kaufen und auch eine Kuh halten wollte.

Man gab ihm alles nöthige Zubehör; eine grüne und eine rothe Flagge, Laternen, ein Horn, einen Hammer, Schraubenschlüssel, Brechstange, Schaufel, Besen, Bolzen und Haken. Auch zwei Büchlein händigte man ihm ein mit Reglements und Fahrplänen.

Anfangs schlief Simeon die Nächte nicht und wiederholte fortwährend das Verzeichniß der Züge. Erst nach zwei Stunden kommt der Zug, und er macht schon die Runde, setzt sich auf die Bank neben dem Häuschen, horcht und späht, ob nicht die Schienen zittern, ob der Zug nicht heraubraust. Auch die Bestimmungen lernte er auswendig; wo's mit dem Lesen schwer ging, buchstabirte er, aber er überwand es doch.

Es war Sommer, die Arbeit nicht schwer, kein Schnee wegzuschaufeln, und die Züge gehen auch selten auf dieser Strecke. Zweimal täglich ging Simeon seine Werste zu revidiren, untersucht hier eine Schraube, ob sie auch festhält, schiebt hier einen Stein zur Seite, sieht nach den Wasserleitungsröhren und geht dann nach Hause, seine Wirthschaftsangelegenheiten zu besorgen. In der Wirthschaft traf er aber auf ein großes Hemmniß; von allem, was er unternehmen wollte, mußte er dem Wegemeister Anzeige machen, der die Genehmigung des Distanzaufsehers nachzusuchen hatte. Bis die Entscheidung aber zurückkam, war gewöhnlich die geeignete Zeit vorüber, so daß Simeon und seine Frau ganz verdrießlich wurden.

Zwei Monate waren schnell verflossen. Simeon knüpfte allmählich

Bekanntschaft mit seinen Nachbarn an; einer unter ihnen war ein hochbetagter Greis, man hatte ihn längst durch einen andern ersetzen wollen, da er kaum noch aus dem Häuschen hinauszugehen vermochte, seine Frau mußte für ihn selbst die Schienen untersuchen und das Signal geben. Ein anderer, der Station etwas näher wohnender Bahnwärter war ein junger Mann, hager und sehnig von Ansehen. Simeon begegnete ihm einst auf dem Schienenstrange, als er denselben besichtigte, in der Mitte zwischen ihren Häuschen. Simeon nahm die Mütze ab und grüßte. — „Guten Tag, Nachbar!“ sagte er.

Der Nachbar sah ihn von der Seite an, antwortete einsilbig, wandte sich um und ging fort. Die Frauen begegneten sich ebenfalls bisweilen. Simeons Frau Arina grüßte die Nachbarin, diese ging gleichfalls, ohne ein längeres Gespräch einzugehen, ihres Weges. Einst, als Simeon sie sah, redete er sie an:

„Was für einen schweigsamen Mann habt Ihr, junge Frau!“

Sie schwieg einen Augenblick, dann erwiderte sie:

„Wovon soll er auch mit Dir sprechen? Jeder hat das Seinige zu tragen . . . Geh mit Gott Deines Weges.“

Indessen nach Verlauf noch eines Monats waren sie sich doch schon etwas näher gekommen. Wenn Simeon und Wassilij sich auf dem Wege begegneten, so setzten sie sich zu einander, zündeten ihre Pfeifchen an und erzählten von ihrem Leben und Treiben. Wassilij schwieg meistentheils, und Simeon erzählte sowohl von seinem Leben im Heimathsdorfe, als auch von dem Feldzuge, den er mitgemacht.

„Ja,“ sprach er, „ich habe nicht wenig Kummer in meinem Leben ertragen, und dabei ist mein Leben noch gar nicht so lang. Mir hat Gott kein besonderes Glück gegeben, und was für ein Schicksal einem einmal bestimmt ist, dabei bleibt's auch, so geht's, Bruder Wassilij Stepanitsch.“

Und Wassilij klopft seine Pfeife an der Schiene aus und sagt, indem er aufsteht:

„Nicht das Schicksal ist es, was uns allen das Leben so sauer macht, sondern die Menschen. Es giebt in der Welt kein wilderes und raubgierigeres Thier als den Menschen. Ein Wolf frißt den andern nicht, aber der Mensch ist bereit, seinen Nebenmenschen lebendig zu verschlingen.“

„Ei, sage das nicht, Bruder, ein Wolf frißt den andern auch auf.“

„Da das Gespräch nun einmal darauf gekommen ist, so sage ich es auch heraus, eine grausamere Kreatur als der Mensch lebt nicht. Wenn die menschliche Bosheit und Habgier nicht wäre, so könnte man noch leben, so aber sucht jeder nur eine günstige Gelegenheit, Deine wunde Stelle zu treffen, Dir einen Bissen wegzuschnappen und an sich zu reißen.“

Simeon wurde nachdenklich.

„Ich weiß nicht, Bruder, vielleicht hast Du Recht,“ sagte er, „aber wenn's so ist, so ist es auch Gottes Bestimmung.“

„Wenn Du so denkst,“ rief Wassilij, „so haben wir nichts mit einander zu reden. Wenn man jede Niederträchtigkeit Gott aufbürden und selbst still sitzen und dulden will, so heißt das nicht ein Mensch, sondern ein Vieh sein! Das ist meine Meinung.“

Er wandte sich ab und ging davon, ohne sich auch nur zu verabschieden. Simeon stand auch auf.

„Nachbar," rief er, „weshalb zanken?"

Aber der Nachbar kehrte sich nicht an seine Worte und ging weiter. Lange blickte Simeon ihm nach, bis Wassilij bei einer Wendung des Weges verschwand. Dann ging auch er nach Hause, und zu seiner Frau sagte er: „Was für einen Nachbar haben wir, Arina, Schießpulver ist das, kein Mensch!"

Dennoch erzürnten sie sich nicht; sie begegneten einander wie früher, plauderten auch wieder und immer über denselben Gegenstand.

„Ei was, Bruder, wenn die Menschen anders wären, so säßen wir beide nicht hier in den Hütten," wiederholte Wassilij.

„Wieso? In den Hütten läßt sich's ganz gut leben."

„Leben läßt sich's, läßt sich's leben. Hast lange gelebt, aber wenig erlebt, viel gesucht, aber wenig gefunden. Was ist das für ein Leben, das so ein armer Mensch in den Wärterhäuschen oder sonst wo führt! Sie saugen uns aus, diese Schinder, alle Säfte pressen sie uns aus, und dann, wenn wir alt werden, werfen sie uns hinaus wie Träber, den Schweinen zum Fraß! — Wieviel Gehalt bekommst Du?"

„Nicht eben viel, Wassilij Stepanitsch, zwölf Rubel."

„Und ich dreizehn und einen halben, sage mir gefälligst weshalb! Nach der Bestimmung von der Verwaltung sollen alle gleich viel bekommen, fünfzehn Rubel und Heizung und Beleuchtung; erlaube mir also zu fragen, wer für uns zwölf oder lumpige dreizehn und einhalb bestimmt hat! Und Du sagst noch, es läßt sich leben. Begreife doch, daß es sich hier nicht um die anderthalb oder die drei Rubel handelt, es wäre dasselbe, wenn sie auch alle fünfzehn auszahlten. Letzten Monat war ich auf der Station; der Direktor fuhr durch, und da hatte ich die große Ehre, ihn zu sehen. Er fährt so recht behaglich in einem besonderen Wagen, tritt auf die Plattform heraus und da steht er. Nein, ich bleibe hier nicht lange, ich gehe fort, wohin mich die Füße tragen."

„Wohin willst Du gehen? Man muß das Gute nicht fortwerfen, um Besseres zu suchen. Hier hast Du ein warmes Nest, Dein Stückchen Erde; Deine Frau ist eine tüchtige Person . . . ."

„Stückchen Erde," rief Wassilij, „wirf nur einen Blick auf meinen Acker, kein Kräutchen findest Du darauf. Im Frühling hatte ich Kohl gepflanzt, da kommt eines schönen Tages der Wegemeister und fragt: Was ist das hier? Weshalb hast Du nicht um Erlaubniß gebeten, weshalb nicht die Entscheidung abgewartet? Ausreißen, befahl er, daß auch nicht die Spur davon bleibe! Ein anderes Mal hätte er es nicht einmal beachtet, jetzt aber war er betrunken; da fuhr es ihm durch den Kopf, mir eine Strafe von drei Rubeln aufzuerlegen."

Eine Weile schwieg Wassilij, that ein paar Züge aus seinem Pfeifchen und fuhr dann in leisem, ruhigen Tone fort: „Viel fehlte nicht, so hätte ich ihn todtgeschlagen."

„Du bist aber hitzig, Nachbar, das muß ich sagen."

„Durchaus nicht hitzig, ich urtheile und rede nur der Wahrheit gemäß. Aber er hat's noch von mir zu bekommen, das rothe Fratzengesicht. Ich werde ihn beim Distanzaufseher verklagen, das wird er sehen."

Und er führte wirklich Klage.

Der Distanzaufseher fuhr einst durch, um die Strecke zu besichtigen. In drei Tagen sollten einige hochgestellte Personen aus Peters-

burg den Weg passiren. Es wurde eine Revision unternommen, damit vor ihrer Durchfahrt alles in Ordnung gebracht würde. Die Dämme wurden frisch geschüttet und geebnet, die Balken und Schwellen untersucht, jede Schraubenmutter festgeschraubt, die Pfähle frisch gestrichen; an den Ueberfahrtstellen sollte mit gelbem Sande gestreut werden. Selbst der alte Nachbar wurde von seiner Frau hinausgetrieben, den Rasen zu reinigen. Auch Simeon arbeitete die ganze Woche, brachte alles in einen Zustand wahrhaft musterhafter Ordnung, besserte seinen Kaftan aus, säuberte ihn, putzte sein Blechschild mit fein geriebenem Ziegel, daß es nur so blitzte. — Wassilij arbeitete ebenfalls.

Der Distanzaufseher kam auf einer Draisine herangefahren, die von vier Arbeitern in Bewegung gesetzt wurde; die Achsen schnurrten, das Gefährt durchflog in der Stunde zwanzig Werst, daß die Räder nur so zitterten. Als es sich Simeons Häuschen näherte, sprang er herbei, stattete echt soldatisch Rapport ab, und alles wird tadellos befunden.

„Bist Du schon lange hier?" fragte der Aufseher.

„Seit dem 2. Mai, Ew. Wohlgeboren."

„Gut, danke; und wer ist im vier und sechzigsten?"

Der Wegemeister, welcher mit ihm auf der Draisine war, antwortete: „Wassilij Spiridow."

„Spiridow, Spiridow . . . ah, das ist derselbe, der im vorigen Jahre von Ihnen angemerkt worden?"

„Der Nämliche."

„Gut, sehen wir ihn uns einmal an. Vorwärts!"

Die Arbeiter erfaßten die Stangen und das Gefährt setzte sich in Bewegung.

Simeon schaute ihnen nach und dachte: „Nun wird das Spiel mit dem Nachbar beginnen." Als er nach zwei Stunden hinausgeht, um die Runde zu machen, sieht er aus einer Biegung des Weges eine Gestalt herankommen, die, wie es scheint, etwas Weißes auf dem Kopfe hat. Er sieht genauer hin und erkennt Wassilij, einen Stock in der Hand, ein Bündel auf der Schulter und die Wange mit einem Tuche verbunden.

„Ei, Nachbar, wo hinaus?" ruft Simeon ihm zu. Wassilij kommt näher, sein Gesicht ist verstört, kreidebleich, mit wildfunkelnden Augen; er öffnet den Mund, um zu sprechen, doch die Stimme versagt ihm.

„Nach der Stadt," stößt er hervor, „nach Moskau, in die Hauptverwaltung."

„In die Hauptverwaltung, wirklich? Das heißt, Du willst Dich beklagen. Laß sein, Bruder, vergiß es . . ."

„Nein, Bruder, das vergesse ich nicht. Jetzt ist es zu spät zum Vergessen. Sieh, ins Gesicht hat er mich geschlagen, daß das Blut hervorsprang; so lange ich lebe, vergesse ich das nicht; das lasse ich nicht stecken!"

Simeon faßte ihn bei der Hand: „Laß gut sein, Stepanowitsch, was ich Dir sage, ist richtig, besser machen kannst Du nichts."

„Was, besser? Weiß selbst, daß ich nichts besser machen werde. Was Du da neulich vom Schicksal sagtest, war ganz richtig. Für mich kann ich nichts bessern, aber für Wahrheit und Recht muß man einstehen, Bruder!"

„Sage doch, wie kam das eigentlich?

„Wie . . . . Er sah alles an, stieg von der Draisine herunter, guckte ins Haus hinein. Ich hatte zuvor gewußt, daß er aufs strengste verfahren würde, hatte alles musterhaft in Ordnung gebracht. Als er wegfahren wollte, brachte ich meine Beschwerde vor. Er fing gleich zu schreien an: hier handelt es sich um eine administrative Revision, so und so, und Du beklagst Dich wegen Deiner Gemüsebeete, wir erwarten die Geheimräthe, und Du kommst uns mit Deinem Kohl an! — Ich hielt es nicht mehr aus, und sagte ein Wort, sogar nicht so was Besonderes, aber ihm mußte es wohl sehr beleidigend erscheinen. Er versetzte mir einen Schlag, aber ich stand ruhig, als ob es sich so gehörte. Sie fuhren weg, ich kam zur Besinnung, wusch mir das Gesicht ab, nun — und ging."

„Und wie wird's mit Deinem Posten?"

„Meine Frau ist dageblieben, sie wird nichts vernachlässigen, übrigens aber hole sie alle der Kuckuck mit ihrer Bahn und mit allem!"

Wassilij stand auf, um zu gehen.

„Lebewohl, Iwanitsch, ob ich Gerechtigkeit finden werde, weiß ich nicht."

„Du kannst doch nicht zu Fuße gehen."

Auf der Station werde ich bitten, daß man mich im Güterzuge mitnimmt, dann bin ich morgen in Moskau."

Die Nachbarn verabschiedeten sich, Wassilij ging fort und lange war von ihm nichts zu hören. Seine Frau arbeitete an seiner Statt, schlief weder Tag noch Nacht und quälte sich halb zu Tode in angstvoller Erwartung ihres Mannes. Am dritten Tage kam die Revision; der Zug bestand aus dem Dampfwagen, einem Bagagewagen und zwei Waggons erster Klasse. — Wassilij war immer noch nicht da. Tages darauf erblickte Simeon seine Nachbarin mit vom Weinen geschwollenem Gesicht und rothen Augen.

„Ist Dein Mann zurückgekommen?" fragte er.

Sie machte nur eine Bewegung mit der Hand und ging, ohne ein Wort zu sagen, ihrer Hütte zu.

Als Knabe hatte Simeon es erlernt, aus Weiden Pfeifen zu schneiden. Er nahm aus dem Weidenstocke das Herz heraus, schnitt Oeffnungen hinein, wo es nöthig war, machte am Ende ein Mundstück und richtete das Ganze so trefflich her, daß man darauf spielen konnte, was man nur wollte.

Wenn er freie Zeit hatte, machte er viele solcher Pfeifen und gab sie einem seiner Bekannten, einem Kondukteur des Güterzuges, welcher sie in der Stadt zu Markt brachte und für das Stück zwei Kopeken löste. — Drei Tage nach der Revision ließ er seine Frau zu Hause, um beim Abendzuge um 6 Uhr das Signal zu geben, er selbst nahm sein Messer und ging in den Wald, passende Weidenstöcke zu holen. Er erreichte das Ende seines Gebietes; hier an dieser Stelle machte der Weg eine scharfe Wendung; er stieg von dem Damme herunter und schlug den Waldweg am Fuße des Berges ein. Etwa anderthalb Werst von hier war ein großer Sumpf, an dessen Rande Weiden wuchsen, die sich für seine Pfeifen vortrefflich eigneten. Er schnitt ein ganzes Bündel Stöcke und machte sich auf den Heimweg.

Er schritt durch den Wald, die Sonne war dem Untergange nahe, Todtenstille rings umher, man vernahm nichts als das Gezwitscher der

Vögel und das Knistern abgestorbener, vom Winde abgebrochener Zweige unter den Füßen. Schon war er nicht mehr weit vom Schienenstrange, da schien es ihm plötzlich, als ob er noch einen Laut vernähme, als ob irgendwie eiserne Gegenstände an einander klirrten. Er beschleunigte seinen Schritt; er wußte, daß jetzt auf dieser Strecke keinerlei Ausbesserungen gemacht wurden, was mochte das also bedeuten?

Er erreichte den Waldesrand, der Eisenbahndamm erhebt sich vor ihm, und oben auf demselben kauert ein Mensch und macht sich dort augenscheinlich etwas zu schaffen. Simeon schlich sachte herbei in dem Glauben, es sei Jemand, der gekommen, um Schrauben zu stehlen. Er sieht scharf hin, der Mensch richtet sich auf, in seinen Händen befindet sich eine Brechstange, mit welcher er eine Schiene faßte und zur Seite schob.

Simeon wird es schwarz vor den Augen, er will rufen — er vermag es nicht. Er sieht Wassilij vor sich, stürzt den Damm hinauf, jener aber eilt mit der Brechstange und dem Schraubenschlüssel in der Hand von der andern Seite hinab, so schnell, daß er sich wie ein Kreisel überschlägt.

Wassilij Stepanitsch, Theuerster, Einziger, komm zurück, gieb mir die Brechstange, wir schieben die Schiene zurecht und Niemand wird es erfahren. Komme zurück, rette deine Seele vor der Sünde!"

Wassilij wandte sich nicht einmal um und verschwand im Walde.

Simeon steht über der abgedrehten Schiene, die Stöcke sind seinen Händen entsunken. „Der Zug kommt, kein Güter-, sondern ein Personenzug, und er ist durch nichts zum Stehen zu bringen, keine Flagge zur Hand; die Schiene auf ihre Stelle zu rücken, ist unmöglich, mit bloßen Händen kann man die Haken nicht einschlagen. Es ist nöthig, irgend wohin zu laufen, unbedingt nach dem Häuschen zu laufen, um irgend welches Werkzeug herbeizuschaffen. O Gott, hilf du!"

Simeon läuft athemlos seinem Häuschen zu, läuft — fast stürzt er schon nieder. Er hat den Wald hinter sich zurückgelassen, bis zu seinem Hause bleiben noch hundert Faden, nicht mehr, — da hört er auf der Fabrik die schrille Pfeife ertönen. — — „Sechs Uhr! Und um zwei Minuten nach Sieben kommt der Zug an. Großer Gott, rette die schuldlosen Seelen!"

Schon sieht Simeon vor sich, wie der Dampfwagen mit dem linken Rade das Schienenende erreicht, erzittert, sich auf die Seite neigt, wie er schon die Unterlagen mit sich reißt und in Splitter schlägt; „und hier ist gerade die scharfe Biegung, der hohe Damm, und alles stürzt hinunter; elf Faden tief — und dort in der dritten Klasse ist alles mit Menschen überfüllt, auch kleine Kinder sind dort. Noch sitzen sie ruhig und denken an nichts. Großer Gott, erleuchte Du mich! . . . Nein, nach dem Häuschen zu laufen und noch zur Zeit zurückzukehren, ist unmöglich . . . ."

Simeon lief wirklich nicht bis zum Häuschen, er kehrte um, lief schneller noch als zuvor, lief fast besinnungslos und wußte selbst nicht, was noch werden würde. Er erreichte die abgeschraubte Schiene, und da lag das Häufchen der zugeschnittenen Weidenstöcke. Er bückt sich, ergreift einen derselben, ohne selbst eine Ahnung zu haben, wozu, und läuft weiter. Ihm däucht, daß der Zug schon ankommt. Er hört in der Ferne den Ton der Pfeife, er hört, wie leise und gleichmäßig die Schienen erzittern, weiter zu laufen hat er nicht mehr die Kraft.

Etwa hundert Faden von der schrecklichen Stelle bleibt er stehen; hier fährt es ihm plötzlich wie ein Lichtstrahl durch den Kopf, er nimmt seine Mütze ab, zieht aus dieser sein baumwollenes Taschentuch, holt aus dem Stiefelschaft sein Messer hervor und bekreuzt sich — „Gott, gieb Deinen Segen!“

Das Messer stieß er in seine linke Hand, daß das Blut in einem heißen Strahl hervorsprang, er färbte sein Tuch damit, entfaltete es, zog es recht auseinander, band es an einen Stock und stellte seine rothe Flagge aus.

So steht er und schwingt seine Flagge, und der Zug ist schon zu sehen; der Zugführer bemerkt ihn nicht und kommt näher, und hundert Faden genügen nicht, um den schweren Zug zum Stehen zu bringen.

Und das Blut ergießt sich unaufhaltsam; Simeon drückt die Wunde gegen die Seite, um sie so zuzuhalten, doch das Blut wird nicht gestillt, augenscheinlich hat er sich die Hand recht tief verwundet.

Der Kopf fing an ihm zu schwindeln, es tanzte ihm vor den Augen, dann ward's ganz schwarz und in den Ohren klingt es wie eine Glocke. Er sieht nicht den Zug, er hört ihn nicht herankeuchen, nur ein Gedanke hält sich hartnäckig in seinem Kopfe:

Ich erhalte mich nicht aufrecht, ich sinke um, ich lasse die Flagge fallen, und der Zug geht über mich hinweg . . . Hilf Gott, schicke Ablösung! . . .

Und es ward finster um ihn und wüste in seiner Seele, und die Flagge entsank ihm. Aber das blutige Zeichen fiel nicht zur Erde, eine andere Hand erfaßte es und hob es hoch empor, dem heranbrausenden Zuge entgegen. Der Zugführer erblickte es, schloß den Regulator, und gab Kontredampf. Der Zug blieb stehen.

* * *

Aus dem Zuge springen Leute herbei, es versammelt sich eine Menge; man sieht einen Menschen daliegen, von Blut überströmt, bewußtlos; ein anderer steht neben ihm mit einem blutigen Lappen am Stocke.

Wassilij ließ seinen Blick über die Menge gleiten und senkte den Kopf. — „Bindet mich,“ sprach er, „ich habe die Schiene verschoben.“

Druck von H. S. Hermann in Berlin. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin.

Preis für den Raum eines Feldes (4 Zeilen) nur 1 Mark netto.

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels
Berlin, den 21. März 1896.

Hohmann-Damm
Violinschule
(beste aller Ausgaben 192 Seiten groß 4)
4 Hefte à 1 Mk.
in 1 Band 3 Mk., gebunden 4 Mk.
Steingräber Verlag, Leipzig.

Postkarten-Albums
zum Aufbewahren von Postkarten mit Ansichten zum Preise von 1,50 2 3, 4, 5, 6, 7,50, 8, 10 und 12 Mk.
Ernst Heitmann in Leipzig.

J. Stieler, Lebensbilder deutscher Männer und Frauen, elegant geb. 2 Auflage. — **Marie Ermann,** An der Schwelle des Lebens. Novellen für junge Mädchen, 2 Bände geb. — **Th. v. Gumpert,** Ein Jahr. Tagebuch für die reifere weibliche Jugend. 2. Aufl. geb. Verlag von Karl Flemming in Glogau.

Die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder, Völker und Individuen nach den Lehren und Handlungen seit Gregor VII. zur Würdigung ihrer Unfehlbarkeit beleuchtet von Geheime Justizrath Prof. Dr. von Schulte in Bonn. 3. vollständig umgearbeitete Auflage. Gr. 8°. 8 Bogen. Preis 2 Mk. — Verlag von Emil Roth in Gießen.

Ehlers, Otto E., Samoa die Perle der Südsee. Mit einem Titelbilde. Elegant brosch. 3 Mk. Elegant in Calico gebunden 4 Mk. Hermann Paetel, Berlin W. 35, Steglitzerstraße 6.

Gesunde Nerven, ärztliche Belehrungen für Nervenkranke und Nervenschwäche von Dr. med. Otto Dornbluth. 2,50 M. W. Werthers Verlag in Rostock.

Max Dreyer, **Winterschlaf,** Drama in drei Aufz. Pr. 2 M. — John Henry Mackay, **Der kleine Finger** u. A. i. Prosa (zw. d. J. 1. Bd. 1888 1895) Preis 1,50 M. S. Fischer, Verlag, in Berlin.

Straßenführer von Berlin u. Vororten m. Plan, ein v. W. Laska i. 3. verb. Aufl. herausg. Taschenb., übersl. wohl alles auf diesem Geb. gebotene als pr. Nachschlageb. Geb. 75 ₰ i. a. Buchhdl. vorrätig.

Der Württembergische Schulmeister am Ende des 19. Jahrhunderts von Sincerus Verus. Preis —,80 Mark. Verlag von Strecker & Moser in Stuttgart.

Die Prinzipien des Erfolgs in der Litteratur. Von George Henry Lewes. Deutsch von Georg Kuhr. 3,00 Mk., geb. 3,75 Mk. Das Buch des berühmten englischen Autors ist für jeden von großem Interesse, der zur Litteratur in irgend welcher Beziehung steht, vor allem für Lehrer, Schriftsteller, Redakteure, Gelehrte, Bücherfreunde, Buchhändler u. s. w. und alle Gebildete.
„Für die Zusendung des Buchs: ‚Die Prinzipien des Erfolgs in der Litteratur' bin ich Ihnen aufrichtig dankbar. Es ist ein wirklich fesselnd und geistvoll geschriebenes Buch — ohne Phrase."
Konrad Ettel, Wien.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen; gegen Einsendung des Betrags auch vom Verleger Gustav Moldenhauer in Elbing und Leipzig.

Kunstwart. Rundschau über alle Gebiete des Schönen. Herausgeg. von Ferd. Avenarius. Viertelj. (6 Hefte) Mk 2,50. Probehefte gratis. G. D. W. Callwey, Kunstwart-Verl., München.

„Der Akt" 100 Modellstudien nach Naturaufnahmen 24 × 32 cm. In Mappe 55 Mark. 10 Hefte à 10 Tafeln à 5 Mark. M. Bauer & Co., Berlin S 53.

Carl Gildemeister, Fiken Bolt. Plattdeutsche Dichtung, geb. 2 M. — Derselbe Plattdeutsche Gedichte Ketelbeuters Schmetterlinge), geb. 1,25 M. Verlag von Gebr. Ludeking in Hamburg.

Amicus Veritatis: Jesus von Nazareth, nach neutestamentlichen Quellen. Zweite verb. Auflage. Preis 1,40 M. Kommissionsverlag von Max Kielmann in Heilbronn.

Dr. A. Schaeffle. Bau und Leben d. sozialen Körpers. 2 Auflage. I. Band Allgemeine Sociologie. 12 M. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Achleitner, Familie Lugmüller. Preis 2 M. Verlag der Hofbuchdruckerei von C. Dunnhaupt in Dessau.

P. Ambros Schupp, Mutterthränen. Märchen. Preis br. 1 M. Verlag der Bonifacius Druckerei (J. W. Schröder) in Paderborn.

Alban Förster,
op. 90 „Ich kann die Rosen nicht verstehen" Lied m. Pfebegl. f. mittl. Stimme 80 Pf., op. 100. Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pfebegl. à 1 Mk. Verl. v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen direkt vom Verleger.

Celler Zwieback,

nur echt mit Schutzmarke „Victoria", wohlschmeckendstes Kaffeegebäck, bestes ärztl. empf. Nährmittel für Kinder u. Kranke. Monate lang haltbar. 10mal prämiirt. Elegante, lackirte Blechkasten mit 200 Stück 3,60 M. franko gegen Nachnahme überallhin. Ausführliche Prospekte und Muster gratis.

Victoria-Zwieback-Fabrik

Harry Trüller, Celle 6 i. H.

Eine praktische Patentdose mit Brutto 10 Pfd hochfeinster Delikateß-Senfgurken.

Eine Kiste ca. 100 echter großer Harzkäse je M. 3,50 mit Verpackung franco Nachnahme.

Gust. Mackenrodt, Quedlinburg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**** Liebigbilder-Katalog ****

III. Auflage, Preis 80 Pfg., sowie vom Herausgeber

F. Dreser, Hamburg, Hermannstr. 9.

Hirschgeweihe in grösster Auswahl

Rehgehörne bis 40 cm hoch, sowie ca. 60 andere Arten Geweihe, Stockgriffe, Knöpfe u. andere Hirschhornwaaren, Hirschgrandel liefert

Weiss & Bitterlich,

Ebersbach i. S. u. Georgswalde i. Böhmen.

Aufsetzen billigst und gut.

Haarausfall,

Schinnen, Schuppen, Sommersprossen, Blüthen, Finnen, Mitesser, Hautröthe ꝛc. beseitigt

J. Gräfe, Hydropath, Dresden-Bühlau I.

ANNAnas-RUM.

Feinster Theebeiguß!

●●● Unerreicht zu Grog und Punsch! ●●●

Absolute Reinheit garantirt!

2 Original-Bast-Flaschen M. 6.— } franko inklusive
4 Liter Post-Faß „ 10.— } Nachnahme.

Tho Nissen, Flensburg 11.

Rum-Importeur.

Patente aller Länder ●●

besorgen und verwerthen

Capitaine & v. Hertling,

London W.C. 89 Chancery Lane. — Berlin N.W. Luisenstr. 35.

Liège, 60 Rue de Mulhouse.

Tuch u. Buckskin,

Cheviot etc. liefert meterweise zu Herren-Anzug und Paletot direkt an Private (Muster frei)

Carl Haussig, Cottbus, N.-L.

Holländ. Tabak.

Unübertroffen und 1880 bewährt! 10 Pf. lose im Beutel fco. acht Mk.

B. Becker in Seesen a. H.

Wer sich auf dies Inserat bei mir meldet, erhält gegen 40 Pfg. in Marken ein sehr interessantes **Buch gratis.**

Gustav Moldenhauer, Elbing

Brandenburger Strasse 16.

Photographische Vergrösserungen

nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph Fritz in Greiz, Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

Sensationell! Sensationell!

Isabella-Accord-Zither

von Jedermann ohne Musikkenntniß sofort spielbar 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rococo Arbeit mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, 2 Zitherringen, Notenhalter und 3 Notenheften je ca. 15 Stück enthaltend, alles zusammen liefert für nur M. 12,50 incl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18—20 M.

Richard Kox, Musikwerke,

Duisburg a. Rh.

Monatsblätter für häusliche Kunst.

Zeitschrift für die Liebhaberkünste.

Preis pro Halbjahr 7,50 Mk.

Ist allen Dilettanten sehr zu empfehlen

Thee aus erster Hand

zollfreier Versand nach dem Auslande.
Ausführliche Preislisten franco.
Garantie für Reinheit.

Heinr. W. Kalkner, Bremen A.

Kanariensänger!! mit den schönst. u. mannigfaltigst. Rollouren, tiefsten Flöten, Pfeifen ꝛc. liefert p. Post jeder Zeit u. überall hin, mit jed. Garantie. Preise nur abstuf., n. Gesangsleistung. Stück 30, 25, 20, 15, 12 u. 9 M. Meiste vorh. od. Nachn. **Julius Häger,** St. Andreasberg, Harz, Züchterei edl. Kanarien. gegr. 1864. Prämiirt mit ersten Ehrenpreisen.

Alte Kupferstiche.

Kataloge gratis und franco durch

Hugo Helbing München, Christofstraße 2.

Am 29. d. M., Nachmittags 8 Uhr, gelangt im **National-Theater** das vieraktige Schauspiel:

„Glücksdieb"

Von Karl Schneidt

einmalig zur Aufführung.

Logenplätze zu 2 Mk., sowie Sperrsitz- und Parkett-Plätze zu 1 Mk. sind im Vorverkauf gegen Einsendung des Betrages schon jetzt zu beziehen. Bestellungen wolle man richten an: **Karl Schneidt, Herausgeber der „Kritik", Berlin W. 30, Frankenstraße 8 I.**

Druck von H. S. Hermann in Berlin. — Für Redaktion und Verlag Karl Schneidt in Berlin.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

III. Jahrgang | Nr. 78 | 28. März 1896

Reaktion. Von Eduard Engels.
Vom jungen Anarchismus.
Ein geschichtlicher Rückblick von Karl Schneidt.
Staatsrath, Kammer und Volk. Von J. M. von Raschèr.
Der „nette" Mensch. Von Dr. Otto Schmidt.
Argentinien. Von Otto von Rosenbaum-Reinsberg.
Die indische Lilie. Von Otto Falckenberg.
Das Recht auf Durchfall. Von Karl Schneidt.
Litteratur.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag
Berlin N.W. 6, Luisenstraße Nr. 36
Fernsprecher: III, 1621.

Digitized by Google

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels

Berlin, den 28. März 1896.

Dr. A. Schaeffle. Bau und Leben d. socialen Körpers. 2 Auflage. I. Band. Allgemeine Sociologie. 12 M. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Achleitner, Familie Lugmüller. Preis 2 M. Verlag der Hofbuchdruckerei von C. Dannhaupt in Dessau.

Postkarten-Albums
zum Aufbewahren von Postkarten mit Ansichten zum Preise von 1,50, 2, 3, 4, 5, 6, 7,50, 8, 10 und 12 Mk.
Ernst Heitmann in Leipzig.

J. Stieler, Lebensbilder deutscher Männer und Frauen elegant geb. 2. Auflage. — **Marie Ermann.** An der Schwelle des Lebens. Novellen für junge Mädchen, 2 Bände geb. — **Th. v. Gumpert,** Ein Jahr. Tagebuch für die reifere weibliche Jugend. 2. Aufl. geb. Verlag von Karl Flemming in Glogau.

Der moderne Sozialismus. Von Max Haushofer. Preis geb. 3 Mk. Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder, Völker und Individuen nach den Lehren und Handlungen seit Gregor VII. zur Würdigung ihrer Unvereinbarkeit beleuchtet von Geheime Justizrath Prof. Dr. von Schulte in Bonn. 3 vollständig umgearbeitete Auflage. 8r. 8°. 8 Bogen. Preis 2 Mk. — Verlag von Emil Roth in Gießen.

Arthur Stadthagen, Das Arbeiterrecht. Rechte und Pflichten des Arbeiters in Deutschland aus dem gewerblichen Arbeitsvertrag der Unfall-, Kranken-, Invaliditäts- und Altersversicherung. Preis. Preis 2 20 Mk. geb. 3 Mk. Verlag von Hans Baake in Berlin.

Ehlers, Otto E., Samoa die Perle der Südsee. Mit einem Titelbilde. Elegant broich. 3 Mk. Elegant in Calico gebunden 4 Mk. Hermann Paetel, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 6.

„Der Akt" 100 Modellstudien nach Naturaufnahmen 24 × 32 cm. In Mappe 55 Mark. 10 Hefte à 10 Tafeln à 5 Mark. M. Boner & Co., Berlin S. 53.

Max Dreyer, **Winterschlaf,** Drama in drei Akten. Pr. 2 M. — Johannes Madsen, **Der kleine Finger** u. A. a. Prosa (pp. d. J. 1. Bd. 1886—1895) Preis 1 50 M. S. Fischer, Verlag in Berlin.

Straßenführer von Berlin u. Vororten m. Plan, [illegible] Taschenb., ulegen, wohl alles auf diesem Geb. gehörige als: pr. Adreßkalend. Geb. 75 ₰ i. a. Buchhdl. vorrätig.

Der Württembergische Schulmeister am Ende des 19. Jahrhunderts von Ernestus Primus. Preis — 80 Mark. Verlag von Strecker & Moser in Stuttgart.

Gedichte von Johanna Ambrosius. Herausgegeben von Karl Schrattenthal. 25. Aufl. mit Portrait und Abbildung des Wohnhauses der Dichterin. Preis 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk. Verlag von Thomas & Oppermann (Ferd. Beyer's Nachf.) Königsberg.

Die Prinzipien des Erfolgs in der Litteratur. Von George Henry Lewes. Deutsch von Georg Kuhr. 3.00 Mk., geb. 3.75 Mk. Das Buch des berühmten englischen Autors ist für jeden von großem Interesse, der zur Litteratur in irgend welcher Beziehung steht, vor allem für Lehrer, Schriftsteller, Redakteure, Gelehrte, Bücherfreunde, Buchhändler u. s. w. und alle Gebildete. „Für die Zusendung des Buches: ‚Die Prinzipien des Erfolgs in der Litteratur' bin ich Ihnen aufrichtig dankbar. Es ist ein wirklich fesselnd und geistvoll geschriebenes Buch — ohne Phrase!
Konrad Ettel, Wien.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen; gegen Einsendung des Betrags auch vom Verleger Gustav Moldenhauer in Elbing und Leipzig.

Kunstwart. Rundschau über alle Gebiete des Schönen. Herausgeg. von Ferd. Avenarius. Vierteljl. (6 Hefte) Mk. 2,50. Probehefte gratis. G. D. W. Callwey, Kunstwart-Verl. München.

Gesunde Nerven, ärztliche Belehrungen für Nervenkranke und Nervenschwache von Dr. med. Otto Dornblüth. 2,50 M. W. Werthers Verlag in Rostock.

Hohmann-Damm
Violinschule
(beste aller Ausgaben 192 Seiten groß 4)
4 Hefte à 1 Mk.
in 1 Band 3 Mk., gebunden 4 Mk.
Steingräber Verlag, Leipzig.

Carl Gildemeister, Fiken Volk. Plattdeutsche Dichtung, geb. 2 M. — Derselbe, Plattdeutsche Gedichte. Ketelbenters (Schmetterlinge), geb. 1 25 M. Verlag von Gebr. Lücking in Hamburg.

Amicus Veritatis: Jesus von Nazareth, nach neutestamentlichen Quellen. Zweite verb. Auflage. Preis 1 40 M. Kommissionsverlag von Max Riekmann in Heilbronn.

P. Ambros Schupp, Mutterthränen. Märchen. Preis br. 1 M. Verlag der Bonifacius Druckerei (J. W. Schröder) in Paderborn.

Alban Förster,
op. 90. Ich kann die Rosen nicht verstehen' Lied m. Pftebegl. f. mittl. Stimme 80 Pf., op. 100. Ich genieße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pftebegl. a 1 Mk. Vert. v. Robert Jacobsen in Berlin W. 30, Goltzstr. Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Empfehlenswerthe Lieder für 1 Singstimme mit Klavier-Begleitung von Armin Hasselhorst op. 20 H. 1 — 80 Pf. Inhalt: Geh zu der Mutter und klage dem Leid: op 33 1 Mk. Des Kindes Klage. op 34 1,50 Mk. Der Frühlingsmorgen. Musikverlag von H. Ueberholz in Dortmund.

Dr. Max Burckhardt, Das Recht der Schauspieler. Preis 1 20 Mk. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchh. Nachf. in Stuttgart.

Ist Philosophie ohne Psychologie möglich? Von Fritz Krueger. Preis 40 Pf. Verlag von Theodor Ackermann in München

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 28. März 1896.

III. Jahrgang | Nr. 78 | Jahrgang III.

Reaktion.

Wenn heute ein biederer Pfahlbürger den Kopf zum Guckfensterl droben im Giebel seiner Behausung hinausstreckte, um Auslug nach der politischen Witterung in deutschen und europäischen Landen zu halten, so könnte es sich wohl begeben, daß er schleunigst die Nase zurückzöge, die Fensterklappe in Verschluß brächte und denen werthen Gevattern und Basen drunten in Wohnstube und Küche zu verkünden eilte, daß ein mordsgrimmes Wetter im Anzug sei, kritische Tage erster Ordnung mit Sturm und Erdbeben oder gar einer vollständigen Sintfluth.

Reaktion!

Als der preußische Minister v. Köller den Weg alles Ministeriellen gegangen, da hatte man erleichtert aufgeathmet und sich dem Wahne hingegeben, mit der Beseitigung dieses polterfrohen Politiker werde auch die ganze reaktionäre Gewitterstimmung vom politischen Horizont verschwinden. Aber man hatte die meteorologische Situation doch etwas zu optimistisch beurtheilt. — In der Schiller'schen Maria Stuart gibt es eine Scene zwischen Elisabeth, die das Todesurtheil der schottischen Maria soeben unterschrieben hat, und dem jungen Davison, der das Pergament aus den Händen der Königin mit der ge-

fährlichen Weisung erhält, nach eigenem Gutdünken Gebrauch davon zu machen.

> . . . Gott legt ein wichtig, groß Geschick
> In Eure schwachen Hände; fleht ihn an,
> Daß er mit seiner Weisheit Euch erleuchte.
> Ich geh und überlaß Euch Eurer Pflicht.

Vergebens weigert Davison sich, nach eigener Klugheit in so schwerem Falle zu entscheiden, vergebens bittet er um die Vergunst „in dieser großen Sache ein blindes Werkzeug willenlos zu sein." — Die Königin bleibt taub gegen sein weibisches Flehen, sie verläßt ihn mit den Worten: „Thut was Eures Amtes." Händeringend steht Davison auf der Scene, da stürmt der Eiferer Burleigh in den Saal, vernimmt was sich begeben, entwindet dem Zaudernden das verhängnißvolle Pergament und — Maria Stuart endet auf dem Richtblock.

An diese Scene hätten die Leute denken sollen, als Herr v. Köller den Abschied bekam. Wer hatte Burleigh beauftragt, die Schottenkönigin aufs Blutgerüst zu schleppen? Und doch, war nicht das Todesurtheil unterschrieben? — — Es ist etwas Gefährliches um die Dienstbeflissenheit der Burleighs; ihr Lohn ist so ungewiß, aber ihre Verantwortlichkeit ganz unanfechtbar.

Und Herr v. Köller, dieser Burleigh an fanatischem Eifer, durchschaute die Situation ebenso wenig, wie die harmlosen Leutchen, die nachher von seinem Sturz das Heil erhofften: er that seine Pflicht und fiel weil er sie that. Das Odium seiner Handlungsweise forderte ein Opfer. Die Davison's inzwischen retteten sich.

Unter sothanen Umständen mußte natürlich der Kurs der deutschen Politik auch nach Köllers Weggang der alte bleiben. Nicht allein wurde keine seiner Maßnahmen später rückgängig gemacht, sondern wir plätschern sogar auch heute noch ganz munter in seinem Fahrwasser herum, wir absolviren allwöchentlich das pflichtgemäße Quantum Majestätsprozesse, wir jagen frisch, froh, fromm und frei auf das demokratische und sozialistische Raubzeug. Nur der „Stil" der edlen Waidkunst hat sich ein wenig geändert. Statt der Keule schwingen wir das elegante Floret und statt dem Gegner plump und geradezu auf den Leib zu rücken, wahren wir Distanz und suchen ihn listig von hinten anzufallen. Die Dienstbeflissenheit hat aus dem Unfall des Herrn v. Köller zu profitiren verstanden. Verstummt ist nun das laute Ge-

schrei nach einem Staatsstreich, nach Verkürzung des allgemeinen Wahlrechts und nach Auflösung des Reichstags; statt in Berlin legt man die Bomben und Minen der Reaktion nunmehr in dem berühmten Sachsen, wo man die staatsbürgerlichen Rechte der unvorschriftsmäßig denkenden Kreise in die Luft sprengt, und in dem alten „Probirländle" Baden, wo ein nationalliberaler Antrag, dem die Unterstützung von Seiten der Regierung gewiß ist, das bestehende Wahlrecht unter allerhand scheinbar volksthümlichen Vorwänden wesentlich zu verschlechtern trachtet. Sagte früher Herr v. Köller dem Reichstag plump und paßig ins Gesicht, daß man sich den Kuckuck um ihn scheere, so behandelt heute Herr Bronsart v. Schellendorf das Parlament mit kühl überlegenem Lächeln als quantité négligeable, und Herr v. d. Recke widmet den für das Vereins- und Versammlungsrecht eintretenden Abgeordneten eine onkelhafte Paraphrase über die naive Vereinsmeierei der guten Deutschen, die, statt politische Rechte zu heischen, lieber jenes Sprüchleins sich erinnern sollten, wonach Ruhe des Bürgers erste Pflicht.

Man thäte übrigens den deutschen Regierungsleuten bitter Unrecht, wenn man sie wegen der reaktionären Einfalt ihres Herzens hinter den Staatsweisen der übrigen europäischen Cabinette irgend zurückstellen wollte. Die Reaktion, welche gegenwärtig in Deutschland die Luft verseucht, ist nur ein Theil jener großen weiten Wolke von Seuchenbazillen, welche über den ganzen Continent gebreitet liegt. Vielleicht ist für das politische Allgemeinbefinden Europas nichts so bezeichnend, wie die fabelhafte Bedeutung, welche für die höhere Politik gegenwärtig der Einfluß Rußlands gewonnen hat. Von Ferdinand dem Täufer und Abdul Hamid aufwärts bewirbt sich heute Alles um die Huld des Zarenjünglings, der seinerseits durch die Behandlung, welche er den Semstows angedeihen ließ, sowie durch die Machtstellung, welche er dem erleuchteten Pobjedonoszew einräumt, keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß es Ihre Hoheit die Knute ist, welcher die Cabinette Europas Reverenz erweisen. Die Knute ist nun freilich — wir erinnern blos an die Zeit der Befreiungskriege — bisweilen liberaler gewesen als manches andere Regierungssymbol, z. B. der preußische Corporalsstock, diesmal aber ist das durchaus nicht der Fall; im Gegentheil, gerade weil Rußland gegenwärtig so durch und durch russisch ist, gerade weil es den kosakisch-orientalischen Geist so glänzend

repräsentirt, gerade deshalb neigt sich ihm die geistverwandte Seelensympathie des westlichen Europa mit solch zwingender Unwiderstehlichkeit entgegen und gerade deshalb darf der slavische Koloß den Balkan zum Gabelfrühstück, Ostasien zum Souper verzehren, darf durch die Vermittlung des goldenen Horns die ägyptische Frage wieder aufrollen lassen, darf indirekt die Beziehungen des Dreibundes lockern und so weiter mit Grazie in infinitum.

Neben dem russischen Steppenwind ist es der Grabeshauch der internationalen Orthodoxie, unter dessen Wehen Europa erschauert. Wir fangen wieder an zu frömmeln, wie wir es zur Zeit der heiligen Allianz gethan, unsere Beamten müssen wieder die Kirchenbänke verschleißen helfen, wenn sie ihre Beförderung betreiben wollen, unsere Soldaten werden nachgerade ex officio zum Gottesdienste „abkommandirt", der naive Glaube erwartet Zeichen und Wunder, wenn ihm bei festlichen Anlässen statt Nebel und Regen fluthender Sonnenschein beliebt, Deutschland hallt wieder von salbaderndem Pastorengezänk, in Frankreich hat Monsieur Spuller den „Neuen Geist" verkündet, Belgiens Geistesleben hat sich die Zipfelmütze eines klerikalen Schulgesetzes über die Ohren gezogen, die österreichische Kaiserstadt krümmt sich in christlichsozialen Bauchgrimmen, der alte, nun endlich beseitigte Heuchler Crispi verbeugte sich einmal um das andere vor dem Vatikan, und die römische Kurie macht kühnausgreifende Pläne, die verirrte Heerde der orientalischen und englischen Kirchen unter den alleinseelig machenden Krummstab zurückzulocken.

Das ist just die rechte Situation zu Ausnahmegesetzen und Freiheitsbeschränkungen aller Art, zur Volksentmündigung und Privilegienwirthschaft, zur Klassendespotie und zum Götzenkult des Militarismus. In solchen Tagen blühen allerorten die konservativen Ministerien und längst versunkene Schemen der feudalen Aera tauchen wieder auf. Die Gefängnisse füllen sich mit politischen Missethätern und während die Arbeit hungert, wird für die bevorrechteten Stände der Klingelbeutel rundgereicht. Es ist eine widerwärtige Constellation der Zeitumstände, welche wir erleben müssen, das Widerwärtigste ist aber dies, daß alle Uebergriffe der Reaktion mit jener scheinheiligen Miene geschehen, die angeblich nur das allgemeine Beste im Auge hat. Würde diese Methode nicht gar so salbungsvoll, sondern mit etlichem Humor gehandhabt,

man könnte sich fürwahr in eine Aufführung von „der Widerspänstigen Zähmung“ versetzt glauben. So mag der Junker Petruchio die böse Sieben bändigen, indem er ihr Schmälen lieblichen Gesang, ihr Toben Zärtlichkeit, ihr Widerstreben Hingabe nennt; in der Staatskunst nimmt sich dieses Bändigungssystem immerhin etwas absonderlich aus, und soviel ist gewiß, daß ihm der Lustspielerfolg des Petruchio ausbleiben wird.

Es wäre verwunderlich, wenn einer so weit verbreiteten Erscheinung wie der politischen Rückwärtsbewegung, die wir zu skizziren versucht, nicht auch auf dem neutralen Gebiete des allgemeinen Geisteslebens eine gewisse Strömung parallel liefe, die mit jener eine nähere oder entferntere Aehnlichkeit aufwiese. Und wirklich läßt sich eine solche Strömung sowohl in den wissenschaftlichen wie in den ästhetischen Bestrebungen unserer Zeit mit leichter Mühe konstatiren, wenn man auch Anstand nehmen muß, die hier zu Tage tretende Reaktion ohne weiteres mit jener politischen Rückläufigkeit zu identifiziren. In der Wissenschaft ist es der Materialismus, über welchen das Zeichen des Krebses heraufgezogen ist, und in der Kunst muß der bisher so gefeierte Naturalismus als Sündenbock herhalten. Die Tage der Darwin, Büchner, Haeckel, Vogt, Moleschott, Karl Ludwig . . . neigen sich ihrem Sonnenuntergang; von Kraft und Stoff spricht man heute nur noch mit einem mitleidigen Lächeln; an die Stelle der mechanischen Erklärung des Lebens ist die neovitalistische getreten; Lord Salisbury hat als Präsident der British Accociation for the Advancement of Science in Oxford die Entwicklungslehre unter dem Beifall der Versammlung auf den Syllabus der Wissenschaft gesetzt, und auf dem deutschen Naturforschertag zu Lübeck hat Herr Prof. Ostwald den wissenschaftlichen Materialismus für überwunden durch die energetische Weltanschauung erklärt. — Daß in der Litteratur die Epoche der „urkundlichen Schilderungen“ abgeblüht ist, braucht wohl kaum noch konstatirt zu werden; daß die bildenden Künste der wirklichkeitsfrohen Rhyparographie den Rücken kehren, eben so wenig. Allenthalben regt sich ein Verlangen nach phantastischer, idealer Schilderung des Natur- und Menschenlebens, und dies Verlangen ist so mächtig, daß es in mystizistische und spiritistische Paroxysmen verfällt.

An und für sich ist die Abkehr vom Materialismus gewiß eine

sine ira et studio hinzunehmende Thatsache; kann doch seit Friedr. Alb. Lange ein Zweifel über die Gleichberechtigung des Idealismus mit dem Materialismus nicht mehr bestehen. „Beide sind welthistorische Irrthümer, die sich nur darin unterscheiden, daß der letztere mehr Anknüpfungspunkte mit der Natur unseres Denkvermögens hat, während der erstere auf der breiten Basis unserer gesammten physischen Organisation beruht. Beide Weltanschauungen sind nothwendige Durchgangspunkte des menschlichen Denkens. Der Geist des Menschen wird sich niemals bei der Verstandeswelt beruhigen, welche die exakte Empirie uns zu geben vermag. Er wird nach dichtender Erhebung über das unbefriedigende Stückwerk der Erkenntniß verlangen, und zu dieser Erhebung auf den Flügeln einer begeisterten Spekulation sind wir ebenso berechtigt, wie zur Ausübung irgend einer Funktion unserer leiblichen und geistigen Kräfte. Ja, wir werden ihr einen hohen Werth beimessen, wenn wir sehen, wie der Schwung des Geistes indirekt sogar der wissenschaftlichen Forschung oft einen neuen Impuls giebt."

Das Verlassen des festen Kastells der Empirie könnte nun gleichwohl für Kunst und Wissenschaft verhängnißvoll werden, wenn im Blachfeld jene kultur- und naturfeindliche Rotte von Dummköpfen und Finsterlingen über sie herfiele, denen eine freie Wissenschaft und eine wirklichkeitsfrohe Kunst heute wie allezeit ein Dorn im Auge sind. Hier würde dann auch eigentlich erst die Reaktion einsetzen, die mit dem intellektuellen Witterungswechsel an und für sich nichts zu schaffen hat. Seinem wahren Wesen nach ist dieser Wandlungsprozeß durchaus fortschrittlicher Natur: er will nicht zu alten Zielen zurück, sondern zu neuen vorwärts dringen. Im Laufe der Blüthe-periode des Materialismus haben sich in den an der Kulturarbeit betheiligten Kreisen gewisse physische und psychische Differenzirungen vollzogen, die nach ihrem intellektuellen Korrelat, ihrem kompakten logischen oder formalen Ausdruck verlangen. Das ist die eine Ursache der sich vollziehenden Abkehr vom Materialismus. Die andere, mit ihr verwandte ist folgende. So lange die Ziele der materialistischen Richtung gewissermaßen in der Luft schwebten, konnte die Wahlentscheidung für oder gegen ihn nur eine muthmaßende, versuchsweise sein. Heute aber, wo jene Ziele aus ihrer vagen Zerflossenheit sich zu festen Gestalten kristallisirt haben, muß nothwendig jenes Gesetz in Kraft

treten, wonach — um mit Goethe zu reden — „jedes ausgesprochene Wort seinen Widerspruch hervorruft". Es ist die gleiche Erscheinung, wie wir sie auch in der anorganischen Chemie beobachten. In der Isolirung vollkommen indifferent, bringt jede Substanz erst in der Berührung mit fremden Elementen ihre verborgenen Qualitäten an das Tageslicht. War der Materialismus, namentlich in seinen radikalen Erscheinungsformen, einmal manifestirt, so mußte nothwendig in den materialistischen Grundton der Zeit eine gewisse Unruhe, ein Schillern und Schieben, Erglühen und Erblassen der Färbung kommen, es mußte aus dem einheitlichen Kolorit ein ganzes Farbenspiel von gemischten Tönen, von Nüancen, von — Modefarben sich entwickeln, die in ihrer durchgehenden Verflüchtigung und Verzärtlichung dann allerdings nur zu geeignet waren, die urtheilslose Menge über die wahre Natur des Wechsels zu Ungunsten des Materialismus zu täuschen. Und da leider die Zahl derer, die den Pulsschlag der Zeit in ihrem eigenen Selbst erleben, gegenüber der stumpfen Masse von Heerdenmenschen, denen Marktschreier und Demagogen die Wetterzeichen künden, nur verschwindend klein ist, so könnte es sich gar leicht ereignen, daß die gegenwärtige Metamorphose in der Geisterwelt eine Richtung nähme, die den Bestrebungen der führenden Genien, der stillschaffenden Pfadfinder der Menschheit, schnurgerade zuwider liefe. Zu guterletzt wird natürlich nicht der Unverstand, sondern das Gesetz der Entwicklung Recht behalten, aber das ist jedenfalls so lange nicht zu erwarten, als eben der Entwicklungsprozeß dauert, der seiner Natur gemäß die Position der in der Metamorphose befindlichen Kräfte schwächen muß.

Von dem hier gewonnenen Standpunkt aus erlangen nun auch die auffälligen Vorgänge in der politischen Welt, die der oberflächlichen Betrachtung als ein Triumph der Reaktion erscheinen, ein ganz verändertes Ansehen. Um das Resultat gleich vorweg zu nehmen: Der Liberalismus*) hat nie so mächtig seine Schwingen geregt, wie gerade heute, aber eben weil er wie ein Vogel frei sich in die Luft erhebt,

*) Das Wort Liberalismus wird natürlich nur im Sinne der Antithese zu „Reaktion" gebraucht, und nicht etwa im Sinne jenes Liberalismus, den unsere sog. liberalen Parteien kultiviren.

deshalb darf man drunten in den Niederungen das Satyrspiel der Reaktion aufführen: Die politische Rückläufigkeit ist eine sekundäre, keine primäre Erscheinung.

Man hat bei Gelegenheit der Feierlichkeiten des 18. Januar vielfach von der Mißliebigkeit des reaktionären Kurses bei der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung gesprochen. Darauf ist, wie man erzählt, von autoritativer Seite entgegnet worden, daß die maßgebenden Persönlichkeiten der Reichsregierung keineswegs abgeneigt seien, eine charaktervolle liberale Majorität zu respektiren, nur müsse eine solche Majorität auch wirklich sich formiren. Das sei aber vorläufig nicht zu erwarten, und folglich müsse man vor der Hand den retograden Kurs, für den man persönlich eingenommen sei, trotz seiner Mißliebigkeit weitersteuern. — Diese Apologie der deutschen Regierungspolitik wirft ein grelles Schlaglicht auf die Situation, in der wir uns befinden. Niemand stellt den Unwillen der Volksmehrheit gegen die Reaktion in Abrede, man verheißt diesem Unwillen sogar die Erfüllung seiner Wünsche, wenn er sich organisire, und doch — organisirt er sich nicht. Ist die Reaktion etwa nicht bedrohlich genug, um den Zusammenschluß der liberalen Elemente zu rechtfertigen? Im Gegentheil, sie ist so bedrohlich, daß sie die wichtigsten Freiheiten antastet! Weshalb also trotzdem die heillose Zersplitterung? Weil der liberale Geist zu mächtig im Aufschwung begriffen ist!!

Das klingt paradox, ist es aber nicht. Die Geneigtheit zum Zusammenschluß kann immer als ein Zeichen mangelnden Liberalismus gelten. Der Liberalismus ist seinem innersten Wesen nach eine Centrifugalkraft, die Vereinigung widerstrebt seiner Natur, ja, die Vereinigung kann ihn ersticken. Denn sein Ziel ist Entwicklung, Steigerung der Fähigkeiten und Leistungen des Einzelnen wie der Gesammtheit; diese Entwicklung ist aber sofort gehemmt resp. beschränkt, sobald sie eine gemeinsame sein soll. Jeder Zweite und Dritte im Bunde ist ein Ballast für den Einzelnen, der ihn an der vollen Entfaltung seiner Produktivität hindert. Je mächtiger also die Tendenz zur Isolirung und Zersplitterung, je wirksamer der Widerstand gegen die Autorität der Parteien und die Heerdenbildung, um so lebendiger arbeitet in den Massen die liberale Gährung, um so kaltblütiger darf der Liberalismus auf die Bestrebungen der Rückwärtser hinabblicken.

Wenn wir nun trotzdem die Reaktion sich breit machen sehen, so erklärt sich das aus ganz ähnlichen Gründen, wie wir sie vorhin bezüglich einer wissenschaftlichen und ästhetischen Rückbewegung zu entwickeln versuchten. Die fortschreitende Differenzirung hat einen Zersetzungsprozeß der alten liberalen Verbände herbeigeführt, und die unklar vorwärts drängenden Zeitideen haben in dem extremen Demokratismus der rothen Internationale jene kompakte Manifestation gefunden, an welcher das erwähnte Gesetz vom Widerspruch seine tausendfachen Nüancirungen des politischen Strebens entwickeln kann. So beobachten wir denn einen bis zum Ipsismus gesteigerten Dispersionsprozeß, der zwar, wie gesagt, ein durchaus liberales Phänomen ist, andererseits aber auch die Widerstandskraft des Liberalismus in demselben Grade schwächt, in welchem er an Energie zunimmt.

Man ist in der Regel geneigt, die Reaktion eo ipso als eine aktive, aggressive Bewegung anzusehen. Das ist sie aber nur in den seltensten Fällen. Für gewöhnlich ist sie die träge Macht des Vergangenen, welche durch den Liberalismus aufgehalten wird, aber sofort ins Rollen geräth, sobald der Gegendruck nachläßt. Wie ein Haufen Schutt lastet sie auf dem keimendem Leben, das aus dem Boden sprießt, und wenn der Fortschritt nicht unabläßig bei der Arbeit ist, diesen Schutt hinweg zu schaufeln, so stürzt das Geröll von allen Seiten herein und begräbt das sprießende Leben. Die Reaktion ist die Schwerkraft der politischen Welt, der Liberalismus die Expansivkraft. Wie aber in der physischen Welt die Körper nur durch ein gewisses Gleichgewicht der repulsiven und attraktiven Kräfte gegen das Eindringen fremder Körper in ihr Volumen gefeit sind, so wird auch der Liberalismus, wenn er nicht ins Uferlose zerfließen will, seiner zentrifugalen Tendenz ein wenig zentripedale Energie beimischen müssen, sobald die Massen mit Liberalismus genügend gesättigt sind und aus der babylonischen Sprachverwirrung liberaler Einzelbestrebungen ein allgemein gebilligtes liberales Volapück sich entwickelt hat.

Das kann natürlich noch lange dauern und die Reaktion inzwischen noch manchen Triumph erleben. Indessen ist schon heute dafür gesorgt, daß die Bäume dieser Reaktion nicht in den Himmel wachsen. Denn einerseits haben die Helden der großen Retirade schon jetzt ihren äußersten Posten einziehen müssen, andererseits zerklüftet der liberale

Dispersionsprozeß auch ihre eigenen Cohorten, und endlich müssen sie gegen ihren eigenen Willen dazu beitragen, den Zusammenschluß der Liberalen zu beschleunigen und zu befestigen.

Sie haben ihren äußersten Posten zurückziehen müssen! Es giebt ein physikalisches und soziologisches Gesetz, wonach jede Bewegung sich auf der Linie des geringsten Widerstandes durchzusetzen strebt. Diesem Gesetz gehorsam, hat die Reaktion ihre Wahlverschlechterungskampagne nach Sachsen und Baden verlegen müssen; im Reiche mit ihren Plänen durchzudringen, dazu war sie zu schwach — trotz der großen Zerrissenheit der liberalen Gruppen.

Der liberale Separationsgeist macht sich bei ihren eigenen Cohorten geltend! Es ist ja wohl bekannt, in wie zahlreiche Conventikel die konservativen Bataillone sich zerklüftet haben und noch immer fort — siehe den Frankfurter Parteitag der Stöckerianer — zerklüften. Das ist eine bedenkliche Erscheinung bei einer Partei, welche die Geschäfte der Reaktion zu besorgen hat. Die Reaktion kann nur als undifferenzirte, plumpe Schwerkraft wirksam sein, sie muß fungiren wie der Stein, der die Lawine ins Gleiten versetzt. Thut sie das nicht, schafft sie sich Organe, individualisirt sie sich, kommt Leben und Eigenwille in den stumpfen, plumpen Block, so ist es mit der Reaktion zu Ende, der Liberalismus hat selbst sie ergriffen.

Schließlich soll die Reaktion zur Sammlung der zerstreuten liberalen Kräfte beitragen. Gewiß thut sie das. Denn indem sie rings herum ihre Scheiterhaufen anzündet, treibt sie alles, was nur irgend liberal denkt und fühlt, in den Kreis zwischen diesen Feuern zusammen und giebt den uneinig nach tausend Richtungen Auseinanderstrebenden das gemeinsame Ziel des Handelns.

So wäre denn die ganze reaktionäre Herrlichkeit, über die wir heute theils lachen, theils uns ärgern, nichts als ein Durchgangspunkt der Entwicklung, als eine Meerenge, durch welche eine gährende unklare Zeit hindurch muß, um sich zu sammeln, zu besinnen und jenseits mit schwellenden Segeln zu den Zielen der Zukunft zu streben.

Ulm a/D. Eduard Engels.

Vom jungen Anarchismus.

Ein geschichtlicher Rückblick.

I.

Noch immer machen in Deutschland die Anarchisten von sich reden. Erst unlängst sind wieder zwei der bekannteren anarchistischen Agitatoren von der Rednertribüne herunter verhaftet worden, und das Organ dieser Richtung, der „Sozialist", erscheint, allen polizeilichen und gerichtlichen Verfolgungen zum Trotz, nach wie vor ziemlich regelmäßig. Die Bemühungen des Staatsanwaltes Dr. Bendix, der in öffentlicher Gerichtssitzung sich zu der Absicht bekannte, dem Anarchismus in Deutschland ein Ende zu bereiten, scheinen also doch vergeblich gewesen zu sein. Der Anarchismus lebt ruhig weiter; er läßt mit erstaunlichem Gleichmuth alle gegen ihn geführten Schläge über sich ergehen, und wenn die berufsmäßigen Staats- und Gesellschaftsretter glauben, endlich seiner Herr geworden zu sein, steht er, ehe sie sich dessen versehen, dräuend und aufrecht wieder vor ihren entsetzten Blicken.

Polizei und Regierung sollten sich darüber aber keineswegs wundern. Sie ernten jetzt, was sie gesäet haben. Der deutsche Anarchismus hat zur Zeit seiner Entstehung von ihnen gar manche Förderung erfahren, da sie durch eine wahnsinnige, reaktionäre Gesetzgebung und durch ein gar willkürliches Polizeiregiment erst die Bedingungen schufen, unter denen er Wurzel fassen und sich gedeihlich entwickeln konnte.

Es hat von jeher in der deutschen Sozialdemokratie zwei Strömungen gegeben: eine „gemäßigte" und eine „radikale". Die frühere Sonderung in Eisenacher und Lassalleaner kommt hierbei nicht in Betracht, da sich in beiden Lagern radikale und gemäßigte Elemente befanden. Die Trennung in Radikale und Gemäßigte kündigte sich erst an, als auf dem Kongreß in Gotha (1875) die Vereinigung der beiden früheren Richtungen stattgefunden hatte.

Politischer Radikalismus, wie gemäßigte politische Denkweise sind Sache des Temperaments. Es giebt in allen Parteien extrem veranlagte Köpfe. Auf der anderen Seite kann man häufig die Wahrnehmung machen, daß eine politische Partei, wenn sie an Größe und Bedeutung gewinnt, in ihrem öffentlichen Auftreten maßvoller und besonnener wird. Dies zeigte sich auch bei der Sozialdemokratie nach der Gothaer Vereinigung. Den Gegnern der auf neuer Grundlage errichteten Arbeiterpartei mag damals ihr Auftreten übermäßig radikal schienen sein; anders faßten diejenigen es auf, welche in der Partei selbst standen.

Es hat eben der Sozialdemokratie niemals an radikalen Elementen gefehlt, die wenig Gefallen an maßvoller Agitation fanden. Schon 1876 und 1877 machte sich eine Trennung der Geister bemerklich, welche sich der Wahrnehmung der Fernerstehenden noch entzog. Es tauchten sozialrevolutionäre Tendenzen auf, zu denen sich besonders in Leipzig, Berlin und im Wupperthal die ersten Vorläufer der anarchistischen Denkweise gesellten. Diese Ansätze würden sich im natürlichen Verlauf der Dinge nur sehr langsam entwickelt haben. Das Sozialistengesetz erzeugte aber durch die Aufregung, welche es hervorrief, eine Treibhaustemperatur, in der die anarchistisch-revolutionären Keime rasch aufgingen.

Der erste Eindruck, den das Gesetz auf die Partei machte, war ein beinahe vernichtender. Die Führer verloren für den Augenblick völlig die Fassung. Sie hatten bis zum letzten Moment nicht geglaubt, daß das Gesetz im Reichstage durchgehen würde, und als dies schließlich dennoch geschah, standen sie unvorbereitet der von Grund aus veränderten Sachlage gegenüber. Viele suchten zunächst zu retten, was sie für sich selbst zu retten vermochten.

Das damalige Benehmen der Führer machte auf die Parteigenossen einen überaus ungünstigen Eindruck. Die sozialdemokratischen Arbeiter, welche gewohnt waren, in jeder schwierigen Parteilage auf die Führer zu blicken, zu denen sie ein fast unerschütterliches Vertrauen besaßen, machten nun mit einem Male die Wahrnehmung, daß diese fast abgöttisch verehrten Leute auch nichts waren, als gewöhnliche Sterbliche, die sich noch dazu in einem Augenblick, wo es galt, Muth und Entschlossenheit zu zeigen, recht unentschlossen und recht furchtsam be-

nahmen. Die Achtung vor der Autorität des Führerthums gerieth ins Wanken, und dadurch wurden dem Anarchismus, der Verneinung der Autorität, die Wege geebnet.

Allerdings wurden die meisten der Führer durch das Sozialistengesetz persönlich in eine sehr mißliche Lage versetzt. Die strenge Handhabung des Ausnahmegesetzes vernichtete sämmtliche Parteiunternehmungen, die bis dahin bestanden hatten, und von denen einige sogar zu hoher Prosperität gediehen waren. Besonders der Presse galt der erste Angriff. Ein Blatt nach dem andern wurde unterdrückt, und an jedem Arbeiterblatt hingen mehrere Existenzen. Die hervorragendsten Führer waren (mit wenigen Ausnahmen) als Redakteure, Mitarbeiter oder Expedienten bei der Parteipresse thätig, und, als diese verboten wurde, erwerbslos. Dies läßt es bis zu einem gewissen Grade begreiflich, wenn auch nicht entschuldbar erscheinen, daß damals Leute, die bis dahin in Parteipfründen saßen, ohne Besinnen zu den gegnerischen Parteien übergingen, ja nicht die geringste Scheu trugen, sich der politischen Polizei zur Verfügung zu stellen, welche durch das neue Gesetz darauf angewiesen war, sich mit dem zu dessen erfolgreicher Anwendung nothwendigen Material an Hilfsarbeitern zu versehen.

Noch schlimmer wurde die Kopflosigkeit, noch größer der Abfall, als über einzelne Bezirke der kleine Belagerungszustand verhängt wurde. Diejenigen Führer, welche der alten Fahne treu blieben, hatten damals einen schweren Stand Ihr Ansehen hatte durch das Verhalten der Andern gelitten und nur allmählich vermochten sie sich von diesem Schlage zu erholen. Während der nunmehr folgenden Zeit war ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die durch das Ausnahmegesetz zerstörte Organisation durch eine Neugestaltung des Parteilebens zu ersetzen, welche den Behörden weniger Angriffspunkte bot. Und je weiter sich alsdann diese neue Organisation ausdehnte, um so mehr befestigte sich wieder das Ansehen der Führer. Als die Organisation nach Jahr und Tag beendet war, hatte es den Anschein, als ob die Führer das Parteiscepter wieder ebenso fest in den Händen hielten, als früher.

Aber dennoch war Manches anders geworden. Durch die Zwangsbestimmungen des Ausnahmegesetzes wurde ein Theil der in der Partei

vorhandenen Energie brach gelegt, und die überschüssigen Kräfte fanden darin eine Ableitung, daß sie sich kritisirend gegen die Zustände in der eigenen Partei richteten. Die Opposition erstarkte und begann sich gleichfalls zu organisiren.

Noch war freilich das Stichwort des Anarchismus nicht gefallen. Selbst als Hasselmann (1878) im deutschen Reichstage seine sogenannte Blut- und Brandrede hielt und noch Jahre nachher dachte man nicht daran, eine anarchistische Partei zu bilden. Die Absicht der Opposition, welche sich zu revolutionären Anschauungen fortgebildet hatte, ging nur dahin, einen entscheidenden Einfluß auf die Parteigeschäfte zu gewinnen, und diese im revolutionär-sozialistischen Sinne zu beeinflussen.

Und auch Johann Most, als er am 16. Dezember 1878 aus dem Gefängniß zu Plötzensee entlassen und von den übrigen Führern aus Deutschland förmlich hinausgedrängt wurde, weil man von seinem leidenschaftlichen Ungestüm, von seinem Mangel an Besonnenheit und Selbstbeherrschung unangenehme Folgen befürchtete, kannte damals den Anarchismus kaum dem Namen nach.

Most wandte sich nach London. Hier fand er Anschluß an den im Jahre 1848 durch Karl Marx, Friedrich Engels, Runge, Scherzer, Wolf und Andere, begründeten kommunistischen Arbeiterbildungsverein, welcher bei Most's Ankunft auf englischem Boden schon längst zur politischen Bedeutungslosigkeit herabgesunken war. Der ungewöhnlichen agitatorischen Begabung Most's gelang es, dem Verein neues Leben einzuhauchen. Unterstützt wurde er in diesen Bemühungen von dem Tischlergesellen Johann Neve, der uneigennützig alle unangenehme Arbeit der Organisation, der Korrespondenzführung und der Kassenverwaltung auf seine breiten Schultern nahm. Der kommunistische Arbeiterbildungsverein setzte Most bald in den Stand, ein Blatt herauszugeben, vermöge dessen er Einfluß auf die fernere Entwickelung der Parteizustände in Deutschland gewann. Dieses Blatt war die „Freiheit".

Die „Freiheit", deren Redakteur die englische Preßfreiheit weidlich ausnützte, war von vornherein radikal gehalten. Anarchistisch war sie nicht. Im Gegentheil: Most und seine Anhänger standen noch ganz auf dem Boden des sozialdemokratischen Programmes. Dieses

Programm gelangte in der „Freiheit“ mit dem Bemerken zum Abdruck: es solle die Richtschnur für die Haltung der Redaktion sein.

Das Erscheinen der „Freiheit“ war damals von unberechenbarer Wichtigkeit für die weitere Entwickelung der Sozialdemokratie.

* * *

Fast mit einem Schlage war, wie bereits erwähnt, die gesammte sozialdemokratische Parteipresse dem Gesetz vom 21. Oktober 1878 zum Opfer gefallen. Verhältnißmäßig am längsten hatte sich der Krimmitschauer „Bürger- und Bauernfreund“ gehalten, aber auch er wurde schließlich unterdrückt. Vereinzelte Versuche, an Stelle der gesetzlich verbotenen Blätter neue Organe ins Leben zu rufen, hatten das sofortige Verbot dieser Neugründungen zur Folge. Nur die bayerische Regierung ließ eine Ausnahme zu, indem sie die als Ersatz für den „Nürnberg-Fürther Sozialdemokrat“ die von Karl Grillenberger und Hans Wörlein ins Leben gerufene „Fränkische Tagespost“, welche allerdings äußerst zahm war, duldete. Aber diese eine Ausnahme bestätigte die Regel, und letztere schien dahin zu lauten, daß in Zukunft sozialdemokratische Blätter nicht mehr gelitten würden.

Unter solchen Umständen lag es, zumal nach früheren Vorgängen, sehr nahe, daß der Versuch gemacht wurde, im Auslande ein Blatt ins Leben zu rufen, welches die unterdrückte Parteipresse ersetzen könnte. Herr Liebknecht soll denn auch in der That schon vor Most's Entlassung aus dem Gefängniß mit dem Gedanken an die Herausgabe eines solchen Blattes in London umgegangen sein. Die Ausführung unterblieb jedoch aus Gründen, die nicht recht bekannt geworden sind.

Was Liebknecht damals unterließ, that Karl Hirsch, einer der gewiegtesten journalistischen Vertreter der deutschen Sozialdemokratie. Er gründete in Brüssel mit Hilfe des sozialistischen Verlags-Buchhändlers Henri Kistemaeckers die „Laterne“, welche in Form und Ausstattung*) der „Lanterne“ Rochefforts nachgebildet war. Der Name Karl Hirsch hatte unter den deutschen Arbeitern einen guten Klang. Wenngleich Karl Hirsch, eins der ältesten Mitglieder der Partei, lange Zeit im Auslande als Korrespondent angesehener Organe der bürger-

*) Die Laterne erschien in kleinen rothen Heftchen, die sich unter Briefkouvert versenden ließen.

lichen Demokratie gelebt hatte, so war er doch stets in Fühlung mit der Partei geblieben, wovon zahlreiche, in den leitenden Parteiorganen veröffentlichte, aus seiner Feder herrührende Artikel Zeugniß ablegten. Außerdem hatte Hirsch im Jahre 1878 eine Zeit lang die „Sozialdemokratische Korrespondenz" herausgegeben, deren Artikel von der mittleren und kleineren Parteipresse mit Pietät nachgedruckt zu werden pflegten.

Als dann im Jahre 1878 kurz vor der Auflösung des damaligen Reichstages in Elberfeld-Barmen Wilhelm Hasselmann und die andern Redakteure der „Bergischen Volksstimme" verhaftet wurden, hatte Karl Hirsch kurze Zeit hindurch — ohne jedoch das Blatt verantwortlich zu zeichnen — die Redaktion der „Volksstimme" geleitet.

In Elberfeld mag Hirsch unter der dortigen radikalen Arbeiterschaft die ersten Anregungen zur Gründung eines im Auslande erscheinenden Blattes empfangen haben. In diesem Falle ist es auch erklärlich, daß er als Ort der Herausgabe Brüssel wählte, von wo aus die Verbindung mit der Rheinprovinz leicht herzustellen war. Auch hatte die von ihm begründete „Laterne" später in der That ihren Hauptabsatz nach dem Wupperthale hin.

Die „Laterne" erschien einige Wochen vor der Most'schen „Freiheit". Als dann auch diese ins Leben gerufen war, gab es mit einem Male zwei Preßorgane sozialdemokratischer Richtung, bei deren Begründung die „Parteileitung" weder um ihr Placet angegangen, noch sonst irgendwie betheiligt war. Die ehedem so straffe Organisation und Disziplin der Partei erlitten durch diese Thatsache einen empfindlichen Stoß. Selbstredend konnten diejenigen, welche bis dahin die Partei-Obrigkeit gebildet, nicht ruhig mit zusehen, wie zwei bekannte Vertreter der Partei auf eigene Faust etwas unternahmen, was von Fernerstehenden als ein Ausfluß der Parteithätigkeit angesehen werden mußte.

In der Most'schen „Freiheit" sowohl, als in der „Laterne" fand sich von vornherein jener energisch-radikale Ton, für welchen man in den ausländischen Centren der internationalen Flüchtlingswelt eine Vorliebe hat. Dieser Ton klang den „berufenen Vertretern" der deutschen Sozialdemokratie überaus unangenehm in die Ohren. Sie fürchteten, daß man sie und die Partei dafür verantwortlich machen könne, und da sie die Hoffnung nicht aufgaben, sich unter dem Sozialistengesetz „ein-

zurichten", so wurde ihnen durch das Erscheinen der „Freiheit" und der „Laterne" ein schlechter Dienst erwiesen.

Dazu kam, daß man von Johann Most, der stets das „enfant terrible" der Partei gewesen war, Ausschreitungen befürchtete, die dann von den Gegnern ebenfalls der sozialdemokratischen Partei ins Schuldbuch geschrieben würden. Von Karl Hirsch fürchtete man zwar derartige Ausschreitungen nicht, aber es blieb fatal, daß auch er mit Umgehung der Parteileitung ein eigenes Blatt ins Leben gerufen hatte.

Die sozialdemokratische Arbeiterschaft freilich bildete sich über die „Freiheit" und „Laterne" eine ganz andere Ansicht. Die radikaleren Elemente, welchen die Parteidisziplin und das Ansehen der alten Parteiführer weniger am Herzen lagen, als diesen selbst, begrüßten das Erscheinen einer durch keinerlei Rücksichten eingeengten Arbeiterpresse mit großer Freude und lasen die Blätter mit Genugthuung. Die weniger radikalen Arbeiter mißbilligten zwar das eigenmächtige Vorgehen von Most und Hirsch, aber sie waren der Meinung, daß diese beiden Agitatoren das gethan hätten, was die anerkannten Führer der Partei hätten thun müssen.

In Deutschland selbst hatte der 1878 wiedergewählte Reichstagsabgeordnete Hasselmann, welcher einzelne der Parteileitung widerstrebte, weil er Personen für unehrlich hielt, die Zeit der Auflösung aller Parteibande für geeignet gehalten, um sich von den übrigen Partei-Führern unabhängig zu machen. In seiner vielberufenen Reichtagsrede sprach er offen aus, daß er persönlich sich mit den Gewaltthaten der russischen Nihilisten solidarisch erkläre, jedoch eine gleiche Erklärung im Namen seiner Fraktions-Kollegen nicht abgeben könne. Hasselmann beabsichtigte damit, sich den deutschen Sozialisten als das Haupt der seiner Meinung nach im Entstehen begriffenen revolutionären Richtung zu erkennen zu geben.

Die nächste Folge dieses Auftretens bestand darin, daß Hasselmann den Versuch machte, auf eigene Faust in Deutschland selbst ein Zeitungsorgan in's Leben zu rufen. Mehrere Versuche, die er nach dieser Richtung hin unternahm, scheiterten an dem polizeilichen Verbote der Blätter. Endlich konnten jedoch die „Deutsche Zeitung" und das Unterhaltungsblatt „Glückauf!" unbeanstandet erscheinen. Hassel-

mann war aus seinem Wahlkreise Elberfeld-Barmen, wo er bis zum Erlasse des Sozialistengesetzes gewohnt hatte, erst nach Berlin übergesiedelt. Als er von da nach Verhängung des kleinen Belagerungszustandes ausgewiesen wurde, wandte er sich nach Hamburg und fristete dort von dem Ertrage der beiden Blätter kümmerlich sein Leben.

Inzwischen war es auch anderwärts Führern der Sozialdemokratie gelungen, wieder Zeitungen in's Leben zu rufen, die jedoch ziemlich farblos waren. Einen Ersatz für die durch das Sozialistengesetz unterdrückte Presse vermochten dieselben nicht zu bieten, und die Arbeiter gaben ihrer Unzufriedenheit mit diesen Preßzuständen Ausdruck. Dabei wurde auf das Beispiel von Most und Hirsch hingewiesen, so daß schließlich die alten Führer, um nicht allen Kredit bei den Arbeitern einzubüßen, sich förmlich gezwungen sahen, ebenfalls zur Herausgabe eines Blattes im Auslande zu schreiten. Im Oktober 1879 wurde deshalb in Zürich der „Sozialdemokrat" begründet, welcher von vornherein als Organ der sozialdemokratischen Partei Deutschlands auftrat.

Bis dahin hatte Most in der „Freiheit" noch auf dem Boden des sozialdemokratischen Parteiprogramms gestanden und gehofft, daß sein Blatt das anerkannte Organ der Partei werden könnte; jetzt aber, wo die Partei mit Uebergehung seiner Person ein eigenes Blatt in's Leben rief, mußte er einsehen, daß diese Hoffnung sich nicht mehr verwirklichen würde.

Ein Vortheil für Most war es, daß er an dem kommunistischen Arbeiterbildungsverein einen starken materiellen Rückhalt hatte. Dieser Verein, welcher damals in Folge der Ausweisungen und der damit zusammenhängenden Auswanderungen an Mitgliederzahl bedeutend zugenommen hatte, war wohl im Stande, die Geldmittel aufzubringen, welche die Most'sche Agitation, sowie die Herausgabe der „Freiheit" erforderten. Aber dieser Rückhalt wurde durch das Erscheinen des „Sozialdemokrat" gefährdet. Letzterer nahm sofort den Kampf gegen „Freiheit" und „Laterne" auf, und da besonders Most sich keineswegs leicht abthun ließ, ward der beiderseitige Zeitungsstreit bald ein sehr erbitterter, so daß auch in dem aus heterogenen Elementen zusammengesetzten kommunistischen Arbeiterbildungsverein sich zwei Parteien

bildeten, deren eine für Most und die „Freiheit" eintrat, während die andere sich auf die Seite der „Parteileitung" und des „Sozialdemokrat" stellte.

Die „Laterne" fiel als Opfer dieses Konkurrenzkampfes. Dagegen gelang es dem „Sozialdemokrat" nicht, auch die „Feiheit" zu beseitigen. Die gestählte Natur des unansehnlichen Most, seine Zähigkeit und Agitationsgeschicklichkeit kamen ihm in diesen Kämpfen zu statten. Er ward aber bald inne, daß er Aussicht auf Erfolg gegen den Einfluß des anerkannten Parteiorgans nur habe, wenn er sich scharfe Waffen beschaffe, die auf prinzipiellem und theoretischem Gebiete zu suchen waren.

Der Zufall wollte es, daß Most in London mit dem nunmehrigen Pariser Gemeinderathsmitgliede und Deputirten Dr. Vaillant und anderen Kommuneflüchtlingen bekannt worden war. Von dem Blanquisten Vaillant hatte er dessen damals besonders revolutionären Grundsätze angenommen, während er im Umgange mit anderen „Kommunarden" sich vielfach anarchistische Ideen zu eigen machte. Von diesen revolutionären Grundsätzen, von diesen anarchistischen Ideen, welche ungesichtet und unverdaut in seinem Kopfe gährten, machte er von da ab einen immer ausgiebigeren Gebrauch in seinen Federkämpfen mit dem „Sozialdemokrat" sowohl, als auch in seiner sonstigen Agitationsthätigkeit. Und so war denn Johann Most auf dem besten Wege, Anarchist zu werden, als er die Bekanntschaft des Belgiers Viktor Dave machte, dessen Einfluß den schon angebahnten Entwickelungsprozeß beschleunigte.

Karl Schneidt.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Staatsrath, Kammer und Volk.

Vor kurzem erst brachte die „National-Zeitung" einen Leitartikel über den Niedergang des Parlamentarismus überhaupt, speziell im Reich und in Preußen. Dabei beklagte sie, daß die Phrase und Deklamation sich auf Kosten der seriösen politischen Arbeit immer mehr in den Vordergrund drängen. Das Interesse im Volk für Kammersitzungen habe bedeutend abgenommen, wogegen die oberflächlichen Ansprüche der Parteien, welche ihre Vertreter gleichsam als Geschäftsreisende betrachten, sich in einer für die reine Rathsleistung und für die patriotische Sammlung nachtheiligen Weise geltend machen. Diese letztere Wendung führte das Blatt zur Verurtheilung des Demagogenthums im Parlamente, aber nicht auch zu einer Anfechtung der bestehenden Volksvertretung überhaupt. Am Parlamente selbst will es nicht rütteln lassen, weil man sich an dasselbe gewöhnt habe und seiner darum nicht entrathen könne. Als ob die unverkennbare Altersschwäche der deutschen Parlamente nicht auf das Institut selbst zurückzuführen und nicht die Folge seiner zu großem Theil überlebten Einrichtung wäre!

Warum sollte man diesen den Dienst versagenden Apparat nicht so gut antasten dürfen, wie man seinem Entstehen zu Liebe die traditionsreichen Stände angetastet hat! Ist etwa der Weg von dieser steinalten Theilung der Mitarbeit des Staatsvolks am Staate nach ganzen Größen der Wirthschaft und Kultur bis zur abstrakten Klassenvertretung überhaupt und zur Vertretung der nackten Ziffergrößen nach mechanisch eingetheilter Steuerleistung weniger kühn und bedenklich gewesen, als es der Weg vom einseitigen Klassen- und Massenthum zu einer zeitgemäßen Vermittlungsstelle der leitenden und der geleiteten Kreise des Staatslebens wäre, wo die Laienarbeit auf das nöthige Maß beschränkt und die Facharbeit zu ihrem vollen Rechte kommen würde?

Die Organe der Staatsarbeit in Preußen sind unmittelbar die Regierung mit den ihr angegliederten Verwaltungszweigen, und die Kammern, mittelbar der Staatsrath und der Landesherr. Es ist dies mehr oder weniger in den meisten sogenannten konstitutionellen Staaten der Fall, mit dem Unterschiede, daß in Preußen die Einrichtung des Staatsraths als eines Raths der Krone zu Staatszwecken, welchem von Fall zu Fall die Behandlung wichtiger besonderer Aufgaben übertragen wird, deutlicher und öfter zur Erscheinung kommt als ähnliche Einrichtungen in anderen Staaten wie England und Oesterreich. Im preußischen Staatsrath ist der Gedanke ausgesprochen, daß die nur regelmäßig oder periodisch arbeitenden Behörden in manchen Fragen nicht die richtigen oder doch nicht ausreichend befähigte Berathungskörper sind. Es wird dabei eben zwischen der ordentlichen und der außerordentlichen Staatsarbeit unterschieden und angedeutet, wie oft die Kammer vermöge ihrer laienhaften Verallgemeinerung der Begriffe, und die Regierung vermöge ihrer bureaukratischen Gebundenheit angesichts individuell zu lösender Aufgaben des

Gemeinwohls, den Dienst versagt. So war denn auch die Tagung des preußischen Staatsraths im März v. J. der brennenden, mit ordentlichen geistigen Kräften kaum zu lösenden Agrarfrage gewidmet. Ob und wie weit dieser Rath seine Aufgabe erfüllt hat, kommt auf dieser Stufe der Erörterung noch nicht in Betracht. Es genüge der Hinweis, daß eben gerade die Einrichtung, Bestimmung und Beschäftigung des Staatsraths mit unserem Ausgangssatze von der Unzulänglichkeit der Regierung und der Kammer für gewisse Aufgaben besonderer Beschaffenheit zusammentrifft.

Damit tritt zunächst die Frage in den Vordergrund, welche Stellung dieser Rath an sich besitzt, welches Verhältniß zu den übrigen Raths- und Staatskollegien und welchen Werth?

Es muß auffallen, daß eine Behörde von der Bedeutung des Staatsrathes in der unmittelbaren Konstitution Preußens keine namentliche Stelle hat, und nun gleichsam zwischen den Zeilen der allgemeinen Bestimmungen Versteckens spielt. „Alle Bestimmungen der bestehenden Gesetzbücher, einzelne Gesetze und Verordnungen, welche der gegenwärtigen Verfassung nicht zuwiderlaufen, bleiben in Kraft, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden und alle durch die bestehenden Gesetze angeordneten Behörden bleiben bis zur Aufhebung der sie betreffenden organischen Gesetze in Kraft.“ Das ist die Thür, durch welche man den Weg zu dem mit der Verordnung vom 20. März 1817 eingeführten Staatsrath suchen und finden kann! Ministerium, Kronsyndikat, Herrenhaus, Abgeordnetenhaus, Oberverwaltungsgericht und Oberrechnungskammer finden ihre namentliche Aufführung in der Verfassung selbst, der Staatsrath aber, eine Zuflucht für alle Fälle, den man in gewissen Fällen auch einen Staatsnothrath nennen kann, findet solche Aufführung nicht. Und doch hat derselbe „neben“ dem Staatsministerium als höchste berathende Behörde für die Krone Bestand! Der einfach gebildete preußische Vaterlandsfreund erhält aus der Verfassung für den preußischen Staat keine Kenntniß von der Existenz dieser Behörde. Er muß sich in das Einzelne der Gesetze und Verordnungen vertiefen, wenn er alle Behörden ersten Ranges kennen lernen will. Es kann dies den Eindruck erzeugen, daß die Krone bei der Verfassungsgebung von 1850 sich bezüglich der Beschaffenheit dieser Behörde und ihrer Bestätigung die Hand nicht binden lassen wollte, aus und mit diesem Staatswerkzeug in Reserve das zu machen, was ihr von Fall zu Fall konveniren würde.

Der Staatsrath hat keinen Theil an der Verwaltung. Er ist auf die Begutachtung derjenigen Gesetzes- und Verordnungsentwürfe und sonstigen Staatsfragen beschränkt, welche ihm vom Könige zugewiesen werden. Die Mitglieder werden vom Könige ernannt. Diese nur berathende, weder verwaltende noch entscheidende Eigenschaft des Staatsraths mag es erklären helfen, daß ihrer in der Verfassung keine Erwähnung geschieht. Aber eine wesentliche pragmatische Unebenheit besteht darin gleichwohl. Man wird gerade auch darüber Betrachtungen anstellen, warum eine solche, die bedeutendsten Kräfte verlangende Behörde nichts zu entscheiden haben soll?

Diese Abwesenheit des Staatsraths im Verfassungstext erscheint um so weniger begreiflich, als eine andere Nebenbehörde, das Kronsyndikat, als Ausfluß der Verfassung gelten kann, weil eben im Abschnitt über das Herrenhaus auf ein demselben zu widmendes Gesetz hin-

gewiesen ist und in diesem Gesetze jenes Syndikat zur Erwähnung gelangt.

Der König will dasselbe aus jenen einzelnen Personen bestellen, welche er aus besonderem Vertrauen zu Mitgliedern des Herrenhauses in letzter Reihe ausersieht und er will dem Syndikate wichtige Rechtsfragen zur Begutachtung vorlegen und die Prüfung und Erledigung rechtlicher Angelegenheiten des königlichen Hauses anvertrauen. Ebenso gut wie diese kron- und königliche Hausbehörde hätte der Staatsrath als ein Instrument für das Staatsganze eine leicht erkennbare Stelle in der Verfassung erhalten sollen.

Doch sehen wir uns den Staatsrath näher an. In seiner kurz vor seinem Tode erschienenen Abhandlung über „Die verfassungsmäßige Stellung des preußischen Gesammtministeriums und die rechtliche Natur der königlichen Rathskollegia*) hat Rudolf von Gneist den Staatsrath von seinen geschichtlichen Anfängen bis zu seiner jetzigen Stellung verfolgt. Daraus ist zu ersehen, daß der Staatsrath unter Friedrich Wilhelm I. eine eigentliche Regierungsbehörde gewesen, als deren Abtheilungen nicht weniger als drei ministerielle Ressorts, die Justiz, Kultus und Unterricht und das Auswärtige, erscheinen. Somit war der Staatsrath von Haus aus eine nicht nur berathende, sondern auch verwaltende, als solche auf gewissen Stufen disponirende Behörde, ein abgesehen von seiner Leitung durch den König maßgeblicher Rath der eigentlichen wirksamen Staatsarbeit. Diese Eigenschaft vermissen wir an ihm in unseren Tagen.

Als mehr als ein Jahrhundert später der außer Rand und Band gefahrene preußische Staat durch den Freiherrn vom Stein wieder auf die Beine gestellt ward, hinterließ der 1808 den Hofintriguen weichende Nothstandsmann eine Vorlage über die wirksame Gestaltung der Staatsarbeit, wobei eben auch dem Staatsrath eine Rolle ersten Ranges zugedacht war:

„Des Königs Majestät ordnet einen Staatsrath an, der unter dessen unmittelbarem Vorsitz oder im Fall eingetretener Hindernisse unter dem Präsidium eines dazu ernannten Stellvertreters die oberste Leitung sämmtlicher Regierungsgeschäfte besorgt. Dem Staatsrath gehören an: Die Prinzen des königlichen Hauses, die fünf Staatsminister kraft ihres Amtes, sowie eine Anzahl anderer Personen, welche theils kraft ihres Amtes, theils durch besondere Berufung, theils mit Stimmrecht, theils nur berathend, mittagen.

Nach diesem Plane war der Staatsrath eine Staatsautorität obersten Ranges, aus welcher ein Kabinet, ein Ministerium des Innern, ein Finanz-, ein Justiz- und ein Kriegsministerium, sowie ein Ministerium des Aeußeren ressortirten. Ein solcher Staatsrath wäre eine Zusammensetzung aus einem Staatsministerium und einem Staatsrath im heutigen Sinne gewesen. Aber erst das Jahr 1817 sah ein verändertes Projekt verwirklicht.

Die Verordnung vom 20. März 1817 ist, abgesehen vom Erneuerungsakte von 1884, die eigentliche Grundlage des Staatsraths. Sie weist demselben eine von Steins Intentionen wesentlich abweichende Stellung an. Gneist urtheilt darüber also:

„Die Zusammensetzung des Staatsraths ist im Wesentlichen

*) Berlin, Carl Heymann's Verlag, 1895.

die von Stein vorgeschlagene, aber seine Zuständigkeit ist nicht die von Stein gemeinte eines Conseils zur Ausübung der königlichen Exekutive — als eines höchsten Raths der Krone über den Departementsministern — sondern die eines den aktiven Ministern nebengeordneten Conseils zur Vorberathung allgemeiner Gesetze und einiger besonderer, seiner Beschließung überwiesenen Gegenstände . . ."

„Die schwerwiegende Frage war im Jahre 1817 dahin zu stellen: War der preußische Staat in der damaligen Zeit einer Reihe halb ausgeführter Sozialreformen, einer unendlich schwierigen Grundreform des Steuersystems und des gesammten Finanzwesens, einer organischen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und anderer im Flusse befindlicher Aufgaben, in der Lage, ein einheitliches System der Staatsregierung mit einem Staatsrath von 30, 40 oder mehr stimmberechtigten Mitgliedern zu führen? Der Kanzler Hardenberg beantwortete sich diese Frage mit Nein und dies zwar besonders mit Rücksicht auf den damaligen Landesherrn. Er wußte am besten, daß Friedrich Wilhelm III. für seine Person nicht im Stande war, in einem schwerfälligen Staatsrathskollegium die übergreifende, beherrschende Stellung einzunehmen, welche unter viel einfacheren Verhältnissen einst Friedrich der Große in seinem Geheimen Staatsrath behauptet hatte. Es wird daher dem Staatskanzler kein Vorwurf daraus zu machen sein, daß er nach wie vor die Einheit der Exekutive in seiner Stellung als dirigirender Minister und als Korreferent aller Ministerialdepartements aufrecht erhalten zu sollen glaubte."

So ward denn der, wie wir gesehen haben, in der Periode von Friedrich Wilhelm I. bis Friedrich Wilhelm III. mitverwaltende und mitentscheidende Staatsrath zu einer Behörde weit geringerer Bedeutung herabgesetzt, nachdem inzwischen die Centralverwaltung und die Minister sich verschiedene maßgebliche Befugnisse des Staatsraths angeeignet hatten. Es hieß darum in den Fundamentalsätzen der Verordnung:

„An den bestehenden Einrichtungen der Centralverwaltung wird durch den Staatsrath nichts verändert, insbesondere behalten Staatskanzler, Staatsministerium und Ressortministerien ganz unverändert ihren bisherigen Wirkungskreis."

Der versammelte Staatsrath ist für uns die höchste berathende Behörde; er hat aber durchaus keinen Antheil an der Verwaltung. (Gneist: Vielmehr nur ein Beirath über die Grundsätze, nach denen verwaltet werden soll.) Mithin:

a) Alle Gesetze, Verfassungs- und Verwaltungsreformen, Pläne und Verwaltungsgegenstände, durch welche die Verwaltungsgrundsätze abgeändert werden, und Berathungen über allgemeine Verwaltungsmaßregeln, zu welchen die Ministerialbehörden verfassungsmäßig nicht autorisirt sind, dergestalt, daß sämmtliche Vorschläge zu neuen oder zur Aufhebung, Abänderung und authentischen Deklaration von bestehenden Gesetzen durch ihn an Uns zur Sanktion gelangen müssen;

b) Streitigkeiten über den Wirkungskreis der Ministerien;

c) Gegenstände, welche durch schon bestehende gesetzliche Bestimmungen vor den Staatsrath gehören (z. B. Entsetzung höherer Staatsbeamter);

d) alle Sachen, welche Wir in einzelnen Fällen an den Staatsrath weisen werden, welcher dem Befinden nach besonders in Absicht

auf die von unsern Unterthanen eingehenden Beschwerden über die Entscheidung der Ministerien geschehen wird. Wir werden jedesmal bestimmen, ob die Sache dem Staatsrath zur Entscheidung überlassen wird, oder ob wir dessen Gutachten verlangen."

Nach Gneist entsprach „diese Einschiebung eines gesetzberathenden, weiteren Rathes der Krone (Staatsrath) neben dem beweglichen engeren Rath (Staatsministerium) insbesondere den weiteren Erfahrungen, welche man in Preußen seit dem Jahre 1808 gemacht hatte. Je weiter die große Reformgesetzgebung in ihrer Durchführung vorschritt, um so mehr mußte es dem Berufsbeamtenthum zum Bewußtsein kommen, daß die Staatsregierung des ancien Régime eine Staatsregierung nach Maßregeln, die jetzige eine Staatsregierung nach Gesetzen war, in welcher das Ministerialsystem zur Durchführung einer kräftigen Exekutive, andererseits ein ständiger, kollegialischer Körper zu einer vielseitigen, ruhigen Erwägung, Nachprüfung und Fortbildung der gesetzlichen Normen geeignet erscheine."

Es war dem Staatsrath in der ihn betreffenden Verordnung aber auch eine Rolle in spe vorbehalten: „Die Einwirkung der künftigen Landesrepräsentation bei der Gesetzgebung wird durch die in Folge unserer Verordnung vom 22. Mai 1815 auszuarbeitende Verfassungsurkunde näher bestimmt werden."

Daß diese Hinweisung auf ein kommendes Parlament gerade an der Stelle erscheint, wo der Wirkungskreis des Staatsraths artikulirt ist, deutet nach Gneist den Staatsrath als den künftigen königlichen Rath an, der in der Vorbereitung der Gesetze gegenüber den Kammerbeschlüssen die stetige Harmonie der Gesetzgebung zu wahren geeignet sein werde. Es scheint mir aber nicht ausgeschlossen, daß diese Einschaltung eine Uebertragung eines Theils der staatsräthlichen Befugnisse auf die künftige Kammer oder gar eine Ersetzung jener durch diese Behörde in Aussicht nehmen wollte. Dieser meiner Auslegung entspricht auch, was Gneist im Schlußkapitel: „Das Staatsministerium im konstitutionellen Staate" einleitend bemerkt, einigermaßen:

„Nach Einführung der konstitutionellen Verfassung ging die herrschende Meinung dahin, daß die aus der gesammten Nation gewählte Volksvertretung in ihrer Gliederung in zwei Kammern als summum consilium regis an die Stelle des bisherigen Staatsraths getreten sei. Der Staatsrath wird nun zwar nicht direkt aufgehoben, aber die Berathung der Gesetze durch ihn für rein fakultativ erklärt, d. h. sie soll nur dann eintreten, wenn ein Gesetzentwurf im einzelnen Falle dem Staatsrath zur Berathung (auf Antrag der verantwortlichen Minister?) überwiesen wird. Da dies aber nicht geschieht, so ist der Staatsrath thatsächlich in Ruhestand versetzt, einigermaßen ähnlich der Quieseirung der Landstände unter dem Großen Kurfürsten.

Dies ist die herrschende Meinung, wenigstens bei den parlamentarisch passionirten Parteien. Sie vergessen zu oft, daß jene staatsmännische Vielgeschäftigkeit, welche im Parlament Raum findet, nicht gleichbedeutend ist, mit einer ersprießlichen Staatsarbeit, einer eigentlichen Mitarbeit am Staatswohl, wie sie brutto von einem tüchtigen Ministerium, netto von einem entsprechend rekrutirten Staatsrath geliefert wird!

Es ist festzuhalten, daß man seit bald zwei Jahrhunderten in Preußen von der Wünschbarkeit, ja Nothwendigkeit einer Behörde über-

zeugt ist, welche ein Correctiv gegen die mit dem Amt verwachsene Pedanterie der Regierungen und ebenso gegen die mit dem Parlamentarismus thatsächlich verbundene Flüchtigkeit darstellt. Sodann scheint man sich auch noch nicht recht klar darüber geworden zu sein, welche Stellung diesem Reinigungs- und Vereinigungsamt eines Staatsraths in Bezug auf Gesetzgebung und Verwaltung neben den anderen Behörden einzuräumen ist. Würde man diesen letzten Punkt so entschieden behandeln, wie man die Hauptfrage bejaht hat, so hätte man schon längst zu anderen Forderungen gelangen müssen. Daß eine Behörde, von der man die vollendete Arbeit verlangt, in ihrer Art und Schranke ebenso gut Einfluß und Maßgeblichkeit besitzen sollte, wie eine weniger perfekt arbeitende Behörde, scheint mir auf der Hand zu liegen.

Ein Hauptfehler der Staatsrathsthätigkeit in Preußen ist der Mangel an Periodicität oder Permanenz. Zur wahren Schaffensfreudigkeit gehört Plan, Ziel, Einfluß und Wirkung. Wenn schon die Kammern als Laienkollegium ordnungsgemäß periodisch tagen, unter naturgemäß mangelhafter Behandlung des Arbeitsstoffes, warum soll dann der zu vollendeter Arbeit bestimmte Staatsrath nicht ebenso sehr, ja noch viel mehr der Periodicität bedürfen? Und weiter, wenn das Staatsministerium bestimmt ist, die Staatsaufgaben mit einer von der Kammer nicht zu erwartenden technischen Geläufigkeit zu behandeln, ohne daß von ihm eine reinste Leistung zu erwarten ist, und doch Permanenz besitzt, warum sollte ihrer der Staatsrath entbehren, der ja für die beste Vorbereitung und Abschließung des Materials berufen wird? Von der letzten Tagung des Staatsraths im März d. J. konnte man den Eindruck empfangen, daß derselbe Rath, regelmäßig wiederkehrend oder permanent, mit besserer Vertiefung in die Sache arbeiten, und daß er, angesichts einer absehbaren Erneuerung oder dann einer Fortdauer seiner Thätigkeit mit mehr schöpferischer Kraft und mehr thatsächlichem Einfluß sich geltend machen könnte. So, wie er besteht, hat der Staatsrath zu wenig methodische Erfahrung hinter und zu wenig Wirksamkeit vor sich.

Man stelle sich eine Theilung der Behörde vor, wonach der eine Theil permanent sitzt, um in allen Dingen à jour zu bleiben und nicht jeweilen den ganzen Aufbau schon dagewesener oder bereits früher vorbereiteter Berathungen wiederholen zu müssen, der andere Theil periodisch tagt, um von Zeit zu Zeit den neu hinzukommenden Aufgaben gerecht zu werden; wo endlich ein dritter Theil in Thätigkeit tritt, dadurch, daß der König für Fälle außerordentlicher Wichtigkeit oder Beschaffenheit neue Vertrauensmänner an der Arbeit betheiligt. In einer solchen Dreitheilung würde eine jede Gattung von Kapazitäten einerseits zur Geltung kommen, andererseits aber auch den anderen Gattungen nicht in den Weg treten. Die permanente Abtheilung erschiene als ein Korrektiv der Thätigkeit des Ministeriums, wonach die laufenden offiziellen Arbeiten aus ihrer mehr oder weniger bureaukratischen Behandlung heraus- und zur idealeren und praktischeren Vollendung emporgehoben würden. Ministerium und Staatsrath müßten alsdann in einem wechselseitigen Verkehre etwa unter Leitung des Regenten stehen.

Was eine periodisch tagende Abtheilung des Staatsraths betrifft,

so würde solche die Kammer fachmännisch ergänzen und sich darum auch amtlich mit ihr zu benehmen haben.

Die letzte Abtheilung für besondere Fälle würde hinwieder dem Plenum gegenüber die Rolle der qualitativen Bereicherung und der Verjüngung spielen. Daß eine Vorlage ersten Ranges, wie die agrarische im März v. J., mit einem so zusammengesetzten und angeleiteten Staatsrath sowohl nach der sachlichen als nach der patriotischen Seite der Sache eine vollkommenere Behandlung hätte erfahren können als es der Fall war, wird man kaum bestreiten können. In technischer Beziehung hat es daran gefehlt, daß der wirkliche und ganze Antheil der Landwirthschaft wie der Industrie an der Volks- und Staatswirthschaft deutlich genug aufgedeckt worden wären, um ein Ueberwiegen des Interesses für die eine oder andere zu erzeugen. In Bezug auf die patriotische Seite, sagen wir, in Bezug auf die mitsprechende und mitentscheidende Staatsraison hätte die Bedeutung der Zugeständnisse an ein jedes Gebiet für den traditionellen Fortschrittsstaat besser in den Vordergrund gerückt werden sollen, um den staatsfreundlichen Parteien klar zu machen, welches der Antheil der raison d'état an der Sache sei. Jene volks- und staatswirthschaftliche Abrechnung von Landwirthschaft und Industrie unter sich würde die wirthschaftliche Aufklärung über den Bereich der berechtigten Rücksicht für beide Gebiete ermöglicht haben. Daneben hätte die tiefere Beurtheilung ihres Zusammenhangs mit der deutschen Staatssache überhaupt und der preußischen im Besondern auch die öffentliche Meinung überzeugen können. Statt dessen erblicken wir Unklarheit und Unzufriedenheit auf verschiedenen Seiten des Raths bei einem dem Aufwand nicht entsprechenden Resultat.

Welches war die ursprüngliche Bestimmung des bestehenden Staatsraths vermöge seiner Zusammensetzung? Er sollte offenbar in erster Linie ein Kronrath sein, weil die Prinzen des königlichen Hauses mit erfülltem 18. Lebensjahre in erster Reihe Mitglieder sind. In zweiter Linie sollte er eine Vertretung des regelmäßigen Staatsdienstes enthalten, zunächst solche Staatsmänner, welche durch ihr Amt von vornherein zu Mitgliedern des Raths berufen sind, sodann solche Männer, welchen ein besonderes königliches Vertrauen Sitz und Stimme im Staatsrath erst noch beilegt. Bedenkt man nun, daß sämmtliche Staatsdiener überhaupt Vertrauensmänner der Krone sind, und daß es dem Könige vorbehalten ist, Staatsdiener seines besonderen Vertrauens der Behörde einzuverleiben und solche bei jedem Anlasse an den Berathungen zu betheiligen, so erscheint das krouräthliche Element im Rathe offenbar als das ausschließliche. Dagegen sollen die Staatsräthe in Funktion einigermaßen ihre ordentliche Autorität in den Hintergrund treten lassen: Rangverhältnisse werden im Staatsrath nicht beachtet. Es dürfte dies eine Andeutung für die Mitglieder sein, daß sie nicht sowohl als Würdeträger wie als Kapazitäten zu rathen berufen sind. Mit einem solchen Winke thut die Staatsrathseinstruktion einen Schritt aus der Kabinetsluft in die frische Luft des ungezwungenen Staatslebens hinaus. Eine conditio sine qua non ist, daß der fachmännischen Aufgabe von vornherein genügt werden soll: Zur gründlichen Erörterung der bei dem Staatsrath vorkommenden Gegenstände und zur Vorbereitung derselben für das Plenum, wo keine andern als völlig zur Entscheidung instruirte Sachen vorkommen dürfen, wird der

Staatsrath in sieben besondere Abtheilungen im Sinne der verschiedenen Ressorts der Staatsverwaltung zertheilt.

Die (fünf) Mitglieder jeder Abtheilung sollen zum Theil nicht in den Zweigen der Verwaltung angestellt sein, für deren Gegenstände die Abtheilung bestimmt ist. Es ist dies ein weiterer Schritt in der Neutralisirung und Individualisirung des Staatsraths, welcher als nebenhergehendes Motiv in dem ferneren Satze noch deutlicher zum Ausdruck kommt: „Der Abtheilungsvorsteher kann auf die Zuziehung fremder, nicht zum Staatsrath gehörender Personen, als Staatsbeamte, Gelehrte, Kaufleute, Grundbesitzer mit nur berathender Stimme bei dem Präsidenten antragen und dieser kann sie anordnen."

Es will mir vorkommen, als ob in der Qualitätenmischung des Staatsraths denn doch die amtliche Eigenschaft die außeramtliche zu sehr überwiegt. Soweit als es sich um die Behandlung ordentlicher Aufgaben handelt, wie sie permanent vorliegen oder periodisch auftreten, wird dieses Verhältniß sich nicht so sehr fühlbar machen, als angesichts außerordentlicher Pensa der Staatsarbeit. In den letzten Fällen kann sehr leicht der schöpferische Theil der Arbeit vorzüglich den Männern vorbehalten sein, welche laut Reglement zwar rathen, aber nicht mit entscheiden sollen. Eine solche Einflußlosigkeit der Zufluchtskräfte ist nicht geeignet, dieselben zur bestmöglichen Aufwendung ihrer Mittel und Gaben anzuspornen. Kann ein Mann von Werth und Selbstbewußtsein eine ungetheilte Freude daran haben, sein Bestes, das Ergebniß besonderer Erfahrung, Anstrengung und Ideen auf den Rathstisch niederzulegen, wo man damit anfängt, was man gerade will, während die Arbeiten der Andern, zum Theil weniger leistungsfähigen Theilnehmer der Berathung, ihren Sinn mit oder ohne Berechtigung durchsetzen können? Jeder Arbeit ihre Ehr'! Was von der Bestimmung und Stimmung der Unmaßgeblichen gilt, wird sich mehr oder weniger auch beim Plenum insofern geltend machen, als dessen Schlüsse, gleich denjenigen des Staatsministeriums, gegenüber dem Monarchen überhaupt unmaßgeblich sind. Man wird einwenden: Soll der Staatsrath mehr gelten als das Ministerium? Warum nicht, in seiner Art und Schranke! Die Minister sind in der Hauptsache dafür da, nach oben zu gehorchen und nach unten zu befehlen. Anders die Staatsräthe, welche nach der volksthümlichen Auslegung ihrer Bestimmung eine gewisse Vermittlung zwischen den leitenden Regionen und der Volksströmung bethätigen sollen. Eine solche Vermittlung sollte, um praktisch zu ihrem Recht zu kommen, nicht ganz ohne Maßgeblichkeit dastehen. Nicht, daß, was als ein Rathschluß vorliegt, sofort Gesetz und Recht werde, kann gefordert werden. Wohl aber dürfte es der Sache nur angemessen sein, wenn Staatsrathsschlüsse in der Kammer zur Mittheilung und Berathung kommen müssen. Daß damit bei der gegenwärtigen Beschaffenheit des Parlaments für die Staatsarbeitsvollendung Gefahr besteht, aus dem Regen in die Traufe zu kommen, führt auf eine weitere Reform im Rath des Staates hin.

Man wird nicht müde, das im Eingang berührte Thema der Zurückgekommenheit des Parlamentslebens zu wiederholen, ohne sich an eine bestimmte Anregung zweckdienlicher Reform heranzuwagen. Und gerade auf der vorliegenden Stufe dieser Arbeit stellt sich eine neue Betrachtung derselben National-Zeitung über dasselbe Gesammtthema

wie oben angeführt, ein. Sie beklagt am Schlusse das „Demagogenthum im Parlament", daß weder aus geläuterten Volkskreisen, noch aus leitenden Kreisen Hand ans Werk gelegt werden wolle.

Der gegenwärtige Beitrag konzentrirt sich mit Rücksicht auf die Staatsrathsfrage auf den preußischen Fall der staatsrechtlich geregelten Berathungskörperschaften. Mit Bezug auf das Reich mag so viel Platz finden, daß viele, auch freisinnige, Patrioten jene Mängel des Reichstages auf das allgemeine Wahlrecht zurückführen, während umgekehrt Andere die Diätenlosigkeit der Reichsboten beklagen und für den preußischen Landtag gerade das allgemeine Wahlrecht anstreben. Wozu ist eine Volksvertretung in erster und letzter Linie da? Sie soll die Volksmeinung bestmöglich zum Ausdruck bringen, dieselbe bestthunlich wirksam machen und soll das Volksinteresse unabhängig vertreten und bedrohten Falles zur Geltung bringen. Damit eine Volksmeinung gehörig zum Ausdruck kommen kann, muß die Wählbarkeit sich auf einen großen Kreis von Staatsbürgern erstrecken, also allgemeines Wahlrecht oder ein Ersatz dafür bestehen. Denn eine freie Presse genügt noch nicht zur Vertretung der Volksmeinung in greifbarer Gestalt. Insofern ist das allgemeine Wahlrecht mit der frischen Luft, freien Aussicht und Bewegung vergleichbar, ohne welche kein lauterer, unverfälschter Austausch zwischen dem Volke und den Staatsgewalten möglich ist. Je beschränkter das Volk in der Auswahl seiner Sprecher ist, um so schwieriger, schwer- und mißverständlicher seine Mittheilung. Schon etwas Anderes ist es, ob und wie weit diese spontanen Sprachorgane mit der systematischen Vertretung und Betreibung der Volksanliegen betraut sein sollen. Passive Volksmänner sind noch keine activen, und selbst active sind noch lange nicht immer leistungsfähig in Vertretung und Betreibung der Volkssache. Stellt ein Parlament in seiner ganzen Zusammensetzung ein entsprechend mannigfaltiges Echo der Volksmeinung dar, so bürgt dies für deren Bekanntwerden.

Aber bereits angesichts der Vertretung derselben im Einzelnen, Angelegentlichen und Dringlichen gehört ein beträchtlicher Theil der Sprecher des Volks in der Kammer nicht zu den berufenen Vertretern und Arbeitern im Rath. Jetzt muß einem Theile der Mitglieder die sorgfältige und förderliche Behandlung des Stoffes überlassen werden. Was man unter dem Bureau des Raths, den Kommissionen und Sachverständigen versteht, mit Hinzurechnung eines Bruchtheils besonders fähiger Laien, welche sich auch auf sachlichem Boden im Rath zurecht finden, sollte gleichsam ein Parlament im Parlamente sein, und ohne direkte Betheiligung der Uebrigen die Arbeit im engern Sinne bewältigen. Denn was in ungeordneter Weise ohnehin thatsächlich Platz greift, das Fernbleiben vieler Mitglieder des Raths während mancher Berathungen, das Ueberantworten der schwierigen Vorlagen an die Kommission, Experten u. s. w., das sollte eben in geordneter Weise wirksam werden. Es wäre durchaus keine Gefahr für die Volkssache vorhanden, wenn das Parlament angesichts der Spezialfragen auf einen Drittheil seiner Mitglieder eingeschränkt würde, um in ausgeschiedener Gruppe die Arbeiten auf eine gewisse Stufe zu fördern, wobei die übrigen Mitglieder entweder zuschauen und zuhören oder nicht, oder dann fernbleiben würden. Im Benehmen mit einem solchen Volksrathe würde ein Staatsrath, wie der oben angedeutete, nicht aus

der Gediegenheit in die Pfuscherei gerathen. Er würde vielmehr aus der Treibhausarbeit der höfischen Beschränkung in den offenen Feldgarten von Land und Volk hinaustreten und, mit Naturgaben bereichert und erfrischt, an den grünen Tisch zurückkehren.

Der staatsmännische Vorgang wäre etwa dieser: Eine Vorlage der Krone, oder des Ministeriums, oder des Parlaments, oder endlich eine solche aus organisirten Volkskreisen ist dem Staatsrath zur Prüfung der Sache an sich und ihrer Bedeutung für die Staatswohlfahrt zu übermitteln. Der Staatsrathsbefund mit einer allfälligen Ausarbeitung der Vorlage geht an die Kammer, deren Fachausschuß sich darüber ausspricht, ihn annimmt, ablehnt oder mit einem abweichenden Entwurf beantwortet. Nach abermaliger Einzelberathung im Staatsrath gelangt dessen letzter Schluß an das Kammerplenum zur Annahme oder Verwerfung in globo. Im Falle der Annahme erfolgt im Ministerium die Schlußredaktion. Bei Verwerfung entscheidet der Regent, ob das Ergebniß Gesetz werden soll oder nicht. Eine Wiedereinbringung derselben Vorlage kann in derselben Session nicht erfolgen von der Seite von der sie ausgegangen ist. Dagegen könnte in dieser Session eine selbstständige Vorlage in gleicher Sache von jeder an der ursprünglichen Initiative nicht betheiligten Körperschaft ausgehen und den gleichen Berathungsweg passiren. In der nächstfolgenden Session kann die Vorlage von jeder Seite eingebracht werden, wobei aber die nicht von vornherein daran betheiligte Autorität mit ihrem Anbringen vorausgeht. Drei Hauptmotive einer ersprießlichen Staatsberathung kommen bei dieser Kombination zur Geltung. Einmal die unverfälschte Volksmeinung durch das Bruttoparlament, dann ihre Reinigung und technische Gestaltung durch den Staatsrath, endlich die Auseinandersetzung zwischen der engern populären und der technischen Körperschaft: Ursprünglichkeit der Anregung und Vorlagen, Präcision und Beförderung der Arbeit und Vermeidung von zu viel Zeit- und Kraftverlust im Parlament.

Jenes *eine* Recht des Monarchen, eine negative Entscheidung der Kammer durch eine positive zu beseitigen, ist einem umgekehrten Königsveto gleich. Wenn der Monarch aber die Verwerfung einer Vorlage durch die Kammer bestätigt, ist von ihm oder seiner Vertretung eine selbstständige Gegenvorlage zu erwarten, welche den gleichen cameralen Gang, wie den oben beschriebenen, zu gehen hat. Bei alledem kommt ein jeder Hauptfaktor der staatlichen Berathung und Leistung zu Ausdruck und Geltung. Ein jeder dieser Faktoren unterliegt der Berichtigung und ein jeder hat seine Willensäußerung in Gestalt einer wirklichen Mitarbeit am Staat zu bekunden und zu betreiben. *Wahre Staatsarbeit*, ob sie glänze oder nicht, anziehend sei oder nicht, ist die beste Gewähr gegen demagogisches und cameralistisches Pfuschen allzugleich!

Es ist am Platze, hier der gerade in diesen Tagen doch noch zum Vorschein kommenden Reichswahlreformpläne Erwähnung zu thun.

Der Hamburger Reichstagswahlverein hat der Reinigung der Wählerschaft durch die Forderung einer der Wahlfähigkeit vorausgehenden längeren Niederlassung im Wahlkreis und durch eine Hinaufschiebung des wahlfähigen Alters von 25 auf 30 Jahre das Wort geredet. Dieser Gedanke erfährt durch die Leipziger Neuesten Nachrichten eine Modificirung, welche der Unbeliebtheit einer Antastung des allgemeinen Wahlrechts in großen Volkskreisen die Spitze abzubrechen

geeignet ist. Anstatt ein bestehendes Recht direkt zu verkürzen, wird empfohlen, den 40 Jahre und darüber zählenden Wählern je eine doppelte Wahlstimme einzuräumen, wie es bei der berühmten Wahlreform in Belgien wenigstens versucht worden ist. Es ist einleuchtend, daß eine solche Reform zur Kammerreinigung wesentlich beitragen würde.

Angesichts eines in seinem Personenbestande verbesserten Parlaments würde auch die Diätenfrage zuversichtlicher bejaht werden können. Und giebt man dem Gedanken einer Ausscheidung eines Geschäftsparlaments im Laienparlamente Raum, so könnte auch eine Beschränkung der Diäten auf die wirklich an der Tagung direkt betheiligten Räthe zur Sprache kommen. Der Demagogie würde insofern Abbruch geschehen, als die Volksvertreter alsdann nur im Programm, nicht im Punkt des Rathslohnes, von ihren Wählern abhängen würden.

Berlin. J. M. von Raschèr.

Der „nette" Mensch.

Eine Kritik des modernen Gesellschaftslebens.

„Er ist doch ein zu netter Mensch" — hörte ich vor Jahren zum ersten Male in einem Salon der sogenannten guten Gesellschaft über Jemanden sprechen. Ich sah mir darauf diesen Jemand bei der nächsten Gelegenheit etwas näher an; denn ich war damals noch des naiven Glaubens, daß ein Mensch, der in einer guten Gesellschaft allen ohne Ausnahme gefiel und dort gar keinen Feind zu haben schien, doch etwas Bestrickendes an sich haben müsse.

Wie sehr war ich nun enttäuscht, in diesem „netten Menschen" einen ganz gewöhnlichen Sterblichen zu finden, der außer seiner schmucken Uniform eigentlich gar nichts an sich hatte, der auch nicht in einer Beziehung über ein gar nicht einmal hoch bemessenes Durchschnittsniveau emporragte. Er war eher langweilig, als amüsant, eher beschränkt als geistreich, eher ruhig als temperamentvoll, eher ängstlich als unternehmend, eher heuchlerisch als freimüthig, eher häßlich als schön — kurz: — eher alles Andere als eine auffallende Persönlichkeit.

Wie kam es nur, daß dieser Mensch ein so allgemeines Wohlgefallen erregen konnte? — So fragte ich mich damals kopfschüttelnd, denn es wollte mir nicht einleuchten, daß eine bunte Uniform und die tadellose Beherrschung der banalsten abgebrauchtesten Umgangsformen alle innern und äußern Vorzüge ersetzen könnte.

Jetzt, wo ich mich in der sog. guten Gesellschaft etwas mehr umgesehen habe, muß ich allerdings über meine damalige Naivetät lächeln. Jetzt weiß ich, daß dort gerade seine flache Unbedeutendheit ihn so vielen bequem, so wenigen, fast Niemandem unbequem und daher allgemein beliebt machte. Seine geistige Ueberlegenheit war in keinem einzigen Falle erdrückend, und sein Benehmen, seine Aeußerungen waren niemals anstößig.

Freilich — hätte er keine bunte Uniform, sondern einen schlichten Bürgersrock, oder gar einen Arbeitskittel angehabt, so würde ihn wohl schwerlich der absolute Mangel an Vorzügen in der guten Gesellschaft so „bevorzugt" gemacht haben. Die töchterreichen Honoratorenfamilien hätten ihn dann wohl nicht so oft zum Diner oder Souper eingeladen. So aber war er eben ein ganz „nettes Salonmöbel", das keinem im Wege stand und doch immerhin einigermaßen dekorativ wirkte. Bis zum bekleideten Gesellschaftsautomaten hat es ja die moderne Technik — trotz aller Fortschritte auf diesem Gebiete — eben noch nicht gebracht, und bis dahin muß man sich eben nothdürftig auf jene Weise behelfen.

Der moderne Salongeschmack nimmt es ja in Bezug auf dekorative Wirkungen nicht so genau! Er prüft nicht erst, ob die Nußbaum- oder Mahagonimöbel aus „ganzem Holze“ geschnitzt, oder nur ganz dünn damit beklebt sind; ob das, was wie Gold glänzt, auch wirklich Gold oder nur „Goldin“ ist. Sogar das Eichenholz ist jetzt nicht mehr wie früher das Kennzeichen der inneren Solidität. Man benutzt es jetzt auch schon zum — „furniren“.

Und wie mit den Sachen, so mit den Personen! Die Uniform, die rein äußerliche Uniformität in Benehmen, Sprechweise, Gesinnungen, Gedanken, in Tugenden und in — Lastern beherrscht alles und alle. Wer sich nicht in diese Uniform hineinzwängen will oder kann — wird zwar noch nicht immer als außerhalb des Gesetzes — aber jedenfalls als außerhalb der guten Gesellschaft stehend betrachtet.

Es giebt zwar neben, oder meinetwegen auch über der „sogenannten“ guten Gesellschaft auch jetzt noch immer wirklich gute Salons, die noch an den alten Grundsätzen der feineren Geselligkeit festgehalten haben, und in denen nicht Gold und Vergoldung, oder gar Gold und Goldin als vollkommen gleich rangiren. Aber selbst diese werden allmählich — wenn sie sich nicht von den anderen überstrahlen lassen wollen — gezwungen, künstlichen Glanz zu erborgen.

Und was ist die Ursache dieses Niederganges?

Es liegt mir fern, die bevorzugte Stellung der uniformirten und incorporirten Staatsbürger, also vorzugsweise den preußischen bezw. deutschen Offizier dafür allein verantwortlich machen zu wollen. Es steckt darin — trotz mancher Auswüchse nach dieser und jener Richtung hin — noch immer ein tüchtiger, solider Kern. In den besseren Elementen dieses Standes ist noch immer genug echte Männlichkeit und schöne germanische Ritterlichkeit zu finden. Der deutsche Offizier muß auch, wenn er seinen Beruf ernst, wirklich ernsthaft nimmt, so manches entbehren und auf so vieles verzichten, was die nicht uniformirten und nicht incorporirten Staatsbürger in reichlichem Maße genießen. Ich bin deshalb gewiß der Letzte, welcher ihm seine bevorzugte Stellung, soweit sie einigermaßen berechtigt ist, mißgönnt.

Aber alles muß schließlich sein Maß, seine Grenzen haben! Man kann auch die Höflichkeit, die Zuvorkommenheit dermaßen übertreiben, daß sie — absurd, lächerlich wird.

Und dann die schädlichen Wirkungen einer solchen übertriebenen Werthschätzung auf diesen Stand selbst, und die geradezu verheerenden Rückwirkungen auf andere Stände, bezw. Berufsklassen!

Wenn schon die besseren Elemente des deutschen Offiziercorps dadurch nicht wenig verdorben worden sind, so hat es den minderwerthigen, mitzuschleppenden Anhängseln, die in keinem Berufe fehlen und dort mehr als genug vorhanden sind, einen Nagel in den Kopf gesetzt, wie er länger und dicker — nicht bei den Epigonen der Fridericianischen Armee — vor der Schlacht bei Jena — gewesen sein kann.

Aber nun gar die abgeschmackten Nachtreter der Offiziersallüren und des Offiziersdünkels! Diese und ihr gesellschaftlicher Anhang sind ganz besonders für den oben kritisirten Geschmacksniedergang auf geselligem Gebiete verantwortlich zu machen.

Der Affe ist an und für sich ein ganz possirliches Thierchen. Er

wirkt erst dann so ungeheuer komisch und bemitleidenswerth, wenn er sich ernsthaft bemüht, den Menschen nachzuahmen.

Darum erscheinen mir die Leutchen, die auf ihre Visitenkarten: „Lieutenant der Reserve 2c. und — Kaufmann", oder; „Reservelieutenant und — Gutsbesitzer", oder gar etwa: Lieutenant d. R. und cand. theol. drucken lassen — nicht deshalb so über alle Maßen lächerlich, weil sie oft schon von früher Jugend auf mit aller Macht und Kraft bestrebt gewesen sind, Reserveoffizier zu werden — sondern weil sie diesen für sie doch nur äußerlichen Glanz und Flitter über ihren eigenen, ehrenwerthen Beruf zu stellen scheinen. Es geht das sogar soweit, daß sie die unschönen Auswüchse, wie jenen näselnden und schnarrenden Offizierston in ihre mehr oder minder naturwüchsige Sprechweise aufnehmen! Wie thurmhoch erhaben müssen sich da die eigentlichen activen Offiziere fühlen, wenn sie sehen, wie andere sich mit ihren abgetragenen, ausgefranzten Kleidungsstücken noch zu brüsten versuchen!

Trotz der überwältigenden Komik kann man jedoch jenen armseligen Diis minorum gentium ihre kindische Eitelkeit allenfalls noch verzeihen, denn sie waren und sind eben sonst nichts Besonderes. Soweit sie also aus sich selbst nichts zu machen verstehen und doch mit aller Gewalt etwas „herausbeißen" wollen — müssen sie eben auf jene Absurditäten verfallen.

Wenn aber gar die deutschen Studenten, die doch viel früher als die preußischen Offiziere existirten und eine bevorzugte Rolle in der Gesellschaft spielten, — die viel früher inländische und ausländische Fürstensöhne in ihren Reihen zählten, — ich erinnere nur daran, daß schon Shakespeare Prinz Hamlet von Dänemark in Wittenberg studiren läßt und wiederhole: — wenn sogar die deutschen Studenten sich allmählich dazu verstanden haben, preußische Offiziere mehr oder minder unglücklich zu karikieren — dann hört doch nachgerade alles auf!

Anstatt ihre durchschnittlich höhere oder mindestens besser geschulte Intelligenz, ihr reicheres Wissen bei einer vorübergehenden Kameradschaft auf die jüngern Offiziere unwillkürlich einwirken zu lassen und deren oft ziemlich engen Gesichtskreis zu erweitern, verleugnen sie vielmehr ihren höhern geistigen Standpunkt, passen sich dem niedrigeren Niveau jener an und fühlen sich noch geehrt, wenn sie von jenen als — ebenbürtig betrachtet werden! Anstatt also durch gutes Beispiel zu wirken und dadurch indirekt jenen zu nützen, ahmen sie vielmehr deren schlechtes Beispiel nach und schaden dadurch direkt sich und jenen. Ich will hiermit nicht sagen, daß die deutschen Studenten von den preußischen Offizieren nichts — gar nichts lernen könnten. Die oft allzu üppige Entwickelung des akademischen Lebens hat ebenso unschöne, ja direkt häßliche Auswüchse gezeitigt, wie das Treiben auf dem Kasernenhofe und Exerzierplatze. Aber die deutschen Studenten brauchen sich deswegen nicht selbst zu entäußern und ihr Licht deswegen nicht niedriger zu stellen.

„Ja" — so wird vielleicht dieser und jener Leser einwenden — „das ist ja wohl alles ganz richtig, aber was ist da zu machen! Die gesellschaftliche Stellung hängt ja gar nicht von dem inneren Werthe, sondern von dem äußern Aussehen und Auftreten der Persönlichkeiten ab. Das farbige Tuch, die bunte Uniform macht alles. Dagegen kann Niemand mit einem schwarzen Frack oder englischen Anzug aufkommen!

„Gut — aber warum behält man denn diese spleenige Carikatur

von Kleidungsstück: diesen albernen Frack oder jenen schwarzen Leichenbitterrock mit der unvermeidlichen zusammengeklappten Angströhre so hartnäckig bei? Warum wählt man nicht — wenigstens zu Bällen und festlichen Aufzügen, wo Aller Augen darauf gerichtet sind — farbenprächtige Stoffe und Kostüme? Als der deutsche Student noch im schwarzen Sammetschnürrock, in hellen Beinkleidern und hohen Stiefeln, ein Straußenfederbarett auf den dichten Locken und den langen Rauferdegen an der Seite einher stolzirte — da hätte ihn kein beliebiger Lieutenant von den blauen, grünen oder rothen Husaren ausstechen können. Aber jetzt — im steifen englischen Anzug mit der winzigen bunten Mütze auf dem dünnen, glatt gesalbten Scheitel — welches Mädel von einigem Geschmack für äußeres Auftreten sieht denn noch danach, wenn irgend eine Uniform daneben steht?

Erscheint nicht dieser allermodernste deutsche Student mit seinem steifen englischen Anzug, dem „patenten" Auftreten, den uniformen Gedanken, den stereotypen Commentphrasen wie eine alte einbalsamirte Mumie neben jenen kraft-, leben- und geistsprühenden Musensöhnen früherer — gar nicht einmal so sehr weit zurückliegenden — Zeiten?

Was will das schöne ideale Wort: „Musensöhne" heutzutage noch besagen, wenn die übergroße Mehrzahl, besonders der reicheren Studierenden ängstlich darauf bedacht ist, sich ja nicht mehr Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen, oder vielmehr „einpauken" zu lassen — als ein eng begrenztes Fachstudium oder die unvermeidliche allgemeine Bildungsuniform verlangt?

Und das sollen später die „Richter", „Zurechtweiser" in allen strittigen Sachen des öffentlichen und privaten Lebens, — oder die Tonangeber, die Melodiefinder und — Erfinder im Concerthaus des Staates, oder gar die Pfadfinder, die Führer auf den steilen, noch nie beschrittenen Wegen zur höhern Cultur, zum edleren Dasein werden?

Ist es nicht ein Hohn, daß man vorzugsweise jene sog. „netten Menschen", die einen förmlichen Ehrgeiz darein setzen, unter ihres Gleichen an Bildung und Geist nicht hervorzuragen, die Niemandem etwas Böses, aber auch Niemandem etwas Gutes thun können, dazu „berufen" und mitunter sogar „auserwählt" sieht? Denn wer anders als der „Jurist" und unter diesen wieder: wer anders als die früheren Corpsstudenten und Reserveoffiziere gelangt in höhere, maßgebende Stellungen? Kann man sich da wundern, wenn der gesunde Instinkt des Volkes sich allmählich von den berufenen Führern ab zu den — unberufenen wendet?

Noch ist es Zeit umzukehren; denn noch ist die Uniformirung und die geistige Nivellirung nicht in alle höher gebildeten Kreise eingedrungen.

Berlin. Dr. Otto Schmidt.

Argentinien.

Meine Abfahrt nach Argentinien erfolgte von Genua aus. Der Cours, den unser Schiff zu nehmen hatte, war: Genua, Barcelona, St. Vincent, Montevideo, Buenos Ayres, beziehentlich La Plata. Ich bedauerte, trotzdem das gelbe Fieber in Rio Janeiro wüthete, nicht landen zu können, und nahm mir vor, später Brasilien zu besuchen und jenen großen Friedhof europäischer Auswanderer zu besichtigen.

Der interessanteste Punkte der Reise ist St. Vincent, die Negerinsel. Wie eigenartig muthet es einen Deutschen an, sieht er sich plötzlich auf einem Stück Erde, daß so recht Repräsentant tropischer Regionen ist. Das Eiland, es gehört zur kapverdischen Inselgruppe, ist außerordentlich gebirgig, jedoch leere Felsen, keine Vegetation, nur in den Niederungen finden sich Cocospalmen, Bananen Orangenbäume und Ananasanlagen. Durchweg von Negern bewohnt, bietet die Insel mit ihren kleinen Häusern so recht das Bild einer afrikanischen Landschaft. Mit der ihrer Rasse eigenen Kaltblütigkeit springen die Schwarzen auf offener See aus ihren Kähnen, um untertauchend ein 10 Centesimistück, das man ins Meer geworfen, aus der Tiefe heraufzuholen. Wir hatten vom Anfange der Fahrt drei Menschenhaie als Begleiter. Wäre einer von der weißen Schiffsbemannung ins Meer gefallen, er wäre unrettbar verloren gewesen; die schwarzen Kerle jedoch umschwammen mit Gemüthsruhe jene furchtbaren Thiere, da sie wußten, ein Hai rührt keinen Neger an.

Des Abends ging es fort und nach einer etwas gefahrvollen Seereise liefen wir in die Außenrhede von Buenos-Ayres ein. Nachdem der Regierungsvertreter Argentiniens zur Visitirung der Einwanderungspässe der Emigranten an Bord gestiegen war, ertönte das Signal zur Abfahrt nach dem Hafen von La Plata, da für das große Schiff „Regina Margarita" das Fahrwasser des Hafens von Buenos-Ayres zu seicht war und nun ging's flott die Ostküste entlang nach dem schönen La Plata. Endlich um 4 Uhr Nachmittags kam dieser neue Hafen in Sicht und um 6 Uhr waren wir an Ort und Stelle.

Mit freudiger Erregung begrüßte ich mein Reiseziel. Nach der üblichen Zollrevision, die von uniformirten Schwarzen vollzogen wurde, eilte ich zu dem bereits einlangenden Extrazug der argentinischen Südbahn, um die Bundeshauptstadt noch am Abende erreichen zu können. Mein Träger, einer der herumlungernden schwarzen Peone, schleppte meine Bagage in einen Waggon erster Klasse — es giebt nur zwei Klassen, erste und zweite — und entfernte sich mit einem höflichen „Gracias Senor". Obgleich der Train, aus nur drei Waggons bestehend, bereits dicht gefüllt war, verlangte kein Mensch, daß ich die von mir

mit Gepäck belegten Plätze frei mache. Einem jungen, eleganten Herrn, der zuletzt eingestiegen war und sich vergeblich nach Platz umgesehen hatte, machte ich durch Umstellung meines Gepäckes einen Platz frei, worauf er, sich höflich bedankend, die Bemerkung machte, ich müßte Ausländer sein, denn nur von diesen könne man solche Galanterie, die in Argentinien unbekannt sei, erwarten. Als ich dies bejahte, knüpfte er mit mir ein Gespräch an, das französisch begann und in einem nahezu unverkennbaren Hamburger Deutsch endete.

Senor Gonzalez, so hieß dieser Herr, war Ingenieur, hatte lange Zeit in Deutschland studirt und war so liebenswürdig, gleich noch am Abende mich mit den Verhältnissen vertraut zu machen, mir die Capitale zu zeigen und für mich ein Hotel ausfindig zu machen, wo ich doch wenigstens noch die Haut für mich behalten durfte.

Das Erste, was mein Interesse weckte, waren die langen mit Comfort ausgestatteten Waggons, das höchstens 5 Sekunden währende Anhalten, das Nichtausrufen der Stationen, dazu das fortwährende signalgebende, beinahe in einen endlosen Pfiff ausartende, Warnungszeichen, des durch die Riesenstadt fahrenden Trains. Nach Passirung eines Meeres von elektrischem Lichte gelangten wir in die Halle des „Ferro carril Central" von Buenos Ayres.

Kaum hatte ich den Waggon verlassen, da drängte sich auch schon eine endlose Reihe schwarzer Burschen heran, diensteifrig das Gepäck an sich reißend. Argusgleich mußte man seine Habseligkeiten bewachen. Herr Gonzalez machte dem ein rasches Ende und miethete für mich eine Kutsche, den Befehl zur Fahrt nach dem „Hotel de Londres" gebend. Nach einer kurzen Fahrt langten wir an einem eleganten Hause mit Marmortreppe an, und ich stieg die wenigen Stufen der ersten Etage zu meinem Zimmer empor. Der „Majordomo", der mir auf den Fuß gefolgt, belehrte mich, daß „Chambre und Pension" pro Tag 5 Pesos kosten, ob ich nun hier speise oder nicht.

Das Menu bestand aus 8 Platten und einer Flasche argentinisch gefälschten Weines. Trotz meiner Ermüdung wollte ich noch am selben Abend die Stadt besehen, die gerade — es war der 24. Mai — festlich geschmückt, beleuchtet und beflaggt war, als Probe zu dem großen Erinnerungsfeste der Republik, das am kommenden Tage stattfinden sollte. Ich endete deshalb so rasch als möglich dieses schier endlose Menu und hatte die Freude, zu erfahren, daß es nicht Usus sei, in Amerika ein Trinkgeld herzugeben für einen Dienst, der schon bezahlt ist. Ja, man würde geradezu, auf der Tramway zum Beispiel, von dem Condukteur in sehr unhöflicher Weise seine 2 Centavos zurückerhalten, würde man es wagen, dem Manne großmüthig ein solches Trinkgeld zu verabreichen.

Buenos Ayres zählt neun Tramway-Gesellschaften mit 43 Linien, von denen oft 2—3 in einem Geleise fahren und die Straßen, mit Ausnahme der Promenadestraße Florida, sind sämmtlich mit einer Trambahn versehen, die sich in beinahe ununterbrochener Fahrt befindet und entweder eine Ellipse, einen Achter oder eine andere Figur beschreibt, indem sie nie auf dieselbe Stelle zurückkehrt, sondern stets auf anderen Wegen zu ihrer Anslaufstation gelangt. Umsteigen giebt es nicht, ebenso keine Haltestellen und keine Ueberfüllung. Ist der Wagen komplett, hält er nicht mehr und erkühnt sich Jemand, trotz alledem aufzuspringen, so hält er, und der Polizist, dort Vigilant genannt, ersucht

den Betreffenden, abzusteigen, widrigenfalls er genöthigt wäre, ihn zum Kommissär zu führen, was eine Strafe von 10 Pesos zur Folge hat. Die Kontrole der Fahrkarten ist eine sehr strenge.

Zuerst sah ich mir, von meinem Cicerone begleitet, den elegantesten Theil der Stadt, die „Plaza Victoria", an, die von den Bogenlampen und Gasflammen nahezu taghell erleuchtet war. Von der „Plaza Victoria" zieht sich nach Westen hin die große Straße „Rivadaria", die die Stadt in zwei Hälften theilt, und von wo aus zur rechten und linken Hand alle 100 Nummern, genannt ein „Quadro", eine Parallelstraße läuft, auf die wieder vom Quai aus aufwärts die senkrecht auf die „Rivadaria" stehenden Straßen der Stadt das Aussehen eines Netzes geben. Dadurch, daß die Stadt so regelmäßig gebaut ist, erleichtert sie zwar den Verkehr, aber wird dem Spaziergänger geradezu lästig und dem Fremden zum Labyrinth. Die Häuser haben flache Dächer, sind höchstens 2 Stock hoch und nach römischem Muster gebaut. Man sieht dicht nebeneinander ein herrliches Marmorpalais und dann eine aus rohem Lehm mit nur wenigen Ziegeln erbautes Etwas, das sich den Titel Haus anmaßen will. Nicht jedes Haus, jeder Eingang zum Hause trägt eine Nummer, und so kommt es vor, da es Häuser giebt, die 6 bis 8 Wohnungen haben und jede Wohnung für sich einen eigenen Eingang von der Straße aus besitzt, daß ein Haus 6—8 Nummern trägt.

Die Häuser, die vor dem großen Krach, der vor sieben Jahren auch in Europa soviel Unheil anrichtete, gebaut wurden, zeigen geradezu eine Verschwendung an Marmor, Mosaik und Gemälden à la Prompeji. An dem Thore trägt jedes Haus einen Thürklopfer und es würde als großer Etikettefehler betrachtet werden, einzutreten, ohne sich vorher durch Benutzung dieses Instrumentes bemerkbar gemacht zu haben. Für gewöhnlich bewohnt nur eine Familie das Haus, doch ist das Geschäft des Vermiethens sehr verbreitet; unter 30 Pesos ist ein halbwegs anständig eingerichtetes Zimmer schwer erhältlich. Die Zimmer, sofern sie nicht auf die Straße hinausgehen, sondern in den gewöhnlich in Form eines Vierecks gestalteten, mit Mosaik gepflasterten und mit exotischen Gewächsen verschönerten Hofraum einmünden, besitzen Fenster, allen anderen dient die Thür als Fenster und nach echt südamerikanischem Muster wird eine Glastafel, wenn sie gebrochen ist, nicht durch eine neue ersetzt. Die Zimmer, die Steinboden haben, sind in der Regel sehr hoch und das Dach des Hauses ist zu gleicher Zeit Plafond für dieselben. Die Häuser sind flachdachig, mit Pflanzen à la Loggia besetzt und erleichtern den P. T. Einbrechern das Einsteigen in geradezu großartigem Maßstabe. Diese niederen, oft nur Baracken ähnlichen Häuser gewähren jedoch einen freien Ausblick und gestatten der guten Seeluft leicht das Durchströmen auch der entlegensten Stadttheile.

Die Straßen sind elend, die Thierquälerei ist entsetzlich. Ueberhaupt giebt es nicht bald ein roheres und mehr zum Blutvergießen geneigtes Volk, als diese Eingeborenen, das Produkt einer Kreuzung von Spaniern mit Indianern. Sie sind klein, von gelblichbrauner Gesichtsfarbe, unheimlich funkelnden Augen, schlangenartig in ihren Bewegungen, der scharfe Gesichtsschnitt der Indianer, der diesen den Ausdruck von Intelligenz und Willenskraft giebt, ist bei den Mestizen nicht vorhanden. Sie haben nur das schlechtere von beiden Eltern geerbt und so sieht sich ein „Gaucho", das allerechteste Kind Amerikas, geradezu unangenehm an. Selbst die verfeinerte Rasse

trägt die unverwischbaren Symbole der Roheit ihrer Abstammung deutlich auf dem Gesichte.

Ich hatte Gelegenheit, die afrikanischen Neger kennen zu lernen, denen im Aeußeren der Mestize etwas ähnelt, doch habe ich gefunden, daß erstere ein ganz harmloses, oft sehr intelligentes, gutmüthiges Volk sind, während der Mestize das äußerste Extrem darstellt. Nicht genug an diesen schlechten moralischen Eigenschaften. Das ganze Volk, man kann dies kühn behaupten, ist skrophulös und venerisch, aus welchem Grunde auch jeder gebildete Europäer, deren es leider wenige giebt in Argentinien, der näheren Berührung mit den Eingeborenen ausweicht.

Die Frauen sind in ihrer Jugend von einer geradezu klassischen Schönheit und verstehen sich auch auf das Pikanteste zu kleiden. Die neueste Pariser Mode ist in Buenos Ayres stets vertreten. Häuslichkeit jedoch ist den Frauen ein unbekanntes Ding, sie sind den ganzen Tag beschäftigt mit Toilette, Romanlesen, Visiten und Flaniren, ja selbst das ärmste Weib wird, sobald sie eine Tochter hat, alles aufbieten, letztere so elegant als möglich zu kleiden. Hat ein Argentinier Töchter, so ist es geradezu unmöglich, sich Eintritt ins Haus zu verschaffen, wenn man nicht sofort erklärt, eine derselben heirathen zu wollen, ja selbst die Freunde der betreffenden Herren Söhne, die, nebenbei bemerkt, den ganzen Tag auf der Promenade oder in irgend einer Spielhölle sich herumtreiben, haben selten Zutritt zur Familie.

Sieht man ein junges Mädchen mit einem Herrn auf der Straße, so wird man stets die Mutter dabei sehen und man kann ruhig annehmen, daß der Herr sein Verlobter ist. Heirathet ein Mädchen, so hört die Bewachung auf. Es ist Usus in Argentinien, seine Tochter ohne Mitgift zu verheirathen, ja selbst die ganzen Kosten einer solchen Eheschließung ist der Mann verpflichtet zu tragen, und eine solche Heirath kommt pekuniär sehr theuer zu stehen Der Bräutigam muß ein Haus für einen Abend miethen, es so elegant als möglich möbliren, er muß Sorge tragen für ein großes Diner oder Buffet, für Musik, Wagen ꝛc., hat die Einladungen ergehen zu lassen und je mehr Bekannte und auch oft Unbekannte sich bei ihm versammeln, desto vornehmer ist die Trauung. Erst nach dem Tode des Vaters gelangt die Tochter in den Besitz ihrer Mitgift, dafür unterstützt die Familie der Frau durch ihre Konnexionen den Schwiegersohn, da in dem Land der Freiheit die Protektionswirthschaft ärger ist als anderswo.

Es ist bezeichnend für die miserable Landesverwaltung, daß damals seit 3 Monaten weder die Beamten ihren Gehalt, noch das Militär seinen Sold bezogen hatten, dafür werden aber jene Herren, die an der Spitze des Staates stehen, wie gewöhnlich, nach Ablauf ihrer Regierungsperiode in den Reihen der argentinischen Millionäre erscheinen. So z. B. hat Präsident Celman, und dies ist verbürgte Wahrheit, 30 Millionen Pesos Gold, das ist ungefähr 150 Millionen Francs, „erworben", ohne auch nur etwas an Achtung eingebüßt zu haben. General Bocca, der ehemals Höchstkommandirende der Republik, besitzt eine der größten Estancien Argentiniens und ist wohlaccreditirter Millionär.

Was das Militär anbelangt, so muß ich erwähnen, daß es sich nur aus Verbrechern oder des Nachts zusammengefangenen jungen Leuten rekrutirt, weshalb Desertion und Disciplinlosigkeit gang und gäbe ist. Einem Mörder, so fern man ihn überhaupt einfängt und

zur Rechenschaft zieht, wird freigestellt, entweder zu sitzen oder seine Zeit beim Militär abzudienen. Im Durchschnitte giebt es eigentlich mehr Offiziere als Soldaten, und eine Parade dieser Vaterlandsvertheidiger ist immerhin ein sehenswerther Anblick. Die Armee, wenn man sie so nennen kann, ist nach französischem Muster adjustirt, nur läßt sie an Reinlichkeit vieles zu wünschen übrig, ebenso an Exaktheit ihrer Evolutionen. In der Bundeshauptstadt natürlich sucht man die Sache so gut als möglich zu machen, doch muß man das Militär, welches draußen am Camp an der Grenze von Paraguay als Vorposten gegen die Einfälle wilder Indianer dient, gesehen haben, um einen Begriff von der großen Armee Argentiniens zu erhalten, und gerade dort nimmt die Desertion in erstaunlichem Maße überhand.

Der Camp, jenes Terrain, das sich von den Cordilleren, im Westen bis an den Rio de la Plata zieht, ist ein endloser, beinahe unfruchtbarer Strich flachen Landes. Die einzige Vegetation sind Gras und eine 2—3 Meter hohe, oft zu einem undurchdringlichen Urwald heranwachsende Distelart. Viele Tage lang kann man reisen, nur zu Pferd, zu Fuß ist es unmöglich, ohne auch nur einen Menschen zu sehen, geschweige denn zu einem Dorfe zu kommen oder gar einer Stadt ansichtig zu werden. Dann ist der Camp vielfach von Salzlacken durchzogen, die gleich das Vordringen verhindern.

Herrlich dagegen, von einer tropischen Schönheit ist das Land, das der Rio de la Plata durchzieht. Welch ein gewaltiger Strom ist das, der seine ungeheuren Wassermassen träge dem Meer zuwälzt. Es soll kein Reisender verabsäumen, mit dem Flußsteamer stromaufwärts den la Plata zu bereisen, er wird entschädigt für alle Mühen durch die herrliche Gegend. Papageien umschwirren die hohen Palmenkronen, Affen klettern von Ast zu Ast, Alligatoren liegen träge, den Hintertheil im Wasser, in der glühenden Sonne mit schläfrigem Auge den Steamer beäugelnd, hellgefärbte Eidechsen von bedeutender Größe huschen von Stein zu Stein, reges Tropenleben inmitten dieses Landes. Der Boden ist bereit für die zu pflanzende Frucht, und eine Düngung ist beinahe unnöthig. Auch Patagonien hat seinen Reiz. Rudel von Straußen, unzählbare Rinder und Schafherden, ja es giebt in Wirklichkeit Estancieros, die nicht sagen können, wie groß ihr Viehstand ist, die Flächen Landes ihr Eigen nennen, wogegen manches Kronland Oesterreichs klein ist, Ländereien von 100—200 Legoas (1 Legoa = 6 Kilometer) im Quadrat. Man stelle sich das vor!

Und trotz dem kein Geld im Hause. Alles geht durch die Bank; denn schon ganz geringe Summen im Hause des Estancieros genügen, daß er von seiner Dienerschaft ermordet werden würde, darum kann auch der Reichthum an Edelmetall nicht ausgebeutet werden, denn Argentinien bietet auch darin Fabelhaftes, man kann es ein zweites Peru nennen.

Wenn einst England, wie Alles vermuthen läßt, Herr des Landes sein wird, so ist zu hoffen, daß die traurigen Verhältnisse eine Ende nehmen werden. Von Tag zu Tag, obgleich man am Hafen von Buenos-Ayres stundenlang gehen kann, ohne zum Ende des Mastenwaldes zu kommen, wird der Handel mehr und mehr erschwert und geht mit Riesenschritten zurück, da die Differenz zwischen Papier und Gold oft große Verluste nach sich zieht. Ebenso kann man annehmen, daß man von bestellten importirten Waaren nur $^2/_3$ bekommt, da in den Zollmagazinen bereits $^1/_3$ von den Zollbeamten gestohlen wurde. Ueberhaupt sind hier

Diebstahl, Mord, Todtschlag und Raub auf der Tagesordnung, wie kann es auch anders sein, da man von den Spitzen des Staates kein anderes Beispiel sieht?

Jeder, sei er nun Zivilist oder Militär, macht in diesem Lande auf eigene Faust Politik und man kann kühn behaupten, daß so viele Fraktionen vielleicht in keinem Lande der Erde sind, als in Argentinien. Schon die halbwüchsigen Herren Buben, statt ihre Gedanken auf's Lernen zu richten, beschäftigen sich mit Politik. Die Schulerziehung liegt übrigens sehr im Argen.

Außer der Produktion alkoholischer Getränke, deren das Land fabelhafte Quantitäten konsumirt, ist die Hauptproduktion Schafwolle. Viehzucht und Ackerbau werden am meisten betrieben. Und die genannten Produkte können einen eingewanderten Europäer, natürlich nur einen Kapitalisten, der die Gebräuche des Landes kennt und die Sprache vollkommen beherrscht, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zum steinreichen Manne machen.

Ich würde überhaupt nur Solchen die Auswanderung nach Argentinien anrathen, die genügend Geld, oder höchstens Solchen, die die Rückfahrt gesichert, die nichts in der Heimath zu verlieren haben und die von vornherein sich nicht fürchten, um zehn Jahre früher ins Gras zu beißen, da die klimatischen Verhältnisse für den Europäer gerade nicht die allergesündesten sind, was, je weiter man nach Norden kommt, immer mehr zunimmt.

Eine der interessantesten Einrichtungen sind die Lecheros, das sind berittene Milch- und Butterverkäufer. Diese pflegen sich gewöhnlich aus eingewanderten Italienern zu rekrutiren. Der Italiener ist ein großer Schade für das Land, er ist der Chinese Südamerikas. Arbeiten, die sich der Eingeborene oder der Spanier zu übernehmen schämt, verrichtet der Italiener, ist dabei sparsam, lebt beinahe von der Luft und schickt jeden Centavo in seine Heimath.

Eine furchtbare Landplage bilden die Heuschrecken, die alljährlich in größeren oder kleineren Schwärmen wiederkehren, jedoch immer so zahlreich sind, daß durch sie die Sonne verdunkelt wird. Der Landmann beobachtet, wenn sie kommen, ob die ganze Wolke oder nur ein Theil zu Boden sinkt. Fallen alle ein, so ist die Ernte vernichtet.

Ein höchst nützliches Thier ist eine den Termiten ähnliche, jedoch keinen festen Wohnsitz habende Ameisenart. Man sieht plötzlich entlang den Feldern eine 3 Centimeter große schwarze Ameisengattung in einigen Hundert Exemplaren direkt auf den „Bancho" losmaschiren. Dies sind die Boten eines nachkommenden Heeres, einer von Hunderttausenden in Reih und Glied marschirenden Phalanx von Ameisen. Wird der Bewohner des „Ranchos" ihrer ansichtig, so öffnet er Thür und Fenster, um sie gebührend empfangen zu können, er selbst jedoch setzt sich zu Pferd und reitet hinweg. Dieses Ameisenheer wandert nun in's Haus und vertilgt innerhalb 2—3 Stunden alles darin vorhandene Ungeziefer. Ist die letzte Wanze oder der letzte Floh getödtet, wandern sie weiter und der Eigenthümer kann beruhigt in sein nunmehr gereinigtes Haus eintreten und ist auf einige Zeit von den lästigen Insekten befreit.

Ottokar v. Rosenbaum-Reinsberg.

Die indische Lilie.

Welke Blumen, zerknitterte Schleier — und darüber ein blasser Duft des Gewesenen, Vergangenen. Müde und halb schon ernüchtert schleichen die letzten Masken aus dem verödeten Saal, wo noch vor wenig Stunden eine ausgelassene Faschingslustigkeit ihr buntbebändertes Scepter schwang. Fast willenlos vor Schläfrigkeit läßt sich die zierliche Colombine am Arme ihres schlanken Pierrot in die Garderobe geleiten und schmiegt sich fröstelnd in den weichen Pelz, den er ihr sorgsam um die zarten Schultern legt. Nachdem er dann selbst die Narrenkappe mit einem Cylinder vertauscht und sich in seinen weiten, bequemen Ueberrock gehüllt hat, treten sie zusammen hinaus auf die Straße. Es beginnt schon leise zu dämmern. Er winkt eine Droschke heran.

„Und wann wirst Du heute Nachmittag ausgeschlafen haben, meine reizende Colombine?"

Sie zieht ihre Hand hastig aus der seinen und steigt in den Wagen.

„Ich empfange erst morgen wieder. — Und vergessen Sie nicht, daß dann Carneval vorüber ist, Herr Rittmeister."

Auf die beiden letzten Worte legt sie einen eigenthümlichen Nachdruck, und seine Stimme klingt ein wenig unsicher bei der Erwiderung: „Pardon, — gnädige Frau. Also auf Wiedersehen."

Der Schlag klappt zu. „Bellevuestraße 4."

Schläfrig rasselt das Gefährt von dannen. Er blickt ihm eine Weile nach, dann schlägt er langsam den Rockkragen empor, vergräbt die Hände in die Manteltaschen und macht sich auf den Heimweg. Ein kalter, grauer Himmel hängt trüb über den dämmernden Straßen, in denen sich allgemach das nüchterne Werkeltagsleben zu regen beginnt. Wie ein toller Zuberspuk zerstob der Mummenschanz und gähnend, mit blassem, übernächtigtem Gesicht, erwacht der Aschermittwoch. — „Vergessen Sie nicht, daß Carneval vorüber ist, Herr Rittmeister," summt es dem Heimkehrenden unaufhörlich in den Ohren. Natürlich, — sie war ja nun nicht mehr die übermüthige Colombine, die ihrem lustigen Pierrot tausend verliebte Thorheiten vorplaudern durfte. Jetzt waren sie wieder „gnädige Frau" und „Herr Rittmeister", genau so wie vordem. Und er hatte sich eingebildet . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es sind nicht nur die starken Seelen, die sich wagemuthig hineinstürzen in den Carnevalstaumel des Lebens. Und gar Mancher, dem

weder Kraft noch Muth dazu gefehlt hätte, steht zufrieden lächelnd abseits in einem stillen Winkel und sieht dem wilden Treiben der andern zu. Er ist sich selbst genug und wird sich selbst genug bleiben. Aber die dort ihre Jugend in jauchzender Sinnlosigkeit vertollen, sie werden der Freude und des Genusses einst müde werden; und wenn dann kalt und unerbittlich der Aschermittwoch heraufdämmert, dann werden sie allein sein, — allein. Und dann wird die Sehnsucht über sie kommen, die bittere reumüthige Sehnsucht nach einem Herzen. Gern gäben sie den ganzen Carneval mit all seinem bunten Zauber für ein Herz, für ein warmes, pochendes Menschenherz. Zu spät . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es giebt immer noch Leute, die pedantisch und geschmacklos genug sind, aus jedem Kunstwerk, das ihnen unter die Augen kommt, eine sogenannte Idee herauslesen zu wollen. Der Grad, in dem ihnen das gelingt oder nicht gelingt, gilt ihnen als Maßstab für den künstlerischen Werth des Werkes. So ist denn auch an Sudermanns neuester Novelle „Die indische Lilie"*) weidlich herumgetüftelt und experimentirt worden, ohne daß es den Allzueifrigen gelang, der „Idee" habhaft zu werden. Und gar manches Herz, das dem Dichter von „Es war" begeisterungsvoll entgegenschlug, ward traurig ob der betrübenden Wandlung, die sich in dem Erzähler aus Ostpreußen so unerwartet vollzogen hatte. Denn nicht allein, daß er in seinem jüngsten Werke von höchst kompromittirenden Dingen berichtet, die im Interesse der guten Gesellschaft besser unerörtert blieben, erregte die frumben Gemüther, sondern vielmehr, daß er diese Dinge um ihrer selbst willen erzählte, gewissermaßen aus Freude an dem Unmoralischen, das ihnen anhaftet. Einer solch frivolen Indiskretion hätte man den Grandseigneur nicht für fähig gehalten. Und das alles nur, weil man vergeblich nach der „Idee" gefahndet hatte. —

Freilich, „wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nie erjagen". Der Ideen enthält das geschmähte Werk mehr, als sich die superprüden Geheimkritiker in ihrem Leben hätten träumen lassen. Aber nur allzu begreiflich ist es, daß sie den wunderbar tiefen Gedanken, der sich so klar und vernehmlich darin ausspricht, nicht zu fassen und zu begreifen vermochten. Denn was wissen sie von dem Karneval des Lebens! Sie wagten sich nicht hinein aus Furcht vor dem Aschermittwoch. Das ist ihre Moral, — eine kluge, vorsichtige Moral. — — —

Der in seiner Liebe eigenwilligere, subjektivere Mann will das geliebte Weib nicht, wie sie, sondern wie er selbst ist. Er versucht sie nach sich zu modeln und umzuformen. Darum wird den erfahrenen, lebensklugen Mann nur dann ein junges Weib dauernd fesseln können, wenn sie vermöge ihrer geistigen Spannkraft den Mangel an praktischer Lebenserfahrung zu ersetzen versteht. Diese unnatürliche Unterdrückung der gesunden Naivetät aber führt nothwendigerweise zu dem entgegengesetzten Extrem. Die ihrem Lebenselement entrissene frohe Sinnlichkeit verschmachtet auf dem dürren Strande trockner Theorien. Und das wieder ernüchtert den Mann und weckt in ihm die Sehnsucht nach den fiebernden Wonneschauern unberührter Jungfräulichkeit. Sie aber fügt sich schweigend in das Unabänderliche. In müder Resignation verdämmert sie ihre einsamen Tage. Bis endlich der Mann vor sie hin-

*) J. G. Cotta, Stuttgart, Romanwelt Jahrg. III.

tritt, der sie erlöst mit der Zauberkraft seiner Jugend. Und diesem Manne allein gehört sie fortan mit Leib und Seele. So will es das Recht, das die Jugend verleiht. —

So ungefähr könnte man eine andere Idee der Novelle formuliren, die dem oben angedeuteten Gedanken vom Lebens-Aschermittwoch gewissermaßen als Sockel dient. In der Combination dieser beiden Ideen liegt die überaus fein tragikomische Pointe der Erzählung. Derselbe Glockenschlag, der ihm den anbrechenden Aschermittwoch verkündet, bedeutet für sie das Anfangszeichen des Carnevals. Während er sich, müde der wilden Jagd nach Abenteuern, mit höchst soliden Ehegedanken trägt, wirft sie sich jauchzend in die Arme ihres neuen Geliebten. Und diesem hält sie vor dem Einschlafen keinen gelehrten Vortrag über die Schopenhauer'sche Metaphysik der Geschlechtsliebe, wie sie das wohl früher einmal gethan hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Weit gefehlt wäre es, wollte man dem Schöpfer des „Katzensteg" den Vorwurf machen, er sei in seinem neuen Werke nicht er selbst geblieben. Da ist kein Zug, der nicht die Hand des Meisters verräth. Und doch ist es etwas Neues, Ueberraschendes, das er uns giebt, nicht nur stofflich, sondern auch in der Art und Weise der Behandlung. „Die indische Lilie" ist ein psychologisches Stimmungsbild. Zum ersten Male macht hier der Künstler fast ausschließlich von den zarten, weichen Farben Gebrauch, die sich in unvermuthet reicher Fülle auf seiner Palette. finden. So weht uns denn aus dem sanft abgetönten Bilde, das er uns giebt, der trübe Nachklang jener intimen Stimmung entgegen, die er selbst so treffend bezeichnet als „eine Stimmung von ahnendem Erbleichen und lächelndem Verwelken". —

Die Novelle ist ohne Zweifel das feinsinnigste Werk, das uns Sudermann bis jetzt geschenkt hat. Und das ist vielleicht ihr einziger Fehler.

Berlin. Otto Falckenberg.

Das Recht auf Durchfall.

Vernünftige Menſchen werden mir's ja weiter nicht nachtragen, daß ich ein Theaterſtück geſchrieben und, nachdem es mehrere Jahre im Pult geruht hat, endlich mich entſchloſſen habe, es aufführen zu laſſen. Aber es giebt der Vernünftigen ſo wenige und der Unvernünftigen ſo viele!

Indeß was die über mich denken, könnte mir gleichgiltig ſein. Leider giebt es auch Schriftſteller, Kollegen, die ebenfalls Stücke ſchreiben, oder — was noch bedenklicher iſt — ſolche in den Zeitungen beſprechen. Ich habe allen Grund, dieſe Kollegen zu haſſen. Niemals hätte ich geglaubt, daß ich eines Tages dahin kommen würde. Mein Lieben und mein Haſſen hatte bis jetzt ſich nie in den litterariſchen Regionen bewegt. Und nun ſind mir, dank der leidigen Thatſache, daß ich ein Stück verübt habe, meine Kollegen mit einem Male gründlich zuwider geworden.

Der Leſer findet das thöricht. Er vermißt den logiſchen Zuſammenhang der Dinge; er verſteht nicht, wieſo ich berechtigt ſein könnte, meine Kollegen zu haſſen, weil ich ſelbſt mich vergangen und ein Drama mir geleiſtet habe.

Von ſeinem einſeitigen Leſerſtandpunkt aus hat der Gute ja Recht. Aber auch ich habe Recht: von meinem einſeitigen Verfaſſerſtandpunkt aus.

Was haben mir die Herren Kollegen zugeſetzt, ſeit es ruchbar geworden, daß ich eines Theaterſtückes mich ſchuldig gemacht habe und die vermeſſene Abſicht hege, es am Sonntag, den 29. d. M., des Nachmittags um 3 Uhr, einmalig am National-Theater aufführen zu laſſen! Ich hätte gedacht, daß gerade durch mein beſcheidenes Vorgehen die böſen Zungen entwaffnet werden würden. Ein Mann, der im fernen Oſten Berlins an einem Sonntag Nachmittag ein Stück aufführen läßt, und zwar hauptſächlich deshalb, weil er ſich durch den Augenſchein davon überzeugen möchte, ob er überhaupt dramatiſches Talent hat oder nicht, ob er das, was ihm noch fehlt, erlernen kann, ob er der Hoffnung ſich hingeben darf, daß er ſpäter einmal im Stande ſein werde, ein auch nur halbwegs brauchbares Bühnenwerk zu dichten — ſolch ein beſcheidener Autor ſollte doch nicht zur Zielſcheibe von boshaften Sticheleien und Uzereien gemacht werden.

Doch das ist noch lange nicht das Schlimmste. Sticheleien und Foppereien gegenüber bin ich ja nicht ganz wehrlos. Weit schlimmer ist es, wenn sogenannte gute Freunde im Tone des Bedauerns mir Vorhaltungen darüber machen, daß ich im Begriffe stehe, mich öffentlich bloßzustellen. Der Herausgeber der „Kritik" dürfe keinen Durchfall auf dem Theater erleben, meinen sie, und indem sie dem Publizisten ihre Reverenz erweisen, glauben sie den Dramatiker, den sie noch gar nicht kennen, nach Herzenslust herabsetzen zu können.

Daß ich wirklich das Zeug zum Dramenschreiben habe, werde ich doch selbst nicht glauben, heißt es dann gewöhnlich. Dazu gehöre doch eine ganz andere Begabung als die meine. Wie diese Begabung beschaffen sein müsse, und was mir etwa dazu noch fehle, wird nicht gesagt, indeß gebe ich mich kaum einem Zweifel darüber hin, daß jeder der klugen Sprecher seine eigene Begabung für die dramatische Normalbegabung hält.

Ich habe unter den Berliner Schriftstellern einen ganz besonderen Freund, mit dem ich mancherlei Fahrten schon bestanden habe. Auch er erklärte sich bereit, mir eine eidesstattliche Versicherung darüber auszustellen, daß ich das Talent für das Theatralische und Dramatische nicht besitze. Er selbst habe sie ja, diese Begabung, auch sei er vor langen Jahren bereits mit großem Mißerfolg auf einer Provinzbühne aufgeführt worden. Er habe aber seither viel gelernt, und wenn er überhaupt vor andern Arbeiten einmal dazu kommen werde, ein Stück zu schreiben — na, dann werde man ja sehen, wo der geborene Dramatiker zu suchen, sei ....

Dieser latente Dramatiker war indeß höflich und zuvorkommend genug, mich nicht ausschließlich auf das Ausgedingerstübchen der Publizistik zu verweisen. Ich könne weit mehr noch, meinte er. Meine Veranlagung sei mehr auf das Epische gerichtet. Er glaube sogar: ich sei der Kerl, von dem Deutschland wieder einmal einen großen humoristischen Roman zu erwarten habe. Einstweilen gehe mein Talent noch in die Irre.

Kurz und gut — alle meine Kollegen, darunter sogar die, von denen ich annehme, daß sie es gut mit mir meinen, sind der festen Ueberzeugung, daß ich zum Dramatiker tauge, wie der Esel zum Lautenschlagen, und dennoch habe ich ein Stück geschrieben. Diese Thatsache ist nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen. Vielleicht gelingt es mir aber, sie zu erklären und „Alles verstehen" muß doch auch in meinem Fall „Alles verzeihen" heißen.

Bei Lichte besehen, bin ich ein Opfer unserer Rechtspflege. Durch sie erst bin ich auf dramaturgische Abwege gerathen.

Im Jahre 1892 hatte ich in Rummelsburg eine einmonatige Gefängnißstrafe wegen Beamtenbeleidigung zu verbüßen. Es war das eine himmlisch schöne Zeit, die ich da draußen verlebte. Ich war „Selbstbeschäftiger", konnte also thun und treiben, was ich wollte. Und der Sommertag hat nun einmal zwölf wohlgezählte Stunden. Da geräth der Mensch in seiner engen Zelle manchmal auf schlimme Gedanken. Mich begann zu dichtern. Alte Pläne, die ich längst ad acta gelegt hatte, fingen wieder an in meinem Kopfe herumzurumoren, und ehe ich mich dessen versah, war ein vieraktiges Schauspiel fertig.

Es war dasselbe Stück, welches der intelligente Leiter des National-Theaters, Herr Direktor Samst, diesen Sonntag dem Publikum vorzuführen gedenkt. Ob das Stück was taugt, weiß ich nicht. Die berufsmäßige Buchkritik hat es, als ich

die Rezensionsexemplare s. Zt. an die Presse versandte, außerordentlich günstig besprochen. Man hat mir Schmeicheleien gesagt, die ich, ohne heftig dabei zu erröthen, nicht wiedergeben könnte.

Indeß diese guten Leutchen haben das Stück doch wohl nur als Buchdrama betrachtet und über wirklich vorhandene technische Mängel sich leichtlich hinweggesetzt. Sie glaubten ihm einen gewissen literarischen Werth zuerkennen zu müssen und haben es daher mit einem rein litterarischen Maßstabe gemessen, der ja nicht gerade der Maßstab des Theaterkritikers sein mag.

Aber auch erfahrene Theaterleute haben mir einiges Schmeichelhafte über mein Werk gesagt. Herr Oberregisseur Max Grube vom Kgl. Schauspielhaus, den ich um ein privates Gutachten bat, mit dem Hinzufügen, ich verhehle mir keineswegs, daß mein Stück für das Schauspielhaus ganz ungeeignet sei, schrieb mir mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit einen ziemlich ausführlichen Brief, in dem er dem Opus große Vorzüge zuerkannte und mich zugleich auf seine technischen Fehler hinwies. Und Herr Oskar Blumenthal, der ebenso witzige wie erfolgreiche Leiter des Lessing-Theaters, schrieb mir einen ähnlichen Brief, in dem er sogar erklärte, daß ein Akt des Stückes ihn „ergriffen und erschüttert" habe. Darauf könnte ich mir Etwas einbilden, wenn ich Anlagen hätte zur Eitelkeit. Es giebt gewiß nicht viele Autoren, denen es gelungen ist, dem ewig heiteren, lebenslustigen Dr. Blumenthal ans Herz gegriffen zu haben.

Der Direktor des Lessing-Theaters wollte sein lachlustiges Publikum offenbar vor aufregenden Gemüthsbewegungen bewahren und glaubte, trotz seines liebenswürdigen Schreibens, mir das Stück gänzlich unbenützt zurückgeben zu müssen. Ebenso erging es mir mit einigen anderen Direktoren. Herr Eduard Mauthner in Barmen sprach sogar die feste Ueberzeugung aus, das Drama werde einen großen Erfolg haben — in Barmen aber könne er es wegen der etwas stark naturalistischen Vorgänge, die ihm zu Grunde lägen, nicht geben. Nur einer hatte sich entschlossen, den „Glücksdieb" aufzuführen —: Herr Direktor Felix Lipschütz, der ein so tragisches Ende fand, noch ehe er die Direktion des Berliner Theaters übernommen hatte. Dieser Mortimer starb mir wirklich sehr ungelegen ....

Nun also soll das Schauspiel doch endlich aufgeführt werden. Und nun sucht man mich allseitig vor den Gefahren zu warnen, die den Bühnendichter dräuend auf Schritt und Tritt umgeben. Man thut es im Ton und mit dem Minenspiel aufrichtigen Bedauerns. Ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß ich so viel gute und besorgte Freunde habe.

Dennoch aber konnte ich mich nicht entschließen, das Stück zurückzuziehen. Es giebt Naturen, die die Gefahr lieben und sie aufsuchen. Zu ihnen gehöre ich. Auch stehe ich prinzipiell auf dem Standpunkte, daß es zwei heilige Menschenrechte giebt, die der Bühnenschriftsteller sich unter keinen Umständen darf verkürzen lassen: — Das Recht auf Vorschuß und das Recht auf Durchfall. Das heißt das Recht auf eine ehrliche Probe, welche ja häufig den Durchfall zur Folge hat. Ob ein Theaterstück gut oder schlecht ist, darüber läßt sich vor der Aufführung herzlich wenig sagen. Selbst die gerissensten Theaterleute haben kaum ein zutreffendes Urtheil darüber, andernfalls würden gewiß nicht so viele schlechte Stücke aufgeführt werden.

Darum mögen die guten Freunde und getreuen Nachbarn mir weiter nicht grollen, wenn ich ihre freundlichen Rathschläge nicht befolge und mein Stück aufführen lasse. Der „Glücksdieb" mag ein schlechtes Drama sein — dann wird er durchfallen; aber ich will mich selbst davon überzeugen, daß er nichts taugt, dazu brauche ich eben die Aufführung.

Darum, meine Herren und Damen, wenn am Sonntag meine Arbeit Ihnen nicht gefällt, dann pfeifen Sie nach Herzenslust. Ich werde im Geiste mitten unter Ihnen sitzen und mitpfeifen. Und drei Tage später gedenke ich dann ein neues, besseres Stück anzufangen.

Karl Schneidt.

Litteratur.

Aus dem Verlage S. Fischer in Berlin ist soeben in ausgezeichneter Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Gagliardi ein Meisterwerk hervorgegangen: Gabriele d'Annunzio, „Der Unschuldige". Auf 428 Seiten bietet der zum ersten Male mit einem größeren Roman in Deutschland auftretende Verfasser ein Werk, das ihn in die vorderste Reihe der neueren internationalen Dichter stellt. Wer da glaubt, einen Roman in der wortüblichen Bedeutung mit dieser Arbeit zu ergreifen, der irrt sich, und unzweifelhaft werden deshalb neun Zehntel aller sogenannten Romanleser den „Unschuldigen" enttäuscht aus der Hand legen. Das übrige Zehntel aber, das — wenn ich nicht zu hoch schätze — das Werk zu Ende liest, wird mit mir der Ansicht sein, daß es keinen Roman gelesen, sondern eine wissenschaftliche psychologische und physiologische Analyse des erotischen Gefühlslebens des Mannes studirt hat. Herz und Seele — diese beiden in ihrer Lebensthätigkeit auf den physischen Organismus des Menschen bis heute wissenschaftlich auch nicht annähernd, geschweige denn mit absoluter Sicherheit zu bestimmenden Grundelemente des Charakters — treten uns in „Der Unschuldige" aufgedeckt entgegen, wie zwei vom Seziermesser des Chirurgen bloßgelegte Muskeln. Vielleicht ist es überhaupt nur einer, da sie beide nicht stofflich, sondern nur begrifflich zu fassen, also auch leicht zu identifiziren sind.

„Der Unschuldige" deckt uns das Seelenleben eines Mannes auf, der von glühender Sinnlichkeit erfaßt ist und unter dem Einfluß derselben Handlungen begeht, Gedanken faßt und in Stimmungen geräth, welche mit dem äußeren Menschen, als welchen wir ihn kennen lernen, nicht in Einklang zu bringen sind. Vierhundertachtundzwanzig Seiten entwickeln ausschließlich das Verhältniß zwischen ihm und seiner Gattin. Was er empfindet — seelisch genießt und leidet — und wie er empfindet, das ist in einer mikroskopischen Genauigkeit und mit einer überzeugenden Wahrheit detaillirt, so daß man dem Verfasser die volle Bewunderung nicht versagen kann. Wie oft wird der Leser in Einzelheiten dieser künstlerisch meisterhaften Schilderung sein eigenes geheimes Empfinden, Sehnen oder Denken aufgedeckt erschauen, klar, brutal klar bis zum Erschrecken vor sich selbst. Kaum ist mir ein zweiter Autor bekannt, der mit solcher Lebendigkeit, Sicherheit und Wahrheit psychologische und physiologische Ciselirarbeit verrichtet hat. Es ist mir unmöglich, die Schönheiten des Werkes gebührend zu betonen. Der äußere Hergang des fälschlich Roman benannten Kunstwerkes ist nebensächlich und einfach. Er gewinnt an Bedeutung nur durch die die Handlung begleitende Malerei des Seelenlebens seiner Helden, welche durch das Band der Ehe bereits verbunden sind — Tullio und Juliana. „Der Unschuldige" muß wie ein Erbauungsbuch gelesen werden. Man wird dann und wann gern wieder ein Kapitel aufschlagen.

Berlin. **Hans von Reinfels.**

Druck von H. S. Hermann in Berlin. — Für Redaktion und Verlag: Karl Schneidt in Berlin.

Illustr. Romanbibliothek:
NEU! Durch alle Lande NEU!
Jährlich 12 Bde. in Rococo-Originalleinband m. feinst. Illustr. u. Chromobildern geschmückt à 2 Mk. Zu haben in allen Buchhdlgn. u. bei B. Richter's Verlag in Chemnitz i/S.

Wer sich auf dies Inserat bei mir meldet, erhält gegen 40 Pfg. in Marken ein sehr interessantes **Buch gratis.**
Gustav Moldenhauer, Elbing
Brandenburger Strasse 16.

Photographische Vergrösserungen nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Greiz, Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

The Munson
Preis 360 Mark
Preisgekrönte amerikanische Schnell-Schreibmaschine
ist in Construction und ausführender Thätigkeit die höchste Errungenschaft auf diesem Gebiete.
The Munson Type Writer Co.
General-Vertrieb:
J. R. A. Boysen, Flensburg 6.,
Filialen:
C. Asmussen jr.,
Berlin SW. 61, Waterloo-Ufer 15,
F. C. Boysen,
Hamburg, Holzbr. g. Ecke Hopfenm. — Agenturen in allen grossen Städten. — Cataloge und Vorführung gratis.

Am 29. d. M., Nachmittags 3 Uhr, gelangt im **National-Theater** das vieraktige Schauspiel:

„Glücksdieb"

Von Karl Schneidt

einmalig zur Aufführung.

Logenplätze zu 2 Mk., sowie Sperrsitz- und Parkett-Plätze zu 1 Mk. sind im Vorverkauf gegen Einsendung des Betrages schon jetzt zu beziehen. Bestellungen wolle man richten an: **Karl Schneidt, Herausgeber der „Kritik", Berlin W. 30, Frankenstraße 8 I.**

Sensationelle Brochüre:

Dr. Fritz Friedmann.

Authentische Enthüllungen eines langjährigen Vertrauten.

Inhaltsangabe:

Genie und Verbrechen ● Ein Stündchen bei dem berühmten Vertheidiger ● Geld! Geld! Geld! ● Die angedrohte Ausstoßung aus dem Anwaltsstande ● Friedmann als Vertheidiger in Sachen Kotze ● Où est la femme? ● Der Zusammenbruch ● Die Flucht ● Die Verhaftung ● Epilog.

Mit Bildnis. Preis 50 Pf. pro Exemplar, Porto 5 Pfg.
Verlag von **C. Fritzsche, Hamburg.**

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

Celler Zwieback,

nur echt mit Schutzmarke „Victoria", wohlschmeckendstes Kaffeegebäck, bestes ärztl. empf. **Nährmittel für Kinder u. Kranke.** Monate lang haltbar. 10mal prämiirt. **Elegante, lackirte Blechkasten mit 200 Stück 3,60 M. franko gegen Nachnahme** überallhin. Ausführliche Prospekte und Muster gratis.

Victoria-Zwieback-Fabrik
Harry Trüller, Celle 6 i. H.

Haarausfall,

Schinnen, Schuppen, Sommersprossen, Blüthen, Finnen, Mitesser, Hautröthe ꝛc. beseitigt
J. Graie, Hydropath. Dresden-Bühlau I.

Eine praktische Patentdose mit Brutto 10 Pfd. **hochfeinster Delikateß-Senfgurken.**
Eine Kiste ca. **100 echter großer Harzkäse** je M. 3.50 mit Verpackung franco Nachnahme.
Gust. Mackenrodt, Quedlinburg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

**** Liebigbilder-Katalog ****

III. Auflage, Preis 80 Pfg., sowie vom Herausgeber
F. Dreser, Hamburg, Hermannstr. 9.

Thee aus erster Hand

zollfreier Versand nach dem Auslande.
Ausführliche Preislisten franco.
Garantie für Reinheit.
Heinr. W. Kalkner, Bremen A.

ANNA nas-RUM.

Feinster Theebeiguß!
●●● Unerreicht zu **Grog** und **Punsch!** ●●●
Absolute Reinheit **garantirt!**
2 Original Bast-Flaschen M. 6.— | franko inklusive
4 Liter Post-Faß „ 10.— | Nachnahme.
Tho Nissen, Flensburg 11.
Rum-Importeur.

Patente aller Länder ●●

besorgen und verwerthen
Capitaine & v. Hertling,
London W.C. 89 Chancery Lane. **Berlin N.W.** Luisenstr. 35.
Liège, 60 Rue de Mulhouse.

Tuch u. Buckskin,

Cheviot etc. liefert meterweise zu Herren-Anzug und Paletot direkt an Private (Muster frei)
Carl Haussig, Cottbus, N.-L.

Hirschgeweihe in grösster Auswahl

Rehgehörne bis 40 cm hoch, sowie ca. 60 andere Arten Geweihe, Stockgriffe, Knöpfe u. andere Hirschhornwaaren, Hirschgrandel liefert
Weiss & Bitterlich,
Ebersbach i. S. u. Georgswalde i. Böhmen.
Aufsetzen billigst und gut.

Alte Kupferstiche.

Kataloge gratis und franco durch
Hugo Helbing München. Christoffstraße 2.

Holländ. Tabak.

Ein exquisites [illegible] Milde u. fast nikotinfrei! Ein 10 Pfd. Beutel fco [illegible] M.
B. Becker in Seesen a. H.

Sensationell! **Sensationell!**

Isabella-Accord-Zither

von Jedermann ohne Musikkenntniß sofort spielbar, 6 Mannote, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rococo-Arbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, 2 Zitherringen, Notenhalter und 3 Notenheften je ca. 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur M. 12,50** incl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18—20 M.

Richard Kox, Musikwerke,
Duisburg a. Rh.

Naturheilanstalt Sommerstein

(Sanatorium) bei Saalfeld in Thür.

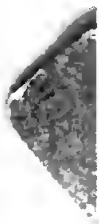
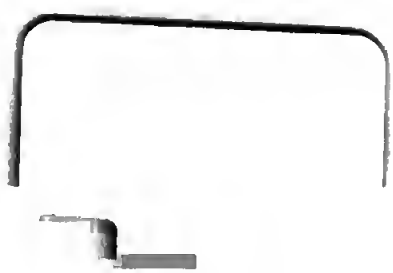
Die Anstalt ist besonders bei Untertribs-, Nerven- und Frauenleiden, namentlich bei Circulations-Störungen zu empfehlen. **Blut-Regenerationskuren** u. s. w. Erläuternde Prospect-Broschüre frei.
Die Kurleitung. **Ferd. Liskow.**

Verlag von A. Schupp
München, Türkenstr. 54.

Dschingis
Khan
mit
Telegraphen
von
Mannfred Herald Frei.
Preis 2 M. 50 Pf

Monatsblätter für häusliche Kunst.

Zeitschrift für die Liebhaberkünste.
Preis pro Halbjahr 7,50 Mk.
Ist allen Dilettanten sehr zu empfehlen.

Kanarienhänger!!

[illegible] schönst. u. mannigfaltigst. [illegible] tiefsten Flöten, Pfeifen ꝛc. [illegible] jeder Zeit u. überall hin, mit [illegible] Preise nur abhängig. Gesang[illegible] St. 30, 25, 20, 15, 12 u. 9 M. [illegible] vorh. od. Nachn. **Julius Häger,** [illegible] brensberg, Harz. Züchterei [illegible] 1900
Prämiirt mit ersten Ehren[illegible]